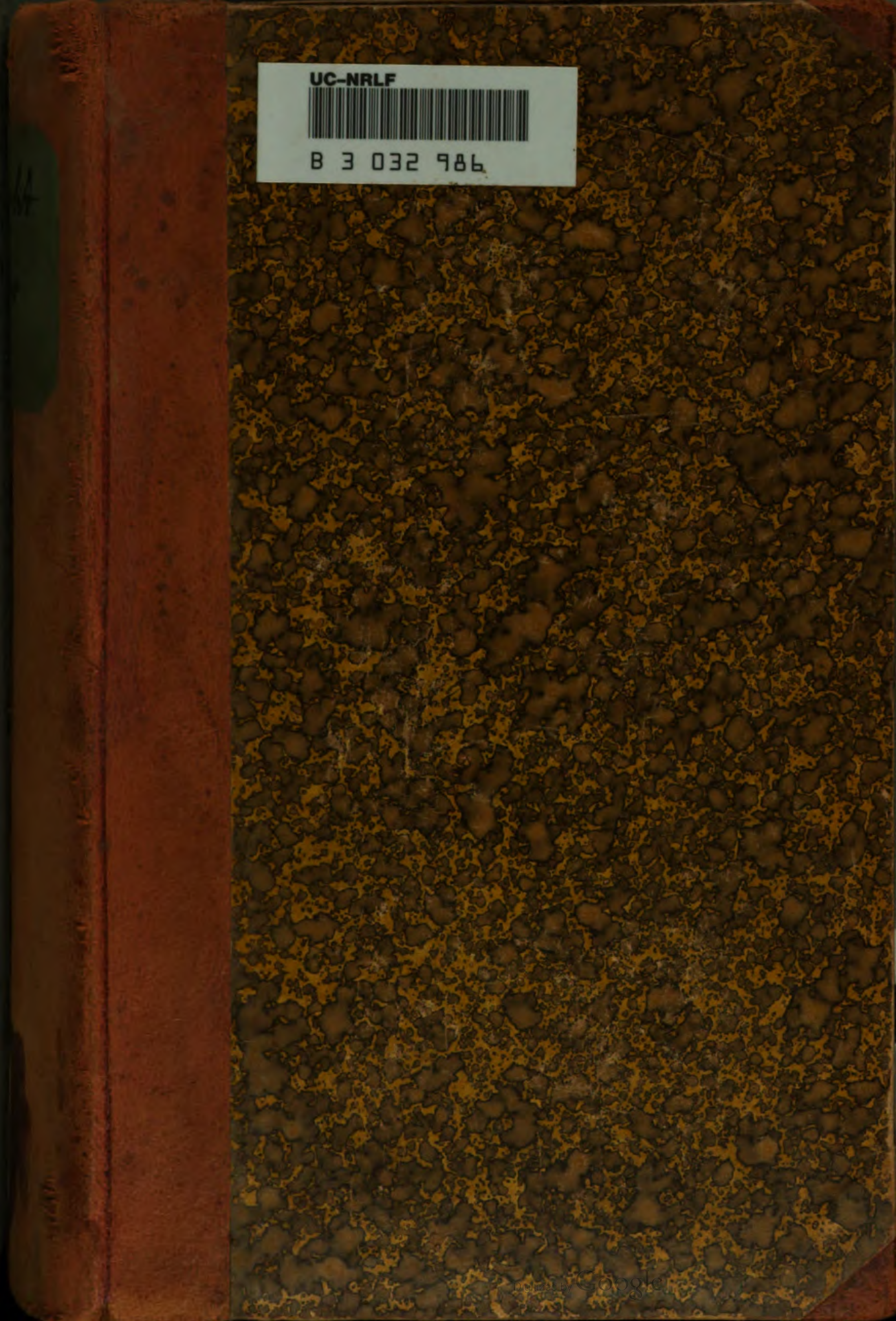
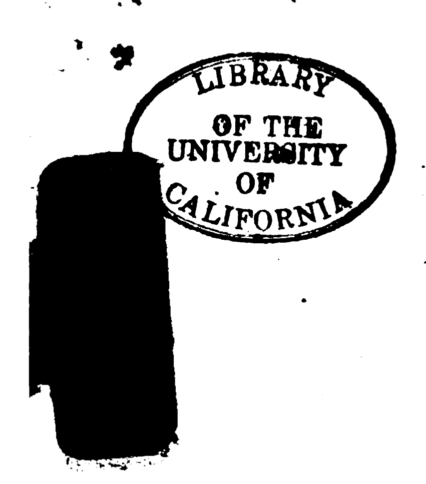

UC-NRLF
B 3 032 986


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1898

Zweiter Band.

Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertzweiundzwanzigster Band.



München 1898.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.



Seite

Seite

I.

Aus den Erinnerungen eines Welfen.

Wer in den Jahren 1880—1890 dem deutschen Reichstage als Mitglied angehörte, wird sich des Freiherrn Heinrich Langwerth von Simmern erinnern, eines schmächtigen, brünetten Herrn von mittlerer Größe. Der Freiherr durfte sich zu den fleißigeren Mitgliedern des Reichstags rechnen, war fast immer zur Stelle und zeigte den rührenden Opfermuth, sich die meisten Reden seiner Collegen anzuhören. In Haltung und Conversation zeigte er den feingebildeten Mann, aber seine Nervosität war der Annehmlichkeit, die seine Conversation gewähren konnte, etwas abträglich. Seine Sprache, die im Dialekt den Niedersachsen verräth, hat nichts von der niedersächsischen Bedächtigkeit und Ruhe; rasch stürzen die Worte, schnell fließen und wechseln die Gedanken. So steht das Bild meines ehemaligen Reichstagscollegen vor meiner Seele, während ich mich mit der Lektüre seines vor einigen Wochen erschienenen Buches 'Aus meinem Leben'[1]) beschäftige. Ein eigenartiges Buch, aber auch ein eigenartiger Mann, dessen politisches Auftreten man erst begreift, wenn man seinen Bildungsgang und seine geistige und politische Entwicklung kennt.

---

1) Aus meinem Leben. Erlebtes und Gedachtes. Von Heinrich Frhrn. Langwerth von Simmern. Berlin. Behr 1898. 2 Bde.

Die Familie Langwerth gehörte der rheinischen Ritterschaft an und ist vor 100 Jahren in hannöver'sche Dienste getreten. Noch besitzt sie in Eltville Häuser und Weinberge. Als Abkömmling der alten Reichsritter fühlt sich auch der am 15. November 1833 in Hannover geborene Freiherr Heinrich Langwerth. Diese Abkunft verrathe sich, glaubt er, in seiner Abneigung gegen alle Bureaukratie. ‚Ich sah als Anhänger Riehls wie als Epigone der alten Rheingauer Reichsritter in der Bureaukratie die eigentlich zu bekämpfende feindliche Macht' (I, 188). Seine Kinderjahre verlebte er in Eltville, wo sich mehrere Hauslehrer mit dem geweckten, aber schwer zu leitenden und zu unterrichtenden Knaben befaßten. Die Gymnasialstudien machte er in Rinteln und in Lüneburg. Der Schule genügte er mit Ach und Krach, dagegen beschäftigten ihn geschichtliche und germanistische Studien; er las Riehl, dessen Schriften einen nachhaltigen Eindruck auf ihn ausübten. Ein systematisches, pflichtmäßiges Arbeiten scheint er nicht gekannt zu haben. Und doch trägt das wesentlich zur Stählung des Charakters und zur Förderung der geistigen Entwicklung bei. „Daß ich nicht arbeiten gelernt", klagt er, „war ja eben der größte Mangel meiner Schülerjahre gewesen und ich habe es oft als das eigentliche Verhängniß meines Lebens beklagt". (I, 234).

Religiös blieb er unklar. Seine Mutter, welche aus Holstein stammte, gehörte dem Kreise der religiös angeregten Damen an, die unter dem Einflusse des Pastors Claus Harms standen. Sie ertheilte ihrem Sohne selbst den Religionsunterricht. „Es würde besser gewesen sein, wenn dem anders gewesen wäre. Denn gerade auf diesem Gebiete fühlte ich mich durch das in reiferen Jahren Gebotene übersättigt. Ebensowenig bot mir der Gottesdienst in der unirten Kirche des Rheingaues eigentliche Nahrung . . . Der Geistliche war ein durchaus wohldenkender Mann. Aber alles, was er sagte, kam mir unendlich flau vor. . . . Vielleicht

möchte man nun glauben, daß der Katholicismus des Rheingaues auf mich eingewirkt hätte. Aber auch das war nicht der Fall. Die protestantische Verneinung des Katholicismus hatte ich durchaus in mich aufgenommen. Selbst die Frohnleichnamsprocession, für die in unserem Hause ein Interesse herrschte, ließ mich ziemlich kühl, und für die schönen Kirchen im Rheingau und im nahen Mainz hatte ich noch kein Verständniß" (I, 13). Den zweifelsüchtigen Knaben konnte ein Religionsunterricht, wie er ihn in Rinteln genoß, auch nicht zur Klarheit bringen. Denn der Religionslehrer, dem sein Zögling ein dankbares Andenken bewahrt, huldigte, wiewohl er ein Schüler Vilmar's war, sonderbaren Ideen. „Jede göttliche Wahrheit" — so lehrte der Mann — „ist eben die Wurzel eines Baumes. Sie treibt einen Zweig am Baum, der aber nicht der Baum selbst ist. Wir dürfen uns keine Sekte als von diesem Baume ausgeschlossen denken. Denn auf völlige Unwahrheit kann ja gar keine Religion erbaut werden. Es muß uns genügen, wenn ein Mann nur bekennt, er wolle ein Christ sein. Denn wir sind alle einseitig. Wir müssen alle einseitig sein'. Daneben tritt der wunderliche Pädagog für die Wahrheit der alten Orakel, der deutschen Mythologie und der deutscheu Götter ein (I, 72. 73). Bei solchem Unterricht kann es nicht Wunder nehmen, daß Langwerth in religiösen Dingen immer unklar blieb. Das drückte ihn aber und die Zweifel beängstigten ihn. Statt nun seine Zuflucht zu Büchern zu nehmen, die sein zugestanden geringes religiöses Wissen bereichern konnten, tastet er unruhig herum und sucht Beruhigung. „Bei meinem Suchen und Fragen fielen mir damals (1861) Passavants Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen in die Hand. Mein Glaube an die Existenz der Seele wurde dadurch mächtig gestärkt. . . . Aber ich kam auf diesem Wege zu keiner Klarheit auf dem weiten Gebiete der religiösen Fragen. Auch meine Mutter vermochte mir dazu nicht zu verhelfen. Ich hatte mich in der geistigen Einsamkeit

der vorhergehenden Jahre oft nach ihr gesehnt und hoffte jetzt Befriedigung für mein religiöses Bedürfniß im Verkehr mit ihr zu finden. Ja, ich zwang mich jetzt zur religiösen Stellung meiner Kindheit. Eine wahre Befriedigung empfand ich aber begreiflicher Weise dabei nicht. Ich wollte orthodox sein, aber ich erfuhr den Unsegen, der stets darauf liegt, wenn man die Zweifel einfach zur Seite schiebt und vor einem ernstlichen Durchdenken der religiösen Fragen zurückbebt. Auch fehlte es mir auf diesem Gebiete erst recht an eingehenden Kenntnissen" (I, 235).

Ernstliche Versuche, sich solche solide Kenntnisse zu verschaffen, scheint er aber nicht gemacht zu haben; doch suchte er Belehrung und hoffte sie u. A. von Perthes zu erhalten, mit welchem er im Winter 1861/62 in Bonn in Verkehr stand. „Ich hatte gehofft, in religiöser Beziehung eine Anregung von ihm (Perthes) zu erhalten und fragte ihn, was ich lesen solle, um mich gegen die mancherlei Angriffe zu wappnen, gegen die man doch seine Ohren nicht verstopfen könne". „Lassen Sie sich zu Weihnachten ein Pfund Baumwolle von Ihrer Frau Gemahlin schenken, um damit Ihre Ohren zu verstopfen", entgegnete er. „Ich gestehe, daß diese Antwort sehr nachtheilig auf mich wirkte und daß ich sie lange nicht vergessen konnte" (I, 263). Aber man erfährt nicht, daß er neue Anstrengungen machte, in der apologetischen Literatur sich umzusehen. Später scheint er an der sog. neuern Theologie Geschmack gefunden zu haben. Dazu gab ihm der kirchlich liberale Pfarrer Hauri in Davos Dörfli den Anstoß (II, 87). Man kann diese Bekenntnisse nicht ohne Theilnahme lesen und nicht ohne das Gefühl der Genugthuung über die sicheren Wege und die klaren Ziele, welche die katholische Kirche jungen strebsamen Geistern in den religiösen Fragen zeigt.

Aber für die katholische Kirche vermochte der Freiherr niemals Sympathien zu gewinnen. Trotz seiner welfischen Gesinnung war er Ghibelline (I, 14. II, 8). Die Bedeutung,

welche der Culturkampf nicht bloß für die katholische Kirche, sondern auch für die Macht der religiösen Ideen gegenüber der Staatsomnipotenz hatte, vermag er nicht zu würdigen; ebensowenig versteht er die heutige katholische Kirche, sonst würde er von ihr nicht als ‚von einer halben Ruine' reden (II, 147). Wie es scheint hielt er die Katholiken für eigens construirte Leute, deren Gesicht auch den ‚specifisch katholischen' Ausdruck zeige (II, 126). Diese den Katholiken nicht geneigte Stimmung mag neben andern Erwägungen dazu beigetragen haben, daß er im Reichstage nicht Hospitant des Centrums wurde.

Um Ostern 1854 glückte es Langwerth in Lüneburg das Abiturienten-Examen zu bestehen. Froh, die Schulbank verlassen zu haben, zog er nach Heidelberg, wo er dem Corps der ‚Vandalen', das sich meistens aus Norddeutschland rekrutirte, beitrat. Dort lernte er auch Friedrich von Klinggräff kennen, dem er später ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Man kann sich einen für sein Corps begeisterteren Burschen kaum denken, wie Langwerth war. Schlagen und Trinken war zwar nicht seine Neigung — beides verbot ihm die schwächliche Gesundheit — um so lebhafter betheiligte er sich an allem, was geistige Anregung bot und zur Fortbildung diente. Sanguinisch, wie er angelegt war, träumte er von der politischen Bedeutung der ‚Vandalia' für die Zukunft Deutschlands und wollte den Traum auch noch nicht aufgeben, als er mit den alten Corpsbrüdern Bennigsen, Lucius und Maltzahn-Gültz im Reichstag zusammentraf. Diese hatten inzwischen ganz andere politische Wege eingeschlagen und mögen gelächelt haben, wenn Langwerth ihnen in politischen Wendungen demonstrirte, daß er in der ‚Vandalia' zu Heidelberg ‚die Bedeutung einer Corporation' kennen gelernt habe. Der Minister a. D. Lucius ernüchterte ihn indessen mit der Bemerkung, daß sie ‚in Heidelberg lustig gewesen seien und wacker gezecht hätten' (II, 132) — eine realistische Anschauung, die aber jedenfalls der Wahrheit

näher kommt, als die Idealisirung des Corpslebens durch Langwerth.

Nach Beendigung der juristischen Studien (1858), die in Göttingen erfolgte, trat Langwerth in die Praxis. Er fungirte als Auditor bei den Gerichten in Iburg und Harburg, trat dann aber in Osnabrück zur Verwaltung über. Was er über seine Beamtenlaufbahn erzählt, entbehrt der Komik nicht. Weder die Justiz noch die Verwaltung sagten ihm zu; er quittirte daher 1861 den Staatsdienst und beschloß sich fortan der Bewirthschaftung seiner Güter, geschichtlichen Studien, literarischen Arbeiten und der Politik zu widmen. Seine Bücher ‚Von 1806 bis 1866' (1872) und ‚Oesterreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution 1790—1797' (1880) bezeugen, daß er es mit seinen Studien ernst nahm.

Frhr. v. Langwerth war Großdeutscher und erfüllt von dem Wunsche, das österreichische Kaiserhaus in machtvoller Stellung an der Spitze des geeinten deutschen Reiches zu sehen. Er wünschte sogar für Oesterreich einen Nordseehafen in Ostfriesland etablirt zu sehen. Darum beklagt er schmerzlich die preußische Politik vom Jahre 1859 und die Schwächung Oesterreichs durch den italienischen Krieg. Ihm schwebte als Ideal ein starkes Reich vor, in welchem der niedersächsische Stamm unter der Führung des welfischen Königshauses seinen vollen Einfluß ebenso geltend machen könnte, wie die Bayern und die Schwaben. Dadurch allein wäre es zu ermöglichen gewesen — meint er —, der für die Entwicklung Deutschlands gefahrvollen Macht Preußens ein Gegengewicht zu bieten. Das Schwert und die Erfolge aber haben anders entschieden; Oesterreich ist aus Deutschland gewaltsam verdrängt und das alte Welfenhaus seiner Königskrone beraubt. Das deutsche Reich mit preußischer Spitze besteht seit 28 Jahren und Niemand in Deutschland — es sei denn ein politischer Tollhäusler — wird wünschen, daß es in Stücke gehe, daß die bestehenden Verhältnisse auf

dem Wege der Gewalt mit Eisen und Blut zertrümmert werden und daß aus den Trümmern eine andere Form des Reiches erstehe. Aber das schließt nicht aus, daß Tausende von wackeren deutschen Männern den Tag herbeisehnen, an welchem das Unrecht und die Gewaltthat von 1866 „in freiem Einverständnisse von Fürsten und Völkern gut gemacht wird. Ob er kommen wird? Wer weiß es?

Frhr. von Langwerth gehörte zu jenen Männern, die nicht laut und entschieden genug die Annexion Hannovers verurtheilen zu können meinten. Darum fühlte er sich nicht befriedigt durch die ritterschaftliche Erklärung vom 7. November 1866, sondern verlangte ein „offenes Bekenntniß zur Restauration", das aber auch in einer späteren Erklärung von 12 Mitgliedern der Ritterschaft nicht enthalten war (II, 1 ff). Der Freiherr betrachtete es von nun an als seine Aufgabe, die Politik der Restauration auf friedlichem Wege mit allen Kräften zu verfolgen. Sanguinisch und thatendurstig klingt, was er darüber sagt (II, 4): „Meine ganze Kraft wollte ich an diese Aufgabe wenden und Alles was ich sonst gewollt, trat dagegen in den Hintergrund. Ein Conservatismus, der von allem Verdachte der Servilität frei war und im Gegensatz zum Staat als solchen stand, war recht eigentlich, was ich begehrte; und ich hoffte, daß auf diesem Boden eine Versöhnung zwischen dem, was man conservativ und liberal nannte, möglich sein werde. Wie Friedrich Gentz erst im Gegensatz gegen Napoleon den Mittelpunkt bei seiner Thätigkeit gefunden, so, dachte ich, solle der Gegensatz gegen Bismarck meinen Bestrebungen den rechten Inhalt verleihen." „Die durch das Jahr 1866 geschlagenen Wunden fort und fort aufzureißen sei unsere Pflicht", schrieb ich einem Hannoveraner aus den mittleren Kreisen. „Von dem Herzogthum Nassau seh ich jetzt ab. Ich hatte die die Bildung des Herzogthums Nassau als eine unorganische gehalten. Da erschien mir Hannover doch als etwas ganz Anderes und ich pries mein Geschick, daß ich von dort aus

den Kampf gegen diejenigen Elemente aufnehmen könne, die ich von jeher als die feindlichen betrachtet hatte." Seinen ‚Legitimismus' bezeichnet er als historischen und politischen im Gegensatz zu jenem, der das regierende Fürstengeschlecht mehr in den Vordergrund stellt.

Gemäß seiner Auffassung mißbilligte Langwerth ebenso die schon 1867 erfolgte Betheiligung der Ritterschaften an den Wahlen zu dem Provinziallandtag, wie später die Betheiligung der Hannoveraner an den Wahlen zum Preußischen Landtag. Für ihn bestand die Annexion nicht zu Recht, darum konnte und durfte sich kein treuer Hannoveraner an Corporationen und an Akten betheiligen, welche die thatsächliche Rechtsbeständigkeit der Annexion zur Voraussetzung haben. Von diesem Gesichtspunkte aus mißbilligte er auch den Vermögensvertrag zwischen König Georg V. und Preußen, den Bismarck, wie bekannt, nicht gehalten hat, und nicht minder hielt er die späteren Anträge auf Aufhebung der Vermögensbeschlagnahme des Königs für verkehrt und unzulässig. Nach seinen Anschauungen sollten die Hannoveraner leben und handeln, als ob keine Annexion stattgefunden hätte. Daß mit solcher Taktik nicht durchzukommen war, mag dem phantastischen Politiker 1867 noch nicht eingeleuchtet haben, später aber vielleicht doch. Denn seine Politik hätte Land und Volk fast vertheidigungslos den Händen der Eroberer und deren nationalliberalen Gehilfen im Lande preisgegeben und bewirkt, daß die Anhänglichkeit an die alten Zustände durch die Mittel der Gewalt und List, durch Peitsche und Zuckerbrot rascher zerstört werden konnte. Wenn nun entgegen dieser radikalen Politik die Welfen sich bemühten in die Vertretungskörper zu gelangen, um dort für die Interessen des Volkes und für die Pflege treuer vaterländischer und dynastischer Gesinnung nach Kräften zu wirken, so war das zweifellos verdienstlicher und schwieriger, wie die bloße Protestation, die nur dann eine reale Bedeutung gewinnen

konnte, wenn politische Verwicklungen und Soldaten sie unterstützt hätten.

Frhr. von Langwerth trug sich freilich mit sanguinischen Erwartungen. Die Bildung der Welfenlegion verwarf er entschieden; seine Hoffnungen gingen aber auf Höheres. „Die Annexion Hannovers existirte für mich nicht. Der kurze Krieg von 1866 erschien mir wie der erste schlesische. Mit Bestimmtheit erwartete ich, daß ein zweiter und dritter folgen würden. An die Herabdrückung Preußens unter die Größe von 1866 dachte ich wahrlich nicht. Aber der status quo von damals war das Ziel, das ich im Auge hatte; in das konnten dann alle die Pläne aufgenommen werden, die mir für die äußere und innere Entwicklung unseres deutschen Vaterlandes vorschwebten“ (II, 18). Diese seine Pläne kamen in Form einer Denkschrift im Herbste 1867 durch die Hände des ihm in Eltville bekannt gewordenen Alfred von Vivenot auch zur Kenntniß Beust's, der aber, wie Langwerth selbst in persönlicher Unterredung mit Beust 1868 erfahren mußte, nicht einmal theoretisch darauf reagirte.

Langwerth war nämlich — wiewohl ihm diese Demonstration nicht sonderlich gefiel — im Frühjahr 1868 mit vielen Hannoveranern zur silbernen Hochzeit des Königspaares nach Hietzing gegangen und hatte sich den österreichischen Staatsmännern vorgestellt. In Biegeleben fand er eine ‚ernste, edle und zielbewußte Persönlichkeit‘, einen Mann, der den Beweis liefert, ‚daß die Wurzeln Oesterreichs nicht in Oesterreich, sondern im „Reich“ lagen.‘ Von Beust, den er noch heute für den befähigtsten Staatsmann nach Bismarck hält, war er aber gar nicht befriedigt. „Mir hielt Beust einen Vortrag über die das österreichische Kabinet genirende Politik des Hietzinger Hofes und beschwerte sich bei dieser Gelegenheit über den Grafen Platen, der die doch offenbar existirende Legion durchaus nur als eine ‚Emigration‘ gelten lassen wolle. Jede Politik der Rancune verwarf Beust. Diese sei ein ‚Verbrechen‘. Von meinem Promemoria

war bei ihm vollends keine Rede" (II, 22). Dem König Georg V. konnte Langwerth seine Anschauungen darlegen: „Ich setzte auseinander, wie meiner Ueberzeugung nach Alles darauf ankomme, daß der durch die Annexion geschaffene Zustand nicht als ein Rechtszustand betrachtet und daß dem von uns Ausdruck geliehen werde. Nicht darauf komme es an, daß im Jahre 1866 einmal ein Unrecht geschehen sei, sondern daß dieses Unrecht fort und fort geschehe. In dieser Beziehung fehle aber in weiten Kreisen unserer Nation die nöthige Klarheit" (II, 25).

Wie wenig Anklang Langwerth mit dieser seiner Politik fand, mußte er bald erfahren, als es sich um die Organisation der hannover'schen Opposition handelte. Eine im September 1868 in Hamburg abgehaltene Versammlung hatte wenigstens das Resultat der Einsetzung einer Commission, welche die ferneren Schritte vorbereiten und namentlich die Süddeutschen zur Mitarbeit heranziehen sollte. Langwerth versuchte sein Glück in Süddeutschland, aber erhielt Körbe sowohl vom Grafen Berlichingen wie von dem Herrn von Thüngen. „Erst jetzt begann ich zu ahnen" — klagt er — „wie verlassen wir Hannoveraner waren und wie es mit dem Großdeutschthum stand. Wie war es nur möglich, daß die Ideen, die um 1850 eine so große Zukunft versprachen und aus denen ich so lange Jahre Begeisterung geschöpft, so schwache Wurzeln in den Kreisen der Gebildeten Deutschlands hatten!" (II, 41). Nichtsdestoweniger wurde eine Versammlung nach Aschaffenburg zu Anfang Dezember 1868 berufen und für diese ein großdeutsches Programm mit Oesterreich ausgearbeitet, in welchem die Annexion verworfen, aber für die Restauration unter Ausschluß des Auslandes nur friedliche Mittel in Aussicht genommen wurden. Etwa ein Dutzend Herren trafen in Aschaffenburg ein, darunter auch Gervinus und ein Katholik, der an die Spitze des Programms das Bekenntniß zu christlichen Grundsätzen gesetzt wissen wollte. Es wurde viel geredet und gestritten,

man ging aber resultatlos und entmuthigt auseinander. Auch ein Versuch Langwerths, Windthorst für seine Pläne und Taktik zu gewinnen, mißglückte. Der kluge und weitsichtige Politiker warnte vor einer idealistischen Politik und trat natürlich für die von Langwerth verworfene Beschickung des preußischen Landtags ein (II, 50).

Hatte schon die Versammlung von Aschaffenburg die Schwäche der absterbenden großdeutschen Partei gezeigt, so begrub das Jahr 1870/71 jede Hoffnung auf deren Wiedererstarkung. Die glänzenden Siege in Frankreich und die Gründung des deutschen Reiches waren Großthaten, die ihre Wirkung auch in Hannover nicht verfehlten. Sanguinische Politiker hatten gehofft, daß die süddeutschen Fürsten ihren Eintritt in das Reich von der Restauration der 1866 gestürzten Fürstenhäuser abhängig machen würden; sie wurden aber rasch enttäuscht, und auf Oesterreich konnte man nach 1870 noch weniger rechnen als vorher. Wenn trotzdem die Hannoveraner von der Richtung der ‚Hessischen Blätter‘ immer noch die Parole ‚Kein Deutschland ohne Oesterreich‘ hochhielten, so geschah das aus Parteitreue und aus Anhänglichkeit an die Tradition. Man mußte sich aber sagen, daß man damit praktische Politik nicht treiben konnte. Auch Langwerth trennte sich von den großdeutschen Träumen. „Ich habe wahrlich Oesterreich immer geliebt“, — erklärte er in einer Wahlrede 1873 — „und rechne es heute noch zu Deutschland. Möglich, daß Gott Oesterreich und das übrige Deutschland auf unbekannten Wegen doch noch wieder einmal vereinigt. Und wer würde das mit aufrichtigerer Freude begrüßen als ich? Oesterreich hat aber feierlich die jetzigen Verhältnisse anerkannt und auf sein Recht verzichtet. Es kann nicht unser Beruf sein, dem Gedanken der Zusammengehörigkeit mit Oesterreich treuer zu sein als dieses selbst (II, 105).“ In Consequenz dieser neugewonnenen Anschauung verhielt er sich in einer durch Constantin Frantz veranlaßten Versammlung föderalistischer deutscher und österreichischer Politiker zu Prag

(1875) ablehnend gegen eine Agitation in Sachen der deutsch-österreichischen Frage (II, 110). In Bezug auf Hannover blieb er jedoch seinen Ueberzeugungen treu und erklärte sich darum 1876 öffentlich gegen den Beschluß des Provinziallandtags zu Gunsten der Herausgabe des ‚Welfenfonds'. Dabei griff er auch den Vermögensvertrag von 1867 an. Windthorst huldigte darin einer anderen — und ich glaube — klügeren Taktik (II, 112). Er begrüßte diesen wesentlich durch Bennigsen zu Stande gekommenen Beschluß, wie er denn auch nach dem Tode des Königs Georg V. die Auszahlung des Witthums an die Königin Marie von Hannover vermittelte. Das war ja der äußere Anlaß, der den Führer des Centrums zum ersten Male in das Haus des Fürsten Bismarck brachte. Seine Vermittlung war erfolgreich; die Königin wußte ihm Dank dafür, aber die Hannoveraner von der Richtung Langwerths und der „Hessischen Blätter" haben ihn darum scharf angegriffen, wie denn Windthorst trotz aller Opfer, die er der hannöverschen Sache gebracht, von der hannöverschen Partei zuweilen übel bedankt wurde. Wie oft hat er über die Leute geklagt, die in starrer und eigensinniger Principienreiterei der hannöverschen Sache und Dynastie nur Schaden und Verlegenheiten bereiten. Windthorst soll auch die Mitschuld getragen haben, daß nach dem Tode Königs Georg V. die Neigung am Hofe des Herzogs von Cumberland bestand, mit Rücksicht auf den Braunschweigischen Thron das deutsche Reich ohne Wiederholung der Ansprüche auf Hannover anzuerkennen. Ob diese Neigung wirklich bestanden hat, ist auch durch Langwerths Mittheilungen nicht erwiesen und erscheint sehr fraglich. Aber in Hannover erregte man sich gewaltig; in der Niedersächsischen Zeitung erschien ein scharfer Artikel, der „auch einen Angriff auf den Pater Bonafides d. h. auf Windthorst" enthielt (III, 116).

Im Jahre 1880 trat Langwerth an Stelle des trefflichen, im Reichstage hoch angesehenen früheren Landdrosts Nieper in den Reichstag. Während bisher die Deutsch-

Hannoveraner stets Hospitanten des Centrums waren, entschloß sich Langwerth, in dieses Hospitantenverhältniß nicht einzutreten. „Da das Hospitantenverhältniß der deutsch-hannover'schen Abgeordneten" — bemerkt er — „niemals recht populär in Hannover gewesen war, so erhielt ich jetzt Zuschriften aus meinem Wahlkreise, die es mir nahe legten, in dieses Verhältniß nicht einzutreten. Noch mehr drängte aber hierzu ein nicht im Wahlkreise wohnender Freund, der als protestantischer Orthodoxer stets gegen die Verbindung mit dem Centrum gewesen war. Ich beschloß den Schritt zu wagen, weil auch hierin eine That zu liegen schien und weil ich mir meine Selbständigkeit durch ein Fernbleiben vom Centrum sicherte. Auch war die Stimmung der Art, daß ich mir dadurch in Deutschland eine gewisse Popularität erwerben mußte. . . . Vom Centrum hatte ich mir natürlich nichts Gutes zu versehen . . . In der hannover'schen Partei urtheilte man verschieden. Die Einen freuten sich darüber, daß Windthorst und das Centrum etwas abgekriegt hätten; die Andern meinten, das sei denn doch nicht die richtige Weise des Auftretens für einen eben Gewählten . . ." (II, 119, 120). Man sieht, daß Langwerth sein Fernbleiben vom Centrum als eine besondere Leistung betrachtet, wie er denn überhaupt zu dem Glauben neigt, daß alle Welt seiner Person eine große politische Bedeutung beilegte. Meinte er doch sogar zuerst, daß der wackere hannover'sche Abgeordnete Pfafferot aus Hannover den Auftrag — wohl vom Centrum — hatte, ihn zu beobachten! (II, 125). Das Centrum selbst aber faßte sein Fernbleiben sehr gleichmüthig auf; vielleicht war Windthorst der Einzige, dem es nicht recht war, daß ein Deutsch-Hannoveraner einen andern Weg ging, als die Andern; der Fraktion im Ganzen konnte das ziemlich gleichgiltig sein. Langwerth hat ja auch erfahren, daß man sich weder um seine Liebe bewarb, noch ihm grollte. Muß er doch selbst bekennen, „daß man nirgends einen angenehmeren Verkehr finden wird, als bei den Herren vom Centrum"

(II, 153). Auch sonst machte seine ‚That‘ keinen Eindruck; Bennigsen erklärte ihm, „daß ihm sein Fernbleiben vom Centrum gleichgiltig sei“ (II, 174). Unter den Deutsch-Hannoveranern glückte es ihm auch nicht Schule zu machen (II, 168); kurz die große ‚That‘ schrumpft, genau besehen, zu einer harmlosen persönlichen Liebhaberei zusammen, die ihm damals wie heut kaum Jemand übel nimmt. Ruhigeres Nachdenken und sorgfältigeres Beobachten hätten ihn lehren können, daß das kleine Häuflein der Welfen aus der halben Ehe mit dem Centrum ungleich größeren Nutzen zog, als das letztere. Wenn daher seine hannoverschen Gesinnungsgenossen seinem Beispiel nicht folgten, so zeigten sie sich klüger berathen, als der Separatist.

Wie wenig der Frhr. von Langwerth im Stande war, politische Verhältnisse, Parteien und Personen ruhig und ohne Illusionen zu beurtheilen, verräth er auf Dutzenden von Seiten seines Buches. Das Centrum hatte 1879 den Zolltarif bewilligt, nicht im Gefolge Bismarcks. Denn lange bevor der Fürst seine zollpolitischen Erleuchtungen erhielt, hatte das Centrum eine maßvolle Schutzzollpolitik wiederholt warm empfohlen. Es war also ganz unmotivirt, darum das Centrum als halbe Regierungspartei zu bezeichnen. Die achtziger Jahre haben noch manchen harten Strauß mit Bismarck gebracht. Im Uebrigen muß sich jeder politisch denkende Mann sagen daß das Centrum niemals Regierungspartei werden kann, ohne sich selbst aufzugeben. Es können wohl Verhältnisse eintreten, unter welchen das Centrum die Regierung in ihren Plänen williger und stärker unterstützt, als es wünschenswerth zu sein scheint, und dem Gerechtigkeitssinn der Regierungen mehr zutraut, als die trüben Erfahrungen der Vergangenheit gestatten, aber zu einer Regierungspartei kann es niemals herabsinken. Es würde schlecht und recht vom Volke verlassen werden.

Ebenso thöricht waren die Hoffnungen des Freiherrn auf ein Zerfallen des Centrums und eine Secession des sog.

linken Flügels. Da ist der kurzsichtige Politiker lediglich das Opfer der kindischen Behauptungen der liberalen und conservativen Presse geworden. Was seit dem Jahre 1879 über den sog. linken Flügel des Centrums phantasirt worden ist, übersteigt jedes Maß journalistischer Entenzüchterei. Frhr. von Langwerth scheint seine Hoffnungen aus der Tafelrunde des „Rheinischen Hofes", wo eine Anzahl rheinischer Centrumsabgeordneten verkehrten, geschöpft zu haben (II, 154). Aber die vortrefflichen und liebenswürdigen Collegen jener Runde würden auf das lebhafteste gegen eine solche Insinuation protestiren. Daß es in einer Fraktion von über hundert Männern Meinungsverschiedenheiten gab und gibt, ist nur natürlich. Der eine ist conservativ, der andere liberal — im guten Sinne — veranlagt und erzogen. Stand, Beruf, Erziehung, Umgebung, beeinflussen die politischen Neigungen; aber geschlossene politische Coterien innerhalb der Fraktion hat es zur Zeit des Frhrn. von Langwerth im Centrum nicht gegeben und wird es hoffentlich nie geben. Derselbe gesteht denn auch zu: „Ich habe erst später eingesehen, daß meine Hoffnung eine irrige und daß an ein Zerfallen des Centrums nicht zu denken war, weil eben hinter dem Centrum die katholische Kirche stand" (II, 154). Wenn hier der Wunsch ihn irreführte, so verleitet ihn seine theoretische Rechthaberei zu einer schiefen Beurtheilung Windthorsts.

Das Bild, welches Frhr. von Langwerth von dem großen und unvergeßlichen Centrumsführer entwirft, ist in vielen Zügen verzeichnet; aber es ist nicht ohne Interesse, zu hören, wie ein Welfe von der Richtung des Freiherrn den treuesten und hingebendsten Anhänger seines angestammten Königshauses schildert. Man müsse, um Windthorst zu verstehen, meint er, von seiner Osnabrück'schen Abkunft ausgehen und die Osnabrücker Stüve und Scheele mit ins Auge fassen. „In allen Dreien lebten die alten Möser'schen Traditionen und alle Dreie waren Altliberale. In Windthorst kam eine

dritte Spezies hinzu: er zeigte das Möser'sche Element im katholischen Gewande. Aber Windthorst war von allen Dreien derjenige, der das osnabrückische und westfälische Wesen seiner Heimath und seiner Persönlichkeit am meisten darstellte. . . Windthorst's Vater war Rentmeister auf einem Gute des Grafen Droste. . . . Das Leben der Rentmeisterfamilie wird sich nicht allzuwesentlich von der einer wohlhabenden Bauernfamilie der dortigen Gegend unterschieden haben. Windthorst's Aussehen entsprach diesem Ursprung. Daß er nicht schön war, ist auch bekannt . . Sah man aber genau zu, so war Windthorst's Gesicht ein Bauerngesicht. Der große eckige Kopf und die breiten, etwas platten Züge mit der ursprünglich sehr gesunden Gesichtsfarbe paßten durchaus zu einem westfälischen Bauern. Auch der humoristische Zug und der nicht gerade kleine Mund, um den derselbe spielte, paßten trefflich dazu. Der Leser möge aber ja nicht glauben, daß ich mit der Hervorhebung dieser Bauernart etwas Nachtheiliges über Windthorst sagen will. Ganz im Gegentheil: diese osnabrückisch-westfälische Bauernart, der gesunde Instinkt, der derbe Mutterwitz, den er aus der Heimat Möser's mitbrachte, waren Windthorst's Stärke. Hierin lag das Erfrischende und Bedeutende seines Wesens und nicht zum geringen Theile die Erklärung seiner Erfolge. Wenn man den älteren Cato einen römischen Bauern nannte, so war Windthorst — trotz aller sonstigen Verschiedenheit — gewiß ein Osnabrücker Bauer".

Daraus will Frhr. von Langwerth Windthorst's principielle Feindschaft gegen die Socialdemokratie und Windthorst's Katholicismus herleiten! Um Gegner der Socialdemokratie braucht man aber nicht gerade ein Abkömmling von Bauern zu sein, und wie der Katholicismus Windthorst's mit dieser seiner angeblichen Bauernnatur zusammenhängen soll, wird wohl auch kaum dem Frhrn. von Langwerth klar sein. Aber er construirt sich seine Idee nicht ungeschickt: „Die Religion war ihm im Sinne Riehl's ein Theil der

Sitte des Hauses gewesen. Er hing mit gleicher Treue an ihr, wie an den übrigen Traditionen seiner Kindheit. Weil sie aber die höchsten Dinge betraf, so mußte dieses religiöse Element stärker sein, als die anderen Bestandtheile seiner Traditionen und diese allmählig in den Hintergrund drängen. In theoretischer Beziehung war auch Windthorst nichts weniger als ein schroffer Katholik. Er war z. B. so gut wie die Gebrüder Reichensperger ein Gegner der Unfehlbarkeitserklärung und es soll aus diesen Kreisen um 1869 ein Promemoria nach Rom abgegangen sein, das davon abrieth. Auch auf religiösem Gebiete betonte Windthorst, daß man nicht mit dem Kopfe durch die Wand rennen könne.... Was ihn erwärmte, war meiner Ueberzeugung nach nicht das katholische Dogma, sondern die katholische Kirche: die Großartigkeit, die ihr Gefüge auch heute noch als halbe Ruine zeigt, der conservative Halt, den sie gerade in ihre Selbständigkeit vom Staate darbietet" (II, 145—147).

So anerkennenswerth es ist, daß Frhr. von Langwerth sich jener platten Redensarten enthält, in welchen Windthorst's Katholicismus lediglich zum ‚politischen' und zu einer für politische Zwecke zur Schau getragenen Ueberzeugung herabgewürdigt wird, so muß doch auch gegen die Langwerth'sche Auffassung Protest erhoben werden. Windthorst war ein glaubens- und kirchentreuer Katholik, der eine tiefinnere Ueberzeugung von der göttlichen Wahrheit der katholischen Lehre hegte und derselben, wo immer sich Gelegenheit bot — und wie oft war das! — muthig und energisch Ausdruck lieh. Nicht die ‚Großartigkeit' des ‚Gefüges' der ‚halben Ruine' — wie der geschmackvolle Ausdruck Langwerths lautet — hat es ihm angethan und hat ihm die Kraft und die Begeisterung eingeflößt, in beispielloser Aufopferung seiner Person den gewaltigsten Geisteskampf der Neuzeit zu leiten und zu kämpfen, sondern der lebendige Glaube an die Wahrheiten der Kirche und an die Göttlichkeit und Sieghaftigkeit ihrer Grundsätze. Gegen Katholiken intolerant, schroff und un-

gerecht zu sein, ist ein odioses Privilegium bündlerischer Protestanten und mancher Regierungen, der Katholik lernt aber im Katechismus schon, daß man den Irrthum vom Irrenden unterscheiden müsse. Das übte denn auch Windthorst, ohne im Geringsten seiner religiösen Ueberzeugung etwas zu vergeben. Auch die Adresse von 1869 kann keinen Schatten auf Windthorsts treukirchliche Ueberzeugung werfen; was er mit anderen katholischen Männern damals gethan, widersprach weder dem Glauben noch der kirchlichen Disciplin. Ich glaube nicht, daß Windthorst sich mit dem Frhrn. von Langwerth in religiöse Gespräche eingelassen hat; wer sich aber je mit dem verehrten Manne vertraulich über religiöse Dinge unterhalten durfte, wird nicht ohne Rührung wahrgenommen haben, welch' wahrhaft kindlich und einfach frommer Sinn und welch' treue und innige Anhänglichkeit an die Kirche und deren Lehre in seinem Herzen wohnten. Das war kein ‚politischer Katholicismus', sondern ein Katholicismus, den Gottes Gnade gepflanzt und den die Stürme des Lebens gekräftigt und unbezwinglich machten.

Nach Langwerth'scher Auffassung gehörte Windthorst „nicht zu den Osnabrückern, die eine wirkliche Wärme für das Land Hannover besitzen". „Er hatte immer zunächst die Sorge für die Dynastie im Auge und es liegt auf der Hand, daß dies zu einem anderen Resultate führen mußte, als wenn man, wie ich, von dem Gedanken eines selbständig entwickelten und von eigenen historischen Traditionen getragenen niedersächsischen Kernlandes ausging." Was Frhr. von Langwerth mit dieser seiner Idee der von ihm vertretenen Sache geleistet hat, wird er wohl selbst nicht mit den Verdiensten vergleichen wollen, die sich Windthorst um die hannöversche Dynastie und um das Land Hannover erworben hat. Windthorst war ein kluger, praktischer Politiker, Frhr. von Langwerth aber ein Idealist mit einem mächtigen großen Steckenpferd das er bis zur Ermüdung tummelt und herumhetzt Das ist in kurzen Worten die tiefgehende Differenz zwischen beiden

in der welfischen Frage. „Windthorst hat mir einst gesagt, es gebe nur zwei Wege für uns Hannoveraner. Man müsse entweder protestiren und jeder weiteren Einflußnahme auf die Verhandlungen entsagen, oder man müsse es lediglich auf die Einflußnahme absehen. Das Eine war der Weg Ewald's gewesen; das Andere war der Weg Windthorst's. Das was ich wollte, war ein Drittes ... Mein Ausgangspunkt war der Restaurationsgedanke und zwar in der von mir stets betonten Fassung, die den Protest gegen die Rechtsbeständigkeit der Annexion einschloß. Daß man ziemlich allgemein über die dauernde Vernichtung Hannovers einig war, wußte ich wohl. Daß unsere Wiederherstellung erst in einer fernen Zukunft praktisch werden könnte, war mir ebensowenig zweifelhaft. Von einer allgemeinen Rückkehr zu dem Rechtsprincipe erwartete ich sie nicht. Wohl aber lag für uns eine Chance darin, wenn wir die Wiederherstellung Hannovers unter steter Festhaltung unseres Rechtsstandpunktes vom deutschen Gesichtspunkte aus reklamirten" (II, 129, 130). Dieser Gesichtspunkt soll die Nothwendigkeit eines norddeutschen Mittelstaates zeigen — ein Gedanke, der an sich richtig ist, dessen Verwirklichung aber dieselben Schwierigkeiten entgegenstehen, wie der viel klareren und runderen Forderung der Restauration des welfischen Hauses. Langwerth's Ideen von einem niedersächsischen Staate, der ein Gegengewicht gegen die undeutschen ostelbischen Einflüsse sein sollte, sind gewiß recht schön. Wenn **tabula rasa** wäre und man Deutschland neu construiren müßte, wäre eine solche Gestaltung gewiß zu erwägen. Aber die Thatsachen liegen eben anders, und es war und ist nicht abzusehen, was eine Agitation bezwecken sollte, die von theoretischen Betrachtungen und unerfüllbaren Wünschen ausging. Dem treuen Hannoveraner war und ist die Hauptsache seine D y n a s t i e und jede Agitation mußte, wenn sie Erfolge haben wollte, die d y n a s t i s c h e Frage in den Vordergrund stellen. Langwerth hat auch erfahren, wie übel man es ihm vermerkte, daß er die Dynastie erst in zweite Reihe stellte

und überdies noch begründen zu müssen glaubte, daß er von der Dynastie rede (II, 251).

Man wird begreifen, daß der weitsichtige und kluge Windthorst sich mit einer solchen Taktik nicht einverstanden erklären konnte. Und was hat schließlich Frhr. von Langwerth für seine Spezial-Ideen geleistet? Das Einzige war ein ziemlich matter Protest, den er am 20. Januar 1882 in der Hamburger Zolldebatte wagte: „Wir Hannoveraner sind Nachbarn von Hamburg; wir haben aus den mannigfachen Erklärungen immer das Eine herausgehört: die deutschen Zustände seien noch nicht fertig. Wir glauben, daß man über kurz oder lang auch unserem Heimathsland wird gerecht werden müssen und deshalb werden wir unseren Rechtsanspruch auf Selbständigkeit niemals aufgeben; und für unsere Selbständigkeit brauchen wir ein selbständiges Hamburg neben uns (II, 166)." Frhr. von Langwerth that sich darauf außerordentlich viel zu Gute; im Reichstage aber und in der großen politischen Diskussion außerhalb desselben blieb die ‚That' eindruckslos und verschwand unter dem Lärm der Hamburger Zollfrage.

Frhr. von Langwerth vermochte in seinen phantastischen Neigungen die ruhige, erwägende, kritisch veranlagte Natur Windthorst's nicht zu begreifen. Darum wird er ungerecht gegen ihn. Ich lasse einige seiner schiefen Aeußerungen folgen:

„Windthorst besaß manche Kenntnisse. Dennoch ist mir seine Ausbildung nie als ganz genügend erschienen, wie sich das schon daraus erklärt, daß der aus kleinen Verhältnissen stammende Mann schon so frühe in das thätige Leben herangezogen wurde. Auch seine Bildung war eine zu einseitig juristische. Mit seiner einseitigen Ausbildung hing es doch wieder zusammen, daß er so äußerst selten mit einem positiven Gedanken hervortrat. Klug war Windthorst gewiß in ungewöhnlichem Maße, ein Parlamentarier und selbst ein Diplomat von seltener Begabung. Sein Horizont war ein außerordentlich weiter; ich habe dies bei hervorragenden Katholiken in Folge

der internationalen Stellung ihrer Kirche meistens gefunden, und die ganze Carriere Windthorst's einschließlich der Reisen, die er als Sachwalter der einen Bentink'schen Linie gemacht, hatten ebenfalls dazu beigetragen. Auch viel Geist mischte sich in das Gewebe seiner Gedanken und er war trotz der Eitelkeit, die ihm wie so vielen Parlamentariern eigen, und trotz dessen, was man wohl seinen Leichtsinn genannt hat, — bonae voluntatis. Andern zu nützen machte ihm wahre Freude. In einem hohen Grade zeichnete ihn die Treue aus und er blieb stets dankbar für Dienste, die man ihm erwiesen hatte. Aber ein großer Mann war er nicht. Es lag in seinem Auge auch eher etwas Kaltes als das Feuer eines Genies vor." „Unsere Ausgangspunkte waren nicht so gar verschieden. Aber darüber hatte sich bei Windthorst gar Manches hingelagert. Er war ganz unfähig, ein System in großen allgemein verständlichen Zügen zu entwickeln, wie ich dies doch für den einzig möglichen Weg zur Rettung hielt. Er blieb doch schließlich der Praktiker, der von der Hand in den Mund lebte, der sich an den kleinen Erfolgen freute und mit diesen schließlich vorlieb nahm. Mich mußte er für einen ‚Idealisten' und ‚Weltverbesserer' halten. Auch der Kirchenvereinigung gegenüber zeigte er sich, wenn ich einmal davon sprach, skeptisch und kühl ... Am schwersten zu ertragen war es für mich, daß er der Hoffnung stets die negative Kritik entgegensetzte. (II, 149 ff.)

Mit dem letzten Satze verräth Frhr. von Langwerth, daß seine eigene Naturanlage ihn unfähig macht, die Politik wie den Charakter Windthorst's zu begreifen. Die klare Auffassung und seine Distinktionsgabe, die Windthorst eigen waren, werden in den Augen des ‚Idealisten' zu einem Ausfluß seiner beschränkten, nur juristischen Ausbildung; die Nüchternheit und Klarheit in den Gedanken eine Folge der ‚kleinen Verhältnisse', in welchen er aufgewachsen war, und die ihn dem kühnen Gedankenfluge des Abkömmlings alter Reichsritter nicht nachkommen ließen. ‚Unfähig" war Windthorst allerdings, nebelhaften Phantasien zu folgen und schlechterdings nicht dazu zu bringen, darauf seine politische

Taktik zu gründen. Was aber dazu gehört, um einen hervorragenden Mann einen ‚großen Mann‘ zu nennen, darüber werden sich die Historiker schwer einigen können. Es wäre darum bescheidener und gerechter gewesen, wenn Frhr. von Langwerth den Satz: ‚Aber ein großer Mann war er nicht‘ unterdrückt hätte. Was Windthorst geleistet und erreicht hat, geht doch wahrhaftig über Tageserfolge weit hinaus und bleibt in der Geschichte Deutschlands und in der Geschichte der katholischen Kirche unvergessen. Andere mögen kraft ihrer Stellung und unter Benützung der in ihre Hände gelegten gewaltigen materiellen Macht große Erfolge aufweisen können, die Lebensarbeit Windthorst's wiegt sie aber an moralischem Werthe und an idealer Bedeutung sicherlich auf. Verspottet, verdächtigt und gemißhandelt, hat eine parlamentarische Minorität unter seiner klugen und weitsichtigen Führung nach harten Kämpfen eine Bedeutung im deutschen Reiche erlangt, die vorher keiner erhofft, und die von den Feinden ernstlich nicht gefürchtet ward. Unter Windthorst's Führung ist der Katholicismus erst so recht parlamentsfähig geworden. Das Verdienst dafür ist der ganzen Partei zuzuschreiben, Männern wie Mallinckrodt, den Reichenspergern, Schorlemer u. A, aber neidlos wird Jedermann den Hauptheil dem großen Führer zugestehen. Was aber das Centrum für die religiösen Fragen, für die Sicherung und Erhaltung der bürgerlichen Freiheit, für die Entwicklung der socialen Gesetzgebung und für die Zurückdrängung aller volks- und kirchenfeindlichen Bestrebungen bedeutet, braucht den Lesern dieser Blätter nicht auseinandergesetzt zu werden und sollte auch Frhr. von Langwerth tiefer und besser zu würdigen verstehen. Wer solches zu Stande gebracht, verdient eine bessere Behandlung, zumal von einer Seite, die ihm aus politischen Gründen zu großer Dankbarkeit verpflichtet ist.

Wunderlich genug kommt der Antipode Windthorsts und der Welfen, Rudolph von Bennigsen in der Lang-

werth's Schilderung parlamentarischer Größen ungleich besser weg Dazu mag die Vandalen-Corpsbrüderschaft beigetragen haben, die ja, wie bemerkt, das Langwerth'sche politische Denken nicht wenig beeinflußt. Nun hat Frhr. von Langwerth allerdings recht, wenn er Bennigsen für einen sehr bedeutenden Mann hält, und ich will nicht bestreiten, daß er ‚ein deutscher Patriot, ein großartig angelegter und das Gute wollender Mensch ist' (II, 175); ich füge noch hinzu, daß ich jeden Verdacht eigennützigen Handelns, wie er wohl in den Gründerdebatten geäußert wurde, weit abweise, — aber als Politiker und Parteiführer — abgesehen von Anderen — konnte er sich mit Windthorst nicht messen. Er vermochte die stolze Partei, welche unter seiner Führung im Culturkampf wahre Bacchanalien feierte — ich erinnere an die Rohheiten eines Götting, Wehrenpfennig, Sybel und anderer nationalliberaler Rufer im Streite — nicht zusammenzuhalten und erlebte entmuthigt die Schwenkung der angeblichen Vertreter des deutschen freisinnigen Bürgerthums weit nach rechts. Wohl hat er hin und wieder ein ernstes und beredtes Wort gegen die Reaktion — z. B. gegen Puttkamer — gefunden, aber gegen den Staatsmann, welcher die Gewalt und die Klinke der Gesetzgebung in der Hand hatte, wagte er dauernde und standhafte Opposition nicht. Man muß deßhalb die Naivetät der Hoffnungen Langwerths belächeln, wenn er von einer ‚Coalition gegen die Tyrannei des Fürsten Bismarck' unter Bennigsen's Führung träumt (II, 176). Dieser Traum eines überzeugten Welfen ist doch wohl das Wunderlichste, was die politische Phantasie eines Idealisten leisten kann. Welche Schlüsse man daraus auf die Befähigung des Frhr. von Langwerth, Verhältnisse und Menschen zu beurtheilen, ziehen will, stelle ich anheim. Hören wir, was ihm träumte (II, 176, 178):

„Die ewigen Recriminationen wegen der Haltung Einzelner während des Krieges von 1866 hatte ich stets verworfen. Mir schien eine nachsichtige Behandlung unserer nationalliberalen

Landsleute als die Vorbedingung jeden Erfolges. Ich hatte auch damals nicht daran gedacht, Bennigsen für die Rolle eines Monk oder doch für die Restauration Hannovers zu gewinnen. Aber konnte er nicht der Führer einer Coalition gegen die Tyrannei des Fürsten Bismarck werden? Weder Windthorst noch Richter noch Bamberger schien mir der Mann dazu zu sein, um die Bismarck widerstrebenden Elemente zu führen und ihnen den nöthigen Impuls zu verleihen. Daß mit dem Centrum oder auch mit dem linken Centrum allein Bismarck keine erfolgreiche Opposition zu machen sei, war mir längst klar. Waren aber die Sezessionisten oder die mir noch immer fernstehenden Fortschrittler die Männer, um das Centrum zu ergänzen? Die Socialdemokraten, die doch noch immer schwach im Reichstage vertreten waren, blieben für eine solche Coalition bei mir vollkommen aus der Rechnung... Daß man mir im Lande Hannover meine Beziehungen zu Bennigsen verübeln werde, konnte mir nicht zweifelhaft sein... Wäre Bennigsen nicht auch Vandale gewesen, so würde es mir an einer wesentlichen Brücke zu ihm gefehlt haben. Allerdings gehörte er auch im Corps zu einer älteren Schule. Unsere reformatorischen Absichten aus den fünfziger Jahren lagen ihm sehr fern. Doch aber regte sich bei mir wieder der Gedanke, für das politische Leben eine Art Vandalia zu gründen. Bennigsen würde ihr natürlich nicht angehört haben. Aber ich habe auf lange hin den Gedanken an eine Partei festgehalten, welche die Elemente, die für uns in der Vandalia unbewußt maßgebend gewesen sind, vertreten und sich mit anderen Parteien zu einer von Bennigsen zu führenden Coalition gegen Bismarck vereinigen sollte."

Inzwischen hat Frhr. von Langwerth das Traumbild preisgegeben. „Es war der beste, aber auch der unglücklichste Gedanke meines Lebens", bekennt er. „Habe ich gefehlt, so lag es vor allem wieder daran, daß ich zu viel wollte". Indessen lag es zumeist an der idealistischen Befangenheit, mit welcher der gewiß vortreffliche Mann die Welt, die Menschen und die politischen Dinge betrachtete. Daran ist auch seine parlamentarische Laufbahn gescheitert. Seine Verstimmung gegen das Centrum wurde stärker, zumal er in

der Socialpolitik eine abweichende Stellung einnahm und sich von Ludwig Bamberger (!) darin berathen ließ (II, 183.) Aber auch in der eigenen Partei stieß er auf ernstlichen Widerspruch. Hatte schon seine 1885 erschienene Broschüre: ‚Die deutsch-hannover'sche Partei und die braunschweigische Frage' wegen der darin enthaltenen Auslassungen über die ‚Welfen-Legion' Mißbilligung gefunden und stieß man sich schon längst an seiner Haltung gegenüber den Nationalliberalen, so steigerte sich das Mißtrauen gegen ihn in diesen Kreisen, als im Mai 1888 in der ‚Deutschen Wochenschrift' sein Artikel ‚Die Welfen und das deutsche Reich' erschien. Man fand darin die Schilderung der Stimmung in Hannover als unrichtig und der wirklichen Lage nicht entsprechend, und man bedauerte, daß das dynastische Recht zu wenig scharf betont sei: kurz, das Wahlvereins-Direktorium der deutsch-hannover'schen Partei ließ ihm (1889) den Wunsch aussprechen, künftige politische Publikationen zuerst seiner Censur vorzulegen (II, 256). Das mußte ihn bestimmen, auf ein Mandat bei den Neuwahlen 1890 zu verzichten. Vor Schluß der Legislaturperiode fand er aber nochmals Gelegenheit, sich zur Restaurationspolitik zu bekennen (II, 262).

So schied er aus seiner zwanzigjährigen politischen Thätigkeit enttäuscht und entmuthigt. Mit reichen Illusionen und etwas zu starkem Selbstgefühl war er in den Reichstag eingetreten und hatte erfahren, daß die realen Verhältnisse mächtiger sind, als schöne Ideale und ein gutes Wollen. Auch heute ist er mit der Taktik seiner Partei nicht einverstanden; er hält den Vernichtungskampf gegen die Mittelparteien d. h. auch gegen die Nationalliberalen für verkehrt und ist in seiner politischen Vereinsamung nun schon zur Ueberzeugung gelangt, daß ‚die Beschränkung des allgemeinen Wahlrechts eine Nothwendigkeit' sei. „Ich bin mir bewußt" — schreibt er am Schlusse seines Buches — „wie in meinem ganzen Leben, so habe ich auch in meiner politischen Wirksamkeit manigfach gefehlt. Möchte

aber der Leser aus dieser Veröffentlichung die Ueberzeugung gewinnen, daß ich ehrlich das Gute gewollt habe" (II, 269). Dieses Zeugniß wird ihm Niemand vorenthalten können. Sein politisches Wirken war getragen von Liebe zur Wahrheit, von einem edlen Streben. Wenn er irrte und verkehrte Mittel anwandte, so war seine Absicht gewiß stets rein und lauter. Solche idealistische Politiker sind selten; sie halten auch nicht lange aus, weil die rauhe Wirklichkeit ihnen klar macht, daß ihr Platz nicht im Getriebe des politischen und parlamentarischen Lebens ist. Das hat Frhr. von Langwerth auch erfahren. Aus seiner stillen Arbeitsstube schickt er nun seine Erinnerungen aus, die seine geistige und politische Entwicklung, seine Lehrjahre, seine Irrfahrten, seine Arbeiten, seine Hoffnungen und Enttäuschungen schildern. Sie liefern zugleich einen interessanten Beitrag zur Geschichte der neuern Zeit. Das bestimmte mich, diese Zeilen zu schreiben. Wenn ich von dem Rechte der Kritik dabei Gebrauch machte, wo ich es für geboten fand, so möge mein ehemaliger College daraus nur das warme Interesse sehen, mit welchem ich seine Lebenserinnerungen verfolgte, und mir glauben, daß meine Ausstellungen in nichts die hohe Achtung schwächen, die ich stets vor seinen persönlichen Eigenschaften und seinen Bestrebungen gehegt habe.

Gmunden. Adolph Franz.

II.

Die „Ehrenrettung" des Dionysius Areopagita.

(Schlußartikel.)

1. Im Anschluß an meinen früheren Artikel in dieser Zeitschrift (1898, I S. 650—661) habe ich noch die weiteren Argumente zu prüfen, mit denen Herr Domdecan Dr. Nirschl inzwischen die „Ehrenrettung" des Dionysius Areopagita zu Ende geführt hat (vergl. Kath. 1898, I, S 432—452, 532—557 und diese Blätter a. a. O. S. 820—824). Was zunächst die ‚Entgegnung' am letzterwähnten Orte betrifft, so ist keine Veranlassung gegeben, auf den referirenden Theil derselben weiter einzugehen. Man findet im gleichen Band meine eigene Darstellung im vollen Zusammenhange, zugleich mit der entsprechenden Motivirung meiner Kritik von Nirschls „vermittelndem" Standpunkt. Auf Nirschls „zwei Bemerkungen", die dann folgen, antworte ich in Hinsicht auf die Arbeit Dräsekes: „Dionysische Bedenken", daß ich rechtzeitig Kunde davon bekommen habe. Der Herr Verfasser hat sie mir sofort zugeschickt, und ich habe eine eingehende Widerlegung in der „byzantinischen Zeitschrift" (1898, 1. Heft, S. 91—110) unter dem Titel: „Zur Lösung ‚Dionysischer Bedenken'" erscheinen lassen.[1]) Daß

1) Eine spezielle Untersuchung über Prokopius v. Gaza, der auch hiebei in Frage kommt, und Nikolaus v. Methone wird später in der byz. Ztschr. zum Druck gelangen.



übrigens Dräsekes Autorität durch seine neueren Publikationen nicht gewonnen hat, erhellt aus den Recensionen von v. Funk, E. Kurtz u. a. Die zweite Bemerkung Nirschls zielt auf eine deductio ad absurdum ab, um die „absonderliche Situation“, in die man nach meinen Ausführungen hineingerathen würde, als etwas Unmögliches zurückzuweisen.

2. Hier stoßen wir auf einen Angelpunkt der ganzen Controverse, die zwischen dem geehrten Herrn Domdecan und mir besteht. Soweit ich die Sache beurtheilen kann, findet N die Consequenzen meiner Ansicht deßhalb absurd, weil er unbewußt Elemente seiner Anschauung mit denen der meinigen vermengt und daraus eine imaginäre Situation construirt hat. Diese ist freilich eine ganz „absonderliche“, die ich selbst durchaus desavouire. Um die Sache ins Klare zu bringen, hebe ich die nachfolgenden drei charakteristischen Punkte hervor. Erstens: N. läßt den Dionysius um 350 („Mitte des 4 Jahrh.“) leben und seine Werke verfassen Ich stelle ihn an den Ausgang des 5. Jahrhunderts (482 bis c. 500). Der Unterschied des chronologischen Ansatzes von c. 140 Jahren ist in Ansehung der vielbewegten und rasch sich entwickelnden kirchlichen, theologischen und politischen Verhältnisse jener Periode von größtem Belange. Eine Reihe von Schwierigkeiten wird von dem einen Standpunkt aus sofort gegenstandslos, die beim andern hohe Beachtung verdienen. Die consequente Verfolgung der einmal eingeschlagenen Richtung ist deßhalb von größter Wichtigkeit, und alles hängt schließlich nur von der Frage ab, ob der Ausgangspunkt der richtige ist.

3. Zweitens: N. umschreibt die historische Persönlichkeit des Dionysius mit sehr bestimmten und concreten Linien. Wenn das von ihm gezeichnete Bild echt ist, so wird es vom hellsten Lichte der Geschichte bestrahlt und ist endlich vor unseren Blicken genügend entschleiert. Dionysius war nach N. ein angesehener öffentlicher Lehrer der Theologie in Alexandrien und lebte in der Mitte des 4. Jahrhunderts.

Er ist ein innig vertrauter Zeitgenosse des hl. Athanasius und schreibt an ihn einen troſtreichen Brief nach Tabenna i. J. 363. Desgleichen ist der Nachfolger des hl. Athanasius, der Patriarch Petrus (373—380), der vorher als theologischer Lehrer in Alexandrien das größte Ansehen genossen, mit unserm Dionysius wohlbekannt; sie waren beide gleichzeitig bei einer großen Wallfahrt und Festfeier am Grabe des Herrn (i. J. 363/4) zugegen. Auch der zweite Nachfolger des heil. Athanasius, der Patriach Timotheus (380—385), steht in den nächsten Beziehungen zu Dionysius, da er „sehr wahrscheinlich" mit jenem Timotheus identisch ist, dem Dionysius seine Schriften widmete. Noch ein anderer ganz hervorragender Kirchenvater, der hl. Cyrillus von Jerusalem, verkehrte mit Dionysius. Von ihm, dem Erzbischof von Jerusalem, erfuhr der Mystiker die in der heil Stadt seit den Aposteln fortlebende Tradition über den Tod Mariens und ihre Bestattung in Gethsemane. Der Inhalt des Briefes an Titus, den Dionysius „wahrscheinlich nach seiner Rückkehr von dem erwähnten Wallfahrtszug" geschrieben, ist aus solcher Mittheilung geflossen. Der eben erwähnte Titus ist ein Bischof aus jener Zeit, allerdings nicht von Kreta, weil diese Angabe der Bischofsstadt nur von einem unwissenden „Abschreiber" herrührt. Ein anderer wirklicher Bischof jener Zeit, Polykarp, ist der Adressat des 7. Briefes des Dionysius (Kath. a. a. O. S. 554). In diesen historischen Rahmen fügte N. früher noch eine weitere Figur ein, den Oberabt Theodor von Tabenna (gest. im Jahre 368), dessen Schüler Dionysius „längere Zeit" sein konnte und der kein anderer sein dürfte als Hierotheus. Im „Katholik" 1898 I S. 550 A. 1 scheint N. allerdings diese „Vermuthung und neue Hypothese" zurückzunehmen; er sagt: „Von diesem . . . Hierotheus ist nichts Näheres bekannt". — Mit den geschilderten persönlichen Beziehungen harmonirt der Bericht des Dionysius über seine Beobachtung einer auch sonst historisch bekannten Thatsache aus dem Jahre

„351 oder 363“, nämlich der berühmten Erscheinung eines Lichtkreuzes am Himmel. — Endlich vervollständigt N. das historische Bild durch zwei bedeutsame literarische Angaben. „Da Gregor von Nazianz im Jahre 380, dann auch Hieronymus 381 auf diese Schriften anspielen, so dürfte Dionysius um das Jahr **360** geblüht und seine Schriften verfaßt haben“ (Patrol. v. Nirschl II, 140; vgl. histor.-polit. Bl. 1883 I S. 260; Kath. 1898 1 S. 442 und 557). Die Schrift des Dionysius von den „göttlichen Namen“ datirte Nirschl „nicht lange nach 368“ (Hist.-polit. Bl. a a. O. 268).

4. Im starken Contraste zu diesen greifbaren und determinirten Angaben bei N. habe ich mir hinsichtlich der Personalien des Dionysius die größte Zurückhaltung auferlegt. Es ist ja selbstverständlich, daß die Dionysischen Schriften einen bestimmten Verfasser haben müssen; die Conception, Anlage und Ausführung derselben verräth einen reichgebildeten Geist, eine außerordentliche Belesenheit in den christlichen wie in den neuplatonischen Schriften. Die schwachen Andeutungen, die der Verfasser über seine eigene Person gibt, sind mit äußerster Vorsicht aufzunehmen, weil, solange das Pseudepigraphon nicht ausgeschlossen ist, mit der Tendenz zu rechnen ist, alles in das apostolische Zeitalter zu projiciren. Unwillkürlich flossen auch in diesem Falle einige reelle Züge in die Verhüllung mit ein. Was mir aus einem genaueren Studium der Form und des Inhalts vorläufig gewiß erscheint, ist die Zeit (Ausgang des 5. Jahrh.) und der Ort (Syrien, bezw. Palästina). Ueber dieses Ergebniß hinaus getraue ich mir einstweilen keine formulirte Ansicht auszusprechen. Alle vorerwähnten Bestimmungen Nirschls sind mir noch vollständig unerwiesen, jene Namen nicht „mystisch“. Die Folge ist, daß mehrere Einwendungen, die Nirschl geltend macht, mir gegenüber nicht zutreffen. Ganz besonders tritt aber dieser Umstand bei dem folgenden Punkt zu Tage.

5. Drittens: N. weist den Gedanken, daß Dionysius die ‚Areopagitica‘ mit dem Schein urchristlicher Schriften

umkleiden wollte, weit und entschieden von sich. Die Sache ging nach N. höchst einfach zu. Der in der Oeffentlichkeit wohlbekannte Lehrer Dionysius von Alexandrien verfaßte zu Nutz und Frommen zeitgenössischer Bischöfe, Priester und Mönche die in Rede stehenden theologisch-mystischen Werke und übermittelte sie als „Privatschriften" in die entsprechenden Kreise. Niemand fiel es ein, an einen anderen Verfasser und an eine andere Entstehungszeit zu denken. Erst später kamen die Leser wegen mancher apostolischer Namen, die Dionysius nur im „symbolischen" („mystischen") Sinne seinen eigenen Zeitgenossen beigelegt hatte, auf den falschen Glauben, die Schriften stammten von dem Apostelschüler Dionysius vom Areopag. Die erste Spur dieses Irrthums tritt uns bereits vor 451 entgegen. Juvenal, der Erzbischof von Jerusalem, zeigt sich in der Audienz bei der Kaiserin Pulcheria um 451 von der festen Ueberzeugung erfüllt, daß die Schriften von dem echten Areopagita herrühren. Die andern an der Audienz theilnehmenden Bischöfe Palästinas theilen diese gleiche Ueberzeugung, keiner widerspricht; ja Nirschl meint sogar: „Wer weiß, ob nicht der Erzbischof oder ein anderer der palästinensischen Bischöfe die betreffende Schrift des Dionysius (de div. nom.) vorgewiesen und die Stelle daraus vorgelesen hat?" (Kath. 1898, S. 546; vergl. „Das Grab d. h. J." S. 71 f.)

6. Grundverschieden gestaltet sich von meinem Standpunkte aus die Auffassung der Sachlage in zweifacher Beziehung. Der Verfasser, für die Leser in eine dunkle Wolke gehüllt, hat die bestimmte Absicht, Schriften in das lesende Publikum zu bringen, die aus sich unwillkürlich den Eindruck erwecken müssen, daß sie vom heiligen Dionysius, der in der Apostelgeschichte (17, 34) erwähnt ist, geschrieben worden sind. Gerne gebe ich zu, daß es dem wirklichen Verfasser öfter nicht gelungen ist, sich innerhalb der altkirchlichen Sphäre zu halten; Unachtsamkeit und rasches Redigiren ließen ihn auffällige Widersprüche begehen, die ihn irgend einmal ver-

rathen mußten. Aber Aehnliches wiederholt sich bei so vielen pseudepigraphischen Werken. Wie kamen dann die Schriften in Umlauf? Natürlich nicht in der Weise, die mir Nirschl imputirt (Histor.-polit. Bl. 1898, I, S. 822), sondern auf verdecktem Wege, auf dem die zahlreichen Fälschungen des 4. und 5. Jahrhunderts auf den literarischen Markt gebracht wurden. Wer heutzutage falsche Markscheine in Curs bringt, hängt das nicht an die Glocke.[1]) Uebrigens habe ich mich mit der nöthigen Reserve über eine bestimmte Tendenz der Areopagitica ausgesprochen (Programm S. 39—45), welche auf den Umstand, daß die Dionysischen Schriften in der Zeit des Henotikon (482) auftauchen und dann nicht nur eine auffällig rasche Verbreitung, sondern auch eine sofortige Uebersetzung in's Syrische finden, ein bedeutsames Licht wirft. Man vergegenwärtige sich die damaligen vier kirchlichen Parteien, die irenischen Bestrebungen von oben und die nachmalige Reaktion unter Kaiser Justin.

7. Trotz dieser durchgreifenden Unterschiede in der beiderseitigen Auffassung verquickt nun N. seinen Ansatz 350 und die von ihm damit verbundenen concreten Verhältnisse (s. oben n. 3) mit meinem Ansatz 482—500 und dem ganzen hier vorhandenen Dunkel. Er fragt (Histor.-polit. Bl. 1898, I, S. 822): „Was würden sie von ihm gedacht haben, sie, die um **490** seine Zeitgenossen waren, die, wie nicht zu zweifeln ist, seine Heimath . . . jedenfalls seinen Lehrer Hierotheus und Schüler Timotheus kannten, wenn er ihnen nämlich versichert hätte, die Sonnenfinsterniß beim Tode Christi u. s. w. miterlebt zu haben?"

8. Aus den vorgeführten Annahmen Nirschls ergibt sich auch sofort eine andere Folgerung, die vollauf genügt, um

---

1) Wie gut ist selbst noch im 19. Jahrhundert W. Meinhold die Fiktion mit seiner „Bernsteinhexe" gelungen. Eine von ihm erfundene Geschichte wurde allen Ernstes als ein aus dem dreißigjährigen Kriege stammendes Manuscript aufgenommen.

ein länger entwickeltes Argument gegen meine These (Kath. 1898, I, S. 542—50) zu entkräften. Am erwähnten Orte führt Nirschl gegen mich das Zeugniß Juvenals in's Feld. Es sagt Nirschl selbst, daß dessen Zeugniß über die Echtheit der areopagitischen Schriften vom Jahre 451 stamme (s. oben n. 5; ich stelle mich für einen Augenblick auf den Standpunkt meines Gegners). Jedermann wird gerne zugeben, daß eine so feste irrthümliche Ueberzeugung, wie sie Juvenal und die Bischöfe von Palästina vertreten (s. oben n 5), nicht plötzlich sich der Köpfe bemächtigen kann; wir müssen für den Prozeß allmählicher Verdunkelung des Thatbestandes, zumal bei einer von Patriarchen, Bischöfen, Priestern und Mönchen so wohlgekannten Persönlichkeit, doch mindestens zwei Generationeu annehmen (s. Nirschl selbst Kath. a. a. O. S. 545). Nun starb Timotheus (oben n. 3) im Jahre 385; andere Zeitgenossen, die unsern Dionysius persönlich kannten, mögen noch länger gelebt haben. Somit rückt der Zeitpunkt, wo sich über Dionysius eine ganz falsche Auffassung bildet, ganz unmittelbar an ihn selbst und seine persönlichen Bekannten heran. Wäre das denkbar bei einer Persönlichkeit, die so im Vordergrund der geschichtlichen Verhältnisse stände? Ist nicht aus diesem einen Grunde schon das Zeugniß Juvenals als verdächtig abzulehnen, wie ich es im Hinblick auf andere Gründe in meinem Programm gethan (S. 14 ff.)?

9 Aber die Frage kommt damit noch keineswegs zur Ruhe. Angenommen, Juvenal und seine Suffragane hätten wirklich die Dionysischen Schriften gekannt und für ein Erzeugniß des apostolischen Zeitalters gehalten, wie ist es dann möglich, daß man auf dem Religionsgespräch von Constantinopel 533 sie von orthodoxer Seite aus dem Grunde zurückweist, weil die Concilsväter in Nicäa, zunächst der hl. Athanasius, nichts von ihnen gewußt und sich ihrer nicht bedient hätten, da doch gute Stellen de consubstantiali Trinitate darin enthalten seien. Es müßte also nach Nirschls Hypothese seit 451 neuerdings eine Wendung im Schicksal

unserer Schriften eingetreten sein; Hypatius von Ephesus und die andern „besonders tüchtigen“ Bischöfe (s. Progr. S. 59 ff.) betrachten die Schriften als ein neuerlich geschaffenes, der Heterodoxie verdächtiges Produkt. Auch für diesen zweiten, allmählichen Umschwung in der Meinung der kirchlichen Wortführer bleibt uns Nirschl die genügende Begründung schuldig; auch die zeitliche Schwierigkeit, wie oben n. 8, kehrt wieder. Ein besonderer Umstand tritt noch hinzu, um auch den letzten Rest von Vertrauen in diese Annahme Nirschl's zu zerstören. Juvenal war persönlich auf dem Concil von Chalcedon anwesend; die berühmten Termini *ἀσύγχυτος* u. s. w., die auf dem Concil eine so große Rolle spielten, kommen bei unserm Dionysius in schönster Fülle vor (s. Progr. S. 23); Juvenal kennt des Dionysius Schriften und — läßt keine Silbe über diese herrlichen Zeugnisse aus der ältesten Zeit der Kirche verlauten! Und das gleiche Schweigen bei allen übrigen Bischöfen. Wie Hypatius können wir ähnlich fragen: „Warum hat man sich dieser Aussprüche des apostolischen Vaters in Chalcedon nicht bedient, da doch darin über die christologische Frage, über die dort so heiß gestritten wurde, so werthvolle Stellen sich finden?“ Das Localinteresse von Jerusalem, wo man seit etwa 400 das Grab der heiligen Gottesmutter verehrte, hätte außerdem den um 451 schon entstandenen Glauben an des Dionysius werthvolles Zeugniß de div. nom. 3, 2 möglichst treu wahren und pflegen müssen. In der That sehen wir aber die Schriften 533 energisch zurückgewiesen.

10. In diesem Zusammenhange antworte ich gleich auf einen anderen Einwand Nirschls (Kath. a. a. O. S. 550—554), der aus der kurzen Zwischenzeit hergeleitet ist, die zwischen dem Auftauchen der Areopagitica und ihrer baldigen Verwendung seitens der Monophysiten liegt. Auch hier stellt Nirschl wieder die sonderbare Frage: „Wie ist es möglich, daß keiner der fraglichen Bischöfe, die im Jahre 515 um

Severus auf einer Synode versammelt waren, ihn (Dionysius), der mit den Bischöfen den Wallfahrtszug mitgemacht (de div. nom. 3, 2; s. oben n. 2), der mit dem Bischof Polykarp (oben n. 3) im Briefwechsel gestanden, kennen gelernt haben soll?" Also eine ähnliche Vermengung heterogener Dinge aus verschiedenen Grundanschauungen, wie sie oben gezeigt worden! Daß andererseits, in consequenter Verfolgung meiner Voraussetzung, eine solche rasche Aufnahme und Verwendung der Schriften, namentlich von Seiten des Severus, wohl denkbar ist, ergibt sich aus dem, was ich im Progr. S. 42 und oben n. 6 angedeutet habe.

11. Um einer Hauptschwierigkeit zu begegnen, die seinerzeit gegen Hiplers Hypothese aus dem Briefe des Dionysius an den „Apostel Johannes auf Patmos" erhoben wurde, hat Nirschl einen selbständigen Lösungsversuch unternommen. Er stellte die Ansicht auf, daß alle die apostolischen Namen, die bei Dionysius vorkommen, „fingirt oder aber mystisch" („symbolisch") sind (Histor.-polit. Blätter 1883 I S. 263, Patrol. II S. 136 u. f.). Ausgehend von der Thatsache, daß in den Klöstern des Pachomius die Mönche mit Buchstaben des Alphabets bezeichnet wurden, folgert N., daß auch Bischöfe und Geistliche nach ähnlicher Sitte statt der Buchstaben eigentliche „mystische" Namen wählten und diese Namen den Aposteln und Apostelschülern entlehnten. Eine Muthmaßung baut sich hier über der andern auf. Nirschl spricht selbst nur von einer „Hypothese" (Patrol. II S. 139). Gleichwohl erscheint ihm sein Beweis ein „vollständiger" (Kath. 1898 I S. 278), und er greift im Laufe seiner Ausführungen oft genug darauf zurück. Wie weit reicht aber nun der „symbolische" Charakter, wo fängt der „historische" an? So z. B. ist nach N. beim Briefe an Johannes alles symbolisch: der Name Johannes, der Titel theologus, apostolus, evangelista und der Name der Insel Patmos. Bei unserm Dionysius selbst ist nur der Beiname Areopagita symbolisch, der Name Dionysius der wirkliche. Beim

3*

„Bischof Titus von Creta" ist Personen- und Amtsname echt, die Bezeichnung der Bischofsstadt „Creta" stammt nebst der von „Athen" (Dion.) von einem unwissenden Abschreiber (Kath. 1895 II S. 247—248). Petrus könnte vorzüglich als symbolisch-apostolischer Name dienen, aber jener Petrus theologorum summitas (ἀκρότης de div. nom 3, 3) erscheint immer als ein wirklicher theologus, der in der That Petrus heißt (s. oben n. 3). Jakobus ἀδελφόθεος ist seinem Beinamen nach „symbolisch" (Kath. 1898 S. I 361); aber in gleichem Athemzuge wird bewiesen, daß auch dieser Beiname überhaupt nicht existirte, weil die „ursprüngliche", also richtige Lesart ἀδελφός ist (s. dagegen Lagarde Mittheilungen IV, 1891 S. 20, wornach die alte syrische Uebersetzung schon ἀδελφόθεος voraussetzt) Bei Polykarp muß die Titulatur „ἱεράρχης" symbolisch genommen werden. Er heißt übrigens in der Ueberschrift eines Florentiner Manuscripts nur „Presbyter"; gleichwohl nimmt ihn Nirschl wieder als wirklichen Bischof (Kath. 1898 I S. 277 u. 554), mit dem Dionysius in Verbindung gestanden ist (ep. 7). Selbst der Name Timotheus ist zuletzt nicht mehr symbolisch, denn Nirschl hält es für „sehr wahrscheinlich", daß Timotheus, der Adressat der Dionysischen Schriften, mit dem gleichnamigen Timotheus, Patriarch von Alexandrien, identisch ist (s. oben n. 3). — Der Versuch Nirschls, mit „symbolischen Namen" zu operiren, kann nach den vorstehenden Beispielen in die Dionysiusfrage keine Förderung bringen.

12. Auf einige minder principielle Unrichtigkeiten einzugehen, wie z. B. über Scotus Erigena (Kath. 1898 I S. 434), über Le Nourry (Patrolog. II S. 140 A. 4), über die merkwürdige Doppelrolle, die der „Brief an Titus" spielt (Kath. 1897 II S. 542 und „das Grab der heiligen Jungfrau Maria" S. 79 und 82) ist hier nicht der Ort.

13. Ich habe nunmehr das Argument zu schützen, das ich als die Grundlage aller meiner Beweisführungen bezeichnet

habe. Es handelt von dem Verhältniß der Abhandlung des Proclus de malorum subsistentia zu Dionysius de div. nom. 4, 19—35.[1]) Ich habe es an verschiedenen Orten ausgesprochen, daß eine eingehende und vergleichende Analyse dieser beiden Schriftstücke uns „zur unumwundenen Behauptung berechtigt, daß die Abhandlung des Proclus dem Dionysius dauernd als Vorlage gedient hat" (Hist. Jahrb. S. 259, vergl. S. 747 und im Programm [Feldkirch 1895] S. 6 und S. 25 f.). Leider hat mich Nirschl an diesen Stellen falsch verstanden, denn er meint (Kath 1898 I S. 446), ich wäre „dieses Resultates selbst nicht ganz sicher". Vielleicht gab meine Bemerkung (Jahrb. S. 258) dazu Anlaß: „Es steigert sich diese Wahrscheinlichkeit noch mehr . . ." und die Formel: „Es erscheint dies nahezu gewiß" (Progr. S. 26). Aber die letztere Formel bezieht sich nicht auf mein „grundlegendes" Argument, wie gleich gezeigt werden soll, und die erst-erwähnte Bemerkung gilt auch nicht dem Hauptargument d. h. der analysirenden Vergleichung jener beiden Schriftstücke, sondern einigen allgemeinen Erwägungen, die ihr vorausgeschickt werden. Desgleichen scheint Nirschl die Erwartung, die im Jahrb. S. 747 ausgesprochen ist: „Im Hauptresultate (abgesehen von Einzelheiten im Verlaufe der langen und schwierigen Analyse) dürfte jeder aufmerksame Leser mit uns übereinstimmen", in einem Sinne genommen zu haben, der mir ferne lag. Ich wollte damit nicht sagen, daß ich selbst an der Richtigkeit meines Resultates einigermaßen zweifelte, sondern drückte die Hoffnung aus, daß es mir gelingen werde, auch jeden aufmerksamen Leser, der mir geduldig folgen würde, zu über-

1) Ganz unabhängig von mir hat gleichzeitig Dr. Hugo Koch in Tübingen über denselben Gegenstand unter dem Titel: „Proclus als Quelle des Pseudo-Dionysius Areopagita in der Lehre vom Bösen" im Philologus 1895 S. 438—454 eine Abhandlung mit ganz gleichem Resultat erscheinen lassen.



zeugen. Diese Hoffnung, die mich im großen und ganzen auch nicht betrogen hat, ist mit „dürfte“ angedeutet, nicht aber meine Aussage über das sachliche Resultat.

14. Weiterhin muß ich einen Unterschied im Beweismaterial auf's neue markiren, da Nirschl ihn nebenher verwischt hat. In der Vergleichung der beiden bewußten Abhandlungen glaube ich an und für sich schon ein „durchschlagendes Argument“ ermittelt zu haben, um darauf meine These zu gründen. Eine „kleinere Auswahl von Stellen aus anderen Schriften des Proclus“ bot ich als spätere Zugabe im ‚Jahresbericht‘ (S. 26 ff.), um zu zeigen, daß „Dionysius auch mit ihnen durchaus vertraut war und sie geeignet zu verwerten wußte“. Weil ich mir wohl bewußt war, „daß die neuplatonische Ideenwelt mit ihren leitenden Hauptsätzen, ihrer eigenartigen Triadeneintheilung, ihren Bildern und Termini so ziemlich vor Proclus schon abgeschlossen war“, so habe ich aus den hier nachträglich angeführten Stellen nach ihrer formalen Seite es als „nahezu gewiß“ erklärt, daß auch sie direkt auf Proclus zurückgehen. Diese Stellen betrachte ich immer als eine weitere Zugabe und Verstärkung des Beweises, nach dem ich die Frage über „den chronologischen Ansatz schon im Jahrbuch erledigt zu haben glaube“ (s. Programm S. 6). Nirschl hat nun nicht bloß jenes „nahezu gewiß“ an den unrechten Platz verstellt, sondern auch die spätere Zugabe jener weiteren Parallelstellen im Programm mit den Elementen des Hauptbeweises im Hist. Jahrb. vermengt und die jenen anhaftende Schwäche auf den letztern übertragen (Kath. 1898 S. 444—446).

15. Was nun den Hauptbeweis selbst betrifft, so liegt es in der Natur eines liter.-historischen Problems, daß die Sache nur induktiv auf Grund vielen Materials, nicht mit mathematischer Präcision abgethan werden kann. Es gilt, zwei längere Schriftstücke erst im ganzen und dann im einzelnen Satz für Satz zu vergleichen. Eine solche Unter-

suchung erfordert angestrengte Aufmerksamkeit und beharrliche Beobachtung; eine Reihe von oft unscheinbaren Zügen der Aehnlichkeit tritt allmählich hervor, unter der fremdartigen sprachlichen Hülle verrathen sich plötzlich ganz frappirende Anklänge, die Summe der gesammelten Entdeckungen verdichtet sich zu einem greifbaren Gebilde, neue Vergleichungen erweitern und bestätigen das Resultat. Ich bin leider genöthigt, gegen das Bild, das Nirschl von meinem Beweisgang entwirft, als ein unrichtiges, Verwahrung einzulegen.

16. Zunächst sagt Nirschl, unter Vermengung der oben angedeuteten Materien: „Die ganze Argumentation concentrirt sich, da andere Anhaltspunkte fehlen, darauf, darzuthun, daß einzelne Ausdrücke und Gedankenreihen, Redewendungen, Bilder und Gleichnisse des Dionysius denen des Proclus sehr ähnlich sind“ (Kath. 1898 S. 444 f. 449). Von dem ganzen Inhalt meiner 49 Seiten füllenden A n a l y s e erwähnt Nirschl dann nur den dem Dionysius und Proclus gemeinsamen Begriff des Bösen als einer privatio boni, die nicht in sich selbst sondern nur am Guten existire. Ich muß gestehen, wenn die Analyse so dürftig ausgefallen wäre, so hätte ich nie gewagt, damit vor die Oeffentlichkeit zu treten. Was hätte Nirschl also noch weiter beachten sollen? Weil es hier nicht angeht, die ganze von § zu § fortschreitende Analyse zu reproduciren, bitte ich den Leser, sie selbst nachzusehen und mache nur die Hauptpunkte namhaft, unter welche sich jenes Beweismaterial gruppiren läßt: 1) die große Masse der m a t e r i e l l e n Uebereinstimmungen in den beiden nicht zu umfangreichen Schriften. 2) Die f o r m a l e Uebereinstimmung in großen Ganzen der Anlage, des Stoffes und der Abfolge in der Entwicklung. 3) Die eigenartige Gestaltung der Argumente und Einwürfe sowie der Widerlegungen. 4) Die Verwendung der bildlichen Ausdrücke, Gleichnisse und philosophischen Termini, die nicht zufällig hier und dort aus dem allgemeinen Zeitbewußtsein in die Darstellung einfließen, sondern der Hauptsache nach in

paralleler Ordnung die beiden Abhandlungen durchziehen. 5) Die verschiedentlich erkennbare Umbildung einer antik heidnischen Stelle in eine christliche, wobei das fremdartige Gewand und Colorit der Vorlage noch in manchen Resten erkennbar ist.[1] 6) Das Abgerissene, Sprunghafte und Unvermittelte mancher Gedankenmassen bei Dionysius, das bei selbständiger Conception nicht vorkommt, wohl aber beim raschen Zerpflücken einer Vorlage. 7) Vielfache wörtliche Uebereinstimmung, soweit die lateinische Uebersetzung des Proclus durch Morbeka das griechische Original durchschimmern läßt, die einmal sogar zu einer willkommenen Textverbesserung bei Dionysius die Handhabe bietet (Jahrb. S. 271).

17. Mithin bleibe ich dabei, in der Abhandlung des Proclus die Vorlage des Dionysius zu erkennen. Wenn Nirschl sagt, daß die beiden Werke „in formeller Hinsicht in Bezug auf den Ausgangspunkt, die Disposition und Methode“ ganz wesentlich von einander abweichen, wie ich dies selbst ausführlich gezeigt hätte (Kath. 1898 S. 448), so bedarf auch diese Darstellung des Thatbestandes einer wesentlichen Berichtigung. Denn ich habe nicht bloß die Abweichungen im Ausgangspunkte, in der Disposition und Methode sowie der ganzen Auffassung gezeigt, sondern auch die trotz der Abweichungen noch festgehaltenen Uebereinstimmungen, die Nirschl zu erwähnen unterläßt. Ferner habe ich die Nothwendigkeit bezw. Zweckdienlichkeit dieser Abweichungen genugsam motivirt, indem ich auf den syncretistischen Standpunkt des Dionysius, „auf die eilige Arbeit des Exzerptes und auf seinen christlichen Leserkreis hinwies. Derartige Aenderungen vorzunehmen, ist für einen gewandten Compilator eine leichte Mühe. Um

---

1) Vergl. insbesondere die *ἄγγελοι κολάζοντες* und die *ἱερεῖς ἀπείργοντες* S. 724 und die Eigenschaften der Dämonen *θυμὸς ἄλογος, ἄνους ἐπιθυμία, φαντασία προπετής* S. 727.

nur an zwei Beispielen zu zeigen, wie leicht Nirschls Darstellung dem Leser eine falsche Vorstellung von meinen „Beiträgen“ erwecken kann, referire ich erst sein Citat aus dem Hist. Jahrb. S. 449: „Er (Dionysius) würfelt eine Zahl von verschiedenen Gedanken bunt durcheinander, die bei Proclus immer genau an dem ihnen zugewiesenen Orte innerhalb der Disposition gefunden werden“. Durch die Art, wie Nirschl diese meine Worte in seinen Zusammenhang bringt, und durch die Weglassung meiner einschränkenden Angabe: „d. d. n. § 19 und zum Theil § 20“ entsteht der Schein, als ob ich dieses „Durcheinanderwürfeln“ von der ganzen Disposition oder dem ganzen Werk aussagen wolle, während es sich nur um die genannte Stelle § 19 (20) handelt. — Im Programm ferner sage ich (S. 33) allerdings, wie Nirschl (Kath. 1898 S. 451) bemerkt: „Es sind in dieses (des Dionysius) Ratiocinium (über ἔρως und ἀγάπη d. d. n. 4, 11—12) . . . neuplatonische Elemente eingedrungen, die sämmtlich bei Proclus in Alcib. 1, 329 ff. beisammen stehen“. Aber ich durfte doch erwarten, daß Nirschl meine Hinweisung auf Origenes und dessen Citat aus dem Briefe des hl. Ignatius, die auf derselben Seite des Programms stehen, gleichfalls erwähne. In diesem „Beispiele“ gerade, mit dem Nirschl meine Folgerungen bemängeln will (Kath. 1898 S. 451), stimmen wir ziemlich nahe überein. Uebrigens gehört auch diese Stelle zu der oben n. 15 erwähnten „Zugabe“ und nicht zum Hauptbeweis.

18. Ganz und gar bin ich mit Nirschl einverstanden, wenn er sagt (a. a. O. S. 450), „daß die neuplatonischen Ideen und Wortformen Gemeingut der damaligen gebildeten heidnischen und christlichen Welt waren“. Er möge die Anm. 2 im Jahrb. S. 259 und die Stelle im Programme S. 26 nachlesen. Aber nichts destoweniger glaube ich „die Abhängigkeit bis zur Sicherheit dargethan“ zu haben, weil mein Beweis keineswegs an dem von Nirschl gerügten

„Fehler leidet, daß, so oft eine sachliche oder formelle Aehnlichkeit“ sich zeigt, sofort auf eine Entlehnung geschlossen wird und das „Gemeingut“ der neuplatonischen Ideen und Wortformen „dabei außer Acht gelassen ist“ (vergl. Kath. a. a. O. S. 450).

19. Nirschl macht (a. a. O. S. 447—448) geltend, daß Proclus und Dionysius eine gemeinsame Vorlage benützen konnten; diese Frage hätte „zuerst vollständig klar gestellt werden müssen“, wenn ich mehr als eine bloße „Möglichkeit“ nachweisen wollte. Eine „vollständige“ Klarstellung ist aber hierin überhaupt unmöglich, weil viele christliche und neuplatonische Schriften, die in Betracht kommen könnten, gar nicht mehr oder nur trümmerhaft vorhanden sind. Die Ausschließung einer gemeinsamen Vorlage kann also nach der negativen Seite gar nicht durchgeführt werden. Aus der wirklich überlieferten Literatur über das Problem des Uebels hat bisher noch niemand ein einzelnes bestimmtes Werk entdeckt, welches als „gemeinsame Vorlage“ hätte dienen können Den von Nirschl (a. a. S. 447 f.) aufgezählten Schriften, denen sich übrigens noch andere hinzufügen ließen, eignet der verlangte Charakter keineswegs. Deßhalb habe ich den Beweis der direkten Abhängigkeit des Dionysius von Proclus nach der positiven Seite geführt, wobei ich mir den Einwand von „einer gemeinsamen Vorlage“ ausdrücklich vergegenwärtigte (Jahrb. S. 259 f.).

20. Ein „sehr gewichtiges Bedenken“ Nirschls, das er „a priori“ aus der feindseligen Stellung des Proclus zum Christenthum herleitet, läßt sich immerhin beschwichtigen. Nirschl fragt, ob sich Dionysius nicht „in den Augen der christlichen Bischöfe und Gelehrten eine heillose Blöße gegeben haben würde, wenn er eine Schrift dieses bekannten Feindes der göttlichen Offenbarung und christlichen Lehre excerpirt und zur Richtschnur seiner Doctrin gemacht hätte“. Auch hier kommt wieder die ofterwähnte Vermengung ins Spiel. Uebrigens gibt Nirschl selbst ausdrücklich zu, daß die Schriften des

Dionysius von den „katholischen Bischöfen" noch im Jahre 552 auf dem Religionsgespräch in Constantinopel entschieden zurückgewiesen wurden, weil sie ihnen verdächtig waren.[1]) Eine „Blöße" mag an den Schriften also immerhin entdeckt worden sein; aber diese Blöße war nicht eine „heillose". Neuplatonische Ideen waren, wie Nirschl zugesteht, Gemeingut auch der christlichen Welt (n 18). Dionysius hatte dazu, wie oben erwähnt, wohlweislich gesorgt, daß die auffälligeren Wendungen der neuplatonischen Vorlage im christlichen Sinne umgedeutet wurden, eine Praxis, die sich auch in seinen andern Schriften sehr oft kundgibt. Für Nirschl allerdings, der den Dionysius zu einem Freunde des heil. Athanasius, Cyrillus von Jerusalem u. s. w und zu einer Quelle für Gregor von Nazianz und Hieronymus macht, entsteht eine nicht geringe Schwierigkeit, jenes im 6. Jahrh. noch vorherrschende Mißtrauen der Katholiken gegen die Areopagitica zu erklären. In einer ganz andern Situation, in anderen Zeiten und in anderer Gegend hat man aber den unbekannten Verfasser zu suchen, dessen Werk erst später bekannt wurde.

21 Indessen brauchen wir gar nicht zu erschrecken, wenn wir Dionysius bei einer Anleihe aus Proclus überraschen. Derselbe Christenfeind Proclus hat bekanntlich die *στοιχείωσις θεολογική* (institutio theologica) geschrieben, welche, auch in einem dürftigen Excerpt, als liber de causis in die scholastische Literatur des Mittelalters so wirkungsreich eingedrungen ist Wie Bardenhewer, der diesen Thatbestand in befriedigendster Weise aufgedeckt hat,[2]) bemerkt, hat dieses Buch bei den früheren Scholastikern einen entscheidenden Einfluß auf den Lehrbegriff ausgeübt. Der hl. Thomas von Aquin, der die ganze institutio theologica

1) Vergl. Patrol. II S. 135. N. sagt da gegen sich selbst: „bis in's 6. Jahrh. gänzlich unbekannt".

2) Die Pseudo-Aristotelische Schrift über das reine Gute. Freiburg 1882.

in lateinischer Uebersetzung besaß, hat allerdings nicht mehr in Aristoteles sondern in dem „Proculus platonicus" den Verfasser erkannt, aber doch noch dem Ansehen, das der liber de causis damals genoß, im ausgiebigsten Maße Rechnung getragen [1]) Ja es fehlt nicht an Stellen der Summa theologica, wo die autoritates Dionysii und libri de causis in friedlicher Reihe beisammenstehen!

22. Das „grundlegende Argument" glaube ich hiemit hinreichend gesichert und die „Zugabe" aus andern Schriften des Proclus in die richtige Beleuchtung gerückt zu haben. Auf Nirschls Kritik jener Argumente, die ich aus den berühmten Formeln des Concils von Chalcedon sowie aus der Geschichte des Henotikon hergeleitet habe, gehe ich hier im einzelnen nicht mehr ein; mit Rücksicht auf die obigen Darlegungen kann ich wohl davon Abstand nehmen. Eine genauere Besprechung erheischt aber noch der energische Angriff, den N. auf mein Credo-Argument unternommen hat. Ich wies nach, daß bei Dionysius schon das Credo in der hl. Messe erwähnt werde. Nirschl gibt zu, daß das Credo erst 476 in die Liturgie eingeführt wurde; mit Recht erkennt er an, daß, wenn mein Nachweis richtig ist, die Abfassung der Areopagitica bezw. der „kirchlichen Hierarchie" hinter 476 fällt. Er negirt daher, daß die Prämissen meines Beweises richtig seien. Hier nun eine bündige Wiederholung meines Syllogismus, mit dem ich die Refutation Nirschls sofort verbinde.

23. Dionysius nennt einen gewissen Bestandtheil der Liturgie mit den drei Ausdrücken: *ὁμολογία*, *σύμβολον τῆς θρησκείας*, *ἱεραρχικὴ εὐχαριστία*. Beweis: Die zwei letzten Ausdrücke stehen eccl. hierar. 3 p. 2, 7 und werden allgemein zugegeben Aber auch *ὁμολογία* ist gegenüber dem eingedrungenen *ὑμνολογία* als die echte Lesart festzuhalten. Denn es stand in einer der ältesten Handschriften,

1) Jahresbericht der Görresgesellschaft für 1879. Cöln 1880. S. 61.

die dem Verfasser der Scholien, sei es Maximus (vor 650), sei es Johannes v. Skythopolis (aus dem 6. Jahrh.) vorgelegen hat. Der Scholiast sagt mit dürren Worten zum Lemma: *Τὸν ὕμνον δὲ τοῦτον*] *σημείωσαι, ὅτι τὸν ὕμνον σύμβολον καὶ ὁμολογίαν καὶ εὐχαριστίαν ἐκάλεσεν* M. 4, 144 B. Damit stimmt der 200 Jahre jüngere Cod. Par. 437 saec. IX allerdings nicht überein, da er *ὑμνολογίαν* bietet. Aber diese schöne Handschrift hat viele Fehler; obendrein hat cod. Par. 438 saec. X und cod. 439 u. 934 saec. XI *ὁμολογίαν*. Der in meinem Progr. S. 36 genannte cod. 933 gehört nach Montet offenbar erst dem 12. Jahrhundert an, ist also für *ὑμνολογία* als Zeuge des 10. Jahrhunderts nicht mehr zu gebrauchen. Uebrigens hat auch Corderius aus den zehn Handschriften, die er benützte, die Variante *ὁμολογίαν* als vierfach bezeugt in seinen bescheidenen kritischen Apparat gesetzt.[1]) Endlich wird *ὁμολογίαν* auch durch

1) Es ist also keineswegs, wie Nirschl meint, der Text (*ὑμνολογία*) „bisher ohne alle Beanstandung geblieben". Meine Textcorrektur ist bei weitem nicht so „mißlich", wie die nagelneue Conjektur *μνήματος*, die N. für *σώματος* (de div. nom. 3, 2; vergl. Kath. 1898 I 537), der einstimmigen Ueberlieferung entgegen, vorschlägt. Das Zeugniß des hl. Maximus läßt sich aber nicht so kurz abthun, wie N. meint. Denn der Scholiast sagt hier nicht, was er subjektiv von der Stelle gedacht hat, sondern er setzt nur die Ausdrücke des Textes zu einander in Beziehung (*ὕμνον* = *σύμβολον καὶ ὁμολογίαν καὶ εὐχαριστίαν*), um den einen durch die anderen zu erläutern. Von einer Reihe anderer Stellen bei Maximus, die auf unsere Frage Licht werfen, wie *πίστεώς τι σύμβολον προελέγετο, μάθημα καὶ συμμάθημα τῆς πίστεως* zu e. h. 3, p. 2; *τὸ σύμβολον* zu e. h. 3, p. 3, 7 (vergl. M. 4, 144 B und die Mystagogie M 91, 657 f), schweigt Nirschl. Bei der eminenten Bedeutung, welche der Autorität des hl. Maximus in der Dionysiusfrage zusteht, sollte man doch behutsamer mit ihm umgehen. Es handelt sich hier gar nicht um eine mißverständliche Stelle des „tiefsinnigen und schwierigen Mystikers (Dion.)", wie Nirschl insinuirt, sondern um eine trockene Notiz. Erst auf Grund dieses Scholions ist die schöne

das nachbarliche und äquivalente ‚σύμβολον‘ gestützt. Die drei Ausdrücke ὁμολογία, σύμβολον τ. ϑρ. und ἱερ. εὐχαριστία bedeuten an der fraglichen Stelle: „Glaubensbekenntniß“. Beweis: Daß ὁμολογία ein ganz bekannter kirchlicher Terminus für ‚Glaubensbekenntniß‘ ist, will N. selbst nicht bestreiten. Er verlangt aber trotzdem einen besonderen Nachweis aus dem „Dionysischen Sprachgebrauch“. Indessen habe ich schon (Progr S. 38) auf eccl. hier. 2, p. 2, 5 hingewiesen, wo ausdrücklich vom Glaubensbekenntniß bei der Taufe ὁμολογία und ὁμολογεῖν gebraucht wird (vgl. Zeitschr. f. k. Theol. 1898 S. 262 f.). Auch eccl. hier. 2 p. 3 verwendet Dionysius für unsern fraglichen Theil der Liturgie den Verbalbegriff προομολογηϑείσης — Die zweite Bezeichnung σύμβολον τῆς ϑρησκείας ist als terminus complexus zu betrachten. Irrthümlich meint N., ich wolle σύμβολον und ϑρησκεία als zwei selbständige Namen für das Credo hinstellen und verlangt deßhalb für jeden einzeln den Nachweis dieser Bedeutung bei Dionysius.[1])

Erklärung zu würdigen, welche Maximus in seiner Mystagogie a. a. O gibt, inwiefern die ὁμολογία συμβόλου τῆς πίστεως eine μυστικὴ εὐχαριστία bedeutet. Auf den gleichen Gedanken kommt Anastasius Sin. zurück (s. Progr. S. 39). Daß Dionysius für das Glaubensbekenntniß auch ὕμνος und ὑμνολογία gebraucht, wird niemand, der in dessen Schriften eingelesen ist, Wunder nehmen. Die Darstellung der göttlichen Attribute, die Erklärung der Engelnamen, die Deutung der kirchlichen Ceremonien — das Alles ist für Dionysius ein ὑμνεῖν. Die theosophischen Deductionen des Hierotheus über den ἔρως heißen ὕμνοι u. s. w. Maximus aber bezeichnet keineswegs „auch denselben Gesang als Hymnologie“, sondern hebt das Wort aus dem Dionysischen Texte aus, um es im oben erwähnten Sinne zu erklären. Vergl. auch H. Koch, Tüb. Qu.-Schr. 1896, S 678.

1) Ich pflichte Nirschl vollkommen darin bei, daß die Beachtung des Sprachgebrauchs der areopagitischen Schriften obenan stehen müsse. Aus solcher Beachtung ergibt sich z. B. eine ganz wichtige Auffassung der bekannten Stelle de div. nom. 3, 2: Πέτρος ἡ κορυφαία καὶ πρεσβυτάτη τῶν ϑεολόγων ἀκρότης. N. unterstellt

Er läßt für σύμβολον nur gelten, daß es das sinnliche Zeichen einer unsichtbaren geistigen Kraft bedeute. Gewiß, aber nicht immer; an unserer Stelle z. B. ist dieser Sinn gar nicht zulässig. Es handelt sich da nämlich nicht um ein Geistiges und sein signum, sondern um etwas mündlich Gesprochenes, wo die ganze Gemeinde betheiligt ist. Es muß also der Sinn des Wortes nach dem kirchlichen Sprachgebrauch auf das Glaubensbekenntniß als ein religiöses Erkennungszeichen (σύμβολον = tessera) gedeutet werden. N. führt selbst (Kath. 1898 I S. 538) unter den Namen des „Symbolum" unser „σύμβολον" an. Was soll man sich sonst darunter denken? Ferner ist σύμβολον durch den Zusatz τῆς θρησκείας genauer bestimmt. Nun kann θρησκεία aber nicht bloß bedeuten: Cult im engeren Sinne, sondern auch ‚Religion' = Glaube, religiöse Anschauung. Zu dem in diesem Zusammenhange beigebrachten Belege aus Anastasius (Progr. S. 38), den N. kurzer Hand wieder abthut, füge ich Dion. epp. 7, 3 u. 6; Greg. Nyss. catech. Praefat. (M. 45, 9), Theodor. Eran. dial. (M. 83, 32), Mansi 8, 1037 B, Phot. de mystag. M. 102, 396 B. Demnach ergibt sich aus der Verbindung σύμβολον τῆς θρησκείας nothwendig der Sinn: σύμβολον τῆς πίστεως = „Glaubensbekenntniß" oder „Religionsbekenntniß". Irreführend ist die Uebersetzung ‚Symbol des Gottesdienstes', wie sie Nirschl bietet (a. a. O. S. 535). — Die dritte Bezeichnung ἱεραρχικὴ εὐχαριστία weiß ich allerdings nicht mit Parallelen zu belegen. Hier habe ich aber auch nur zu zeigen, daß dieser Name für das von der ganzen versammelten Gemeinde feierlich abgelegte

die Bedeutung: „die älteste (sc. im physischen Sinne) und hervorragendste Spitze der Theologen" (Kath. a. a. O. S. 364) und argumentirt daraus nachdrücklich gegen die Meinung, daß hier vom Apostel Petrus die Rede sei. Nun läßt sich aber aus Dionysius vielfach zeigen, daß er πρεσβύτατος = ‚der erste, vornehmste' nimmt, so πρεσβύτατοι ἄγγελοι d. d. n. 2. 9; ferner 4, 4; 5, 5; cael. hier. 12, 2; 13, 1.

Glaubensbekenntniß, das eine laute Anerkennung der Wohlthaten Gottes in sich schließt, ganz gut gebraucht werden kann (Progr. S. 37). Weil nun dieser dritte Name auf ein und dieselbe Sache bezogen wird, die durch zwei andere ganz herkömmliche Namen als das ‚Credo' bestimmt ist, so muß auch der dritte subjektiv gefärbte Name im gleichen Sinne interpretirt werden.

24. Dionysius redet also wirklich vom Credo als einem liturgischen Bestandtheil der heiligen Messe. — Die Erklärung Nirschls, daß mit dem fraglichen Hymnus [σύμβολον, ὁμολογία] der „Cherubhymnus und mit der hierarchischen Danksagung jenes vom Bischof zu sprechende Dankgebet gemeint sei" . . widerspricht der Darstellung bei Dionysius, wornach die drei Ausdrücke immer einen liturgischen Akt bezeichnen, der von der ganzen Gemeinde vollzogen wird (ὑπὸ παντὸς τοῦ τῆς ἐκκλησίας πληρώματος). Auf den Einwand endlich, daß „keine einzige der griechischen Liturgien an der Stelle das Credo aufweist, wo es Dionysius bezeichnet haben soll" (Kath. a. a. O. S. 539) ist ein Doppeltes zu erwidern. Erstens: Alle vor 476 redigirten Liturgien kommen für unsere Frage gar nicht in Betracht; sie haben selbstverständlich nichts vom Credo, weil es noch nicht eingeführt war. Die später abgefaßten Liturgien der Griechen und Syrer sind noch viel zu wenig gesichtet, als daß man von „unmöglich" sprechen könnte. Der verdiente Forscher auf diesem Gebiete, F. Probst, ging über das 4. Jahrh. nicht herab Zweitens: Bei den sachlichen Angaben des Dionysius muß man sich stets vor Augen halten, daß er überall bestrebt ist, seinem Werke einen fremdartigen, geheimnißvollen Charakter zu geben. Wie bei vielen andern Theilen der Liturgie (s. Zeitschr. f. kath Theol. 1898, S. 270 A. 1 u. a.), so kann er auch bei der Stellung des Credo absichtlich variiren. Für uns genügt, daß es thatsächlich erwähnt ist. — Schließlich sei noch auf die von Dionysius geschilderte feierliche Myronsweihe hingewiesen, welche

der Bischof in Gegenwart des ganzen festlich versammelten Volkes vornimmt (eccl. hier. 4). Derselbe Theodorus Lector, dem wir die Angabe über die Einführung des Credo 476 verdanken, berichtet (M. 86 a, 208), daß eine solche Weihe auch erst durch Petrus Fullo um dieselbe Zeit aufgekommen sei (s. Zeitschr. f. kath. Theol. a. a. O. 285 A. und über das „μύρον σύνθετον“ 286 A.)

25. Hiermit schließe ich meine Auseinandersetzung mit meinem hochverehrten Gegner. Der Gegenstand, um den es sich handelt, ist so wichtig und interessant, daß ich eine Klärung in die Lage zu bringen wünschte. Nach wie vor bleibe ich meinerseits bei der Ueberzeugung, daß, um mit Prof. v. Hertling zu sprechen (Histor.-polit. Bl. 1897, II, S. 231) „der Verfasser nicht zu retten ist“.

Feldkirch i. Vorarlberg. Jos. Stiglmayr S. J.

III.

Die französischen Wahlen.

Aus Paris 21. Juni 1898.

Die am 8. und 22. Mai stattgehabten Neuwahlen bieten ein getreues Bild der stetig wachsenden Zerfahrenheit, sowohl der Regierung als der Parteien. Seitdem sie vorüber, hat die Regierung mehrfach daran zu bessern gesucht, indem sie immer neue Zusammenstellungen der Parteiverhältnisse veröffentlichen ließ. Zuerst zählte sie: 253 Republikaner kurzweg, d. h. Anhänger der Regierung, 37 Beigetretene, 102 Radikale, 74 Radikalsocialisten, 55 Socialisten, 9 Nationalisten, 44 Monarchisten. Folglich mit den 9 Nationalisten nur 240 Widersacher gegen die 253; eine republikanische Mehrheit ohne die Beigetretenen. Daß diese und die Monarchisten das Ministerium gegen die

Radikalen unterstützen werden, wird als selbstverständlich angenommen. Aber dieses bedingt auch ebenso selbstverständlich, daß das Ministerium sich so verhalte, daß diesen beiden conservativen Gruppen jeder Grund benommen wird, dasselbe dadurch zu stürzen, daß sie mit den Radikalen stimmen. Zuletzt stellte das Ministerium folgende Rechnung auf: 254 Republikaner, 104 Radikale — welche 32 Sitze verloren haben sollen — 74 Radikalsocialisten, 57 Socialisten, 38 Beigetretene, 44 Monarchisten, 10 Nationalisten.

Der Temps jedoch, welcher stets der Regierung angenehm sein will, lagerte die Parteien also: 225 Republikaner, 45 Beigetretene, 182 Radikale und Radikalsocialisten, 54 Socialisten, 49 Monarchisten, 26 Nationalisten, Revisionisten und Antisemiten. Von letzteren seien vier Fünftel als Radikalsocialisten zu betrachten. Es ist sehr leicht, aber auch in den Thatsachen begründet, einige Monarchisten den Beigetretenen, und von diesen einige den Regierungs-Republikanern zuzuzählen. Radikale und Radikalsocialisten lassen sich ebenso umwandeln, hin- und herschieben; zwischen Radikalsocialisten und Socialisten ist ebenfalls die Grenzscheide leicht zu verrücken. Desgleichen zwischen Nationalisten u. s. w. und Radikalsocialisten und sogar zwischen Nationalisten u. s. w. und den Rechten. Das Blatt gesteht, daß Radikalsocialisten und Radikale fast gleich zahlreich sind. Es weist nur zu deutlich nach, daß die Regierung mit Hilfe der beiden Rechten eine Mehrheit bilden kann, zu welcher immerhin 285 — 290 Stimmen nothwendig sind. Aehnlich standen übrigens auch die Dinge in der verflossenen Kammer, sogar eher noch etwas günstiger. Denn die Monarchisten rechnen, daß sie diesmal 7 Stimmen gewonnen haben, die Beigetretenen aber zwei. Anderseits ist die Zahl der Socialisten unzweifelhaft gestiegen, während die neuen kleinen Gruppen der Revisionisten und Antisemiten gewiß nicht als Anhänger des Ministeriums gezählt werden können. Dieselben decken sich vielfach mit den Nationalisten, von denen indessen einige eher als conservativ oder gemäßigt bezeichnet werden können. Aber allesammt sind sie für Aenderung der Verfassung, folglich Widersacher der bestehenden Ordnung und somit auch des Ministeriums.

Wir haben also die unbestrittene Thatsache vor uns, daß

die beiden äußersten Flügel — Monarchisten und Socialisten — gewachsen sind, während in der Mitte die 26 Nationalisten ihnen vorarbeiten, auf Umgestaltung der Staatseinrichtungen drängen. Der Moniteur universel hat daher nicht ganz Unrecht mit seinem Urtheil: „Die Revolution schreitet voran. Aber gegen sie erhebt sich auch der Widerstand, welcher seinen Stützpunkt in dem alten, seinen nationalen und christlichen Ueberlieferungen treuen Frankreich besitzt". Und die Gazette de France: „Der Wahlausfall läßt nur eine Deutung zu: die Zeit der Republik ist um. Das von der größten Gefahr bedrohte Volk will dieselbe beschwören, abwenden." Die verständigeren Blätter, wie Temps, Journal des Débats, bestätigen, daß das Volk viel und tief gespalten, keine wirkliche Mehrheit in demselben vorhanden ist, und damit auch nicht in der Kammer. Mit der für alle Zeiten befestigten, gegründeten Republik, von der uns die zeitigen Nutznießer der staatlichen Fleischtöpfe nur zu oft reden, um Glauben erwecken zu können, hat es also noch gute Wege. Die Conservativen hatten diesmal 1,800,000 Stimmen, nachdem sie 1893 mit 1,500,000 ihren niedrigsten Stand erreicht gehabt.

Eines hat sich indessen im Laufe der letzten Jahre herausgebildet und ist durch die diesmaligen Wahlen noch bestimmter gekräftigt worden. Nämlich die Scheidung der Republikaner in zwei feindliche Lager, die nicht mehr leicht vereinigt werden können. So lange die Rechten die Mehrheit des Volkes hinter sich hatten, einigten sich alle Republikaner, von den zahmsten Opportunisten bis zu den tollsten Socialisten, um durch Verschiebung von 600,000 bis 1,000,000 Stimmen die erforderliche Mehrheit zu erlangen. Denn es ist eine von Allen zugestandene Thatsache, daß die Regierung durch ihre 700,000 Beamten aller Gattungen, sowie die sonstigen abhängigen, auf ihre Gunst zielenden Personen immer über dreiviertel bis anderthalb Millionen Stimmen verfügt. Die gemäßigten Republikaner (linkes Centrum und Opportunisten) wurden es aber schließlich müde, sahen die Gefahr ein, welche für sie und das ganze Land dadurch entstand und sich immer vergrößerte, daß sie sich bei allen entscheidenden Fragen stets dem Willen der Radikalen fügen mußten. Sie suchten sich von dieser drückenden Vor-

mundschaft zu befreien, namentlich unter dem Ministerium Dupuy und der Präsidentschaft Casimir Periers. Die päpstlichen Weisungen, die Katholiken möchten der Republik beitreten, leisteten ihnen Vorschub. Aber erst bei den diesmaligen Wahlen sind die Opportunisten mit den Beigetretenen gegangen, haben ihnen mehrfach gegen die Radikalen beigestanden.

Jedoch mit Vorbehalt. Es war keine Einheitlichkeit in der Leitung der Wahlen bei der Regierung. Der große Wahlmacher ist immer der Minister des Innern, zu welchem Meline sich Barthou erkoren hatte, einen rücksichtslosen Streber. Er ist kirchenfeindlicher als Meline, steht also den Radikalen genügend nahe. Als Ehrgeiziger suchte Barthou das zu thun, was hier gang und gäbe ist. Nämlich sich in seiner Haltung so einzurichten, daß er beim Sturze des Ministeriums nicht mitfällt, sondern als nothwendige Kraft für das folgende Ministerium übrig bleibt. Sonst wird ein solches Verhalten kurzweg als Verrath, Unehrlichkeit gebrandmarkt, aber in der Politik ist man abgehärtet; da ist sich Jeder selbst der Nächste. Barthou hat denn auch dafür gesorgt, daß Radikale, Radikalsocialisten und Socialisten ebenso zahlreich als die Opportunisten gewählt wurden. Diese nennen sich gern Regierungsrepublikaner, wohl weil sie sich zum Regieren berufen glauben, wollen fortan Fortschrittler genannt sein. Deshalb gibt es unter ihnen auch stets eine Anzahl, welche nöthigenfalls zu den Radikalen überlaufen, um ihrem Beruf als Regierer nachzukommen. Mit der verflossenen Kammer hat das radikale Ministerium Bourgeois Dank solcher Ueberläufer regiert, mit der neuen Kammer wird es nur noch möglicher sein, da die Zahl der Radikalen u. s. w sogar etwas zugenommen hat.

Im Generalrath des Wasgaudepartements und dann in der Kammer selbst hat Meline erklärt, der Religionsunterricht sei in den Sälen der staatlichen Schulen zu gestatten, für diejenigen, die daran theilnehmen wollen. Im Generalrath hatte er sich einem desfallsigen Wunsch angeschlossen, dabei ausdrücklich betont, es handle sich namentlich darum, den Kindern bei Wetter und Schnee den Weg zum Pfarrort zu ersparen. In seiner Wahlrede zu Remiremont bezeichnete er die Gestattung des Religionsunterrichtes als eine nothwendige, ersprießliche

Maßnahme, ohne daß deshalb sich eine Aufregung wie Widerstand in der öffentlichen Meinung kundgab. Acht Tage darauf, am 24. April, aber sagte Barthou zu Oloron seinen Wählern: „Das Verbot des Religionsunterrichtes in den (staatlichen) Schulen ist keine Verfolgung der Religion. Es hat den Zweck, jedem seinen Platz anzuweisen: der Pfarrer in die Kirche, der Lehrer in die Schule! Diese Anordnung sichert die Innehaltung der Neutralität der Schule und die Gewissensfreiheit. Deshalb gehört sie zu dem unveräußerlichen Erbgut der Republik. Sowohl als Minister, dann als Abgeordneter werde ich nie eine andere Antwort geben." Im Laufe seiner Rede hatte Barthou schon erklärt, er sehe im Klerikalismus eine Gefahr für die bürgerliche Gesellschaft und eine Bedrohung der Republik, Dabei warnte er vor den Beigetretenen, welche Meline als gute Republikaner bezeichnet hatte.

Die Presse versäumte es auffallender Weise, auf diesen schroffen Widerspruch zwischen Barthou und dem Ersten Minister hinzuweisen. Deshalb kam es auch erst später zu Tage, daß Meline und Barthou vor den Wahlen in heftigen Streit gerathen seien, wegen dessen Meline plötzlich ohne äußere Ursache einen Ausflug nach seinem Wahlkreis machte, der zugleich seine Heimat ist.

Eine besondere Erscheinung sind die Nationalisten, welche sich meist mit den Revisionisten und Antisemiten decken, dabei bald auf 10, bald auf 26 angegeben werden. Sie sind ein Erzeugniß der Dreyfushetze, welche nun schon acht Monate lang das Land aufregt und noch lange nicht ausgespielt hat. Die Dreyfus-Geschichte half dem Antisemitismus auf die Beine, und brachte dessen Wahlspruch: „Frankreich den Franzosen" weithin zur Geltung, so daß diesmal Candidaten fast aller Parteien denselben voranstellten. Drumont und die anderen Führer betreiben den Antisemitismus als Rassen- und nationale Frage und haben überhaupt allen Ausländern den Krieg erklärt. Sie unterstützten all' die vielen gegen die Ausländer gerichteten Anträge, welche in der Kammer bis über 200 Stimmen erlangten. Dieselben zielten darauf, die Ausländer, welche in Frankreich auf Erwerb ausgehen, oder auch die sie beschäftigenden Betriebsinhaber, mit einer besonderen Steuer zu belegen; dann

sollten die Arbeitgeber eine Steuer für jeden beschäftigten Ausländer tragen, die Zahl dieser Ausländer (auf ein Zehntel der Arbeiterzahl) beschränkt werden. Besonders aber sollten die naturalisirten Ausländer erst im dritten Geschlecht zu öffentlichen Aemtern, Offizierstellen, Kammersitzen befähigt sein. Die Arbeiter beklagten sich, daß die Ausländer ihnen gegenüber im Vortheil seien, da sie nicht im Heer zu dienen brauchten. Dieserhalb, und auch um das Heer verstärken zu können, das bei dem Mangel natürlicher Mehrung der Bevölkerung in seiner Zahl zurückzugehen droht, wurden zwei merkwürdige Gesetze eingeführt. Das 1889 ergangene Gesetz ist in den Abschnitt des Gesetzbuches eingefügt, welcher die Eigenschaft als Franzose betrifft. Da heißt es denn nun in einem Satz: „Franzose ist der in Frankreich geborene Sohn eines Ausländers, wenn er bei seiner Volljährigkeit in Frankreich seinen Wohnsitz hat und nicht nachweist, daß er die Nationalität seiner Eltern beibehalten, in deren Heimat der Wehrpflicht genügt hat.“ Also einfach ein Gesetz, um die Söhne der Ausländer zu zwingen, in Frankreich zu dienen, das nicht sehr den völkerrechtlichen Gepflogenheiten entspricht. Denn die meisten sind nicht in der Lage, in der Heimat dienen zu können. 1888 war schon eine Polizeiverordnung ergangen, wonach die Ausländer, nebst Angehörigen, sich bei der Polizeibehörde in die Liste der Ausländer einschreiben zu lassen hatten. Jedoch 1893 wurde ein eigenes Gesetz erlassen, welches diese Eintragung unter Strafe erzwingt. Durch diese Eintragung werden also die Ausländer und ihre Kinder ausdrücklich als Ausländer, als Nichtfranzosen, bestätigt. Das Gesetz von 1889 ist dadurch in seiner Wirkung aufgehoben. Denn derjenige, welcher durch Gesetz ausdrücklich, bei Strafe, als Ausländer anerkannt worden, ist folgerichtig nicht Franzose. Wie es scheint, wird aber trotzdem nach dem 1889er Gesetz verfahren. All' diese Einzelheiten haben ihre Wichtigkeit wegen der feindseligen Stellung, welche gar viele Politiker gegen die Ausländer einnehmen. Daß in den letzten Jahren blutige Verfolgungen der Ausländer (im Norden, in Aigues mortes 2c.) stattgehabt, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Die Nationalisten haben die Dreyfus-Geschichte als Vor-

wand benutzt, um das Nationalbewußtsein anzuregen, dem Volke die Ueberzeugung beizubringen, daß Frankreich durch besondere Vorkehrungen gegen die Umtriebe, Unternehmungen und Verrätherreien der Ausländer gesichert werden müsse. Natürlich sind Viele darauf eingegangen. Fast alle Regierungsrepublikaner, Beigetretene und Monarchisten, ebenso alle Revisionisten hatten sich den Wählern durch die Versicherung zu empfehlen gesucht, daß sie sich unbedingt jeder Sichtung der Dreyfus-Verurtheilung widersetzen würden. Und in gar vielen Fällen ist derjenige gewählt worden, welcher es verstanden hatte, glauben zu machen, daß er der ärgste Dreyfus-Gegner sei. Die Nationalisten leisteten in dieser Hinsicht das Stärkste. Sie verlangen aber noch Wichtigeres: die Aenderung der Verfassung (Wahl des Präsidenten durch das Volk, Referendum ꝛc.), weßhalb sie auch bei den Monarchisten, Socialisten und Radikalsocialisten Anklang finden. Mehrere ihrer Häupter, Drumont, Deroulède, Millevoye, gehören eher auf die conservative Seite, sind keine Kirchenfeinde. Ebenso auch Thiebaud und Le Jeune, welche bei der Wahl unterlegen. Drumont ist überzeugter Katholik, — wenn auch mit einigen Ueberschwänglichkeiten — tritt in seiner Libre Parole stets sehr entschieden für die Rechte der Kirche, des Volkes und aller kirchlichen Freiheiten ein, dabei besitzt er ein hohes Bewußtsein für Sittlichkeit und Ehre.

Die Revisionisten sind frühere Boulangisten, hatten bei den Socialisten Unterkunft gefunden, da sie überall ausgeschlossen wurden. Mehrere von ihnen sind trotzdem Freunde der Kirche geblieben. Die Nationalisten haben also Fuß in allen Lagern und vermöchten deshalb wohl, trotz ihrer kleinen Zahl, viel zu wirken. Besonders vermögen sie den nationalen Fanatismus zu schüren, haben dadurch Einfluß auf das Volk wie auf die Parteien. Durch ihre Rücksichtslosigkeit drohen sie jeder Regierung Ungelegenheiten zu bereiten. Ihrethalben wird man gut thun, sich vorzusehen, da sie Zwischenfälle hervorrufen, durch ihr Auftreten die Abstimmungen sehr beeinflussen können. Sie sind vorderhand jedenfalls unberechenbar, was bei den Schwierigkeiten, eine Mehrheit zu bilden, stark ins Gewicht fallen dürfte.

Minister Barthou scheint seine Sache ganz besonders gut

gemacht zu haben. Denn Leon Bourgeois, das Haupt der Radikalen und ihrer Bundesgenossen, ist sehr befriedigt durch die von ihm besorgten Wahlen. Er versicherte einem Mitarbeiter des Matin, er sei ganz entzückt von denselben. Alle Mitglieder seines Ministeriums (vor dem Ministerium Meline) seien wieder gewählt, dagegen zwei Mitglieder des Cabinets Meline (Lebon und Delpeuch) auf der Wahlstatt geblieben. „Die große, unleugbare Thatsache aber bleibt, daß das Land, in seiner Gesammtheit, sich von den Bahnen abgewandt hat, in die man es leiten wollte. Es hat sich geweigert, das Programm der Regierung gutzuheißen, welches der Unverletzlichkeit der republikanischen Grundsätze das Bündniß mit mehr oder weniger aufrichtigen Beigetretenen vorzieht. Das Land hat nicht gewollt, daß die Republik ihr Daseinsrecht, den Charakter verliere, durch den sie sich von andern Staatsformen unterscheidet, und dadurch zu einer leeren Schale werde. Das durch die schiefe Bewegung nach rechts erschrockene allgemeine Stimmrecht hat Halt gerufen und sich nach links gewandt."

Jedoch nur, weil der Minister des Innern, Barthou, so gewollt hat. Jedermann hatte sich gesagt, daß, angesichts der durch den Dreyfus-Handel hervorgerufenen vaterländischen Hochfluth, das Ministerium Meline einen ganz besonderen Vortheil bei den Wahlen habe. Und nun hat es nicht einmal seine Stellungen voll zu behaupten vermocht. Da liegt doch die Schuld nur an der Regierung selbst, welche hier ungleich mehr und wirksamere Machtmittel besitzt, um die Wahlen zu „machen", als in irgend einem Lande. Ebensowenig hat es Vortheil aus dem russischen Bündniß zu ziehen gewußt, obwohl es sich dasselbe ganz besonders auf die Verdienstrechnung stellen konnte. Unter dem Ministerium Meline hat der Czarenbesuch in Paris stattgefunden, wurde Felix Faure gleich einem Souverän in St. Petersburg gefeiert — von wo er Geschenke im Werthe von einigen Millionen mitbrachte und für sich behielt, nicht einmal die Meisterwerke russischen Fleißes und die eigenthümlichen Erzeugnisse des Reiches hier ausstellte. Es wurde dabei stets wiederholt, daß nur die lange Dauer des Ministeriums Meline die Befestigung des Verhältnisses zu Rußland möglich gemacht habe. Unter einem radikalen Ministerium hätte solches

nicht geschehen können, würde auch fortan das Verhältniß gelockert werden. Das Volk aber, das sich so sehr für Rußland erhitzt, hat diesen wichtigen Umstand bei den Wahlen ganz in den Wind geschlagen. Uebrigens haben die Nationalisten, als Vertreter des Rachekrieges, sich mehrfach als Vertreter des Russenbündnisses aufzuspielen gesucht.

Der erste Wahlgang hatte indessen der Regierung einen Vorsprung verschafft, so daß für die Stichwahlen die Aussichten vorzüglich für dieselbe hätten sein müssen. Denn gar viele wollen immer Hammer sein. Am Sonntag zwischen den beiden Wahlsonntagen sagte Méline seinen Wählern: „Ihr werdet es nicht bedauern, aufs Neue die Politik gutgeheißen zu haben, welche ich seit zwei Jahren mit allem Nachdruck meiner Ueberzeugung vertheidige. Die Zukunft wird, gleich der Vergangenheit, beweisen, daß dieselbe durch die höchsten Güter des Landes geboten, keine andere Politik möglich ist. Jedesmal wenn man sich von derselben zu entfernen gesucht, haben die Macht der Thatsachen, die allgemeine Beunruhigung und die öffentlichen Gefahren zu derselben zurückzukehren gezwungen. Ein Land wie das unsrige bedarf der Eintracht und des Vertrauens sowohl für seinen Wohlstand nach innen, als seine Sicherheit nach außen. Es kann nicht immer und ungestraft dieselben Versuche wiederholen. Denn es büßt dabei jedesmal etwas von seiner Macht und seiner Lebenskraft ein. Dies habt ihr am 8. Mai trefflich begriffen, und das Land hat bewiesen, daß es dies ebenso versteht, da es in die neue Kammer eine starke Mehrheit Abgeordneter gewählt, welche entschlossen sind, ohne Schwäche und Nachsicht die Partei der socialen Revolution zu bekämpfen, keinerlei Bündniß mit derselben einzugehen. Ich bin überzeugt, daß am 22. Mai das Land sich mit noch größerem Nachdruck gegen eine Politik aussprechen wird, welche nur unheilvoll für das ganze Land sein würde. Nur um diesen Preis wird Frankreich endlich in das Zeitalter fruchtbarer Arbeit und Fortschritte eintreten, nach welchen es schon so lange trachtet."

Aber gerade das Gegentheil ist eingetreten, die Stichwahlen waren überwiegend der Regierung ungünstig. Méline hat übrigens ein wichtiges Geständniß damit gemacht, daß die Re=

publik bis jetzt das Zeitalter nicht herbeizuführen vermocht, nach welchem sich unzweifelhaft die unendlich große Mehrheit sehnt. Es fehlt also offenbar bei derselben Mehrheit an der nöthigen politischen Einsicht, um durch die Wahlen für das Beste des Landes zu sorgen. Mit der politischen Reife, dieser unentbehrlichen Unterlage einer gedeihlichen Regierung unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechtes, ist es also jedenfalls eine fragliche Sache. Mit Recht klagen mehrere der verständigsten Blätter, es fehle an großen, allgemeinen Gesichtspunkten, gemeinsamen Gedanken und Strebungen, an einer vernünftigen Richtung bei den Wahlen. Diese werden bei den heutigen Einrichtungen gar sehr durch örtliche und persönliche Fragen bestimmt. Derjenige Abgeordnete wird gewählt, welcher seinem Wahlkreis, seinen Wahlstützen die meisten Vortheile aus der Staatskasse zuzuwenden vermag. Namentlich in den vielen kleinen und ländlichen Wahlkreisen trifft dies immer zu. Offenbar hat diesmal die Regierung die ihr hieraus erwachsende Macht auf die Wahlen nicht in der von Meline vorgezeichneten Richtung gebraucht. Andernfalls hätte sie sicher eine starke ergebene Mehrheit erzielt.

Meline war über den Wahlausfall schlecht unterrichtet, sonst hätte er den Präsidenten der Republik nicht so reden lassen können, wie derselbe am Vorabend der Kammereröffnung in Saint-Etienne gethan. Felix Faure setzt nämlich die von Carnot — welcher dabei ermordet wurde — eingeführte Gewohnheit fort, an Sonn- und Festtagen Ausflüge zu unternehmen, bei denen ihm in den Städten ein großartiger Empfang bereitet, die zu besuchenden Betriebe in Thätigkeit gehalten, deshalb Hunderttausende an der Erfüllung ihrer kirchlichen Pflicht verhindert, davon abgezogen werden. Felix Faure war in dieser Weise am Pfingstfest (29. Mai) in Saint-Etienne, wo er in seiner Rede auf dem ihm zu Ehren im Rathhaus veranstalteten Ehrenmahl sagte: „Inmitten vollständiger Ruhe hat das Land des Neuen feierlich sein Vertrauen in die wohlüberlegte, vorsichtige Politik verkündet, welche, indem sie die gemachten Errungenschaften sichert und neue Fortschritte vorbereitet, gegenüber den Ausschreitungen die Grundlagen festhält, auf welchen die Gesellschaft beruht. Die Männer guten

Willens, welche sich von allen Seiten um die Fahne der Republik schaaren, können fortan, befreit von den Besorgnissen der Kämpfe der ersten Jahre, sich den Werken der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit widmen, welche eine der hauptsächlichsten Aufgaben der neuen Kammer sein werden."

Der Präsident ging nun auf Einzelheiten ein über das schon Vollbrachte und noch zu Leistende auf socialem Gebiet, pries das Bündniß mit Rußland, durch welches die Stellung Frankreichs gehoben, seine Stimme im Rath der Mächte wirksamer, ihm die Wahrung seiner Rechte erleichtert worden. Er versichert, Frankreich beobachte jetzt gewissenhaft Neutralität, da es gleichmäßig Sympathien für Spanien und die Vereinigten Staaten hege. Er sprach die Hoffnung aus, es werde sich bald der Anlaß bieten, mit den neutralen Staaten, unter Zustimmung der Kriegführenden, für Wiederherstellung des Friedens zu wirken. Felix Faure schloß dann: „Die allgemeine Lage Frankreichs nach Außen, seine Beziehungen zu allen Mächten, beweisen die steigende Achtung und das Vertrauen, welche seine Gewissenhaftigkeit, seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die höhern, entschieden sittigenden Begriffe eingetragen, welche ihm stets in der Geschichte zur besonderen Ehre gereichten. Niemand wird bestreiten, daß, wenn Frankreich im Rathe Europa's die ihm gebührende Rolle wieder eingenommen hat, dies Ergebniß nur dem politischen Geiste unserer Demokratie, dem tiefen Bewußtsein der Verantwortlichkeit zuzuschreiben, von dem sie durchdrungen ist. Das höhere Recht, der Zukunft des Vaterlandes vorzustehen, legen dieser Demokratie auch große Pflichten auf. Die Meinige ist es, sie hieran zu erinnern. Die erste dieser Pflichten besteht darin, durch die Klugheit und Festigkeit ihrer Absichten, jene Beständigkeit der Ziele zu sichern, ohne welche nichts Dauerhaftes geschaffen werden kann. Die zweite besteht darin, für Land- und Seemacht die unerläßlichen Opfer zu bringen, welche das Land sich auflegen muß, um nach außen jenen starken und würdigen Frieden zu wahren, welcher, nach dem Wort eines der Gründer der Republik, zugleich Mittel und Zweck des demokratischen Fortschrittes im Innern bleibt."

Die Rede fordert also in ganz entschiedener Weise zur Unterstützung, Beibehaltung des Ministeriums Meline auf,

welches viel nach außen wie nach innen geleistet habe. Die Sprache Felix Faure's weicht so sehr von den gewohnten leeren Reden aller Präsidenten — Faure inbegriffen — ab, daß dieselbe als eine Verletzung der Verfassung, sogar als ein Staatsstreich bezeichnet wurde. Es ist die Thronrede eines Königs, eines Kaisers! hieß es. Jenes Blatt hat also Recht gehabt, welches damals schrieb: „Aus St. Petersburg kann Felix Faure nur als Imperator heimkehren." In der That hat noch kein Präsident eine solche Stellung gehabt, wie er sie besitzt. Er ist unantastbar geworden, seitdem er als „großer Freund" des Czaren dasteht, von ihm als Herrscher behandelt, der Träger des russischen Bündnisses geworden ist. Deshalb fand man auch, trotz einzelner Bemerkungen, die „Thronrede" ganz selbstverständlich und nahm sie im Allgemeinen sehr gelassen hin. Bei der großen Masse, deren Gefühle und Gesinnungen in der Presse nur sehr unvollkommen zum Ausdruck kommen, hatte die Rede durchschlagenden Beifall. Das französische Volk liebt, verehrt ganz besonders die Staatshäupter, und überhaupt diejenigen, welche als Gebieter zu ihm sprechen. Wenn sie einen andern Eindruck in der Kammer hervorgebracht, so ist dies nur ein neuer Beweis, daß diese das Ergebniß einer verschrobenen Wahlmache, nicht der wahre Ausdruck der Gesinnungen und Strebungen des Volkes ist. In ihrer ersten Sitzung (1. Juni) hätte die neue Kammer beinahe Brisson, einen ausgesprochenen Gegner des Ministeriums Meline, wiedergewählt.

Brisson ist ein alter Demokratenbart, ohne besondere Begabung, aber Kampfgenosse der Jules Ferry, Jules Grevy, Jules Simon, Jules Favre, Gambetta u. s. w., welche gegen das Kaiserreich vorgingen, deshalb nach dessen Sturz in den Vordergrund traten. Als Radikaler, entschiedener Kirchenfeind, ist Brisson der Mann des republikanischen Ringes, welcher in der Verfolgung der Kirche seine Einigung und sein Daseinsrecht besaß. Als Verkörperung dieses Ringes ist er durchaus gegen jegliche versöhnliche Politik, gegen jedes Zusammengehen mit den Beigetretenen, welche nach wie vor von der Republik ausgeschlossen bleiben sollen.

Es ist begreiflich, daß Meline einen solchen Mann nicht

an der Spitze der Kammer wünschen konnte. Deshalb stellte ihm die Regierung den Gemäßigten Deschanel gegenüber, einen der 77 Republikaner, welche fast nie kirchenfeindlich stimmen. Mit den 36 Monarchisten, 72 Beigetretenen, 26 Unabhängigen (meist Nationalisten) rechnet die Croix 211 Abgeordnete heraus, welche den kirchlichen Freiheiten günstig sind, gegen 173 in der vorigen Kammer. Es hätten also verhältnißmäßig nur wenig an einer Mehrheit gefehlt. Am 1. Juni jedoch erhielt Deschanel nur 277 gegen 276 Stimmen, welche auf Brisson fielen. Die Radikalen machten großen Radau, erklärten die Wahl als ungiltig, weil sich eine Kugel mehr im Korb befand, als Stimmzettel in der Urne. Jeder Abgeordnete wirft nämlich auch eine Kugel in den dazu bestimmten Korb, zum Zeichen, daß er abgestimmt; die Zahl der Kugeln muß mit der Zahl der abgegebenen Stimmen gleich sein. Oefters war dies jedoch auch nicht der Fall; aber wegen eines solchen Irrthums wurde niemals solcher Lärm geschlagen, wie diesmal seitens der Anhänger Brissons. Um dem Radau ein Ende zu machen, verzichtete Deschanel auf diese Wahl, ward dann am folgenden Tag mit 282 gegen 278 Brisson-Stimmen gewählt.

Für Deschanel stimmten alle Monarchisten und Beigetretenen, zusammen gegen Hundert, so daß kaum 180 Republikaner gerechnet werden können. Einige Tage darauf erlangte Deschanel 286 gegen 276 Stimmen bei der endgiltigen Wahl, so daß an eine Besserung der Lage geglaubt werden konnte. Infolge zweier Interpellationen wurde nun zwei Tage lang (13. und 14. Juni) sehr heftig und stürmisch über die allgemeine Politik des Ministeriums Meline gestritten. Das Endergebniß war äußerst widerspruchsvoll. Meline hatte sich hauptsächlich gegen den Vorwurf, nein, das Verbrechen, zu rechtfertigen, mit Hilfe der Rechten zu regieren, also die Republik zu schädigen. Gegen die Rechten wurden denn auch die schlimmsten Reden gehalten. Bei der Abstimmung trat die Zerklüftung der Kammer gar grell hervor. Der erste Satz der „die Erklärungen der Regierung gutheißenden" Tagesordnung wurde mit 295 gegen 272 Stimmen angenommen, indem die Rechten mit der Mehrheit, die Radikalen mit der Minderheit stimmten. Der Abschnitt: „die Kammer ist entschlossen, eine auf die Einigung

der Republikaner gestützte Politik demokratischer Reformen zu führen", ging mit 527 gegen 5 Stimmen und eine Anzahl Enthaltungen durch. Die Regierung hatte also diesmal die ganze Kammer für sich. Dann aber wurde, mit 295 gegen 246 Stimmen, der Zusatz angenommen, „und auf eine ausschließlich republikanische Mehrheit gestützt." Die Rechten, mit Ausnahme von zwölf oder fünfzehn Mitgliedern, stimmten mit der Mehrheit, die Fortschrittler dagegen. Man traut seinen Ohren kaum, wenn man solches hört. Daß eine Partei für ihre Rechtlosigkeit eintritt, selbst ihrer Vernichtung zustimmt, ist noch nicht dagewesen!

Die Rechten haben damit die Lage verschlimmert, gegen das Ministerium gestimmt, dessen Sturz unvermeidlich gemacht. Damit ist aber auch der schlagendste Beweis ihrer politischen Unfähigkeit geliefert. Die Leutchen sind sich offenbar der Tragweite eines solchen Beschlusses gar nicht bewußt. Sie haben damit dem seit zwanzig Jahren von den Leitern bethätigten Grundsatz zugestimmt, daß die Stimmen der Rechten nicht zählen, die Mitglieder der Rechten mit den übrigen Abgeordneten nicht gleichberechtigt sind. Erst Meline hatte sie von dieser Aechtung befreit Und nun ächten sie sich selbst! Sie wissen also nicht, daß Verfassung und alle Grundgesetze hinfällig sind, sobald einem Theil der laut derselben gewählten Abgeordneten ihre Rechte bestritten, abgeschnitten werden. Die Rechten hätten von Anbeginn jedes Ministerium niederstimmen, stürzen müssen, welches ihre Rechte, die Verfassung antastete, indem es ihre Stimmen nicht gelten ließ, den Grundsatz bethätigte, daß nur eine aus geaichten Republikanern bestehende Mehrheit Geltung haben dürfe. Dann wären eine Zeit lang die Ministerstürze schnell auf einander gefolgt, das Regieren unmöglich geworden Aber dann hätten die Republikaner sich bequemen müssen, die Rechten als vollbürtige Mitglieder der Kammer zu behandeln. Damit wäre seither viel Unheil erspart, ja die kirchenfeindlichen Gesetze hätten vereitelt werden können. Die Rechten können heute noch dasselbe thun. Die Linken sind in fast zwei gleiche Hälften gespalten, so daß nur durch allerlei Abmachungen eine republikanische Mehrheit gebildet werden kann. Aber auch dann bleibt den Rechten, mit ihren 70 bis

80 Stimmen, noch immer die Möglichkeit, dieselbe zu überstimmen und das Ministerium zu stürzen. Sie können dadurch ein Ministerium zwingen, ihre Forderungen zu erfüllen. Oder aber sie erzwingen die Bildung eines Ministeriums, welches sich auf eine gemäßigte Mehrheit stützt, zu der die Rechten gehören, wie dies unter Meline der Fall gewesen, der dadurch länger am Ruder geblieben ist, als je ein Ministerium der Republik.

Die jetzige Republik beruht auf drei Grundlagen: dem Kampfe gegen die Kirche, welcher in den von den Republikanern als unantastbare Grundlage, als unveräußerliches Erbgut der Republik bezeichneten Schul- und Wehrgesetzen ihren vornehmsten Ausdruck gefunden hat; der Vertuschung der Panama- und anderer ähnlichen Gaunereien, welche seit 1888 Hauptaufgabe jedes Ministeriums ist, bestimmend auf dessen Zusammensetzung wirkt; der Aufrechthaltung der 1894 stattgehabten Verurtheilung des Hauptmannes Dreyfus. Meline hat sich mehrfach ausdrücklich in der Kammer zu dieser Aufrechthaltung verpflichten müssen, wegen welcher bei der jetzigen Neubildung des Ministeriums der General Mercier — der 1894 diese Verurtheilung betrieben hatte — wiederum Kriegsminister werden sollte. Wegen Dreyfus war auch Sprache von einem bürgerlichen Kriegsminister.

Wie schwer die Panamageschichte in's Gewicht fällt, geht daraus hervor, daß diesmal sofort die Rede war, Freycinet und Sarrien in's Ministerium zu berufen, ja einem von ihnen den Vorsitz zu übertragen. Beide sind aber Haupt-Panamiten, haben, als Minister, Cornelius Herz in einer Weise beschützt, daß selbst der Strafrichter, das Schwurgericht einzugreifen Anlaß gehabt hätten. Freycinet hat dann, als er selbst nicht mehr Minister war, Schritte bei dem Ministerpräsidenten Floquet gethan, damit dieser Lesseps nöthige, Cornelius Herz Millionen aus der Panamakasse zu zahlen. Auf Grund welchen Rechtes, welchen Guthabens, ist in keinem der vielen Panamaprozesse auch nur angedeutet worden.

Die Politik ist also festgelegt, wird nicht durch die gerechten Forderungen und Bedürfnisse des Landes bestimmt, sondern durch die Forderungen, den Willen einer vielfältigen Sippe,

der es gelungen ist, sich seit zwanzig Jahren am Ruder zu halten. Das theuerste Erbgut der Republik muß festgehalten werden, damit alle Möglichkeit vertilgt werde, daß die Rechten jemals an's Ruder kommen. Panama u. s. w. muß vertuscht bleiben, weil andernfalls die gesammte herrschende Sippe in die Luft fliegen würde. Bei der Dreyfusgeschichte sind auch die Rechten hineingefallen. Anstatt die Verfolgung des Dreyfus durchaus nur als eine Gerichts-, als eine persönliche Sache des Betreffenden zu behandeln, sind sie darauf eingegangen, eine politische Frage daraus machen zu lassen. Sie haben sich zu dem blödsinnigen Glauben bekehren lassen, die Sicherheit Frankreichs werde gefährdet, das Heer entehrt, wenn Dreyfus nicht verurtheilt, seine Verurtheilung nicht aufrecht erhalten bliebe. Und dabei muß auch dem blödesten Auge einleuchten, daß bezüglich Dreyfus ein Irrthum oder eine Ungesetzlichkeit vorliegt. Alle aus amtlichen Quellen stammenden Aufschlüsse über den Fall, alle amtlicherseits veröffentlichten Schriftstücke enthalten keinen genügenden Beweis seiner Schuld. Wo hat man noch eine unterdrückte Partei gesehen, welche einen solchen Rechtsfall nicht nur nicht angreift, sondern sogar aus allen Kräften vertheidigt, aus dessen Vertheidigung eine ernste Aufgabe jedes Patrioten macht?

Jetzt wird auch noch anderes klar. Seit mehreren Jahren klagen alle Blätter, alle Politiker, alle Fachleute über den wirthschaftlichen Stillstand, ja Rückgang Frankreichs. Der Wohlstand hat nicht ab-, aber auch nicht zugenommen, Außenhandel und Schiffahrt weisen ungünstige Ziffern auf. Die fremde Flagge in den französischen Häfen hat sich seit wenigen Jahren mehr als verdoppelt, die französische Flagge ist zurückgegangen. Die großen Unternehmungen wollen nicht voran. Es ist kein rechter Fortschritt mehr wahrzunehmen. Die Minister kämpfen beständig um ihr Dasein, die Abgeordneten haben nur ein Ziel, einen Zweck: jeder will für seinen Wahlkreis möglich viel aus der Staatskasse herausschlagen, um wieder gewählt zu werden. Die großen Gesichtspunkte schwinden immer mehr, die allgemeine Sache wird vergessen, das Streben nach vorwärts mindert sich. Die Politik ist durch die drei genannten Grundlagen festgefahren, weil deren Festhaltung alle Kräfte in Anspruch

nimmt. Alle Staatsbehörden stehen Schildwache bei den Erbgütern der Republik: Culturkampfgesetze, Panama, Dreyfus. Sie können daher nicht mehr sich ordentlich ihrer Aufgabe widmen. Es ist ganz wie in Deutschland, wo der Culturkampf zu einem wirklichen Krach führte, und erst nach Milderung der Maigesetze besser wurde. Hier ging alles flott, Frankreich hatte die besten Jahre, bis 1878 die Herrschaft der „wahren Republikaner" begann. Die kirchenfeindlichen Gesetze wurden nach und nach eingeführt, die Wirkungen machen sich jetzt fühlbar.

Wenn Deutschland nicht wäre, hörte ich dieser Tage unter Politikern ausrufen. Das starke Deutschland hält die Franzosen von gewagten auswärtigen Unternehmungen ab, läßt ihnen Zeit und Sicherheit für Alles, was sie im Innern thun. Die herrschenden Republikaner sind zufrieden, daß sie das Land ungehindert und unbesorgt ausbeuten, sich an der Staatskrippe mästen können. Das Volk ist durch die Republik benebelt, sieht die wahren Ursachen des Stillstandes nicht ein, ist besonders auch viel zu patriotisch, um einen Aufstand angesichts des Feindes an der Ostgrenze zu beginnen. Die zünftigen Staatsstürzer haben auch keine Ursache, es zu einer Revolution zu verführen, da sie ja befriedigt, am Ruder sind. So geht es nun schon zwanzig Jahre und so kann sich die Republik noch weitere zwanzig Jahre fortfristen. Es fehlt jede Spannkraft, um sie in eine andere Bahn zu drängen, die Katholiken sind ohne Führer, ohne Einordnung und politischen Plan. Sie klagen kaum noch, lassen Alles über sich ergehen. Und es sollte mich sehr wundern, wenn man sie nicht für die Unterstützung — die ihnen dazu gar nichts einbrachte — strafen sollte, welche sie dem Ministerium Meline geliehen. Bei der jetzigen Zusammensetzung der Kammer ist am ehesten eine Mehrheit möglich, welche in der Feindschaft gegen die Kirche einig ist. Durch diese werden sich die Ministerien zu halten suchen, deren jäher Wechsel trotzdem kaum zu vermeiden sein dürfte.

IV.

Zeitläufe.

Die Eruptionen in Mailand und Zubehör; Italien am Scheideweg.

Den 24. Juni 1898.

Mit diesen Zeitläufen weiß man gar nicht mehr, wo man anknüpfen soll. Von Westindien über ganz Europa hinüber bis nach Ostasien ist Alles in erschreckender Bewegung. Plötzlich hat sich nun auch wieder Italien in den Vordergrund gedrängt, indem es zum Anfang des Wonne-Monat Mai der Welt das erschütternde Schauspiel einer „Hunger-Revolte" mit blutigem Gemetzel und wahnsinnigen Verwüstungen vorführte. Und das geschah nicht etwa bloß wieder auf Sicilien und im Neapolitanischen, wo der Brodtheuerungs-Aufruhr seit mehreren Jahren nichts Seltenes mehr ist. Sondern er ging von der reichen Hauptstadt Oberitaliens, dem blühendsten Theile des „Gartens Europa's", wie dieses Italien ehemals hieß, aus und verbreitete sich über 13 Provinzen, über Apulien, Toskana und Florenz abermals bis nach Süditalien. Ueber die ersten Auftritte in Oberitalien schrieb ein deutscher Correspondent aus Rom:

„Daß fast immer, wo es derlei Unruhen gibt, Unzufriedene und die gewerbsmäßigen Ruhestörer ihre Hand im Spiele haben, ist ja gewiß und kann auch in diesem Fall nicht ge-

leugnet werden. Alle unabhängigen Berichte sind jedoch einig darin, daß es sich in den genannten Städten nicht um socialistische, geschweige denn um anarchistische, Unruhen gehandelt hat. In jeder dieser Städte begannen die Unruhen damit, daß Weiber und Kinder mit den Rufen ‚Wir wollen Brot‘, ‚Wir wollen billiges Brot‘, ‚Nieder mit den Getreidezöllen‘ durch die Straßen zogen, und erst später gesellten sich Männer dazu. Die Unruhen waren keineswegs vorbereitet, sondern der Volksunwille brach sich spontan Bahn. Die Bevölkerung ist eben dem tiefsten Elend preisgegeben, und die Regierung hat keine Lösung für diese wichtigste der inneren Fragen Italiens. Vor einigen Monaten kam es in Ancona und Sinigaglia zu solchen Volksaufständen; nun sind es die Städte des Südens, wo noch größeres Elend und Unbildung herrscht. Es scheint dahin kommen zu sollen, daß die Revolution in Permanenz erklärt wird“.[1])

Aus den Brodcravallen waren sozusagen im Handumwenden Aufstände und kleine Revolutionen erwachsen, welche den drohenden Bürgerkrieg in Aussicht stellten und die Verhängung des Belagerungszustandes herbeiführten. Aber auf der Suche nach den „Führern der Umsturzparteien“ tappten die Regierungsvertreter im Finstern. Es waren zwar socialistische und republikanische Vereinigungen bekannt, aber es stellte sich doch heraus, daß sowohl die Socialisten als die Republikaner auf eine Volkserhebung vollständig unvorbereitet waren, und der vulkanische Ausbruch ausschließlich auf die unerträgliche Nothlage der Bevölkerung zurückzuführen war.[2]) Der obengenannte deutsche Berichterstatter führt unter Anderm eine Aussage des Abgeordneten von Rimini an: bei ihm seien die Republikaner und Socialisten ganz unorganisirt und es sei bezeichnend, daß gerade die Häuser einiger radikalen Parteigänger von den Aufständigen zuerst gebrand-

---

1) Münchener Allgem. Zeitung vom 3. Mai d. Js.

2) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 10. Mai und Berliner „Vorwärts“ vom 10. Mai d Js.

schätzt worden seien.[1]) Selbstverständlich war man übrigens auf liberaler Seite, im Einverständniß mit der Regierung, darüber einig, daß diese beiden Parteirichtungen nicht die einzigen Urheber der Tragödie gewesen seien; „die klerikale Presse und deren Hetzapostel können sich mit ihnen in die Schuld theilen.“[2])

Derselbe jüdische Berichterstatter behauptet auch: „der Aufstand hätte übrigens, wie nunmehr erwiesen, in Nord und Süd zu gleicher Zeit ausbrechen sollen, und Zweck und Ziel war die föderative Social-Republik, die allem Elende zugleich ein Ende gesetzt haben würde“. Ein nach dem Crispi'schen Gesetz über den Zwangsaufenthalt verurtheilter Italiener hat sich über die Angabe geäußert, als wenn die Socialisten ein Complott geschmiedet hätten für eine Föderativ-Republik gegen die Einheit Italiens. Das Princip läugnet er nicht, über die Vorgänge in Mailand aber sagt er: „Es kam, wie es kommen mußte: der Geist der Revolution verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit; wie ein zündender Funke fuhr er vom Süden nach dem Norden durch die ganze Halbinsel, und überall schlugen die Flammen der Empörung in die Höhe. Indessen bemerkte man in allen jenen Revolutionstagen keine Fahne, kein Feldgeschrei, kein Zeichen, kein Wort, das auf irgendeine vorhergegangene Verabredung schließen ließ“.[3])

Aber der Föderalismus ist keineswegs eine socialistische Eigenthümlichkeit. Unter dem Namen des Regionalismus hat er namentlich in der Lombardei stets Freunde gehabt, und die Entwicklung der Dinge in Italien wird ihre Zahl jedenfalls nicht vermindern. Gerade aus Mailand hat

---

1) Römische Correspondenz der „Allgem. Zeitung“ vom 9. Mai d. Js.

2) Aus Rom in der Wiener „Neuen Freien Presse“ vom 14. Mai d. Js.

3) „Das italienische Complot. Von Exul“ s. Stuttgarter „Neue Zeit“ vom 11. Juni 1898. S 337 ff.

der Regionalismus wiederholt kräftige Lebenszeichen gegeben. Vor vier Jahren hat daselbst der Abgeordnete Rossi in einer Rede den Nachweis zu führen versucht, daß die schlechte Lage des Landes vornehmlich aus dem zu sehr ausgeprägten Centralisationsprincip herzuleiten sei, und daß man deswegen auf die alte Eintheilung des Landes in Regionen und auf eine föderalistische Gestaltung der Verwaltung zurückkommen müsse. „Es fehlte nicht an zustimmenden Aeußerungen von Blättern in diesem Sinne, während allerdings die liberalen Organe in engerer Bedeutung Zeter und Mordio über die beabsichtigte ‚Zerreißung' der Einheit Italiens schrieen."[1]) Die socialen Strömungen stehen allerdings ganz auf demselben Boden. „Die einschneidenden, durch Jahrhunderte hindurch verfolgbaren Gegensätze in Abstammung, Klima, ländlichen und gewerblichen Verhältnissen zwischen Nord- und Süditalien konnten nicht von heute auf morgen weggewischt werden Jeder Tag mehrt die Anzahl derjenigen, welche auf dem Boden der Wissenschaft und der Politik die Nothwendigkeit verfechten, statt der staatsrechtlichen Gleichförmigkeit, die uns zu ersticken droht, die politische Einheit auf föderative Verwaltungskörper zu stellen".[2])

Der socialistische Abgeordnete Professor Ferri gibt unumwunden zu, daß die Bauern und Arbeiter in wirthschaftlicher Hinsicht unter den früheren Herrschern besser gestanden haben, und die neue Einigung ausschließlich das Werk der Bourgeoisklasse gewesen sei. „Thatsächlich", sagt er, „war es nicht bloß die Zolleinheit, welche die öconomische Gewinnprämie der Revolution bildete; es galt auch den sechshundert Millionen Kirchen- und Klostergüter, welche von der herrschenden Classe weggenommen und zu Schleuderpreisen vermöbelt wurden, ohne daß die Nation den geringsten Vortheil davon hatte. Es war ein richtiger Beutezug der neugebackenen

---

1) Wiener „Vaterland" vom 17. November 1894.

2) Aus Italien im Berliner „Vorwärts" vom 19. Februar 1895.

Patrioten, die in den Parlamenten, in den Banken, im Patrimonium der Kirche, in den Eisenbahnen, in der Tabaksregie und so weiter Millionen und Milliarden geraubt haben".[1]) Auch aus der Mitte der italienischen Socialisten in der Schweiz wurde berichtet: „Allgemein nimmt man an, daß es sich für die Krone in Italien in nicht ferner Zeit um Seyn oder Nichtseyn handeln werde. Man spricht von starker republikanischer Propaganda. Eine Bundes-Republik nach dem Muster der Schweiz ist bei der großen Abneigung der meisten Italiener gegen den centralisirten Einheitsstaat, der den Italienern freilich nichts Gutes gebracht hat, keineswegs unwahrscheinlich".[2]) Bis jetzt hat zwar bei der Untersuchung nach den Urhebern des Mailänder Aufruhrs von den eigentlichen Föderalisten nichts Besonderes verlautet, aber der mehrgenannte deutsche Correspondent aus Rom behauptet bestimmt:

„Der Patriotismus des überwiegenden Theils des italienischen Volkes hat die schweren, ihm auferlegten Opfer gewiß gern gebracht und die Prüfungen mit Ehren bestanden. Allein dies konnte ein immer fühlbareres Hervortreten der föderalistischen Bewegung nicht hindern, und so kam es zu dem kühnen Plane der Verschwörer von Mailand. Mögen auch diese oder jene Details, die man über diese Pläne berichtet, übertrieben sein, es wird von keiner Seite geleugnet, daß die Pläne vorhanden und bis in's Kleinste ausgearbeitet waren. Es handelte sich den Verschwörern um die, wenn nicht politische, so doch öconomische und finanzielle Lostrennung der Lombardei vom Königreich Italien. Einige gingen so weit, daß sie die Vereinigung der Lombardei mit dem Schweizer Canton Tessin zu einer Lombardisch-Tessinischen Republik anstrebten".[3])

Dem durch Crispi, dem allmächtigen Betrüger-Minister Italiens, geschaffenen Gesetze vom 19. Juni 1894 wegen „Einführung des Zwangsaufenthalts und Verschickung des

1) Berliner „Vorwärts" vom 21. September 1895.

2) Aus der Schweiz s. Berliner „Vorwärts" vom 19. März 1896.

3) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 19. Mai 1898.

Anarchismus verdächtiger Personen" waren endlose Klagen wegen der steigenden Noth der Landwirthschaft und Unruhen unter der Landbevölkerung vorhergegangen.[1]) Für sie aber war zur Abhilfe nichts geschehen. Im Gegentheile: die zur endlichen Regelung einer gerechten Grundbesteuerung bereits in Angriff genommene Herstellung eines allgemeinen Schätzungs-Katasters war, angeblich wegen der zu großen Kosten, nach anderer Meinung, weil sich Crispi vor den Wahlstimmen der südländischen Barone fürchtete, wieder eingestellt.[2]) Damals hat der Nationalöconom Mancini statistische Untersuchungen über die wirthschaftliche Lage Italiens veröffentlicht, deren Resultat war, daß das Land in den letzten 25 Jahren stetig zurückgegangen sei:

„Mancini nun kommt zu dem Gesammtergebniß, daß Italien ‚eines der unglücklichsten Länder Europa's sei'. Unter den europäischen Staaten steht es in der Tabelle, welche den Reichthum auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, an zweitletzter Stelle. Nur Rußland steht ihm etwas nach. In der Getreideproduction steht Italien an letzter Stelle mit 170 Liter pro Kopf, während Deutschland z. B. 365 Liter pro Kopf producirt. Wenn man die Zahl der Stücke Vieh betrachtet, steht Italien verhältnißmäßig wieder hinter allen zurück. Auf allen landwirthschaftlichen Gebieten ergibt sich eine völlige Inferiorität dieses Landes. Handel, Industrie und Steuerwesen weisen keine günstigeren Verhältnisse auf. In der Kilometerzahl, wie im Ertrag der Eisenbahnen stehen ihm alle Staaten Europa's weit voran. Besonders auffallend ist das Steuerverhältniß. Es betragen die Gesammtsteuern pro Kopf: in England 20, in Frankreich 25, in Deutschland 30 und in Italien 90 Franken. Das Grundeigenthum ist in Deutschland mit 7, in Italien mit 30 pCt. besteuert. Nur die Ausgaben für Krieg und die Marine sind in Italien noch geringer, als in den übrigen größeren Staaten, pro Kopf 19 Francs: mit Rücksicht auf die Noth und die

1) „Histor.-polit. Blätter" 1895. Band 116. S. 143 ff: „Die Diktatur in Italien; Crispi als Staatsretter".

2) Aus Italien s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 29. November und Berliner „Vorwärts" vom 15. Dezember 1895.

Armuth des Landes immerhin sehr viel. Für öffentlichen Unterricht pro Kopf z. B. 30 Centimes, und das, trotzdem Italien noch 70 pCt. Analphabeten hat". [1])

Ein Jahr später sagte ein anderer Finanzmann in Rom: „Während in Italien die jährliche Capitalzunahme 500 Millionen nicht übersteigt und hinter dem Ueberwiegen der Geburten über die Todesfälle zurücksteht, brauchen der Staat und die localen Körperschaften das Fünffache dieser Summe. So entzieht der Staat der nationalen Produktion die Gelder, welche ihr zum Gedeihen absolut unentbehrlich sind, und das Uebel der Arbeitslosigkeit nimmt in Italien immer größere Dimensionen an. Das Elend vertreibt von Jahr zu Jahr eine größere Zahl Einwohner aus ihrem Vaterlande". [2]) In dem Jahrzehnt von 1885—95 sind dritthalb Millionen Personen ausgewandert. „Am allerschlimmsten und ein schweres Zeichen der Zeit ist aber, daß diese Massenflucht vor dem Hungergespenst und vor dem Steuervampyr das Ackerbau treibende Land gerade derjenigen Elemente beraubt, deren es am nothwendigsten bedarf. Und warum verlassen diese braven, rechtschaffenen und arbeitsamen Leute die heimische Scholle? Weil der italienische Bauer nicht einmal mehr das trockene Brod zu erringen vermag, weil ihm der Fiskus den letzten Heller aus der Tasche, das Hemd vom Leibe stiehlt. So wandert also der gesundeste Bestandtheil des Volkes aus und läßt die Parasiten, die Tagdiebe und die Hunderttausende von Beamten, die Tanlongo's (Bankbetrüger), Rabulisten und Advokaten zurück". [3])

Laut der Budgetvorlage für das vorige Jahr hat die italienische Regierung Kirchengut im Werth von 732 Millionen an sich genommen, wovon noch für etwa 23 Millionen zu verkaufen sind. „Diese Confiskation hat dem Lande keinen

1) Berliner „Germania" vom 31. Oktober 1895.

2) Beilage zur Münchener „Allgem. Zeitung" vom 25 November 1896.

3) Aus italienischen Berichten s. Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 27. September 1896.

Nutzen gebracht; denn die Staatsschuld ist auf 13 Milliarden angewachsen. Die Steuerlast hat den höchsten Grad erreicht, das Gleichgewicht im Staatshaushalt ist ein noch ungelöstes Rechenexempel, Ackerbau, Handel und Industrie liegen darnieder, und die allgemeine Verarmung schreitet mit Riesenschritten voran. Nach einer officiellen Statistik des Ackerbau-Ministeriums hat die Weizen-Produktion in Italien während eines Vierteljahrhunderts um mehr als ein Viertel abgenommen, wogegen die Bevölkerung in demselben Zeitraum um rund 5 Millionen sich vermehrt hat".[1])

Ueber die Vorläufer des Aufruhrs im Monat Mai lagen schon im Anfang des Jahres Anzeichen vor. „Vor zwei Jahren trieb der Hunger, die Verzweiflung die sicilischen Bauern zum gewaltsamen Widerstande, Polizei und Soldaten warfen sie mit den Waffen nieder, die Blutgerichte Crispi's vollendeten das Werk der ‚Ruhestiftung'. Jetzt schreit das Volk in Mittelitalien an den Küsten der Adria nach Brod, das Elend wird noch erhöht durch einen außergewöhnlich harten und schneereichen Winter, der heute Italien heimsucht. In Ancona, in Macerata, in Sinigaglia ꝛc. sind Demonstrationen, selbst Plünderungen, an der Tagesordnung, und wenn auch politische und anarchistische Machinationen kräftig an der Volksbeunruhigung mithelfen mögen, die Noth, das wachsende Elend bieten diesen Agitationen eben ein nur zu fruchtbares Feld".[2]) Vier Wochen darauf kamen die Nachrichten über den Brodaufstand in Modica und Troina, der sehr blutig verlief. „Um sich einen Begriff von der schlimmen Lage zu machen, sei bemerkt, daß selbst 1893 auf Sicilien niemand getödtet wurde. Die Blätter von Messina und Catania melden bereits auch Todesfälle in Folge von Hunger;

---

1) Bericht aus Rom s. „Kölnische Volkszeitung" vom 6. Januar 1897.

2) Aus der Wiener „Reichspost" vom 21. Januar d. Js

ein großer Theil der Landarbeiter im Innern der Insel Sicilien nährt sich von Baumblättern".[1])

Anderer Art waren die Strassen-Tumulte, die sich im Oktober vorigen Jahres in Rom selbst abspielten. Die Veranlassung gab ein demonstrativer Aufzug der römischen Kaufmannschaft gegen die neue Veranlagung der Einkommensteuer. Gewaltige Volksmassen benützten die Gelegenheit, sich dem Protest gegen die „fiskalischen Gewaltthätigkeiten" anzuschließen. Es habe sich, behaupteten die Behörden, um ein von Anarchisten und Socialisten wohl vorbereitetes Complot gehandelt. Allein Niemanden fiel es noch ein, die katholischen Vereine zu verdächtigen. Die Mailänder „Italia del Populo" aber sah bereits die Revolution herannahen; sie schrieb: „Die entwaffneten Soldaten, die auf den Plätzen aufgefahrenen Kanonen, das Blut in den Strassen, die Todten und Verwundeten: dieß Alles sind furchtbare Zeichen der Zeit, wie ein Historiker aus der Epoche Ludwig's XVI. sagen würde".[2]) Vollauf erfüllte sich die Vorhersage nach einem halben Jahre in Mailand. In diesen schrecklichen Tagen schrieb ein anderer Berichterstatter aus Rom:

„Selbstverständlich werden alle socialistischen Vereine aufgelöst, auch spricht man von einem neuen Ausnahmegesetz gegen den Umsturz, aber über die Reformen — herrscht Schweigen auf der ganzen Linie. Bei dem heutigen System sind auch Reformen durchaus unmöglich. Am Heer und an der Marine zu sparen, erlaubt der Hof und die Hüterin des nationalen Prestige's, die Militärpartei, nicht. Ersparnisse in der Verwaltung sind aber unmöglich, weil zum Beispiel sich alle Städte empören würden, denen eine Universität, eine Präfektur, oder auch nur eine Unterpräfektur genommen würde. Aber wozu braucht denn eigentlich Italien nach französischem Muster 69 Provinzen und 167 Unterpräfekturen? Ersparnisse in den

1) Bericht aus Rom in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 27. Februar d. Js.

2) Römische Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 15. Oktober 1897.

öffentlichen Bauten sind ebenso unmöglich, da gerade die Ersparnisse auf diesem Gebiete zum Theil die neuesten Unruhen bedingten. Eine Steuererleichterung ist ebenfalls nicht durchführbar, eine Steuererhöhung auch nicht. Es bleiben also Italien eigentlich nur drei Auswege: eine neue Anleihe, um öffentliche Arbeiten zu ermöglichen, Verzicht auf seine Großmachtpolitik, oder die Steuerreform, entweder verbunden mit einer Zinsreduktion bei seiner nominell 5 prozentigen Rente, oder der Einführung einer progressiven Einkommensteuer. Da das aber sehr schwierige Dinge sind, so wird Alles hübsch beim Alten bleiben, wenn erst die Grabhügel der gefallenen Opfer grüner Rasen schmückt; vergißt man doch im glücklichen Italien sehr schnell". [1])

In der That wußte sich die Regierung nicht anders zu helfen als durch Pläne über ein neues Ausnahmegesetz gegen den Umsturz. Aber sie irrte sich doch, wenn sie meinte, daß Italien auch dießmal Alles sehr schnell vergesse. Der Ministerpräsident Rudini hatte sein Kabinet seit dritthalb Jahren zum vierten Male erneuert und insbesondere den liberalen Führer Zanardelli in dasselbe aufgenommen. Die Wirkung dieses Ersatzes war zunächst der Angriff Rudini's gegen die sogenannten „klerikalen Genossenschaften". Indeß wurde bald darauf von protestantischer Feder berichtet: thatsächlich werde den verbotenen Versammlungen dieser Genossenschaften kein Hinderniß mehr in den Weg gelegt. „Die überall im Lande ausgebrochenen Brotunruhen haben die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierung in eine andere Richtung abgelenkt. Allein andererseits gab gerade das mit einem Male aufklaffende Volkselend der officiell nicht vorhandenen und doch so wohl organisirten klerikalen Partei Gelegenheit, ihre Ueberlegenheit in der praktischen Socialpolitik den Regierenden und Regierten deutlich vor Augen zu stellen." [2])

Inzwischen war auch ein neuer Minister des Aeußern

---

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 21. Mai d. Js.

2) Aus Rom in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 27. Februar d. Js.



in das Kabinet eingerückt in der Person des altbekannten gemäßigt conservativen Diplomaten Visconti-Venosta. Als nun in Folge der Vorfälle in Mailand die Pläne einer Umsturzgesetzgebung gegen die Presse und das Vereinswesen hervortraten, welche die so wohlthätig wirkenden und im Volke beliebten wirthschaftlichen Vereine der katholischen Pfarreien über denselben Kamm geschoren hätten wie die socialistischen und anarchistischen, da zeigten sich die unausgleichbaren Gegensätze. Zanardelli zielte auf die Bischöfe und wollte ein Gesetz, durch welches die Regierung ermächtigt würde, Geistlichen in bestimmten Fällen, wenn sie staatsfeindlich aufträten, das Exequatur zu entziehen. Visconti-Venosta dagegen sah in einem solchen Gesetz eine Abänderung des durch die Verfassung gesicherten Garantiegesetzes. Er wollte Preßvergehen vor den Strafrichter verwiesen haben; Zanardelli beharrte bei den Geschwornen. Er wollte strenge Maßregeln gegen die Klerikalen; Visconti verlangte ein Einschreiten wider Republikaner und Socialisten. Rudini sah sich durch den Zwiespalt gezwungen, seine Entlassung zu fordern, der König aber beauftragte ihn mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Dasselbe wurde ein sogenanntes außerparlamentarisches; die beiden Gegner glänzten in demselben durch ihre Abwesenheit; Zanardelli mußte mit Visconti weichen.

Kurz ehe Rudini an Stelle des mit Schmach bedeckten Crispi an die Spitze der Regierung getreten war, hielt er in der Kammer eine gewaltige Rede, worin er dem Manne vorwarf, er habe ein schamloses Unterdrückungssystem eingeführt; er verkenne den berechtigten Kern der socialen Bewegung, während es doch hoch an der Zeit sei, die Bedürfnisse des Volkes zu würdigen; Crispi hänge immer noch an den abgebrauchten Schlagern, daß er überall, wo sich nur eine Kutte zeige, schreckliche Gefahren wittere; ohne den Kirchen volle unbedingte Freiheit zu gewähren, verfalle jeder Staat in ungerechte Verfolgungen.[1]) In demselben Jahre

1) Wiener „Reichspost“ vom 4. Dezember 1895.

lief ein Brief Rudini's als Führer der Opposition an seine politischen Freunde um, worin er die „geheimen Gesellschaften (die Freimaurerei) für die Pest Italiens" erklärte.[1]) Und nun, nach den Erfahrungen von Mailand, wurden die öffentlichen Vereine und die Presse der Katholiken zuerst als revolutionär, ja für gefährlicher als die Republicaner, und dann als Ausschreitungen einer „extrem reaktionären Partei" ausgeschrien.

Das neueste Kabinet Rudini stellte sich am 16. Juni der wieder einberufenen Kammer vor, zugleich mit dem Verlangen des Budget-Provisoriums für sechs Monate. Der Empfang war aber ein so blamabler und rüpelhafter seitens der Versammlung, daß das Ministerium sofort seine Entlassung fordern mußte. Rudini war abgethan. Was wird aber nunmehr werden unter einer neuen Regierung? Wer wagt nur zu vermuthen? Ein belgisches Blatt veröffentlichte eine Unterredung mit dem mehrmaligen Exminister Visconti-Venosta, in welcher gesagt worden sei: „Die römische Frage, diese ewige römische Frage, welche kurzsichtige Politiker so leicht glaubten bekämpfen, aus der Welt schaffen oder übergehen zu können, sie ist der Urgrund aller gegenwärtigen Schwierigkeiten Italiens. Niemals, seitdem die italienischen Truppen in Rom eindrangen, machte sich die Nothwendigkeit einer Lösung dieser Frage dringlicher geltend. Heute ist ein gütliches Abkommen zwischen der Regierung und dem Vatican eine Lebensfrage für die Nation. Ich sehe im Vatican den wirklichen entscheidenden Faktor der Lage. Wir Italiener müssen zu einem Abkommen mit ihm gelangen, selbst um den Preis eines für unsern Stolz großen Opfers, oder aber unsere Nation ist in einer nahen Zukunft irgend einem finstern Zusammenbruch ausgesetzt, dessen symptomatisches Vorzeichen die letzten Aufstände waren."[2])

1) Römische Correspondenz des Wiener „Vaterland" v. 27. Mai 1896.

2) Aus der „Kölnischen Volkszeitung" vom 11. Juni d. Js.

V.

Das Anwachsen der Socialdemokratie.

Als im Jahre 1877 in der langjährigen Hochburg des „Fortschritts“, alias „Freisinn“, in der Reichshauptstadt Berlin, in zwei Wahlkreisen die Socialdemokratie gleich im ersten Wahlgange den Sieg erfocht, ging ein panischer Schrecken durch alle deutschen Lande. Niemand war gewärtig, daß der Grundstein zu dem aus den französischen „Milliarden“ erbauten neuen Reichstagspalais mit für den unheimlichen Gast damals gelegt werden sollte. Denn obschon das allgemeine Wahlrecht schon zehn Jahre, seit der Gründung des norddeutschen Reichstags bestand, so hatte sich bis dahin doch noch nicht die „Stadt der Intelligenz“, wie sie seit Hegel heißt, ebenso wenig wie Kant's „Stadt der reinen Vernunft“ oder wie „Isar-Athen“ oder „Elb-Florenz“ die „Schmach“ angethan, einen Socialdemokraten gleich im ersten Wurfe aus der Wahlurne hervorgehen zu lassen.

Die seit 1875 in Berlin mehr als sonst übliche Frage: „Wie denken Sie über Rußland?“ wich auf einmal einer allgemeinen Discussion über die zukünftigen Aussichten einer anscheinend zu einem Machtfaktor erstandenen neuen politischen Partei. Die kathoxischen Blätter commentirten V. 92 der Lehnin'schen Weissagung: „Et princeps nescit, quod nova potentia crescit“. Die conservative Presse erging sich in unverhüllter Schadenfreude über die „Consequenzen des Fortschritts“, der Fortschritt selbst humpelte auf einem Beine umher und gab sich der Hoffnung baldiger Wiedergenesung

hin; die nationalliberale Börsenpresse war gleichfalls der Meinung, daß es sich nur um einen vorübergehenden Putsch, um einen politischen Carnevalsscherz handeln und daß das Volk bald wieder zu „Vernunft“ gelangen würde.

In der That hatte in dem Siegestaumel von 1866 und 1870/71, in der „Culturkampfs“-Hetze von 1872/73, in dem Gründerschwindel von 1871/76 die Socialdemokratie eine auffallend reservirte Stellung eingenommen, obwohl sie doch schon seit den Tagen Lassalles und v. Schweitzers vom Fürsten Bismarck zu einer stillen Nebenregierung eingeladen worden war.

Im ersten Norddeutschen Reichstage von 1867 hatten die Socialdemokraten 3 Vertreter; im Allgemeinen deutschen Reichstage war Anfangs gar nur ein Einziger vorhanden; seit 1874 schwankte die Zahl zwischen 9 und 24, bis 1890 nicht weniger als 35 Vertreter gewählt wurden, die 1893 sich bis auf 44 vermehrten.

Während wir dieses schreiben, ist das definitive Ergebniß der letzten Reichstagswahlen noch nicht ermittelt; es kommt indeß bei Berechnung der Zunahme der Socialdemokratie nicht auf das Resultat der noch ausstehenden Stichwahlen an, bei welchen fast alle Parteien geeinigt gegen die Socialdemokraten vorgehen, sondern auf die Zahl der Stimmen, welche diesen beim ersten Wahlgange zugefallen waren. Dieses Ergebniß vom 16. Juni 1898 liegt aber bereits abgeschlossen und vollständig vor.[1])

Beginnen wir mit der Reichshauptstadt, so zeigt sich die bemerkenswerthe Thatsache, daß, obgleich Berlin in den letzten fünf Jahren an Einwohnerzahl wieder bedeutend zugenommen hat, die Gesammtzahl der bei den letzten Wahlen abgegebenen Stimmen zurückgegangen ist. Dies gilt auch — wenigstens bei einigen Wahlkreisen — von der Socialdemokratie; indeß ist dieselbe diesmal wie schon 1893 in zwei Bezirken sofort durchgekommen und in allen übrigen vier Bezirken zur

1) Hierbei, also beim ersten Wahlgange, wurden 32 Socialdemokraten gewählt. Bei den Stichwahlen sind sie in nicht weniger als 101 (hundertundeinem) Wahlkreise betheiligt.



Stichwahl gelangt. Einige „freisinnige" Blätter ziehen aus dem obenerwähnten theilweisen Rückgange der socialdemokratischen Berliner Stimmen den Schluß: „die Socialdemokratie hat in Berlin ihren Höhepunkt überschritten". Wir fürchten indeß, daß man hier ebenso voreilig concludirt, wie 1877. Jedenfalls ist die Werbungskraft der Berliner „Bürgerpartei" — man versteht darunter ebenso freisinnige wie conservative Elemente — noch geringer gewesen, als die der Socialdemokratie.

In der zweitgrößten Stadt des Reiches, in Hamburg, haben die Socialdemokraten diesmal wie schon bei den beiden letzten Wahlen den Sieg beim ersten Sturmlauf in allen drei Stadtkreisen errungen.

In der zweitgrößten Stadt Preußens, in Breslau, hat die Socialdemokratie um mehr als 1000 Stimmen seit 1893 zugenommen. In München I hatte ihre Stimmenzahl um 365 abgenommen; in München II um 215 zugenommen. In Nürnberg betrug die Zunahme 3964, also nahezu viertausend Stimmen. In Köln dagegen ist die Stimmenzahl um 3084 zurückgegangen. Von Hauptstädten wurden neuerobert Stuttgart und Lübeck.

Geradezu unheimlich aber sind die Neueroberungen und die Stimmenzunahme in den sächsischen Ländern sowie in den exclusiv protestantischen Gegenden Preußens. Der Zuwachs ist auch auf dem platten Lande, insbesondere in der Provinz Sachsen, in Niederschlesien, Brandenburg und Ostpreußen ein ganz erheblicher gewesen. Freisinnige wie nationalliberale Blätter erklären das starke Anwachsen der socialdemokratischen Stimmen als das eigentlich charakteristische der diesmaligen Reichstagswahl. Wenn sie hinzufügen, daß der socialdemokratische Zuwachs auch eine „Verstärkung der agrarischen Mehrheit" zur Folge gehabt habe, so wollen wir sie in der Kritik der für ihre erlahmenden Hände immer höher wachsenden „sauren Trauben" nicht stören; es genügt uns, wenn sie prompt darüber quittiren, daß der Feind von den Wohnsitzen, die sie ihm bereitet haben, immer weiteren Besitz nimmt. So haben sie auch bereits ausgerechnet, daß die Gesammtzahl der socialdemokratischen Stimmen, welche

1893 auf 1,786,000 sich belief, diesmal „sicherlich weit über zwei Millionen übersteigen“ wird.

Mit circa 100,000 Stimmen machte die Socialdemokratie im Jahre 1871 den Anfang; erst im Jahre 1890 brachte sie es über eine Million, dann aber binnen acht Jahren erzielt sie hiervon weit über das Doppelte.

Fragen wir, woher diese Stimmen kommen, so haben wir schon angedeutet, daß die Provenienz überwiegend, ja fast ausschließlich auf protestantische Gegenden zeigt. Eine schon bei früheren Wahlen wahrgenommene Thatsache ist die, daß die Socialdemokratie an katholischen Orten nur einen vorübergehenden Aufschwung aufweist, daß sie bald wieder zurückgeht und zu Mandatseroberungen im ersten Wahlgange (mit Ausnahme der Großstadt München) überhaupt noch niemals gelangt ist. So ist diesmal am Rhein die Socialdemokratie wiederum im erheblichen Rückgange begriffen (außer in Köln auch in Straßburg, Düsseldorf, Aachen, Essen u. s. w.); im oberschlesischen Industriebezirk hat sie jetzt einen ersten bemerkbaren Ansturm versucht, der freilich viel zu schwach war, um die alte Centrumsveste dort zum Wanken zu bringen. Nach dem Verhalten der bekehrten rheinischen ehemaligen Socialdemokraten zu schließen, kann man annehmen, daß diesmal auch die betreffenden katholischen Oberschlesier nur „auf Probe“ einmal socialdemokratisch gestimmt haben. Anders in protestantischen Gegenden; hier, selbst in der Nähe der kaiserlichen Schlösser um Potsdam herum, wird aus der Ausnahme eine Regel.

Hiernach könnte man sagen: der „katholische“ Socialdemokrat spiele nur mit dem Feuer, was ja natürlich an sich ebenfalls unerlaubt ist; der protestantische dagegen wünsche, daß das Feuer anhalte und weiter brenne. Daß es eine ziemliche Anzahl von „Katholiken“, namentlich in Großstädten gibt, welche das letztere ebenfalls wollen, ist ja wahr; doch handelt es sich hier noch immer um Ausnahmen.

Der socialdemokratische Reichstagsabgeordnete Kapell, 1877 gewählt im schlesischen Wahlkreise Reichenbach-Neurode, welcher letztere jetzt wieder für das Centrum erobert wurde, hatte damals im Reichstage unter spannendster Aufmerksamkeit

des Hauses die Zustände in seinem Wahlkreise geschildert. Der Kreis Reichenbach nämlich ist überwiegend protestantisch, der Kreis Neurode überwiegend katholisch. Als Charakteristicum nun bezeichnete es Herr Kapell, daß um Reichenbach herum die Wirthshäuser voll, die Kirchen leer seien, wogegen um Neurode die Kirchen voll, die Wirthshäuser leer seien. Alle älteren Reichstagsmitglieder werden sich erinnern, daß auf den Fürsten Bismarck noch niemals die Aeußerung eines Redners einen so sichtlich tiefen Eindruck machte, als dieses Geständniß des Socialdemokraten. Salus ex inimicis nostris! dachte man im Centrum und in der That begann bald darauf Bismarck seine Vorbereitungen zu seinem Canossagange zu treffen.

Das folgende Jahr 1878 brachte uns das Hödel'sche Attentat und damit das — seit 1890 wieder aufgehobene — Socialistengesetz, das bekanntlich erst in Folge des zweiten Nobiling'schen Attentates durchging. Zur Begründung des Gesetzes sagte der Staatssekretär Hofmann: „Der geistige Kampf gegen die Socialdemokratie sei allerdings in erster Linie Sache der Kirche. (Bewegung. Sehr wahr! im Centrum.) Denn die allertiefste Schädigung der Socialdemokratie liege nicht auf wirthschaftlichem Gebiete, sondern darin, daß sie dem Arbeiter gerade das raube, was das menschliche Leben erst menschenwürdig mache, die Religion. (Bewegung.) Und das gelte nicht blos vom Arbeiter, sondern ebenso auch vom reichsten Manne, denn auch sein Leben erhalte den rechten Inhalt erst durch die Religion. Dabei sei allerdings nicht an eine einzelne Confession oder Religionsgemeinschaft zu denken. Wie agitire aber die Socialdemokratie gegen die Kirche! Haben doch neuerdings selbst die Frauen in öffentlichen Versammlungen dagegen geeifert!" Der Redner zeichnete nun den Antheil, den auch der Staat neben Kirche, Schule, Presse u. s. w. an dem Kampfe nehmen müsse, im Sinne der Vorlage und im Anschluß an ihre Motive. (Vereinzeltes Bravo rechts.)

Der Abgeordnete Dr. Jörg, Herausgeber der „Hist.-pol. Blätter", erwiderte darauf u. a.:

„Die sociale Frage hat ihre ursprüngliche Gestalt als ‚Magenfrage', wie man sich einstmals ausgedrückt hat, längst

überschritten; auch die Arbeiterfrage als solche ist eigentlich schon ein überwundenes Stadium; selbst die Discussion über die Frage vom absoluten und relativen Eigenthumsrecht ist in den Hintergrund getreten; die Bewegung, m. H., hat sich alliirt und amalgamirt mit dem Geist des Materialismus, und daraus ist der Fanatismus jenes neuen Islam ohne Allah und Providenz erwachsen. (Sehr gut!). Aber solch ein geistiges Miasma, die Sporen, wie die Mediciner sagen, die in der ganzen socialen Welt herumschwärmen, fängt man nicht ein mit den Mitteln der Polizei! Und sind denn die socialistischen Organe die einzigen, welche den Geist des Materialismus in der Welt verbreiten? Wollen Sie die gerühmte ‚neue Wissenschaft‘ hinter Schloß und Riegel stecken? Wollen sie gewisse Katheder mit dem Interdikt belegen? Nein, m. H., werden Sie sagen, und ich Ihnen das Ja. Wenn aber das ist, so sage ich: zur Heilung der wirthschaftlichen Zustände, auf denen jener Geist sich abgelagert und fruchtbaren Boden zur Fortpflanzung gefunden hat, ebenso wie zur Heilung dieses Geistes selbst bedarf es eines neuen Bundes aller erhaltenden Elemente, Kräfte und Mächte im Staate und in der Gesellschaft; und, m. H., die oberste dieser erhaltenden Mächte hat der Herr Präsident des Reichskanzleramts selbst genannt; entfesseln Sie dieselbe, anstatt sie zu binden! (Sehr gut! Bravo im Centrum.)

„Vor allem, m. H., thut Eines noth; auch das hat der Herr Präsident des Reichskanzleramts berührt. Das Allererste, was noth thut, ist die Regenerirung der Schule. Mich für meine Person erschreckt die Socialdemokratie der Gegenwart viel weniger, als die Socialdemokratie der Zukunft, die heranwächst aus unserer Jugend. Man hat in verfehlter politischer Berechnung die Schule überall mehr und mehr dem religiösen Einfluß entzogen; man hat damit, ohne es zu wollen, ihre Thüren der Socialdemokratie geöffnet. Ja, m. H., diese moderne Pädagogik, ich möchte fast sagen, diese moderne Schulwuth ist das Seminarium der Socialdemokratie. (Sehr richtig!) Denn — ich will mich ganz verständlich ausdrücken — ob diese moderne Pädagogik will oder nicht, sie wirkt thatsächlich dahin, daß sie einen jeden

hinaushebt über seinen Stand und so die Unzufriedenheit aussäet in allen Kreisen des Volkes. (Sehr richtig!) So will ich es verstanden haben, wenn ich Ihnen offen sage, ein mühseliger und beladener Mensch, ein sogenannter Arbeiter, der nicht mehr betet, der es nicht gelernt oder vergessen hat, der ist unter allen Umständen die leichte Beute der Socialdemokratie, sobald sie kommt, um ihn zu holen".

So Dr. Jörg. Der stenographische Bericht verzeichnet am Schlusse seiner Rede: „Lautes Bravo!" Wie man weiß, ertönte ein solcher Ruf beim Vortrage von Centrumsrednern von 1871 bis 1890 nur aus dem Centrum, nicht auch von Rechts und Links, von wo sich die socialdemokratischen Wölfe bald ausschließlich ihre weiteren Opferlämmer holten.

Wie immer, hatte auch hier unser verehrter literarischer Nestor Dr. Jörg den Kern der Sache getroffen. Wie stets hatte er auch diesmal die Zukunft richtig prognosticirt. Es sind jetzt gerade zwanzig Jahre her, daß er das zukünftige Anschwellen der Socialdemokratie in Deutschland in Aussicht gestellt hatte. Selbst darin hat er Recht gehabt, daß die polizeilichen Mittel, d. h. das Socialistengesetz, das Uebel nur verschlimmern würden. Das Socialistengesetz hat man inzwischen wohl aufgehoben, dafür aber hat man die Staatspolizei in der Schule verstärkt. Und wenn in katholischen Gegenden, die ja nun auch schon seit länger als zwanzig Jahren ihre alten Kirchenschulen in Staatsschulen verwandelt sehen, die Socialdemokratie noch immer nicht aufkommen kann, während bereits in allen protestantischen Gegenden das Unkraut den Weizen überwuchert, so kommt dies daher, daß der Katholicismus eine geistige Macht geblieben ist, die auch die Staatsgewalt nicht zu überwinden vermag. Ueberall wo ein katholischer Pfarrer seine Hirtenpflicht erfüllt, ist und bleibt er der Schuleninspektor, gleichviel ob ihn die Regierung als solchen einsetzt oder absetzt. In protestantischen Gegenden dagegen leitet der Pastor seine Autorität nicht vom „Evangelium", sondern von Landrath und Gensdarm ab; hat der Gensdarm kein inneres Ansehen, dann ist es auch mit der Macht des „Evangeliums" aus!

Mit der „Magenfrage" fängt die Socialdemokratie bei Allen, die ihr zuneigen könnten, zu rumoren an; aber das

Magenübel steigt dem katholischen Arbeiter im Allgemeinen doch nicht in dem Grade in's Gehirn, daß er darüber den Kopf gänzlich verlieren würde. Dort wo noch Glaube an das Dasein Gottes, an eine waltende Vorsehung, an die Nothwendigkeit der Unvollkommenheit alles Irdischen, an die ausgleichende Gerechtigkeit des wachenden Vaters aller Menschen und an seine ewige Belohnung vorhanden ist, dort kann die Klage über eine materielle Nothlage niemals zur geistigen Verödung, zu einer alle besseren Regungen unterdrückenden Materialisation, zu einem „neuen Islam ohne Allah" führen. Auf diesem Boden aber allein wächst das socialdemokratische Unkraut, wie uns der Prediger Göhre, der als Arbeiter verkleidet in sächsischen Fabriken arbeitete, um die Grundursachen der Socialdemokratie zu erspähen, in seinem Buche: „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" (Leipzig 1891) ausdrücklich versichert.

Darum klagt Göhre seine eigene protestantische Kirche an, daß sie die Socialdemokraten „ohne Hilfe, ohne Aufklärung und ohne Stärkung" lasse. Wir unserseits meinen, daß man protestantischerseits es auch an diesen letztern Mitteln nicht fehlen lassen würde, — wie man es thatsächlich meist nicht fehlen läßt — wenn man nur die Ueberzeugung hätte, daß es etwas nützen würde!

Wenn z. B. Göhre weiter schreibt, daß alle Socialdemokraten „Achtung und Ehrfurcht vor Jesus Christus" haben, zwar nicht vor seiner „Göttlichkeit", die ihm „nur einige Theologen zumutheten", sondern weil sie in Christus immer noch „die große Persönlichkeit", vor Allem den „socialen Reformator" verehrten, so könnte doch Herr Göhre wissen, daß ein solcher „Christus" nicht einmal einen Bauern verhindern würde, seinen Grenzstein in das Gebiet seines größern Nachbarn hineinzurücken, geschweige denn daß er die socialdemokratische Begier nach größerem und bequemerem Besitz — denn der Communismus leugnet den Besitz nur in der Theorie — zügeln könnte.

Der Grundfehler liegt eben darin, daß die protestantische „Kirche" selbst nicht weiß, was für einen „Christus" sie predigen soll, und daß bei dieser „Freiheit eines Christen-

menschen" Jeder sich den „Christus" wählt, der seinen Neigungen am meisten zusagt.

Fürst Bismarck hat einmal die politische Fortschrittspartei die „Vorfrucht der Socialdemokratie" genannt. Die Vorfrucht des Fortschritts waren aber seit der modernen Lehr-, Preß- und Censur-Freiheit hauptsächlich die protestantischen Theologieprofessoren, welche das Grunddogma des Christenthums, die Gottheit Christi leugneten. Obgleich persönlich „orthodox", hat Bismarck mit „seinen" Cultusministern stets diese negative Richtung in der protestantischen Kirche in behördliche Protektion genommen, natürlich aus Staatsraison, weil andernfalls die „Gebildeten" mit Aufruhr drohten.

Die Sache steht also so: Protegirt man von Staats wegen die protestantische Orthodoxie, so revoltiren die „liberalen" Bourgeois; beschützt man, wie man es in den letzten Jahrzehnten continuirlich gethan, in Kirche und Schule die „liberale" Theologie, so werden die also Erzogenen Socialdemokraten. Das heißt mit andern Worten: Der Protestantismus hat seine Lebensfähigkeit an der Neige des neunzehnten Jahrhunderts verloren und der Katholicismus allein kann in das neue Säculum hineingehen mit der Anwartschaft, die Religion der Zukunft zu sein für Gelehrte wie Ungelehrte.

Ueber zwei Millionen socialdemokratischer Stimmen in protestantischen, noch keine hunderttausend in katholischen Gegenden, sicherlich noch keine hunderttausend von katholisch erzogenen Wählern selbst, das gehört auch zu den Früchten der — „Reformation"!

P. M.

VI.

K. Storck's Literaturgeschichte [1])

ist „für das deutsche Haus“ bestimmt und wird dort auch ein lieber heimischer Gast werden, denn sie ist übersichtlich disponirt und verbindet Gründlichkeit mit thunlichster Kürze und lichtvoller Darstellung. In treffenden Skizzen ist der Gehalt der bedeutendsten Literaturdenkmale herausgehoben. Die Charakteristiken sind fast durchweg gelungen. Dieselben sind nicht äußerlich an einander gereiht wie Perlen an einer Schnur, sondern der Verfasser hat es verstanden, den Zusammenhang und den inneren Entwicklungsgang der einzelnen Erscheinungen aufzuzeigen. Die Tendenz des Buches: christlich und deutsch — kann nur angenehm berühren.

Obgleich der Verfasser katholisch ist, zeigt er sich andersgläubigen Autoren gegenüber nie einseitig oder ungerecht. Luthers Bibelübersetzung z. B. bezeichnet er als einen „Markstein in der Entwicklung der deutschen Sprache“. Auch preist er sein Verdienst um das Kirchenlied. Selbst den modernsten Erscheinungen gegenüber, einem Sudermann und Gerhart Hauptmann, sucht der Verfasser nach Möglichkeit gerecht zu werden.

Trotzdem wurde das Werk von der Frankfurter Zeitung als ultramontan abgefertigt. Und doch sind die katholischen Namen nirgends vordringlich gepriesen. Guido Görres und Adalbert Stifter werden zu kurz behandelt. Eine Reihe von katholischen

---

1) Deutsche Literaturgeschichte. Für das deutsche Haus bearbeitet von Dr. Karl Storck. Stuttgart, Rothsche Verlagshandlung. 1898 504 S. (Preis M. 3 20.)

Schriftstellern sind gar nicht genannt, so z. B. Anton von Bucher, ein vorzüglicher Satiriker, von dem Goethe sagte, als ihm Brentano etwas von B. Geschriebenes vorlas: „Wie ist es möglich, daß solch ein Mann mir so lange verborgen sein konnte?“ Außer Bucher ist nicht erwähnt Hortig, ein Exbenediktiner, der Vorgänger Döllingers in München, ein Humorist und Satiriker, der unter dem Pseudonym „Nariscus“ ganz hervorragende Arbeiten (Erzählungen, Sammelblätter rc.) schrieb. Hätte er in Norddeutschland gelebt, so wäre seines Lobes kein Ende. Erwähnung verdient hätte ferner Pocci, Alex. Kaufmann, Karl Macke, A. Jüngst rc. Eine beliebte Dichterin ist auch Cordula Peregrina (C. Wöhler), deren poetische Ader, durch den goldenen Born der Religion genährt, so manches innige und sinnige religiöse Gedicht geschaffen hat.

Ziehen wir das Resumé, so kommen natürlich die kleinen Mängel gegenüber den Vorzügen von Storck's Literaturgeschichte nicht in Betracht. Das Werk erscheint als ein getreues Spiegelbild des schöngeistigen Lebens aus Alt- und Jung-Deutschland. Das Buch, welches 500 Seiten umfaßt, ist von der Verlagshandlung in ein schmuckes, schönes Gewand gehüllt. Bei den äußeren und inneren Vorzügen kann das Buch nur eine Zierde sein für jedes deutsche Haus.

VII.

Nietzsche's Bedeutung für unsere Zeit.

Im Jahrgang 1896 dieser Blätter (Bd. 116) wurde die geistige Entwicklung Nietzsche's gezeichnet und darin namentlich untersucht, wie in ihm die Idee des Uebermenschen entstand und was sie zu bedeuten habe. Hieran möchte ich anknüpfen und die damalige Studie erweitern und ergänzen durch die Erläuterung über Nietzsche's Bedeutung für die Gegenwart. Es handelt sich nm die Frage, wie stellte Nietzsche sich zu dem Zeitgeiste und wie faßte ihn dieser auf.

I.

Zwischen Nietzsche und dem Zeitgeiste besteht eine innige Wechselwirkung, sie verhalten sich gegenseitig nicht bloß anziehend, sondern auch abstoßend. Es besteht Verwandtschaft und Gegensatz. Nietzsche wiederspiegelt den Zeitgeist, aber er widerspricht und widerlegt auch, er reizt an und schlägt nieder, verspottet und stachelt auf. Manchmal schaut eine mephistophelische Bosheit aus seinen schwungvollen Reden, und hinter dem Orakelton mystischer Sprüche glaubt man manchmal ein teuflisches Gekicher zu vernehmen.

Nietzsche's Philosophie ist durch und durch skeptisch, subjektivistisch, positivistisch; sie kennt keine festen Wahrheiten und keine Autorität, sie anerkennt weder Dogmen noch Moral. Nichts ist wahr und alles ist erlaubt, ist sein Grundsatz.

Nietzsche hat also die Consequenz bis auf das Aeußerste gezogen. Man hat bis jetzt geglaubt, eine Moral bieten zu können ohne Dogmen, ja die dogmenfreie Moral galt als die höchste Errungenschaft der modernen Entwicklung. Man glaubte die Grundsätze der christlichen Gesittung loslösen zu können von einem dogmatischen Hintergrunde. Daß das aber eine Täuschung sei, hat nichts besser bewiesen als die Philosophie Nietzsche's. Die Erkenntniß dämmerte auch sonst schon, und wurde z. B. in den preußischen Jahrbüchern vor kurzer Zeit trefflich ausgeführt, daß eine religionslose, atheistische Moral unmöglich sei. Einer solchen Moral fehle jeder Halt, jede Verantwortlichkeit, jede Motivitationskraft. Sie müsse nothwendig die Zwecke des Gemeinwohles überspannen, wenn sie den Egoismus brechen wolle. Diese Zwecke seien aber dem Einzelnen nicht übersehbar und binden ihn nicht. Wo der Schein einer atheistischen Sittlichkeit bestehe, gründe sie sich ganz auf den Gegensatz und bestehe eben durch den Gegensatz, sie entlehne der theistischen Moral ihre wesentliche Richtung, theile mit ihr wesentliche Voraussetzungen, ohne ihren Grund gelten zu lassen. Sie glaube an den Werth der Selbstverleugnung, an die Vernünftigkeit des Weltlaufes, an die Nothwendigkeit des Guten, die doch nur einen Sinn haben, wenn man an einen Gott glaubt.

Daß die religionslose Moral nichts taugt, leuchtet fast noch unmittelbarer ein bei Nietzsche, der bis zum Aeußersten consequent war. Die Selbstverleugnung, die helfende Nächstenliebe, das Mitleid ist nach Nietzsche Unsinn und Thorheit, sie erzeugt selbst nur Schwächlinge und Bedientennaturen. Die Natur aber erfordert Herrschernaturen. Die Herrschernatur ist die Blüthe der religionslosen Moral. Die Natur kennt keine Moral. Die Moral ist das Gift, durch das die reine selbstherrliche Natur geschwächt wird. Nietzsche heißt dieses Gift Moralin und fordert ein moralinfreies Denken. Die Moral ist nicht besser als das Dogma, das Gewissen ist auch ein Dogma. Die Moralpfaffen sind nicht

besser als die Dogmenpfaffen. Die Moral ist nothwendigerweise autoritär, weil sie imperativ ist. Die Autorität, die Heteronomie ist aber verwerflich. Die Moral führt, weil sie autoritär ist, zum Jesuitismus und was bei Nietzsche dasselbe ist, zum Machiavellismus.

Damit hat Nietzsche die letzte Consequenz gezogen, er stellt die Frage an den Zeitgeist, ob er die Natur will oder das Ideale, ob er heidnisch oder christlich sein will. Darin beruht seine Bedeutung, er ist ein Wegweiser, ob man nach rechts oder links will. Er verwirft die schwächlichen Vermittlungen, er verwirft das Lauwarme, das Unentschiedene, Schwankende des Zeitgeistes. Der Zeitgeist, die moderne Welt möchte Christus und die Segnungen des Christenthums nicht verlieren, liebäugelt aber fortwährend mit den widergöttlichen Mächten. Man möchte christlich sein, achtet und ehrt das christliche Mitleiden, die christliche Charitas. Man überfließt von Menschenliebe, eben weil man liberal ist, und will alle an den großen Gütern und Errungenschaften unseres Jahrhunderts, an der modernen Freiheit und Gleichheit theilnehmen lassen. Ja man ist nahe daran, social zu werden, weil man liberal, demokratisch war. Man weiß wohl, daß der Individualismus und Egoismus die Gesellschaft auflöst, man stellt daher die Socialethik der Individualethik entgegen. Man erkennt im Socialismus einen berechtigten Kern und bringt dem christlichen Socialismus eine tiefe Verehrung entgegen. Die heutige Wissenschaft weiß es wohl, daß jede Socialisirung, jede Menschenverbindung eines religiösen Kernes bedarf. Sie hat bereits den Gedanken ausgesprochen, daß jede Vergesellschaftung, sei es nun der Urstaat oder eine spätere Zunft und Bruderschaft von religiösen Motiven ausgeht. Nur die Religion wirkt organisirend und bildend, das weiß man wohl, nur fehlt leider der Glaube.

Da kommt nun Nietzsche und räumt mit allen Illusionen auf und zeigt, daß die liberalen, socialen, demokratischen Ideen ganz und gar den Principien der positiven Wissenschaft

widersprechen, daß sie die Entwicklung hemmen. Er ruft der modernen Welt zu: ihr müßt zurück zur Natur, wenn ihr in der Cultur voranschreiten wollt! Er ist ein zweiter Rousseau mit seinem Grundsatz: „zurück zur Natur", unterscheidet sich von ihm aber darin, daß er nicht eine Abkehr von der Cultur, sondern eine Steigerung derselben im Auge hat. Die moderne Entwickeluugslehre, der Selektionismus soll uns den Pfad weisen. Die Auslese des Stärkeren im Kampf ums Dasein soll eine höhere Generation von Menschen heraufführen. Daher verwirft Nietzsche alles Demokratische und Sociale, und in seinem Gefolge gibt es bereits Nationalökonomen, die alle Schutzmaßregeln für die Arbeiter verwerfen. Nur so weit der Arbeiterschutz die Auslese der Tüchtigsten ermöglicht, soll er beibehalten und weitergeführt werden. In diesem Sinne wird z. B. die Abkürzung der Arbeitszeit wohl begrüßt, da durch sie untüchtige Kräfte aus dem Arbeitsangebot ausgeschieden werden. Freilich bedenken die Herren Selektionisten gar nicht, daß die Fabrikarbeit nothwendigerweise schwächliche Kräfte braucht, voraussetzt und selbst erzeugt. Das ganze Textilgewerbe erfordert lang andauernde Geduld und kann mit überschäumenden Kräften nichts anfangen. Die vielen chemischen Fabriken aber zerstören direkt die Gesundheit.

Nun freilich diese Massen gehören nach der neuesten Philosophie gar nicht zu der Menschheit, sie sind die Sklaven, deren die Herrschernaturen als Unterlage bedürfen. Die Uebermenschen haben das Recht, sie auszunützen, sie dürfen sie ausnützen in Wollust und Grausamkeit. Die Sklaverei ist nach Nietzsche durchaus nothwendig, wenn man einen Fortschritt der Cultur will, man muß zu dem Heidenthum zurückkehren, wenn man voranschreiten will. Die Volksmassen sind eben nach Nietzsche's Anschauung Heerdenthiere und verdienen kein besseres Loos. Die Menschen verdienen immer die Herren, die sie wählen oder dulden. Der Knechtssinn ruft nach einem Tyrannen; kein Tyrann kann sich

halten bei einem Volk mit freiem Sinne. Es ist daher bezeichnend, daß Nietzsche das Volk reif hält für die Herrschaft von Tyrannen.

Grotthuß sagt in dem Buche „Probleme und Charakterköpfe" mit Recht: Der Zug ins Heerdenhafte, Kleine, Schwächliche, den Nietzsche an den modernen Volksmassen findet, erklärt sich „durch die Emancipation der Massen vom Christenthum, denn diese Emancipation bedeutet nicht mehr und nicht weniger als die Entfesselung der bisher gebundenen Mittelmäßigkeit. Früher, so lange das Christenthum über sie herrschte, beschied sich die Mittelmäßigkeit mit sich selbst. Das Christenthum lehrte sie gegen das Uebergeordnete, das Vornehme, Große, Aristokratische eine Demuth, durch die sie sich doch nicht erniedrigt fühlen konnten, weil sie ja in letzter Linie eine Demuth nicht vor Menschen, sondern vor Gott und seinen Geboten war".

In der französischen Revolution emancipirte sich das Volk von aller Autorität und räumte mit allem Aristokratischen auf. „Alles, fährt Grotthuß fort, alles was den Pöbel geistig und sittlich durch Vorzüge des Leibes oder der Seele überragte, war ihm als ‚Aristokrat' auf das tiefste verhaßt. Und diese Pöbelherrschaft war auf den christenthumfeindlichen Lehren der Encyklopädisten erwachsen, und ihre üppigste Blüthe fiel genau mit der Zeit zusammen, als man an Stelle Gottes eine Dirne anbetete". „Auf die Revolution folgte Napoleon, der ‚Herrenmensch' und er setzte sich durch. Aber durch welche Mittel? Etwa durch die einer, wenn auch rücksichtslosen und brutalen, so doch vornehmen, großen, wahrhaftigen, stolzen, aristokratischen Natur? Ganz und gar nicht. Durch feige List, Tücke, lügnerische Vorspiegelung, raffinirte Heuchelei, kurz durch alles das, wodurch sich nach Nietzsche der so verhaßte Sklavenaufstand in der Moral durchgesetzt hat. Napoleon trat nicht etwa als der Starke, Vornehme auf, der gekommen ist, kraft des Rechtes seiner Stärke zu herrschen. Nein, er schlich sich als falscher Man-

datar der Demokratie auf den Thron. Er versicherte dem Pöbel, daß er nur das willfährige Werkzeug des souveränen Volkes sein wolle. Er schmeichelte dem Pöbel, wo und wie er nur konnte, und versprach der Demokratie von ganz Europa seine Dienste. Er wurde Consul und Kaiser von Pöbels Gnaden, und erst, als er sich durch solche Mittel der — ‚Sklavenmoral' in seiner Herrschaft befestigt hatte, warf er die Maske ab und setzte der betrogenen, übertölpelten Demokratie den Fuß auf den Nacken. Jetzt züchtigte er mit Skorpionen das Ideal, vor dem er heuchlerisch einst gekniet hatte. Nachdem es sein Gut und Blut vor ihm hingeschüttet, schlug und spie er ihm ins Gesicht. Was ist denn in diesem Bilde ‚Vornehmes', ‚Wahrhaftiges', Großes, Schönes, Aristokratisches, wie es doch Nietzsche bei seinem Herrenmenschen offenbar vorschwebt?" [1])

Mit dieser Frage hat Grotthuß freilich nicht ganz recht, sie geht nicht an die richtige Adresse. Denn bei Nietzsche selbst hat der Uebermensch nicht viel Vornehmes, Schönes und Großes an sich, man hat das Schöne und Große erst nachträglich oft hineingedeutet. Das Ideal des Uebermenschen ist bei vielen Anhängern Nietzsche's viel besser und edler als bei Nietzsche selbst. Bei Nietzsche stellt der Uebermensch den Ausbund der Selbstsucht und Herrschsucht dar und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man in ihm die Verkörperung des radikal Bösen, des Teuflischen, des Satanischen erblickt, wie ich ihn früher dargestellt habe. Für seinen Uebermenschen gibt es keine Sünde, er ist jenseits von gut und bös. Die Moral liegt tief unter ihm, er ist darüber erhaben. Für ihn gilt der Grundsatz: nichts ist wahr, alles ist erlaubt, jener teuflische Grundsatz, den der mohammedanische

1) Probleme und Charakterköpfe von Frhr. v. Grotthuß. Stuttgart 1898. S. 64 ff. Wir werden auf das interessante und lehrreiche Werk zurückkommen, wir empfehlen es aber jetzt schon der geneigten Beachtung.

Assassinenorden seinen Mitgliedern als Wahlspruch mitgab. Er sagt selbst darüber: „Als die christlichen Kreuzfahrer auf jenen unbesiegbaren Assassinen-Orden stießen, jenen Freigeister-Orden par excellence, dessen unterste Grade in einem Gehorsame lebten, wie einen gleichen kein Mönchsorden erreicht hat, da bekamen sie auf irgend welchem Wege einen Wink über jenes Symbol und Kerbholz-Wort, das nur den obersten Graden, als deren Secretum vorbehalten war: Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt! ... Wohlan, das war die Freiheit des Geistes, damit war der Wahrheit selbst der Glaube gekündigt".

Nietzsche weiß wohl, wie teuflisch dieser Grundsatz ist, aber er ist nach ihm die Quelle und Bedingung voller, geistiger Freiheit. Der Teufel, sagt Nietzsche ausdrücklich, ist der älteste Freund der Erkenntniß, deßhalb hält er sich von Gott so ferne. Dem Teufel verdanken wir ja den alten Wahrspruch: eritis sicut dii scientes bonum et malum, ihr werdet sein wie Götter, frei durch ungebundene Erkenntniß, durch die Erkenntniß, die aus der Sünde aufgeht.

Kein Wunder, daß Nietzsche alle schlechten Triebe vertheidigt, vor allem die Grausamkeit, die Lust an der Verfolgung, am Ueberfall, am Wechsel. „Die Grausamkeit", sagt er, „macht die große Festfreude der Menschheit aus, sie ist als Ingredienz fast jeder ihrer Formen zugemischt; denn Leidensehen thut wohl, Leidenmachen noch wohler". Neben der Grausamkeit vertheidigt er auch die Sinnlichkeit und spricht mit Begeisterung von der mächtigen Leiblichkeit, der überschäumenden Gesundheit der alten Eroberer- und Heroenrassen, er bedauert es, daß diese Leiblichkeit durch den Geist der Kleinen und Schwachen überwunden wurde.

Mit der Grausamkeit vertheidigt Nietzsche auch die Wollust, die Herrschsucht, die Selbstsucht, alle die Triebe, in denen sich der Wille zum Leben entfaltet. Der Wille zum Leben, der Wille zur Macht ist das Grundwesen des Menschen.

Schopenhauer faßte in seinem Pessimismus diesen Willen als Quelle alles Bösen und allen Uebels, den man ertödten müsse. Nietzsche verwirft diese Anschauung. Der Wille zum Leben ist die Quelle des Guten und in ihm sind auch die Triebe gut und nicht zu ertödten, sondern zu stärken:

„Wollust, Herrschsucht, Selbstsucht“, sagt er, „diese drei wurden bisher am Besten verflucht und am Schlimmsten beleu- und belügenmundet. Diese drei will ich menschlich gut abwägen. 1. Wollust: Das große Gleichnißglück für höheres Glück und höchste Hoffnung. Vielen nämlich ist Ehe verheißen und mehr als Ehe. Vielem, das fremder sich ist, als Mann und Weib — und wer begriff es ganz, wie fremd sich Mann und Weib sind. Wollust — doch ich will Zäune um meine Gedanken haben und auch noch um Worte, daß mir nicht in meine Gärten die Schweine und Schwärmer brechen“. Selbst das Concubinat ist Nietzsche zu wenig. Das Concubinat, sagt er einmal, ist verdorben durch die Ehe. Die Ehe taugt gar nichts.

2. „Herrschsucht! Doch wer hieße es Sucht, wenn das Hohe hinab nach Macht gelüstet! Wahrlich nichts Sieches und Süchtiges ist an solchem Gelüste und Niedersteigen! Daß die einsame Höhe sich nicht ewig vereinsame und selbst begnüge! Daß der Berg zu Thal komme, und die Winde der Höhe zu den Niederungen! Schreckende Tugend, so nannte das Unnennbare einst Zarathustra.

3. „Selbstsucht! Die heile, gesunde Selbstsucht, die aus mächtiger Seele quillt. Von sich weg bannt sie alles Feige! Sie spricht: Schlecht, das ist feige! Verächtlich dünkt ihr der immer Sorgende, Seufzende, Klägliche, und wer auch die kleinsten Vortheile aufliest. Ob einer vor Göttern und göttlichen Fußtritten knechtisch ist, ob vor Menschen und blöden Menschenmeinungen: alle Knechtsart speit sie an, diese selige Selbstsucht“.

Die bösen Triebe sind, wie Nietzsche von Schopenhauer lernte, nichts anderes als die Lebenstriebe, in ihnen entfaltet sich der Wille zum Leben, der Machtwillen, der den innersten

Kern des Menschen ausmacht. „Leben", sagt er, „ist wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwängung eigener Formen, Einverleibung und mindestens Ausbeutung."

Angesichts solcher und ähnlicher Aussprüche ist es verwegen, den Uebermenschen Nietzsche in einem günstigen Sinne zu deuten. Dieses Ideal hat nichts Gutes, Wohlthätiges an sich. Der Uebermensch herrscht nicht, um zu erziehen, um wohlzuthun, sondern um sich zu genügen, um seine Persönlichkeit auszuwirken und auszuleben. Es gibt ja wohl auch Ausdrücke, die auf einen guten Charakter, eine wohlthätige Wirkung hinzudeuten scheint. So heißt es z. B. „Der vornehme Mensch setzt selbständig Werthe, er spricht: Was mir schädlich ist, das ist an sich schädlich". Die Selbstachtung, die Ehrfurcht vor sich selbst ist das ethische Princip der vornehmen Persönlichkeit. Es sind nicht Werke, nicht Handlungen, die den vornehmen Menschen bezeugen und beweisen, sondern es ist der Glaube an sich und die Ehrfurcht vor sich. „Auch der vornehme Mensch hilft dem Unglücklichen, aber nicht aus Mitleid, sondern mehr aus einem Drange, den der Ueberfluß der Macht erzeugt". Wenn er nicht hilft, so ist das Tugend. Bei den kleinen Leuten heißt freilich das Mitleid Tugend, aber da ist keine Scheu, „keine Ehrfurcht vor großem Unglück, vor großer Häßlichkeit, vor großem Mißrathen".

„Seid mir gewarnt vor dem Mitleiden, daher kommt noch dem Menschen eine schwere Wolke. Merket aber auch dies Wort: Alle große Liebe ist noch über all ihrem Mitleiden, denn sie will das Geliebte — nachschaffen". „Mitleiden ist oft eine krankhafte, weltschmerzliche Stimmung, welche bekämpft werden muß". „Lernen wir besser uns freuen, so verlernen wir am besten, Andern wehe zu thun und Wehes auszudenken — darum wasche ich mir die Hand, die dem Leidenden half, darum wasche ich mir auch noch die Seele ab. Denn daß ich den Leidenden leiden sah, dessen schämte ich mich um seiner Scham

willen, und als ich ihm half, da verging ich mich hart an seinem Stolze".

Der Uebermensch ist eine schöpferische Persönlichkeit, er ist Künstler, Dichter, Prophet. Gerade indem Nietzsche über die Bedingungen nachdachte, aus denen eine schöpferische Kraft entspringt und unter denen sie wirkt, kam er zuerst auf diese Idee, wie aus dem oben angeführten Artikel über Nietzsche hervorgeht. Aber zu jener Reflexion kamen andere Erwägungen, ethische und eudämonologische Untersuchungen über das Gute und über das Glück, wie eben dort zu lesen ist. Damit verbanden sich historische und zeitgeschichtliche Einflüsse. Die darwinistische Entwicklungslehre spielte herein und endlich Studien über die Renaissance. Nietzsche schwärmte für die Renaissance und deren ungebundene ungebrochene Kraftnaturen, wie sie sein Freund Burckhardt schilderte. „Zu der Entdeckung der Welt, sagt Burckhardt, fügte die Cultur der Renaissance eine noch größere Leistung, indem sie zuerst den ganzen, vollen Gehalt des Menschen entdeckte und zu Tage förderte".

Die Renaissance hat das Ideal der Humanität entwickelt, das Ideal des vielseitigen und allseitigen Menschen aufgestellt. Ihr Ideal ist der Mann, der zugleich Dichter und Gelehrter ist, der alle Wissenschaften umfaßt, aber doch zugleich auch Mann der That ist. Dieses Ideal ist eine weitere Entwicklung des platonischen Gedankens vom harmonischen Menschen, mit dem man sich auch vor hundert Jahren lebhaft beschäftigte. Im harmonischen Menschen, dachte man sich damals, halten sich alle Geisteskräfte das Gleichgewicht und ruhen die Triebe in friedlicher Eintracht. Im idealen Menschen ist der Verstand hell, tief und allumfassend, das Gefühl rein und der Wille kräftig und durchdringend. An solche Ideale glaubt man freilich heute nicht mehr. Der harmonische Mensch gilt als unmöglich.

Nietzsche's Ideal ist ein anderes. Am ehesten gleicht es den Kraftnaturen der Renaissance, die sich der Theorie zum

Trotze schrankenlos entfalteten, die berühmten und berüchtigten Tyrannen und Condottieren. Besonders hoch stellt Nietzsche den berüchtigten Cesare Borgia, er ist beinahe sein Ideal. In Nietzsches Ideal lauft die Uebercultur und Uncultur zusammen, er ist zugleich Held der Decadence und der Held der Barbarei. Die wilde Bestie, die in der Urzeit frei schweifen durfte, verbindet sich mit dem aristokratischen Hautgout der raffinirtesten Cultur.

Mit Vorliebe vergleicht er die Uebermenschen der Zukunft mit den blonden Bestien der Urzeit und denkt dabei halb an die Germanen, die das römische Reich zerschlugen, halb an die Erobervölker, die im Anfang der Cultur überhaupt stehen, vielleicht auch an die Hunnen und Mongolen. Das schillert bei ihm alles unbestimmt durcheinander. Er leitet die Entstehung der Cultur überhaupt vom Drucke und Zwange her, den ein Erobervolk auf die großen Volksmassen ausübte: „Irgend ein Rudel blonder Raubthiere, sagt er, eine Eroberer- und Herrenrasse, kriegerisch organisirt und mit der Kraft, zu organisiren, legt unbedenklich ihre furchtbaren Tatzen auf eine der Zahl nach vielleicht ungeheuer überlegene aber noch gestaltlose, noch schweifende Bevölkerung".

Die Nachkommen der blonden Bestien bilden die europäische Aristokratie, wie Nietzsche im Anschluß an die moderne Anthropologie ausführt. Denn diese moderne Anthropologie will gefunden haben, daß die gesammte europäische Aristokratie Zeichen germanischen Ursprungs trägt. Daher sagt Nietzsche: „Auf dem Grunde der vornehmen Rassen ist das Raubthier, die prachtvolle, nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie, nicht zu verkennen; es bedarf für diesen verborgenen Grund von Zeit zu Zeit der Entladung, das Thier muß wieder heraus, muß wieder in die Wildniß zurück: — römischer, arabischer, germanischer, japanischer Adel, homerische Helden, skandinavische Wikinger".

Eine solche Herrenrasse stellten die germanischen Eroberer dar, die das römische Reich in Trümmer schlugen

und sich als Herren auf den Nacken des Sklavenvolkes setzten, das sich römisches Volk nannte. Ihr Hauptverdienst war ihre blühende Leiblichkeit. Leider hat nach Nietzsche das Christenthum und der Geist des Kleinen dieses blühende Leben vergiftet. Nietzsche ist wenigstens so ehrlich, anzuerkennen, daß die Germanen eigentlich Barbaren waren, er theilt nicht den verlogenen Traum der Germanenschwärmer, die von einem goldenen Germanenparadies träumen, er gehört nicht zu jenen Deutschthümlern, wie Dahn, Gustav Freytag, Löher u. a., die ihr Wesen und ihre Religion über die christliche zu stellen geneigt sind, oder der Deutschnationalen Oesterreichs, die man ironisch Wodananbeter hieß. Aber es ging freilich von ihm eine Schule solch deutschthümelnder Schwärmer aus. Ein gewisser Friedrich Lange gründete einen „Deutschbund", der sich die Pflege einer Deutschreligion, eines Deutschgewissens und verschiedener anderer „Deutschideale" angelegen sein läßt.

Was Nietzsche an den Germanen gefällt, ist nicht das wirkliche und vermeintliche Gute und Edle ihrer Natur, die von Tacitus gerühmte Schamhaftigkeit und ihre Treue, sondern das Rohe und Ungestüme, das Naturalistische, das Ungenirte, das Unbeleckte und Nackte an ihnen.

Dr. G. Grupp.

(Zweiter Artikel folgt.)

VIII.

Die Lage des Kindes im Jahrhundert des Schulkampfes.

I. Die Bemühungen des Naturalismus durch die Kinderwelt in das Volksleben einzudringen.

Die exponirte Lage des Kindes in diesem Jahrhundert des Schulkampfes muß jedem auffallen, der die Charakterzüge unseres Zeitalters genauer betrachtet. Das Kind hat die gefährliche Ehre im Vordergrund aller Verhandlungen über Umgestaltungen oder Neugestaltungen im Staat oder in der Gesellschaft zu stehen. Wo immer ein neuer Weltverbesserungsplan auftritt, da ist die erste Frage: Wie ist das Kind dafür zu verwenden? Das Kind, das einst im Schooße der Familie unbehelligt ruhte, ist auf den öffentlichen Markt gezerrt, wo sich die Parteien um seinen Besitz streiten. Ueberall ertönt der Ruf: das Kind, das Kind! Aber wer denkt noch an die Familie und ihr Recht? Und doch gibt es keine das Kind betreffende Frage, die nicht auch zugleich die Familie aufs tiefste berührte. Es liegt aber im eigensten Interesse des Kindes, daß dieser Zusammenhang überall gewissenhaft beachtet werde. Denn wo gibt es ein schutzloseres Wesen auf der Welt, als das Kind, wenn man sich die Familie von ihm wegdenkt? Eben deßwegen muß man sich freilich überall den Anschein geben, als wolle die Familie unter allen Umständen respektirt werden. Sieht man aber auf den Grund, so gewahrt man bald, daß es

vielfach nur eine imaginäre Familie ist, die man im Auge hat. Kommt man nämlich auf die concrete Familie zu sprechen — und das ist unter einem christlichen Volke die confessionelle Familie — so ergibt sich bald, daß dieser Familie nur das Recht zugesprochen wird, die Kinder zu nähren und zu kleiden. Alles Onerose läßt man ihr; sie behält noch ihre eigene Nummer im Civilstande als eine Anstalt für Fortpflanzung des Geschlechtes und zur Ernährung der Unmündigen. Daß aber diese Familie auch ein geistiges Leben hat, das vor Allem beachtet sein will, und daß sie es für ihr unveräußerliches Recht betrachtet, dieses geistige Leben ebensogut wie ihre materiellen Güter auf ihre Nachkommen zu vererben, mit anderen Worten, sich geistig in ihren Kindern fortzusetzen — das kommt da, wo die modernen Ideen die Herrschaft führen, gar nicht in Betracht.

Es gibt eine unfehlbare Probe, um zu erfahren, ob das ganze und volle Recht der Familie in Erziehungssachen anerkannt werde. Diese Probe besteht darin, daß man feststellt, ob und wie der confessionelle Charakter der Familien, denen die Kinder angehören, in der Schule beachtet werde. Man darf es aber auch als die eigentliche Pointe im Schulkampfe bezeichnen, daß zwischen dem geistigen und leiblichen Leben der Familie eine Theilungslinie gezogen wird, wornach der Familie nur das Recht verbleibt, über den untergeordneten Theil ihre Obsorge zu erstrecken, während der bessere Theil irgend einer außerhalb der Familie stehenden Macht zugesprochen wird. Diese Macht heißt bald „Zeitgeist", bald „das allgemeine nationale Bewußtsein", bald „Culturfortschritt", zuletzt aber entpuppt sie sich überall als die im Staate eben herrschende Partei. Das furchtbare Wort „wer die Schule hat, der hat die Zukunft", enthüllt uns die ganze Lage des Kindes und der Familie diesem Parteigetriebe gegenüber. Das Wort hat eine ganz verdächtige Aehnlichkeit mit dem alten „cujus regio, illius et religio", nur daß in

demselben das Reformationsrecht um einige Stufen heruntergestiegen ist: von den Erwachsenen ist es zu den Kindern gegangen. Man kann nicht sagen, daß der neue Wortlaut des berüchtigten Rechtsatzes derber laute, als der alte Ob er deßwegen weniger gefährlich sei, als der alte, ist eine andere Frage.

„Wem die Schule gehört, dem gehört die Zukunft". Es ist ein Zeichen der Zeit, daß die Wahrheit dieses geflügelten Wortes auf keiner Seite beanstandet wird. Diese Thatsache wirft für sich allein schon genügendes Licht auf die Stellung des Kindes in dieser Periode des Schulkampfes. Wir Christen wollen mit diesem Worte bloß einen bedauernswerthen Zustand constatiren, den wir selber in keiner Weise herbeiführen halfen. Die Kirche selbst missionirt niemals in der Weise, daß sie sich an den Kindern der Familie vergreift. Die christliche Schule hat sich nie zur Aufgabe gesetzt, dem Volk und der Familie einen neuen Geist aufzudrängen; sie will bloß dazu beitragen, den seit Jahrhunderten dem Volke eingepflanzten christlichen Geist zu erhalten. Sie will die von den Vätern ererbte Religion und Cultur auf die Nachkommen fortpflanzen helfen. Heißt das die Zukunft gestalten, oder eine neue Welt begründen, wie jenes Wort doch offenbar sagen will? Unsere Gegner aber finden es ganz in der Ordnung, wenn die Schule über die Familie hinaufgestellt und ihr die Befugniß zugestanden wird, die religiösen Traditionen zum Absterben zu bringen, das Volk umzugestalten und zu dem Ende einen neuen Geist in die Familie überzuleiten. Wie von ihnen dieses Wort verstanden wird, davon legen weltbekannte Vorgänge auf dem Gebiete des öffentlichen Erziehungswesens in weiten Ländern nur ein zu beredtes Zeugniß ab. Ein neues Ministerium bedeutet nur zu oft ein neue Schulaera; es ist wie ein Erdbeben, das bis in die entferntesten Winkel des Landes die Schulstuben und die Subsellien erschüttert. Man weiß, was sich in Frankreich, Oesterreich und — vor der letzten Wendung der Dinge —

auch in Belgien zugetragen hat, von Italien ganz zu geschweigen. Das öffentliche Erziehungswesen wird wie eine neue Steuerquelle betrachtet, die man nur anzubohren brauche, um der zur Herrschaft gelangten Partei neue Hilfsquellen zu verschaffen. Bei der Budgetdebatte im Jahre 1889 sprach der Minister Flocquet in der französischen Kammer: „Unser Ziel bei Erlaß des neuen Schulgesetzes war das große Werk der Befreiung des menschlichen Geistes. Sie lachen, sprach er zur Opposition gewandt, aber in einigen Jahren werden Sie es erleben, daß die in der Freiheit erzogenen Geschlechter die Vertreter des früheren Regime's aus diesem Saale vollends vertreiben werden. Für diese friedliche Revolution haben wir jährlich vier bis fünf Millionen ausgegeben". Graf Lanjuinais unterbrach den Redner: „Sie entreißen den katholischen Familien ihre Kinder, um Atheisten aus denselben zu machen". Die Kammer aber beschloß, Flocquets Rede in allen Gemeinden Frankreichs anschlagen zu lassen.

Wie weit die Ansichten über eine unbeschränkte Verfügbarkeit des Kindes zu Neuerungszwecken in Fleisch und Blut der Zeitgenossen eingedrungen sind, bezeugen uns von Zeit zu Zeit die Verhandlungen der pädagogischen Congresse in den Ländern des Schulkampfes. Da wird über das Kind und seine Erziehung verhandelt, als ob hier der pädagogische Katheder und nicht die Familie das letzte Wort zu sagen hätte. Die Forderungen, die eine Zeit hindurch auf unseren sogenannten „allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen" fast regelmäßig erhoben wurden, wie z. B. Aufhebung der confessionellen Schulen, Einführung eines allgemeinen confessionslosen Religionsunterrichtes, Ersetzung der christlichen Sittenlehre durch eine rein natürliche Ethik, Verdrängung aller Wundererzählungen aus der Schule — alle diese Forderungen fußen auf der Voraussetzung, daß das Kind ein für alle pädagogischen Experimente verfügbares Wesen sei, und daß der Wille der Eltern die Einführung selbst grund-

stürzender Lehren in die Schule nicht hindern könne. Wurde ja beim Auftauchen der Darwin'schen Ideen es als etwas Selbstverständliches ausgesprochen, daß die neue Schöpfungstheorie auch in den Volksschulen Aufnahme finde. Je naiver solche Forderungen und Erwartungen ausgesprochen werden, um so deutlicher liefern sie den Beweis, wie sehr der rechte Begriff von der Stellung des Kindes und von dem Recht der Familie in weiten Kreisen verloren gegangen ist.

Die souveräne Pädagogik, die eigentlich nur ein anderer Ausdruck ist für den über die Kinderwelt verhängten Absolutismus, blüht übrigens nicht bloß bei uns, sondern in allen Ländern, in welchen die modernen Ideen zur Herrschaft gelangt sind. So hat vor mehreren Jahren auf einem pädagogischen Congreß in Mailand die Mehrzahl der Versammelten unter Zustimmung des eben anwesenden Cultusministers Baccelli für Ausweisung des Religionsunterrichtes aus den Volksschulen sich ausgesprochen. Die bewegten Gegenvorstellungen einer muthigen Lehrerin fanden kein Gehör bei dem pädagogischen Areopag.

Der socialistische Zug, der in einer solchen Behandlung der Familie und des Kindes liegt, wird allerdings von der großen Menge nicht beachtet; von den Einen nicht, weil es sich um kein materielles, wägbares Gut handelt, von den Andern nicht, weil bekanntermaßen der vulgäre Bildungsenthusiasmus für Freiheitsfragen förmlich blind macht. Und doch ist es gerade das Höchste der Familiengüter, um dessen Verstaatlichung es sich in der Unterrichtsfrage handelt. Wenn man nun heutzutage an dem Punkt angelangt ist, wo man allen Ernstes darüber verhandelt, wie die materiellen Güter des Volkes, wie sein Grundbesitz und seine Erwerbsmittel zum Gemeingut Aller sollen gemacht werden, so dürfte man sich wohl erinnern, daß ein vielversprechender Anfang zu dieser Entwicklung in der so lange eingebürgerten Gewohnheit lag, bei Verhandlungen über Erziehungs- und Schulfragen souverän über die Rechte der Familie hinwegzugehen und

das Kind als Gemeingut der Menschheit, in Wirklichkeit aber der tonangebenden Partei zu behandeln.

Augenscheinlich kehrt sich die Spitze dieses pädagogischen Absolutismus gegen die christliche Familie und Erziehung. Existirte die christliche Familie nicht, so hätte die ganze Entwicklung schwerlich eine solche Schärfe angenommen. Aber die christliche Familie ist von Rousseau an der Stein des Anstoßes auf jener Seite. Die Fortpflanzung der christlichen Religion auf die Kinderwelt soll gehindert werden. Der Naturalismus glaubt keinen festen Fuß im Volke fassen zu können, wenn er nicht die Jugend des Volkes in seiner Gewalt hat. Darum strebt er mit allen Mitteln nach der Herrschaft über die Kinderwelt.

Man kann fragen: ist es Mißtrauen in seine eigene Kraft, was den Naturalismus diesen Weg beschreiten heißt? Oder ist es das Verlangen, den Kampf abzukürzen und zu dem Ende der Christenwelt die Wurzel abzuschneiden? Oder hat der Naturalismus wirklich selbst die aufrichtige Ueberzeugung, daß der Weg durch die Kinderwelt der von der Natur selbst gewiesene Weg zur Erneuerung der Menschheit d. h. zu einer Umgestaltung in seinem Sinne sei?

Man kann alle diese Fragen bejahen, denn sie schließen einander nicht aus.

Das Mißtrauen in seine eigene Kraft gründet bei dem Naturalismus in dem tiefen, zuweilen offen eingestandenen Gefühle, daß es ihm unmöglich ist, dem Volke die Religion des Kreuzes zu ersetzen. Denn dem Volke, das in den Leiden dieses Lebens mitten inne steht, ist mit den Phrasen nicht gedient, mit welchen die oberen Zehntausende der Gesellschaft sich über den Ernst des Lebens hinwegzusetzen suchen. Welche Kraft wird wohl auch jene Zirkelmoral, deren oberster Grundsatz lautet: „Thue das Gute um des Guten willen" — welche Kraft wird diese Moral dem Manne mittheilen, an dessen Thüre der Hunger anklopft? Und was soll ihm für die Erziehung seiner Kinder die Diesterweg'sche Phrase leisten:

„erziehe den Menschen zur Selbstthätigkeit für das Gute, Schöne und Wahre?" Gerade in den schweren Prüfungen des Lebens bewährt sich die Kraft des Uebernatürlichen. Dem Naturalismus kann diese Thatsache nicht unbemerkt bleiben. Statt sich aber über die tieferen Ursachen Rechenschaft zu geben, überredet er sich, der Sinn für das Uebernatürliche sei eine üble Angewöhnung aus der Jugendzeit; einer solchen könne man nicht früh genug entgegentreten. Darum wirft er sich mit aller Macht auf die Schule, um den Sinn für das Uebernatürliche schon in der Kinderwelt zu ertödten.

Daß ihn hiebei auch der Wunsch begleitet, den Kampf gegen das Christenthum abzukürzen und seine Herrschaft über die Geister mit einem Schlage zu sichern, kann heutzutage Keinem zweifelhaft sein, der offene Augen hat. Bedürfte es noch eines Beweises, so würde die Stellung des Naturalismus und des ihn politisch repräsentirenden Liberalismus gegenüber der Unterrichtsfreiheit allein schon hinreichende Aufklärung geben. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, auf dem sittlichen, ökonomischen und politischen Gebiete tritt der Liberalismus für die volle Ungebundenheit der Gesellschaft wie des Individuums ein. Schrankenloses Recht der Forschung und unbegrenztes Recht zur Kundgebung aller Resultate dieser Forschung ist eine seiner obersten Forderungen. Der Geist der Verneinung soll auch das letzte Heiligthum der Menschheit benagen dürfen. Nur allein der Unterrichtsfreiheit steht der Geist der Verneinung nicht bloß kühl, sondern nach den Umständen geradezu feindselig entgegen. Selbst in den Ländern der modernen Freiheitsideen, in Frankreich und Belgien, liebäugelt er mit dem Staatsmonopol des Unterrichts. Die Unterrichtsfreiheit ist ihm zuwider, weil sie den letzten Schlag, der gegen die Fortpflanzung der christlichen Offenbarungswahrheiten geplant ist, verhindern könnte!

Eine vermeintliche Rechtfertigung für seine Attentate

findet der Liberalismus in dem liebenswürdigen, von ihm selbst mit Eifer genährten Wahn, er sei der geborene Anwalt der Natur und eben deßwegen auch der Kinderwelt gegen die Macht verjährter Vorurtheile und Gewohnheiten. Die von allem Positiven abstrahirende naturalistische Erziehungsweise sei allein die naturgemäße. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint der Schulkampf wie eine Art von Kreuzzug zur Befreiung der Kinderwelt aus den Banden verrotteter und schädlicher Vorurtheile. Als einen solchen Kreuzzug hat der Minister Flocquet in der französischen Kammer nicht undeutlich den Schulkampf bezeichnet. In Deutschland hat der bekannte Dittes, den die Wiener Stadtväter vor einigen Jahrzehnten zum Zweck der pädagogischen Erleuchtung Oesterreichs in die Reichshauptstadt beriefen, die Behauptung ausgesprochen, die Schule habe wesentlich die Aufgabe, jenen verfehlten Schritt wieder gut zu machen, den die Eltern schon bei der Geburt ihrer Kinder begingen, indem sie dieselben „ohne ihr Wissen und Wollen" zur Taufe oder zur Beschneidung brachten. „Wenn die Staats- und Schulbehörden", sagt er, „die zwangsweise Fortpflanzung der Confessionen in den öffentlichen Bildungsanstalten dulden, so wird die Glaubensfreiheit untergraben. Denn wie kann eine freie Ueberzeugung sich entwickeln, wenn man die Jugend, ehe sie urtheilen und wählen kann, geflissentlich für ein Bekenntniß präparirt? Oder wie will man behaupten, daß die Kinder, weil man sie ohne ihr Wissen und Wollen getauft und beschnitten hat, einer bestimmten Confession angehören? Haben sie keine Menschenrechte? Darf man mit ihnen machen, was den Priestern beliebt?" [1]) Damit wäre das Register der Menschenrechte von 1789 um ein weiteres vermehrt, nämlich um das Recht des Kindes sobald als möglich von den Folgen der Taufe oder Beschneidung befreit zu werden.

---

1) Dittes, Schule der Pädagogik. I. Aufl. Leipzig 1876. S. 448.

Es wäre überflüssige Mühe, der christen- und kirchenfeindlichen Tendenz dieser Spekulation auf die Kinderwelt weiter nachzugehen. Was aber noch einer näheren Untersuchung bedarf, ist die Frage, wie es sich mit der **Naturgemäßheit** eines Verfahrens verhalte, welches gerade die Kinderwelt zu Neuerungszwecken verwenden und auf sie eine neue Welt aufbauen will. Eine eingehende Untersuchung dieser Frage ist um so nothwendiger, als die Feinde der christlichen Schule sich gerade hinter dem „Naturgemäßen“ als einem festen Bollwerk gegen alle Einreden, die man ihnen von Seiten theils des Elternrechtes, theils der Kirche macht, verschanzt glauben. Man thut, als ob ein neuer tieferer Rechtsboden für die Stellung des Kindes gefunden wäre, ja es wurde geradezu gesagt, „Rousseau habe die Rechte des Kindes erst erfunden“. Wahr ist, daß er durch seinen Erziehungsroman „Emile“ betitelt, mit einem Erfolge ohne gleichen allen Neuerungsparteien einen Wink gegeben hat, sich auf die Kinderwelt zu werfen, um auf sie ihre neue Welt zu begründen. Wahr ist, daß er zuerst das isolirte, von jedem Zusammenhang mit der Familie losgelöste Kind in die Literatur eingeführt hat. Welchen Dienst er aber damit dem Kinde selbst, der Familie, der Freiheit des Volkes geleistet hat, das näher zu untersuchen, dürfte der Mühe wohl werth sein, um so mehr, als unsere Geschichten der Pädagogik für solche Gesichtspunkte in der Regel weder Sinn noch Verständniß haben. Es dürfte bei dieser Gelegenheit auch ein helles Licht fallen auf die Naturgemäßheit einer Erziehungslehre, welche der Neuerung geradezu den Weg durch die Kinderwelt bahnt.

II. Conservative und radikale Ansichten über die Stellung des Kindes in der Gesellschaft.

Wenn man die Handlungsweise der im Schulkampfe sich feindlich gegenüberstehenden Parteien mit einander vergleicht, so findet man leicht, daß ihre abweichenden Ansichten sich keineswegs bloß auf Fragen über Schulorganisation

und Schulleitung erstrecken, sondern daß sie in ein noch tiefer liegendes Gebiet herabreichen und das Verhältniß des Kindes zu seinen Eltern und der Eltern zum Kinde, überhaupt das elterliche Erziehungsrecht betreffen. Man kann die beiden sich hier gegenüberstehenden Ansichten ganz wohl als die conservativen und radikalen bezeichnen und demgemäß eine conservative und eine radikale Partei im Schulkampfe unterscheiden. Beide Parteien müssen allerdings im Kinde die natürliche Fortsetzung der Familie erblicken. Aber nur die conservative Partei macht mit dieser Anschauungsweise Ernst, während die radikale Partei sich mit Ansichten und Hintergedanken trägt, welche jedenfalls der christlichen Familie nicht erlauben, sich also in ihren Kindern fortzusetzen, wie sie es wünschen und verlangen muß.

Daß nur die conservative Partei die Anschauungsweise, welche das Kind als die natürliche Fortpflanzung der Familie betrachtet, zur vollen Geltung kommen läßt, beweist schon ihr Verhältniß zur confessionellen und confessionslosen Schule. Dem vorurtheilsfreien Auge kann es gar nicht entgehen, daß allein die confessionelle Schule es der Familie ermöglicht, sich geistig in ihren Kindern fortzusetzen; denn nur die confessionelle Schule setzt auch die religiöse Erziehung des Vaterhauses außerhalb der Räume dieses Hauses fort. Die confessionslose Schule dagegen hat jeden familiären Zug abgestreift; sie kennzeichnet sich auch sofort jedem kundigen Beobachter des Volkes als etwas Unvolksthümliches, ja als das Unvolksthümlichste, was sich denken läßt. Diese Schule ist ja auf die Abstraktion gebaut. Was ist aber dem unverfälschten Volke mehr zuwider als die Abstraktion, welche auseinanderreißt, was das Leben zusammengefügt hat! Nun aber abstrahirt die confessionslose Schule gerade von demjenigen, was das innerste Heiligthum der Familie ausmacht und was in heiligen Zeiten sie aufs tiefste bewegt.[1]) Die

---

1) Selbst das fromme Lied des christlichen Hauses und Volkes muß zu Weihnachten und in anderen heiligen Zeiten in der

confessionelle Schule dagegen zeigt gerade hier am meisten ihren familiären Zug und bekundet sich damit als Schule des Volkes. Nur sie legt das Bekenntniß ab, daß sie eine Hilfsanstalt der Familie ist und sich nicht über dieselbe stellen will.

Mit seinem Festhalten an der confessionellen Schule hat der conservative Standpunkt in sehr nachdrücklicher Weise die Wahrheit betont, daß die Familie ebenso ein geistiges wie ein leibliches Leben hat, und daß dieses geistige Leben ebenso Anspruch auf Berücksichtigung erhebt wie ihr leibliches Leben. Wenn anderwärts vielfach der Familie nur das Recht belassen werden will, die Kinder zu nähren und zu kleiden, so ist auf conservativem Boden ein solcher Zustand rein undenkbar. Das Kind erscheint hier immer als Theilhaber auch an dem geistigen Leben der Familie, als Erbe der väterlichen Traditionen. Wie könnte da jemals eine souveräne Schule sich aufthun mit dem Anspruche, den Kindern einen andern geistigen Standpunkt aufdrängen zu dürfen, als denjenigen, den sie in Gemeinschaft mit ihren Eltern einnehmen! Wenn es sich daher um irgend einen Neuerungsplan handelt, so ist die erste Frage nicht darauf gerichtet: wie ist das Kind dafür zu verwenden? — sondern: erlaubt es die Rücksicht auf das unantastbare Recht der Familie, das Kind dafür in Anspruch zu nehmen?

Anders gestalteten sich die Dinge, seitdem wesentlich unter dem Einfluß Rousseau's sich die Meinung verbreitete, die Kinderwelt sei der natürliche Boden, auf dem eine neue Welt erwachsen müsse. Die Welt von unten aus neu aufbauen — das war die Parole, welche Rousseau an alle diejenigen ausgab, welche sich mit Reformen in Staat und Gesellschaft beschäftigten. Wie konnte man da gründlicher

---

confessionslosen Schule verstummen, weil diese ihrer ganzen Stellung nach kalt sein muß bis ins Herz den Heiligthümern der Familie gegenüber.



beginnen, als wenn man ganz unten mit den Kindern anfing! Das Kind erschien nun nicht mehr, wie in den Anschauungen der social gesunderen Vorzeit, als die Fortsetzung der Familie, als der natürliche Träger des Familiengeistes und der väterlichen Traditionen, sondern als die Wurzel einer neuen Welt. Da aber diese neue Welt nicht spontan, d. h. nicht ohne Zuthun von außen,[1]) emporwachsen konnte, wurde das Kind bald als das bereit liegende Material zur Verwirklichung von Neuerungsplänen, als das von der Natur selbst gebotene Werkzeug zur Einführung einer neuen Weltanschauung in die Familie und das Volk behandelt. Dies ist der Radikalismus auf dem Gebiete der öffentlichen Volkserziehung. Und man muß gestehen: es ist die schärfste Ausgestaltung des Radikalismus, die sich denken läßt. Wenn das Wesen des Radikalismus darin besteht, daß er das Bestehende rücksichtslos zerstört und ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit Neues gestalten will, so muß man zugeben, daß man bei der Neugestaltung der Menschheit nicht radikaler verfahren kann, als wenn man — was eine Vorbedingung für die Neugestaltung in diesem Sinne ist — selbst das Kind von dem geistigen Zusammenhang mit seinen Eltern losreißt.

Es ist klar, daß die Tendenz dieses pädagogischen Radikalismus zunächst gegen die Religion gerichtet ist. Denn sobald es gelungen, die Menschheit oder — um concret zu sprechen — unser Christenvolk von den religiösen Traditionen der Väter loszureißen, so ist ein großer Theil des Umsturzwerkes schon vollbracht. Da wir uns aber (Art. I) zur Aufgabe gesetzt haben, die Naturgemäßheit

1) D. h. zunächst des Pädagogen. Die extravaganten Ansprüche der emancipirten Pädagogen haben ihre Wurzel gerade in diesem Umstande. Die Männer dieser Richtung halten sich für die berufenen Baumeister eines neuen Gesellschaftsgebäudes.

eines Verfahrens zu untersuchen, welches gerade die Kinderwelt zu Neuerungszwecken verwenden und auf sie eine neue Welt aufbauen will, so müssen wir uns dieser Aufgabe zuwenden.

Wenn von Naturgemäßheit in Erziehungsangelegenheiten die Rede sein soll, so hat natürlich die Familie hier das erste Wort. Sie führt aber dieses Wort nicht blos für sich, sondern auch für ihre Kinder. Das Kind ist in der Periode seiner Erziehung noch Eins mit seinen Eltern; ihr Recht ist auch sein Recht und sein Recht ist ihr Recht. Naturgemäß in Erziehungssachen kann nur sein, was den Rechten der Familie nicht zuwiderläuft. Nun gibt es aber nichts, was so sehr dazu anleitet, ja geradezu zwingt, über die Familienrechte hinwegzugehen, als die zuletzt besprochene radikale Ansicht über die Stellung und Bestimmung des Kindes. Das stete Gefühl, daß die Familie nicht geneigt ist, ihre Kinder für Neuerungspläne zur Verfügung zu stellen, weckt einen unwiderstehlichen Drang, jede Rücksicht auf die Familie bei Seite zu setzen und andere Mächte in die Rechte über die Kinder eintreten zu lassen. Wer immer mit seinen Weltverbesserungsplänen auf die Kinderwelt spekulirt, ist tief überzeugt, daß er die Interessen der ganzen Menschheit gegen den Partikularismus der Familie vertritt. Was scheint auf diesem Standpunkt natürlicher, als daß die Interessen eines so kleinen Kreises, wie die Familie ist, gegen die Interessen der ganzen Menschheit zurücktreten? Das Kind wird hier auf einen andern Boden gestellt als auf denjenigen, auf welchen es die Natur selbst durch seine Geburt inmitten einer Familie gestellt hat. Es erscheint nicht mehr in erster Linie als Angehöriges der Familie, sondern als Gemeingut der ganzen Menschheit. Man steht hier unter dem Banne allgemeiner Redensarten, von denen Goethe so wahr sagt, daß sie immer auf dem Wege seien, großes Unheil anzurichten. Das Bien public — ganz im revolutionären Sinne verstanden — wird gegen die Rechte

der Familie in's Feld geführt. Aber gerade dieser angebliche Partikularismus der Familie, welcher sich weigert, die Kinder den Neuerungsparteien auszuliefern, vertheidigt in Wahrheit die angestammten Rechte der Menschheit und eben damit ihre wahren Interessen; er verbürgt die Freiheit des Volkes, seine unverfälschte Fortentwicklung, seine Selbständigkeit dem geistigen Despotismus gegenüber, während der Radikalismus die Rechte der Familie einer erdrückenden Macht überliefert, welche erfahrungsgemäß nur zu oft im Interesse einer Partei arbeitet. Da nämlich weder die ganze Menschheit noch jene Culturmächte, die man vorzuschieben pflegt, als Rechtssubjekte aufzutreten vermögen, um einen Anspruch auf die Verfügung über die Kinder zu begründen, so muß überall der Staat eintreten, dem ein unbeschränktes Recht über Kind und Schule eingeräumt wird, unter der Bedingung natürlich, daß er sich den Anforderungen der Partei füge. Auf diesem Boden ist der furchtbare Satz Danton's erwachsen: „die Kinder gehören zuerst dem Staate, dann erst den Eltern".

Es ist begreiflich, daß unter der Partei, die solchen Grundsätzen und Bestrebungen huldigt, viel von Emancipation des Kindes und der Schule die Rede ist. „Emancipation" ist auf dem ganzen Wege angeschrieben. „Emancipation der Schule von der Kirche", „Emancipation der Jugend von dem religiösen Glauben und der religiösen Sitte des Volkes", „Emancipation der Pädagogik vom Offenbarungsglauben". Nur Eine Emancipation ist nicht angeschrieben, weil man sie nicht eingestehen will, nicht eingestehen darf: das ist die „Emancipation des Kindes von der Familie". Und doch ist diese Emancipation von dem Augenblicke an gegeben, wo man daran geht, die Jugend durch einen Unterricht nach den Grundsätzen der modernen Pädagogik von den Traditionen des christlichen Volkes loszureißen. Der Träger dieser Traditionen ist doch zunächst die Familie, gegen welche deßhalb ein offener oder versteckter Kampf geführt werden muß.

Die Volkserziehung ist ja überhaupt ihrer Natur nach eine traditionelle. Das Volk erzieht so, wie es das Erziehen von den Voreltern gelernt hat, und ist demnach beflissen, seine Kinder in die Bahnen der Väter zu leiten. Wie alles Menschliche ist auch dieser Charakterzug an der Erziehungsweise des Volkes der Verzerrung fähig und schließt beklagenswerthe Auswüchse nicht aus. Aber in seinem Grunde ist er gut, weil von der Natur selbst gepflanzt und der Natur des Volkes angepaßt; er setzt sowohl der subjektiven Eigenmacht der pädagogischen Doktrinäre, als auch den Eingriffen des politischen Erziehungs-Despotismus eine Schranke entgegen. Soll deßwegen auf dem Wege der Erziehung eine neue Weltanschauung in das Volk übergeführt werden, so ist zu allererst nothwendig, daß man diese Schranke breche und die Familienerziehung unwirksam mache. Niemand hat das drastischer ausgesprochen als der deutsche Philosoph J. G. Fichte in seinen bekannten „Reden an die teutsche Nation“, worin er in der That eine gründliche Umwandlung des deutschen Volksgeistes und Volkslebens fordert. „Was daraus wird“, sagt er, „wenn die Menschheit in jedem folgenden Zeitalter sich also wiederholt (sic!) wie sie im vorhergehenden war, haben wir zur Genüge gesehen. Soll eine gänzliche Umbildung mit derselben vorgenommen werden, so muß sie einmal losgerissen werden von sich selber und ein trennender Einschnitt gemacht werden in ihr hergebrachtes Fortleben“.[1])

Welche gründliche Umbildung mit der deutschen Nation vorgenommen werden soll, gibt Fichte dadurch zu erkennen, daß er allen Ernstes vorschlägt, sämmtliche deutsche Kinder beiderlei Geschlechts in Nationalerziehungshäusern unterzubringen, wo sie, getrennt von ihren Eltern, bis zur Grenze des mündigen Alters erzogen werden sollen. Und welcher

1) J. G. Fichte, sämmtl. Werke. Berlin 1840. VII. 407. vgl. 422, 435 ff.

Art diese Erziehung sein sollte, deutet Fichte deutlich genug an mit den Worten, „daß die Kirche ihres Dienstes dabei gänzlich entlassen werden müsse“.

Dieser ohne Zweifel radikalste Weg[1]) zur Umbildung des Volkes ist allerdings zur Zeit, und solange der Socialistenstaat noch auf sich warten läßt, noch ungangbar. Eine leibliche Trennung der Kinder von ihren Eltern ist nicht thunlich, aber eine geistige Trennung der Kinder von ihren Eltern wird mit allem Eifer und durch die verschiedensten Mittel angestrebt. Vornehmlich sollen die confessionslosen und die Communalschulen diesem Zwecke dienen. Man will durch dieselben die Pflege des christlichen Lebens und der christlichen Sitte erschweren, die religiösen Gefühle der Kinder zum Erkalten bringen und so allmählig eine andere als die alte christliche Weltanschauung in die Familie überleiten.

Man kann es heutzutage nicht genug betonen, daß der Schulkampf unter einem christlichen Volke immer auch ein Kampf gegen die Familie ist. Wenn in diesem großen Streite die Familie viel seltener als die Kirche genannt wird, so sind wenigstens auf Seiten der Gegner strategische Gründe dafür maßgebend. Es erscheint nämlich unter den gegen-

---

1) Fichte's Projekt ist ein merkwürdiger Beweis dafür, wie sich gewisse pädagogische Weltverbesserungsplane leicht mit dem horrendesten Despotismus befreunden. Fichte hält sich selbst den Einwurf vor, die Eltern möchten in eine so lang dauernde Trennung von ihren Kindern nicht willigen. Fichte spricht darauf die Erwartung aus, daß sich Staatsmänner finden werden, welche überzeugt wären, „der Staat als höchster Verweser der menschlichen Angelegenheiten und zugleich als der Gott und seinem Gewissen allein verantwortliche Vormund der Unmündigen habe das vollkommene Recht, die letzteren zu ihrem Heile auch zu zwingen. Wo gibt es denn dermalen einen Staat, der da zweifle, ob er wohl auch das Recht habe, seine Unterthanen zum Kriegsdienste zu zwingen und den Eltern für diesen Behuf auch die Kinder wegzunehmen, ob nun eines von beiden oder beide wollen oder nicht wollen“ (VII. 436).

wärtigen Verhältnissen weniger gehässig, die Kirche anzugreifen als die Familie. Die Klugheit gebietet, den Angriff auf die christliche Familie so lange als möglich zurückzustellen, ja denselben geradezu zu verläugnen. Sodann bietet die Concentration des Kampfes gegen die Stellung, welche die Kirche auf diesem Kampfplatze einnimmt, noch den besonderen Vortheil, daß man mit den bequemen Schlagwörtern „klerikale Eingriffe", „ultramontane Anmaßungen" operiren kann. Aber die Schläge, welche hier gegen die Kirche geführt werden, treffen immer auch die Familie und, wenn man das Ganze nennen will, den Grundstock unseres deutschen Volkes, welcher, Gott sei Dank! immer noch ein christlicher ist. Der Kirche ist im Schulkampfe eine zweifache Rolle zugefallen; in erster Linie hat sie ihr Recht auf die Schule zu vertheidigen, ein Recht, das sie aus ihrer göttlichen Mission ableitet; in zweiter Linie vertheidigt sie das Recht der christlichen Familie. Da der Kampf gegen die christliche Schule und Familie meistens verdeckt geführt wird und von Etappe zu Etappe mit Vorsicht vorschreitet, so muß eine Wächterin da sein, die von Zeit zu Zeit ihre warnende Stimme erhebt. Stünde nicht immer die Kirche auf der hohen Warte, so wäre es möglich, gerade den Grundstock unseres Volkes, der vom politischen Parteigetriebe keinen Begriff hat, in dieser Sache zu täuschen und um seine höchsten Güter zu bringen.

Wenn nun mit Recht gesagt werden kann, daß der christlichen Familie in ihrem Kampfe um eine christliche Schule die Hilfe der Kirche unentbehrlich ist, so muß auf der andern Seite auch zugegeben werden, daß die Erhaltung eines guten Grundstocks christlicher Familien und die Pflege des christlichen Familienlebens eine Grundbedingung für den Erfolg dieses Kampfes ist. So selbstverständlich dieses zu sein scheint, so muß man unter den heutigen Verhältnissen es doch besonders betonen, weil man nach einer allerdings nicht auf katholischem Boden erwachsenen Gepflogenheit nur zu sehr gewohnt ist, der Schule eine

vom Volksleben ganz unabhängige Existenz beizulegen, von ihrer Thätigkeit Alles zu erwarten und darum pädagogische Wirksamkeit überhaupt auf die Schulstube einzuschränken. Dieser Einseitigkeit gegenüber darf man wohl behaupten, daß jede erfolgreiche seelsorgliche und sociale Thätigkeit in der Gemeinde eine wahre pädagogische That ist Wir befinden uns hier im Einklang mit einem berühmten Worte des unvergeßlichen Windthorst, worin er aussprach: „Die Mütter sind die geborenen Schulinspektoren", und noch mehr mit der höchsten Autorität in der Kirche, mit unserem heil. Vater, Papst Leo XIII. Stünden den Culturkämpfern lauter herabgekommene, in ihrem christlichen Bekenntnisse, wie in ihrem kirchlichen Leben verflachte Familien gegenüber, so hätten sie mit der Verwirklichung ihrer unchristlichen Schulpläne leichtes Spiel. Solange aber das Glaubensleben der Familien ein lauter Protest ist gegen die Erziehung und Bildung, welche ihre Kinder in den Schulen der Emancipirten erhalten, solange ist der Kampf um die Erhaltung, ja auch der Kampf um die Wiedergewinnung der Schule nicht aussichtslos.

Der pflichtmäßigen Sorge um die Schule, welcher heutzutage eine Bedeutung zukommt, wie noch niemals in einem Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, soll durch diese Bemerkung nichts abgebrochen werden. Es gilt auch hier: das Eine thun und das Andere nicht lassen!

(Schlußartikel folgt.)

IX.

Der heutige Stand der Agrarfrage.

(Buchenberger. Klinkowström. Wernicke.)

Keine Frage ist für die praktische Politik schwieriger und ernster, als die heutige Nothlage der Landwirthe in Deutschland. Es hängt von der Lösung dieser Frage nicht bloß das Schicksal jener Millionen Menschen ab, die Grund und Boden bebauen, sondern auch die Brodversorgung der gesammten Bevölkerung Deutschlands wird davon wesentlich mitbestimmt. Eine Nation, welche in der Brodversorgung vom Auslande abhängig wird, geräth in die äußerste Gefahr, auch die politische Unabhängigkeit einzubüßen. Vorerst ist nur England in der Lage, den Brodbedarf aus dem Auslande holen zu müssen. Die Getreideproduktion in England, Schottland und Irland deckt den Brodbedarf der dortigen Bevölkerung auf nicht viel mehr als auf zwei Monate. Für die übrigen dreiviertel Jahre muß das Getreide eingeführt werden. Nun erfreut sich England des Vortheils, daß die Produktion von Brodfrucht in den eigenen Colonien (Canada, Indien und Britisch-Australien) den Bedarf im Mutterlande weit übersteigt. Die Frage der Brodversorgung würde aber für England die Existenzfrage bedeuten in dem Augenblicke, in welchem ein unglücklicher Krieg den Verlust der Colonien brächte.

Das Regime unter dem Reichskanzler Caprivi im neuen Reiche suchte aus Deutschland ebenso einen Industriestaat zu machen, wie es England ist. Die Erhaltung eines tüchtigen Standes von Landwirthen, welcher die gesammte Nation mit

Brod zu versorgen habe, galt als überwundener Standpunkt. Der Ueberschuß an Industrieprodukten sollte die Einfuhr an Getreide mehr als wett machen. In diesem Sinne wurden auch die Handelsverträge abgeschlossen. Man hat dabei nur übersehen, daß Deutschland keine Colonien hat, welche den Brodbedarf des Mutterlandes decken könnten. Es ist auch gar keine Aussicht zur Erwerbung von solchen Colonien vorhanden. Die Sandwüsten Afrikas, welche Deutschlands Eigenthum bilden, verschlingen Millionen von Mark alljährlich, ohne uns nennenswerthe Produkte zu liefern. Auch die allerneueste Erwerbung Kiau-tschou mit der gesammten Landschaft Schantung zählt abermals zu den unfruchtbarsten Gebieten Chinas. Deutschland müßte in weiterer Entwicklung, wenn die Hinopferung der Landwirthschaft zu Gunsten des Industriestaates in der bisherigen Weise fortgeführt wird, in eine beängstigende wirthschaftliche Abhängigkeit vom Auslande kommen. Die politische Abhängigkeit würde der wirthschaftlichen auf dem Fuße folgen.

In der Colonialpolitik zeigt sich recht augenscheinlich der schwere Fehler der Fridericianischen preußischen Politik, welcher in der Zerreißung Deutschlands im Jahre 1866 ihren vorläufigen Abschluß fand. Das natürliche Gebiet für deutsche Colonisirung war der Donau entlang. Noch in der Mitte dieses Jahrhunderts waren nicht bloß Lemberg und Agram, Pesth und Temeswar Städte mit deutscher Amts- und Umgangssprache, sondern auch Belgrad und Bukarest waren überwiegend deutschen Charakters. Heute hört die deutsche Sprache unmittelbar hinter Wien auf. Die alte Krönungsstadt Preßburg heißt heute Poszony. Wären Serbien, Rumänien, Bulgarien für die deutsche Cultur gewonnen gewesen, dann hätte der Getreidebedarf aus diesen Ländern auch bei rasch zunehmender Bevölkerung in Deutschland sich leicht decken lassen. Der deutsche Colonisationsgeist hätte ferner nicht bloß im Balkan, sondern in unmittelbarem Anschlusse, in Kleinasien ein ebenso reiches als lohnendes Ziel gefunden. Die Fridericianische Politik hat es verschuldet, daß die deutschen Colonisationsbestrebungen an der Donau und in Kleinasien unterbrochen wurden, daß Rußland die Herrschaft über die untere Donau erlangte, daß die slavische Propaganda heute schon in das

Herz Deutschlands hineinreicht. Das deutsche Element wird von den vorwärts drängenden Slaven erdrückt werden. Die Allianz von Rußland und Frankreich liegt in der Natur der Verhältnisse.

Die verfehlte Politik der preußischen Spitze hat in ihrer Einseitigkeit auch die wirthschaftlichen Verhältnisse nach sehr engen Gesichtspunkten gestaltet. Die Industrie am Rhein und in Sachsen wird begünstigt, der Handel an den nordischen Küsten mit Millionen alljährlich unterstützt, der ostelbische Großgrundbesitz wird mit Liebesgaben abgespeist, dafür wird der deutsche Bauernstand, welcher im Süden, in Bayern, Württemberg und Baden am lebenskräftigsten sich erhalten hat, verkümmert. Der deutsche Süden, einst wohlhabend, verfällt von Jahr zu Jahr mehr der Verschuldung und Verarmung. Der einst so ärmliche Norden sieht die Millionäre aus dem Boden wachsen.

Der süddeutsche Bauernstand sieht die Grundlage seiner früheren Wohlhabenheit erschüttert. Er wehrt sich, so gut es geht: das ist die heutige Bauernfrage. Es wird viel herumgedoktert in Gesetzgebung und Vereinen, um zu beschwichtigen, aber es gelingt nicht die Unzufriedenheit zu bannen. Der süddeutsche Bauer fühlt die Gefahr, welche von Berlin her für die Existenz der mittleren Landwirthe drohte, sehr wohl, aber er sieht sich einer überlegenen Macht gegenüber.

Vorerst suchen die Gelehrten und die Staatsmänner nach wissenschaftlichen Formeln, um die Gefahr für die Existenz des Bauernstandes zu beschwören. Aber da sieht man nur zu häufig die betrübende Thatsache, daß so viele Theorien zu Tage treten, als sich Köpfe mit der Agrarfrage beschäftigen. Die Zahl der Bücher, welche im letzten Jahrzehnte die Agrarfrage zum Gegenstande des Studiums gemacht haben, ist Legion geworden. Die verschiedensten Richtungen werden vertreten, am liebsten die einseitigsten und extremsten. Da fehlt es dann niemals an jenen Weisen, welche nach der goldenen Mitte suchen und dieselbe in einem Systeme des Eklekticismus zu finden wähnen. Indem man in allen Theorien einige goldene Körner versteckt glaubt, sucht man sie hervorzuholen und baut aus allen möglichen Steinen ein System auf. Dies ist im

Wesentlichen der Standpunkt Buchenberger's,[1]) des badischen Finanzministers. Nachdem Buchenberger vor fünf Jahren in seinem zweibändigen Werke: „Agrarwesen und Agrarpolitik" für die gelehrten Kreise ein reiches Material gesammelt hat, unternahm er es, in seinem neuesten Buche: „Grundzüge der Agrarpolitik" ein größeres Publikum zu belehren und für agrarische Fragen zu interessiren und zu orientiren. Er nimmt hauptsächlich Stellung zu den „großen" und „kleinen" Mitteln im Gebiete der Agrarpolitik, weist im Allgemeinen die ersteren ab und sucht für die letzteren Stimmung zu machen. Dies ist bekanntlich auch die Stellung der Reichsregierung und der Einzelstaaten des Reiches. Die „großen" Mittel bezeichnet Buchenberger als unerfüllbare Forderungen, welche nur mit starker Schädigung der Interessen anderer Stände zu verwirklichen wären, dagegen findet er in den „kleinen" Mitteln, in ihrer Gesammtheit betrachtet, eine große Heilkraft. Außerdem sucht er nachzuweisen, daß die landwirthschaftliche Staatsfürsorge zu keiner Zeit kräftiger und wirksamer ihres Amtes gewaltet habe, als in der Gegenwart. Recht viele Gläubige wird der Verfasser außerhalb der regierenden Kreise für seine Beweisführung kaum gefunden haben. Das Buch ist eine ephemere Erscheinung, welche bald von den Ereignissen überholt sein wird.

Zu den „großen" Mitteln, welche der Verfasser abweist, zählt Buchenberger die Einführung einer Verschuldungsgrenze von Grund und Boden und des sog. Heimstättenrechtes, die Beschränkung des freihändigen Verkaufs gegen Irrungen und Verfehlungen auf dem Gebiete landwirthschaftlicher Speculationen, die Monopolisirung des Grundcredits und die Schaffung eines Hypothekenmonopols, sei es zu Gunsten eines staatlichen, sei es zu Gunsten eines genossenschaftlich organisirten Instituts. Die Forderung der Begründung eines wie irgend immer gestalteten Hypothekenmonopols weist Buchenberger (gegen Dr. Schäffle) ab. Daß er die Einflußnahme des Staates auf die

1) Buchenberger: Grundzüge der Agrarpolitik. SS. 308. Verlag von Parey in Berlin 1897.

Marktpreisbildung der landwirthschaftlichen Verhältnisse weit von sich weist, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Dagegen ist Buchenberger ein lebhafter Fürsprecher für Einführung des Anerbenrechtes, für Bildung von landwirthschaftlichen Genossenschaften, für Hypothekencreditinstitute mit dem Grundsatze der Annuitätentilgung und der Unkündbarkeit der Darlehen, für Organisation des Personalcredits in Raiffeisenvereinen, für möglichste Ausdehnung des Versicherungswesens auf Grundlage des freiwilligen Beitrittes, für Verbot des Terminhandels in landwirthschaftlichen Produkten, für Vermehrung der Bildungsmittel des Landwirths und für Verbesserung der landwirthschaftlichen Betriebstechnik. Kurz Buchenberger bewegt sich ausschließlich in den Geleisen, welche die Regierungen wandeln. Er ist ein strammer Vertheidiger der Maßregeln, welche die neueste Gesetzgebungspraxis handhabt, freilich mit sehr magerem Erfolg. Was darüber hinausgeht, ist ihm ein Greuel. „Gewisse neuzeitliche Interessenvereinigungen, wie etwa der 1893 in Deutschland gebildete Bund der Landwirthe oder einzelner Bauernvereine und deren Programme sind wohl an sich beachtenswerth als symptomatische Erscheinungen dafür, daß in weiten Kreisen des Landvolkes bestimmte Richtungen der allgemeinen Wirthschaftspolitik als beschwerend angesehen werden, können aber unter Umständen der landwirthschaftlichen Sache mehr schaden, als nützen, weil und insoferne eine in Uebertreibungen sich ergehende agrarische Propaganda leicht auch berechtigte Forderungen diskreditirt oder doch der wirksamen Verfolgung solcher Abbruch thut. Daher mit einer maßvollen Vertretung der agrarischen Sonderinteressen, zumal in Staaten mit gemischt industriellem-agrikolem Charakter, durch welche Art von Vertretung sich im großen und ganzen die seitherigen landwirthschaftlichen Interessenvertretungskörper ausgezeichnet haben, einer befriedigenden Fortentwicklung der agrarischen Verhältnisse sicher am meisten gedient ist, nicht aber mit lärmenden Aktionsprogrammen, welche selten anders als mit schweren Enttäuschungen enden" (S. 55).

Mit solchen Phrasen, welche den Thatsachen direkt widersprechen, sucht Buchenberger die Haltung der Regierungen zu rechtfertigen. Er verschweigt, daß die Regierungen und die

„seitherigen" landwirthschaftlichen Interessenvertretungskörper die Liebesgaben für den Großgrundbesitz geschaffen und die Bauern der Verschuldung schutzlos preisgegeben haben; er verkennt, daß die Frage der Brodversorgung der Nation gar kein agrarisches Interesse, sondern eine Lebensfrage der Gesammtheit des deutschen Volkes ist. Von der Wichtigkeit dieser Thatsache ist bei Buchenberger keine Spur zu entdecken, einer der schlagendsten Beweise von der Oberflächlichkeit seiner Auffassung.

Auch auf genossenschaftlichem Gebiete begegnet man derselben Befangenheit des Urtheils bei dem Verfasser. Buchenberger sieht selbst ein, daß die dermalige Vielheit und Buntscheckigkeit der Einzelngenossenschaftsbildungen und des landwirthschaftlichen Vereinswesens, welche die einzelnen Landwirthe nöthigt, zwei, drei und mehr Genossenschaften oder Vereinen anzugehören, unmöglich befriedigen kann. Trotzdem weist er die obligatorische Berufsgenossenschaft, wie sie in Oesterreich durch Gesetzentwurf der Minister Graf Falkenhayn und Ledebur angestrebt wurde, zurück. In gleichem Athem plaidirt er aber für corporative Verfassung des gesammten Grundbesitzes in Landwirthschaftskammern, nach dem Muster der preußischen. Wie es möglich sein soll, den gesammten Grundbesitz zusammenzufassen ohne Zwang, dieses Geheimniß hat Buchenberger nicht verrathen. Die preußischen Landwirthschaftskammern haben sich in gar keiner Weise bewährt. Die Befürworter derselben in Preußen betrachten sie nur als Uebergangsstadium zur einheitlichen obligatorischen Landesberufsgenossenschaft.

Buchenberger ist es völlig entgangen, daß die landwirthschaftliche Genossenschaftsbildung zwei ganz getrennte und verschiedene Aufgaben hat, wodurch auch verschiedene Organisationen nothwendig sind. Erstrebt die eine Vereinsbildung wirthschaftliche Vortheile in Produktion und Consumtion, beim Einkauf und Verkauf, bei Betrieb und Absatz der einzelnen Mitglieder, so hat die andere Organisation die Gesammt-Interessen des ganzen Berufsstandes wahrzunehmen und dadurch obrigkeitliche Funktionen auszuüben. Während erstere Vereinsbildung, welche den einzelnen Theilnehmern wirthschaftliche

Vortheile auf dem Gebiete des Erwerbslebens gewährt, selbstverständlich auf freiwilligem Beitritte beruhen muß, kann die Organisation des ganzen Berufsstandes nur auf obligatorischer Grundlage beruhen. Die Wahrnehmung obrigkeitlicher Funktionen im landwirthschaftlichen Credit-, Versicherungs-, Unterrichtswesen u. s. w. setzt die Theilnahme aller Berufsgenossen voraus. Die Ausübung öffentlich-rechtlicher Funktionen kann nur von einem Vertretungskörper geschehen, welcher aus der Wahl des gesammten Berufsstandes unter Oberaufsicht des Staates hervorgegangen ist. Ueber solche selbstverständliche Forderungen gleitet Buchenberger mit allgemeinen Redensarten hinweg, welche der Sache aus dem Wege gehen, statt klare und wahre Auffassung zu fördern. Da haben die österreichischen Ackerbauminister Falkenhayn und Ledebur doch viel richtiger gesehen, geurtheilt und gehandelt, als der badische Finanzminister, durch dessen literarische Thätigkeit die Agrarpolitik in keiner Weise gefördert wurde.

Ein Mitglied des preußischen Herrenhauses, Graf Klinkowström-Korklack[1]) hat gegen Buchenberger's „Grundzüge der Agrarpolitik" eine Kritik veröffentlicht, welche die Schwächen der angestrebten „goldenen Mittellinie" vielfach enthüllt und mit Geschick die agrarischen Interessen vertritt, soweit sie den ostelbischen Großgrundbesitz betreffen. Das Schriftchen trägt folgende Widmung an Buchenberger:

> Du hast die Krankheit richtig ja erkannt,
> Die Diagnose kann ich mit Dir theilen!
> Nun auf! Zu großen Mitteln schnell ermannt,
> Willst Du den Schwererkrankten glücklich heilen,
> Was hier Du gibst, kann ihn wohl weicher betten,
> Doch nimmermehr vom Untergang erretten!

Graf Klinkowström vertheidigt gegen Buchenberger die

---

1) Dr. Buchenberger's Agrarpolitik und die Forderungen der Landwirthschaft unter besonderer Berücksichtigung der östlichen Landestheile Preußens. Berlin 1898. Verlag von Parey, 23 S. (Preis 50 Pf.).



„großen“ Mittel nach dem Recepte des Bundes der Landwirthe. Was er hiebei vorbringt, geht über die üblichen Tagesleistungen der Presse und Flugschriften des Bundes der Landwirthe nicht hinaus. Um so glücklicher ist Klinkowström in der Kritik gegen Buchenberger's Glorificirung der „kleinen“ Mittel. Mit besonderem Geschicke zeigt der Verfasser die Blößen der heutigen Marktpreisbildung von Getreide und Brod, welche ganz und ausschließlich zu Gunsten des im Handel beschäftigten internationalen Spekulationskapitales geschieht, während die Produktionskosten der einheimischen Landwirthschaft gar nicht in Betracht kommen. Hier ist die Achillesferse der modernen Volkswirthschaft, an der sie in absehbarer Zeit tödtlich getroffen werden wird. Mit Recht bemerkt Klinkowström: Niemand im Staate hat ein Recht darauf, die Produkte der Landwirthschaft billiger zu erwerben, als man sie im Lande selbst produciren kann. Schon in der Sitzung vom 29. Januar 1895 hat der preußische Landwirthschaftsminister von Hammerstein bemerkt: Jede Arbeit muß lohnend sein, also auch der Hauptproduktionszweig, die Landwirthschaft. Der Consument hat nur daran ein Recht, daß ihm die Produkte zu dem Preise geliefert werden, welcher den Produktionskosten einschließlich des Gewinnes entspricht.

Klinkowström verweist auf den Umstand, daß an den Produktionskosten die wirklichen Verkaufspreise sich vollständig der Controle und der amtlichen oder außeramtlichen Notirung entziehen. Notirt werden nur die Preise für gekauftes Getreide. Dieses billig zu halten, liegt im Interesse des Händlers. So lehrt die Erfahrung, daß Exportplätze für Getreide jeder auswärtigen Hausse langsam und widerwillig folgen, während jede Baisse schnellste Beachtung findet.

Treffend zeichnet Graf Klinkowström die Fehler, welche bei der preußischen Rentengutsgesetzgebung gemacht worden sind, indem er schreibt:

„Sie haben dem verschuldeten Großgrundbesitz allerdings Gelegenheit gegeben, Theilstücke zu hohen Preisen abzugeben, aber gerade diese hohen Preise haben die Eigenthümer der neuen Rentengüter von vornherein in eine so mißliche Lage gebracht, daß erst das später erlassene Anerbengesetz die Er-

haltung dieser mit Staatsmitteln geschaffenen Stellen ermöglicht hat. Wir haben immer dafür geschwärmt, mit Staatshilfe den bestehenden, arg gefährdeten Bauernbesitz in Rentengüter umzuwandeln, nicht aber durch Schaffung zu kleiner neuer Stellen landwirthschaftliches Proletariat zu erzeugen. Der alte, gute, einfache und zuverlässige Stamm war da; warum, statt ihn zu erhalten, Neuerungen anfangen, welche doch nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen ihren Zweck erfüllen können!"

Napoleon I hat mit Recht gesagt: „Niemand kann einen Staat ruiniren, dessen Finanzen auf einer gesunden Landwirthschaft beruhen." Umgekehrt sagt Graf Klinkowström: Mit einer leistungsunfähigen Landwirthschaft muß in schweren Krisen der Staat zu Grunde gehen.

Die beste und zuverlässigste Orientirung über die Lage der Landwirthschaft bietet der zweite Supplementband zum „Handwörterbuch des Staatswissenschaften",[1]) welcher am Schlusse des Jahres 1897 ausgegeben wurde. Anerbenrecht und Rentengüter, Landwirthschaftliches Genossenschaftswesen, Preußische Centralgenossenschaftskasse, Kornspeicher und Lagerhausbewegung, Wiesenbau und Viehzucht, Wolle und Wollindustrie, Grundsteuern und Bauernkrieg u. s. w. wurden von den berufensten Fachmännern eingehend besprochen. Es wird nicht bloß der jetzige Stand der landwirthschaftlichen Betriebszweige, sondern auch die geschichtliche Entwicklung berücksichtigt. Professor Weber in Heidelberg bietet eine interessante Abhandlung über die Agrarverhältnisse im Alterthum, Freih. v. Inama-Sternegg in Wien verbreitet Licht über die Geschichte des deutschen Ständewesens im Mittelalter, Professor Pischel über die Kasten, Sommerland über das Verkehrswesen im Mittelalter, Meyer in Halle über die Plebs, Zacher über Kranken-, Invaliditäts- und Altersversicherung, Unfallversicherung und Unfallstatistik, Beloch über die Geschichte des Zinsfußes, Lexis über die Währungsfrage und Papiergeld, Swoboda und Schulten über griechische und römische Colonisation. Die

1) Fischer'scher Verlag in Jena. Herausgegeben von Dr. Conrad, Elster, Lexis und Löning. Lexikonformat SS. 1076.

Arbeiterfrage in allen ihren Erscheinungen, Gewerbe und Handwerk, Armenpflege und Schulwesen, Handelspolitik, Steuerwesen, Sparkassen, Sociologie und Socialreform werden erschöpfend besprochen Eine Stelle fand auch die „Innere Mission“ von Dr. Schäfer, Pastor an der Diakonissenanstalt in Altona. Sehr dankenswerth ist ein trefflicher Artikel über die bürgerliche Gesetzgebung für das Deutsche Reich von Professor Bernhöft in Rostock.

In Folge des Umstandes, daß es bei der heutigen Ausdehnung der Literatur kaum mehr möglich ist, die einzelnen Erscheinungen zu verfolgen, sind Handwörterbücher, welche über alle Phasen der Entwicklung der wirthschaftlichen und socialen Fragen orientiren und die beachtenswerthen literarischen Arbeiten registriren, für jeden, welcher an den Aufgaben des öffentlichen Lebens mitzuarbeiten hat, unentbehrlich geworden. In dieser Beziehung ist das Handwörterbuch der Staatswissenschaften eine musterhafte Erscheinung. Namentlich die Artikel über das weite Gebiet der Agrarfrage orientiren weit sachlicher und objektiver, als die Arbeiten von Buchenberger. Die statistischen Angaben sind bis auf die Gegenwart (1897) fortgeführt, die neueste Gesetzgebung aller Länder wurde mitgetheilt, die einschlägige Literatur verzeichnet, theoretische Probleme sind objektiv besprochen, praktische Streitfragen nach allen Richtungen erörtert. Das Handwörterbuch ist ein vortrefflicher Behelf für den Gelehrten und für den Praktiker, welcher Information sucht. Der zweite Supplementband hat für die Benützung noch dadurch gewonnen, daß ihm von Dr. Paul Lippert, Bibliothekar des kgl. preußischen statistischen Bureaus, ein vortreffliches Register beigegeben ist.

Einen hervorragenden Platz der Darstellung nimmt die Agrarpolitik auch in dem viel belobten Werke über nationale Schutzzollpolitik von Dr. Johannes Wernicke[1]) ein, welches gleichfalls im Gustav Fischer'schen Verlage in Jena erschienen ist. Das Werk führt den erweiterten Titel: „Nationale Handels-,

---

1) System der nationalen Schutzzollpolitik nach Außen. 1896. SS. 332. (Preis 6 Mk.)

insbesonders auch Getreide-, Colonial-, Währungs-, Geld- und Arbeiterschutz-Politik" und zeigt damit den umfassenden Inhalt an, welchen es „als Handbuch für die Gebildeten aller Stände" bietet. Wernicke strebt inneren und äußeren Schutz der Arbeit an, betrachtet von diesem Gesichtspunkte aus die Handelsverträge, Ausfuhrprämien, Eisenbahntarife, Colonialpolitik und Consulatswesen, Währungs-, Geld- und Bankpolitik. Den hervorragendsten Theil seiner Untersuchungen bildet aber die Landwirthschaft, die innere Colonisation und der Schutz der heimischen Arbeiter.

Ueber seine Auffassung spricht sich der Verfasser kurz und gut also aus: „Es gibt Dinge und Aufgaben, denen gegenüber der Einzelne machtlos ist. Die Kräfte und Gaben und die wirthschaftliche Macht sind sehr verschieden vertheilt. Die Möglichkeit der Entfaltung aller Kräfte ist nicht Allen gegeben, so zunächst nicht denen, welchen überhaupt die Kräfte fehlen. Soll nicht zuletzt die Entwicklung beim Zustande völlig freier Concurrenz dahin führen, daß nur die Begabtesten, Tüchtigsten, Rücksichtslosesten und Besitzenden Alles an sich reißen und alle anderen unterdrücken, dann müssen gewisse Schranken für den Wettbewerb gezogen, dann muß dem Schwachen positiver Schutz zu Theil werden. Wie zwischen Einzelnen, so spielen sich auch zwischen Völkern und Nationen als Ganzen dieselben Concurrenzvorgänge ab".

Wernicke ist überzeugter Schutzzöllner, will aber diesen Schutz mehr den Arbeitern, als den Besitzenden gewähren Er verurtheilt von diesem seinem Standpunkte aus in ganz consequenter Weise den Antrag Kanitz nicht bloß als handelspolitische, sondern auch als socialpolitische Unmöglichkeit. Jede künstliche Brodvertheuerung sei verwerflich. Der Verfasser kommt zu folgendem Resultate: „Der Antrag Kanitz ist und bleibt eine schöne Utopie. Je eher die Landwirthe ihn als solche erkennen, um so besser ist es für sie."

Dr. Wernicke gibt im Anhange die Zolltarife von Deutschland, Rußland, den Vereinigten Staaten, von Frankreich und Spanien, ferner den russischen und den österreichischen Vertragstarif. Eine weitere Beigabe bilden Tabellen über den Außenhandel der Haupthandelsstaaten. Ein letzter Anhang bietet die Preisstatistik der letzten Jahre. Auch die Literatur ist in

einen Anhang verwiesen. Dagegen fehlt dem Buche ein Register, welches gerade bei einem „Handbuche" unentbehrlich ist. Ein modernes Handbuch ohne Register entbehrt der Vollständigkeit. Sonst aber ist das Wernicke'sche Buch vortrefflich durchgearbeitet und bietet auch demjenigen viel Belehrung und Anregung, welcher nicht in allen Punkten mit dem Verfasser übereinstimmt.

München. Dr. G. Ratzinger.

X.

Zur Kunst der Renaissance in Italien.

„Kunstgeschichte in Einzeldarstellungen" ist zu einem Losungsworte in den jüngsten Jahren geworden; man hat einen neuen Weg betreten, um die künstlerischen Erzeugnisse vergangener Jahrhunderte zu popularisiren, um das Interesse weiterer Kreise dafür zu gewinnen. Velhagen & Klasing wie Seemann haben uns mit werthvollen Publikationen beschenkt. Auf der einen Seite versucht Knackfuß in Verbindung mit Andern in separaten Monographien den großen Künstlern aller Zeiten und Länder gerecht zu werden, auf der anderen hat Adolf Philippi[1]) in einer Reihe von einzelnen Abhandlungen ein großes Stoffgebiet, „die italienische Renaissance" zu schildern unternommen. Beide Arten von Erscheinungen sind zunächst nicht für die Reihe der zünftigen Fachgelehrten bestimmt, sie wenden sich vielmehr zum großen Publikum und suchen bei ihm ihre Anhänger zu werben. Und doch werden sie trotz dieser gemeinsamen Tendenz von durchgreifenden Unterschieden beherrscht. Bei den Knackfuß-Monographien bleibt in der

1) Adolf Philippi: Die Kunst der Renaissance in Italien. 2 Bde. Leipzig, E. A. Seemann, 1897. XIV und 814 S. mit 427 Abbildungen im Text. 8°.

Mehrzahl, ausgenommen H. Thode's Mantegna, Steinmanns Botticelli und Ghirlandajo, sowie einige andere, der Bilderschmuck die Hauptsache. Ihr größter Werth liegt in der Fülle der trefflich durchgeführten, mechanischen Illustrationen. Es wird in ihnen Anschauungsmaterial geboten, zu dem die begleitenden Worte nur erläuternd, ergänzend hinzutreten. Die Monographien sind und bleiben Bilderbücher im guten Sinne des Wortes, in denen man in müßigen Stunden nach der Arbeit blättern und genießend sich erfreuen soll. Ihr vornehmster Zweck ist, im Betrachter die Kunstliebe ganz eigentlich zu wecken und in's Leben zu rufen. In Philippi's Büchern erscheint bei allem Werth der Ausstattung doch der Text als das Wichtigere. Seine Abhandlungen wollen nicht blos durchblättert, sie wollen weit mehr noch intensiv gelesen sein. Der Verfasser wendet sich an solche, in denen die Neigung zur Kunst bereits erwacht ist, die gewillt sind sich über früher aufgenommene Eindrücke Rechenschaft zu geben. Philippi spricht zu denen, welche zunächst *lernen* wollen und nur nebenbei das Vergnügen zu empfinden trachten, welches eben die Beschäftigung mit dem Schönen bietet.

Die Weise, wie er dabei vorgeht, ist eine ganz eigenartige. Es lassen sich m. E. drei Arten Kunstgeschichte zu betreiben, denken. Die eine abstrahirt lediglich von der Betrachtung der Kunstdenkmäler; sie sucht aus den Bildwerken selbst, aus dem liebevollen Eingehen auf deren Technik, Darstellungsweise und Stoffgebiet Anregung, Genuß, wie Verständnis der jeweiligen Schöpfungen zu gewinnen. Ihre Stärke liegt auf rein ästhetischem Gebiete; das künstlerische *Produkt* als solches ist für sie Gegenstand fast ausschließlichen Studiums. Die andere Art holt vor allem den kritisch-philologischen Apparat zu Hülfe und sucht auf diesem Wege weiterzukommen. Sie nimmt ihren Ausgang von der Durchforschung der Archive und liefert uns die historischen Details über Geburt, Erziehung, Lehrgang wie Todestag der Künstler. Im wesentlichen bleibt sie biographisch und haftet an dem Individuum, dem einzelnen künstlerischen *Producenten*. Die dritte, modernste widmet ihr Augenmerk vor allem den Begleiterscheinungen, der Umgebung und Gesellschaft, der Zeitperiode wie Landschaft, mit

einem Worte dem Milieu der Schaffenden und ihrer künstlerischen Erzeugnisse. Bei ihr steht die kulturelle Betrachtungsweise im Mittelpunkt der Darstellung. Sie löst ihre Aufgabe, indem sie den Wechselbeziehungen der vorkommenden Verhältnisse nachspürt, deren gegenseitige Beeinflussung, Bedingtheit und Abhängigkeit klarzulegen sucht. Um Vollkommenes zu leisten, müssen diese Methoden einander ergänzen und durchdringen, aber der einzelne Schriftsteller wird je nach Neigung und Bildungsgang bald die eine, bald die andere unwillkürlich mehr betonen. So auch Philippi. Was er bieten will? „Etwas weniger Bilderbeschreibung und Bilderkritik, als die Kunstgeschichten zu geben pflegen, dafür etwas mehr Geschichte, nicht sowohl Künstlerbiographie, die nicht durchaus zum Verständnis der Kunstwerke erforderlich ist, als vielmehr Geschichte der Zeit und ihrer Stimmungen, aus denen heraus die Kunstwerke geschaffen, unter denen sie zuerst genossen und beurtheilt worden sind". Denn selbst die stärksten Persönlichkeiten unter den Künstlern machten sich nicht ganz frei von dem Zusammenhange mit der Scholle, auf der sie geboren wurden, von den Einflüssen der Gesellschaft, unter der sie aufgewachsen sind. Philippi will nicht wie Springer nur Persönlichkeiten kennen, in denen sich die herrschende Richtung widerspiegelte, sondern im Sinne Taines auch Zustände, deren Physiognomie man nicht einzelnen Personen auf die Rechnung setzen kann.

Das erste Buch ist der Vorrenaissance gewidmet. Rein positive Thatsachenerzählung ist mit philosophischen Exkursen gewürzt. Das Verhältnis der Schwesterkünste untereinander wird beleuchtet, romanische Baukunst und Gothik werden gegenseitig abgewogen. Interessant ist die Zusammenstellung Giovanni Pisanos und Giottos, überhaupt das zur sogenannten gothischen Skulptur Gesagte, wenn auch gerade diese Ausführungen vielleicht am ehesten Anfechtungen ausgesetzt sind. Auch einige Beobachtungen zur Kunst Siciliens scheinen bemerkenswerth, da sie in dem Ausspruche gipfeln: „wo kein Volk ist, da ist auch keine Kunst, die lebendig weiter wirken kann, wenn ihre Trümmer den Späteren auch noch so glänzend scheinen."

Ferner erzählt der Verfasser, wie Franz von Assisi mit seinen Brüdern in der umgebenden Natur den Zügen nachging,

die vorzugsweise das menschliche Gemüth ergreifen. „Ihre Visionen wurden zu Legenden, die unmittelbar zu dem Volke sprachen und aus ihrer Mitte gingen Sänger und Dichter hervor mit neuen volksthümlichen geistlichen Liedern". Philippi hätte den Zusammenhang des „saint fou", wie Liszt in unbegrenzter Verehrung seinen Namenspatron zu nennen pflegte, mit der aufblühenden Kunstweise noch stärker betonen dürfen. Es ist ja psychologisch so überaus merkwürdig, daß gerade der hl. Franziskus, der nach Befreiung von allem Irdischen strebte, dem die vollkommene Armuth als Mittel zu dieser Loslösung erschien, dennoch durch die Neugestaltung des religiösen Lebens, durch dessen Vertiefung und Erwärmung den weitesten Einfluß zugleich auf die Cultur im allgemeinen, wie auf Dichtung und Kunst im besonderen gewonnen hat. Franz von Assisi hat den geheimen noch verborgenen Drang der Zeit zur Natur der Menschheit zum Bewußtsein gebracht, ihm den rechten Ausdruck in Worten und Werken verliehen, und indem er die verachtete, mißhandelte Natur in ihre Rechte als Vermittlerin zwischen Gott und Mensch wieder einsetzte, hat er dem christlichen Künstler die einzig wahre Lehrerin gewiesen. Die kindliche Auffassung der evangelischen Geschichte, die glühende demüthige Liebe zum Gottmenschen verdichtete sich unter dem begeisterten Redner zu lebensvollen Bildern der biblischen Geschichte, die er vor dem geistigen Auge seiner ergriffenen Zuhörer vorüberziehen ließ. Die Bilder prägten sich einfach und treu dem Volksgemüthe ein, und als, wie Thode in seinem ‚Franz von Assisi' meint, so erst einmal Christus als leiblicher Bruder der Vertraute und Freund jedes einzelnen geworden war, da konnte, ja mußte auch der Künstler ihn als solchen in der erhabenen Einfalt menschlicher Natürlichkeit schildern. Da malte dann Giotto seine lebensfrischen, ungezwungenen Fresken in der Arena zu Padua — kurz, erstand die Renaissance! Philippi meint im Anschluß an Giottos Malweise mit Schnaase betreffs des religiösen Charakters eines Kunstwerkes, die strenge und steife Gruppirung, eine Art von architektonischer Gebundenheit in der Composition eines Bildes sei das Merkmal, welches im Gegensatz zu allem freien oder übermäßig natürlichen, eine ernste und feierliche Stimmung in dem Betrachtenden hervor-

ruse. Hier wird fühlbar, daß der Verfasser seinen Ausgang vom Studium der Archäologie genommen hat.

Der Abschnitt schließt mit den Sienesen und klingt in einen Hymnus auf den frommen Engelsmaler Fra Angelico da Fiesole aus.

Das zweite Buch behandelt die Frührenaissance Toskanas und Umbriens, eine Periode, für die sich die Betrachtung, um zu ihrem Ziele zu gelangen, nach Ansicht des Verfassers am meisten an einzelne Künstlerbiographien halten darf, „denn die Männer, die schöpferisch auftreten, wirken nebeneinander in derselben Zeit und sie beeinflussen einander.“ Der Norden Italiens mit seinem Dreigestirn Mantegna — Giorgione — Palma Vecchio reiht sich diesen Schilderungen an.

Fesselnd wird von den Ferraresen und Altvenetianern, ihren Werken und Schicksalen gesprochen. Gut sind auch die im Anschluß an Goethes Beschreibung eines Tages in Venedig gegebenen Ausführungen über die Grundlagen der venetianischen Kunstbildung, die sich gewissermaßen in der Malerei zusammengefaßt und erschöpft hat. Die Pracht der Farben, welche durch die Eigenschaften der umgebenden Natur bedingt und erklärt wird, hat jeder Kunstäußerung, selbst der Architektur eine malerische, sogar farbige Erscheinungsweise aufgedrückt.

Der zweite Band befaßt sich im vierten und fünften Buch mit den Glanzlichtern der Hochrenaissance. Der erste Abschnitt schildert Lionardos umspannende und allseitige Thätigkeit, seine geniale Uebermenschlichkeit. Alles, was die anderen geleistet und zuwege gebracht hatten, das erreichte oder übertraf Lionardo, ohne die leiseste Spur jenes Probirens, jener mühsamen Anstrengung, welche seine unmittelbaren Vorläufer charakterisirte. Philippi hätte die Darstellung Da Vincis noch etwas markanter herausarbeiten müssen. Es ist zu bedenken, daß dieser Mann, dessen Kunst lebenmittheilend ist, dessen Persönlichkeit lebenerhöhender wirkt, als die der anderen, wie groß er auch als Maler war, nicht minder berühmt war als Bildhauer und Architekt, Musiker und Improvisator, und daß alle künstlerischen Beschäftigungen, gleichviel welcher Art, in seiner Laufbahn nur Momente bedeuteten, die er der Verfolgung theoretischer und praktischer Kenntnisse abgerungen hatte. Denn wie Berenson

so schön in seinen „The florentine painters“ sagt, „alles was er vom Leben begehrte, war das Glück, nützlich zu sein.“

Auf den Antheil der Schüler an den Lionardo zugeschriebenen Werken wird durch Philippi manch interessanter Ausblick geboten. Ziemlich schlecht kommt bei ihm Andrea del Sarto weg, dem der Verfasser trotz des berauschenden Form- und Farbenspiels den geistigen Inhalt abzusprechen geneigt ist.

Nächstdem werden Raffael und Michelangelo Buonarroti abgehandelt, bei denen der Genius in zwei Personen verschiedenen Temperamentes in Erscheinung tritt. Rom, mit seinem großen Weltbilde der Vergangenheit, dem alles überragenden Hintergrund der alten Baudenkmäler und Kunstwerke, steht im Mittelpunkt der Hochrenaissance, die zur Antike in ein noch intimeres Verhältniß getreten ist. Nach menschlichem Ermessen wären Michelangelo und Raffael nicht auf die Höhe ihrer einzigen Herrschermacht gekommen, hätten sie nicht infolge der Berufung durch Julius II. ihren Thron in der ewigen Stadt aufschlagen können.

Das letzte Buch gilt Tizian, Correggio und dem Ende der Renaissance.

In der Kunst der italienischen Renaissance hat sich, wenn man sie als Ganzes betrachtet, der Geist eines Volkes durch die Kunst so hoch und so tief und zugleich so umfassend bezeugt, wie es seit den Tagen des Alterthums niemals wieder geschehen ist. In diese Schlußbetrachtung klingt Philippis Darstellung aus. Wir enden mit der Nutzanwendung, die er aus der Bedeutung der geschilderten Epoche für uns Moderne zieht. Die italienische Renaissance wird „außer dem Genuß und der Freude, die sie uns gewähren kann, uns immer ein brauchbarer Werthmesser sein für jede Art von künstlerischem Ausdruck“.

Mainz. Dr. Christian Eckert.

XI.

Eine Beschreibung der Erzdiöcese Salzburg.[1])

Schon wiederholt war Anlaß gegeben, auf das rühmliche Unternehmen der Leogesellschaft in Wien, das sociale Wirken der Kirche in Oesterreich in verlässigen, nach Diöcesen geordneten Einzeldarstellungen zu schildern, auch in diesen Blättern hinzuweisen (117, 64—69. 120, 869—72). Es ist erfreulich zu sehen, welche arbeitslustige und leistungsfähige Regsamkeit für diese umfassende Aufgabe entfaltet wird. Bereits liegt der fünfte Band in der Reihe dieser beschreibenden Werke vor, ein ansehnlicher Band von 308 Seiten, der sich den vorausgegangenen mit Glanz an die Seite stellen darf. Er behandelt auch eine altehrwürdige, durch eine glänzende und vielfach ehrenreiche Vergangenheit ausgezeichnete Diöcese. Das Erzstift Salzburg nimmt nach dem hierarchischen Rang wie der geschichtlichen Bedeutung unter den österreichischen Kirchensprengeln ohne Frage die erste Stelle ein, obgleich es heute nicht mehr die Ausdehnung hat, wie vor der für die Hochstifte des Deutschen Reichs so verhängnißvollen Säcularisation von 1803. Unter dem letzten reichsfürstlichen Metropoliten, Grafen Colloredo, zählte Salzburg 7 Suffraganbisthümer, 4 Generalvikariate, 14 Archidiakonate, 90 Stifte, Klöster 2c. mit einer Gesammtseelenzahl von nahezu einer Million Katholiken. Das heutige

1) Das sociale Wirken der katholischen Kirche in Oesterreich. V. Band: Die Erzdiöcese Salzburg von Christian Greinz, fürsterzbisch. Domvikar zu Salzburg. Wien 1898.



Erzbisthum erstreckt sich über das Kronland Salzburg und jene Gebiete von Tirol, die vormals zu den Bisthümern Chiemsee und Freising gehörten, und zählt ungefähr 240,230 Katholiken. Als Metropolit hat der Fürsterzbischof außer dem Weihbischof von Salzburg 5 Suffraganbischöfe (Trient, Brixen, Gurk, Seckau und Lavant) unter sich. Die Bischöfe der drei letztgenannten Diöcesen werden, weil sie von Salzburg aus gegründet wurden, zufolge eines seltenen Privilegs vom Erzbischof von Salzburg nicht nur ernannt, sondern auch confirmirt und consecrirt.

Das vorliegende, aus patriotischer Begeisterung hervorgegangene Werk erschien gerade zu rechter Zeit als ein literarisches Denkmal zum 1200jährigen Gedenktag der Erhebung Salzburgs zum Erzbisthum, und zugleich als eine Huldigung zum 50jährigen Priesterjubiläum des gegenwärtigen Fürsterzbischofs Cardinal Johannes Haller.

„Salzburgs geistliche Macht, die über ein Jahrtausend wirkte, ist auch eine geistige gewesen". Zu diesem in der Einleitung angezogenen Satz eines landeskundigen Forschers liefert der Verfasser unseres Buches, Hr. Domvikar Christian Greinz, einen mit Fleiß und umsichtiger Sorgfalt zusammengetragenen, mit Geschick und lobwürdiger Objektivität ausgeführten Commentar, dessen fünf Abschnitte sich plangemäß über die religiös sittlichen, die pädagogischen, die wissenschaftlichen, die charitativen und endlich die volkswirthschaftlichen Bestrebungen verbreiten und die Ergebnisse in einer überraschenden Fülle thatsächlichen, historischen und statistischen Details darlegen. Jedem einzelnen der fünf Abschnitte geht eine zusammenfassende Uebersicht voraus, welche in die Mannigfaltigkeit des statistischen Materials, den Leser orientirend und anregend, Licht und Ordnung bringt.

Die Grundlage für das sociale Wirken der Kirche bildet das religiös-sittliche Gebiet. Demgemäß behandelt der erste Abschnitt die kirchliche Organisation, die Seelsorgsstiftungen, die Klöster, die Seminarien, Bruderschaften und Congregationen, Missions- und andere Vereine. Die Erzdiöcese Salzburg zählt jetzt 328 Kirchen und 155 Kapellen mit Meßlicenz. Die Seelsorge ist namentlich in den abgelegenen und zeitenweise schwer

zugänglichen Orten und Gehöften des Hochgebirgs eine höchst mühsame, z. B. Thierbach, Steinberg, Gerlos, Tweng, Seethal, Muhr, Hinterthal, Hüttschlag, Kleinarl, Bucheben; am meisten gilt dies von Obertauern, das in einer Meereshöhe von 1738 m auf der Höhe der Radstadter Tauern an der alten Römerstraße nach dem Lungau gelegen ist. „Dort, wo die Straße ihren höchsten Punkt erreicht, liegt der einsame Tauernfriedhof, wo mancher verunglückte Wanderer begraben ruht, und weiter unten das kleine Kirchlein nebst dem Beneficiatenhaus. Hier oben, sagt man, hört das Einheizen am Jakobitag (25. Juli) auf und am St. Annatag (26. Juli) fängt man wieder an. Im Winter, wenn ungeheure Schneemassen alle Gebäude einhüllen, muß zu den Fenstern ein Schacht gegraben werden, damit das Licht in das Haus dringen kann". Bei den Seelsorgstiftungen haben sich noch manche Naturalstiftungen und alte Bräuche (Kirchenkühe, Hauslehen 2c.) erhalten, die den Sittenforscher interessiren.

In der Reihe der Klöster bildet die Geschichte des bekannten Benediktinerstifts St. Peter in Salzburg ein besonderes Ehrenblatt der Diöcesangeschichte; ist es ja das älteste Kloster Oesterreichs, das ohne Unterbrechung über 12 Jahrhunderte besteht, und der Ausgangspunkt christlicher Cultur für die ganze Umgegend, die Wiege der heutigen schönen Stadt Salzburg, die Heimstätte für Wissenschaft, Kunst und gewerbliches Leben für den Osten wurde und auch heute noch eine seiner Vergangenheit würdige vielfältige Wirksamkeit entfaltet. Von anderen Orden sind vertreten die Serviten (Rattenberg), Franziskaner (Salzburg und Hundsdorf), Kapuziner (Salzburg, Radstadt, Werfen und Kitzbühel), Redemptoristen (Dürnberg), Lazaristen und Missionäre vom hl. Herzen Jesu. — Von den mancherlei Frauenklöstern, welche die Diöcese besitzt (Ursulinen, Clarissen, Schulschwestern, barmherzige Schwestern, Kreuzschwestern, Chorfrauen vom hl. Augustin, Frauen vom guten Hirten 2c.), ist vornehmlich das uralte Benediktinerinen-Frauenstift Nonnberg in Salzburg zu nennen, an Alter dem Kloster St. Peter fast ebenbürttg. In neuester Zeit wurde von Nonnberg aus die Abtei St. Gabriel in Prag und das Priorat zu Gurk gegründet; die kunstgerecht restaurirte Kirche U. L. F. am

Nonnberg bildet heute „eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten“ (S. 245).

Der zweite Abschnitt entrollt in neun Kapiteln ein Bild von dem Wirken der Kirche auf dem so wichtigen Gebiete der Erziehung und des Unterrichts. Hiebei kann der Verfasser constatiren, wie im Herzogthum Salzburg alles aufgeboten wird, den üblen Folgen der confessionslosen Neuschule im Einzelnen entgegenzuwirken, und mit Genugthuung weist er auf den segensreichen Einfluß hin, welcher durch die nach katholischen Grundsätzen eingerichteten Kinderkrippen, Kindergärten, Schulkinderasyle, Erziehungsinstitute, Waisenhäuser, Besserungsanstalten, Convikte und Pensionate erzielt wurde und noch immer in vermehrter Weise angestrebt wird. „Die intensive Thätigkeit der Kirche für das Schulwesen tritt so recht klar vor Augen, wenn man die Leistungen überblickt, welche die verschiedenen geistlichen Körperschaften und kirchlichen Fonde für Schulzwecke getragen haben. Die meisten Schulfonde verdanken ihr Dasein entweder wohlthätigen Widmungen geistlicher Schulfreunde oder Beiträgen aus Kirchengeldern“ (s. die Listen von Wohlthätern S. 103—8, 112, 119—22). Für die studirende Jugend bestehen über 100 Stipendien (aus älteren Stiftungen) mit einem Fonds von mehr als einer halben Million, so daß über die Hälfte aller salzburgischen Studenten daran Antheil nehmen kann. Die Bemühungen für die Neugründung einer katholischen Universität in Salzburg, die von dem im J. 1884 constituirten und weit verzweigten Universitätsverein betrieben werden, sind allbekannt.

Groß ist der Antheil der Kirche in Salzburg auf dem Gebiete der Literatur und Kunst, worüber der dritte Abschnitt handelt. Die Bischöfe haben der Stadt an der Salzach ihren eigenthümlich architektonischen Charakter verliehen. Die hervorragendste Bauperiode für die Stadt begann am Ende des 16. Jahrhunderts. Es war der Einzug der italienischen Renaissance auf deutschem Boden. Mit den Erzbischöfen wetteiferten die Stifte und Klöster in der Pflege der Kunst. In welchem Maße der Klerus des Landes sein Interesse an Wissenschaft und Literatur bethätigt, verdient besonders nachgelesen zu werden. Es ist eine ganz ansehnliche Liste von Autoren,

die in Philosophie und Theologie, Geschichte und Landeskunde, Mathematik und Naturwissenschaft, Sprachwissenschaft und schöner Literatur namhaft gemacht werden (S. 154—169). Unter den Organen der Presse nimmt die Salzburger „Kirchenzeitung" (früher von Prof. A. Gaßner, jetzt von Domvikar A. Markl redigirt) durch ihre Reichhaltigkeit und gute Leitung eine höchst ehrenvolle Stelle ein. Erfreulich ist, daß an vielen Orten auch für Volksbibliotheken gesorgt wird. In Salzburg selbst besteht seit 1875 ein blühender kath. Bücherverein, dessen Wirksamkeit sich bis nach Oberösterreich und Böhmen erstreckt. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß der Klerus des schönen Alpenlandes auch für Alpinismus und Touristenwesen von jeher reges Interesse bezeigte. Berühmt als unermüdlicher Bergsteiger und Forscher war der Lycealprofessor und geistl. Rath Thurwieser († 1865), der größte Alpinist seiner Zeit und dazu ein liebenswürdiger origineller Mensch, dem in Ansehung seiner Verdienste um die Erschließung der alpinen Gebirgswelt mit Recht auf dem Gaisberg eine marmorne Gedenktafel errichtet ist (vgl. über ihn Bd. 68, 541—549 dieser Blätter). In neuester Zeit, berichtet Hr. Greinz, ist das Interesse des Klerus für Alpen- und Touristenvereine etwas in Abnahme begriffen. „Die Ursache hievon liegt jedenfalls in dem Umstande, daß die genannten Vereine und viele ihrer Mitglieder in Wort und Schrift die religiöse Ueberzeugung der Gebirgsbewohner nicht mehr so achten und unangetastet lassen, wie ehedem, sondern sogar destruktiv auf Religion und Sittlichkeit einzuwirken suchen, was natürlich dem Seelsorger nicht gleichgiltig sein kann" (177).

Der vierte Abschnitt ist den charitativen Bestrebungen gewidmet, die stets ein specifisches Kennzeichen katholischen Lebens bilden. Nach dem bisher Gesagten erscheint es wie selbstverständlich, daß Salzburg, die Schöpfung und Wirkungsstätte des Krummstabs, in dem, was von der Fürsorge für Arme und Kranke berichtet wird, hinter andern nicht zurücksteht. Noch mehr: „Die kleine Erzdiöcese ist mit so vielen und großartigen Wohlfahrtseinrichtungen zum Besten der bedürftigen und leidenden Menschheit versehen, wie verhältnißmäßig kein anderes Gebiet Oesterreichs und Deutschlands." Die musterhaft zusammengestellte Uebersicht ihrer örtlichen Ver-

theilung in den einzelnen Gauen und Dekanaten der Diöcese liefert ein erfreuliches Bild kirchlichen Wirkens auf dem weiten Felde der Charität (183—214).

Hieran reiht sich ergänzend als ein weiteres und letztes Glied im fünften Abschnitt das sociale Wirken der Kirche für die Hebung der Volkswirthschaft, also besonders die Bemühungen für den Bauern- und Gewerbestand, die kirchliche Obsorge für die Dienstboten, für die Wohlfahrt des Arbeiterstandes.

Eine nützliche Zugabe bietet die „Historisch-statistische Topographie der Erzdiöcese", die, nach Gauen und Dekanaten geordnet, das in den vorausgegangenen Kapiteln behandelte Material in gedrängter Form recapitulirend zusammenfaßt. Als eine Art histor.-statist. Schematismus der Seelsorgsposten wird die mit mühevoller Genauigkeit gearbeitete Uebersicht vielen willkommen sein.

Die ganze Arbeit verdient somit warme Anerkennung. Dergleichen zeitgeschichtliche, auf genauen Erhebungen beruhende Bilder des socialen Wirkens und Schaffens der vereinten kirchlichen Organe haben eine apologetische Kraft, und der Verfasser hat Recht, wenn er sagt: „Durch ihre Erfolge beweist die Kirche, daß sie die wichtigste Culturmacht ist, die beste Erzieherin der Menschheit, die in Verbindung mit der weltlichen Macht des Staates am besten im Stande wäre, die sociale Frage einer glücklichen Lösung entgegenzuführen".

XII.

Zeitläufe.

Rückblick auf die Wahlen zum Reichstag.

Den 12. Juli 1898.

Gegenüber dem Cartell der drei Regierungsparteien von 1893 sind in der Stichwahl durchgedrungen die Conservativen mit 61, die Reichspartei mit 20 und die Nationalliberalen mit 49 Stimmen. Das Centrum hatte schon in der Hauptwahl mehr Stimmen als jede der einzelnen Parteien, nämlich 85, und zählt nun deren 103. Das eigentliche Parteiverhältniß wäre nach der Hauptwahl zu beurtheilen gewesen, und die sich aus derselben ergebenden Stichwahlen in unerhört großer Anzahl, 188, erschienen überhaupt als schlechtes Zeugniß für die Wählerschaften. „Die Wahlen", sagte Herr Stöcker in einer Berliner Versammlung, „werden gemacht von denen, die zu Hause bleiben". In Berlin allein sind 53,000 Wähler zu Hause geblieben. Nur die Socialdemokratie verstand es, ihre Leute vollständig zur Urne zu treiben. Sie hatte in allen 397 Wahlkreisen Candidaten aufgestellt und siegte in den Hauptwahlen mit 33 derselben, gegen 24 im Jahre 1893; in den Stichwahlen halfen die anderen Parteien zu ihrer Verdrängung zusammen, und doch siegte sie mit 22 Stimmen. Gegen die vorige Wahl stellte sie 340,000 Wähler mehr, im Ganzen 2,125,000. Zu den besonderen Eigen-

thümlichkeiten des neuen Reichstags gehört auch noch, daß im preußischen Landtag seit 10 Jahren kein Jude mehr sitzt, im Reichstag aber, wo das Judenthum in den ersten Jahren als den berufensten Handlanger der Reichsgründung sich aufspielte, nur noch bei den Socialdemokraten Juden (7) zu finden sind.

Von der Regierung war keine eigentliche Wahlparole ausgegeben; sie sah, wie die „Kreuzzeitung" sagte, den Dingen mit wunderbarer Seelenruhe zu. Als Ersatz mußte die sogenannte Miquel'sche „Sammlung" dienen; bei den Wahlen aber war sie offenbar wieder vergessen. Der Herr Finanzminister hat seiner Zeit als Bürgermeister von Frankfurt am Main das Wort gesprochen: „die Parteien sind alter Tröbel", darauf klopfte ihm der Kaiser auf die Schulter: „Sie sind mein Mann". Als er voriges Jahr die bekannte Vereinsnovelle im Landtage scheitern sah, gebrauchte er den Ausdruck der „Politik der Sammlung", er meinte die Einigung zwischen den Interessen der produktiven Stände. Damit war auch Fürst Bismarck in seiner Weise einverstanden:

„Die Classen der Bevölkerung, die an dem Gedeihen einer gewinnbringenden nationalen Arbeit nicht interessirt sind, bestehen lediglich in den unproduktiven Elementen, in den ‚Nichts-als-Consumenten', unter denen die Gehaltsbezieher im Staats- oder Communalamt, die Professoren, Pastoren und viele andere Leute, die gleichwohl auf unser politisches Leben großen Einfluß haben und immer mehr zu nehmen bemüht sind, in erster Reihe stehen Wir empfehlen für die nächsten Wahlen den Zusammenschluß aller producirenden Stände, vor Allem der Landwirthschaft und der Industrie, und die Wahl eines stärkeren Percentsatzes von Männern des praktischen Lebens, die an ihrem Leibe die Früchte der Gesetzgebung, die sie machen, zu spüren bekommen. Von diesen ist auch anzunehmen, daß sie besser als viele der bisherigen Volksvertreter aus dem Reiche der Drohnen und des Streberthums befähigt sind, die politischen Interessen unseres Volkes und die Würde des Reichs-

tages zu wahren; namentlich aber werden sie zur Erfüllung der Hauptaufgabe, die dem heutigen Staate gestellt ist, der Bekämpfung und Unschädlichmachung der Socialdemokratie, besser geeignet sein, als jene".[1])

In diesem Sinne empfahl er eine Wahlparole für den nächsten Reichstag, wie er denn auch den „Wirthschaftlichen Aufruf der Sammlung" unterzeichnete. Selbst bis dahin aber waren innere Schwierigkeiten schwer zu überwinden. „Seit Herr von Miquel seinen Sammelruf ergehen ließ, haben sie sich gezankt, und nachdem der ‚Wirthschaftliche Aufruf' in Sicht gekommen war, zanken sie sich immer noch und trotz feierlicher Erklärungen, wie sie es ‚meinen', zanken sich auch heute die Leute weiter, deren Namen neben einander unter dem Aufruf stehen. Die conservativen und freiconservativen Reichs- und Landtags-Abgeordneten haben ihn sämmtlich unterschrieben, von den 118 nationalliberalen nur 55, von den 12 Antisemiten nur 4. Das zeugt gewiß nicht von Einmüthigkeit in den Reihen der Nationalliberalen und Antisemiten. Damit nicht genug, necken und reizen sich die Sammler noch gegenseitig unaufhörlich."[2]) Inzwischen war von dem Centralvorstand der nationalliberalen Partei auch noch eine „Gegensammlung" im Sinne der Industrie und des Handels beschlossen, und unter dem 9. März gegenüber dem wirthschaftlichen Aufruf verkündet. Selbst das liberale Hauptblatt am Rhein gerieth jetzt außer sich:

„Hr. v. Miquel hat mit seinem Sammel-Ruf einen großartigen Erfolg zu verzeichnen: er hat nicht nur in geschmackvoller Weise solche Gegensätze, wie den Fürsten Bismarck und Hrn. v. Diest-Daber, wie eine Anzahl national-liberaler Abgeordneter und den Dr. Hahn und den Hrn. v. Ploetz unter

---

1) Aus den „Hamburger Nachrichten" s. Wiener „**Vaterland**" vom 24. September 1897.

2) „**Kölnische Volkszeitung**" vom 14. März d. Js.



einen großen, wir fürchten nur nicht ganz wasserdichten Hut vereinigt; nein, er hat sogar das schier Unmögliche fertig gebracht, er hat die männliche und die weibliche Linie des politischen Freisinns vermocht, sich gemeinsam vor einen wirthschafts-politischen Wagen zu spannen, während bisher in nicht genug anerkannter, fast unergründbarer Staatsklugheit die Wadenstrümpfler vorne und die Wasserstiefler hinten am Wagen zu ziehen pflegten. Es ist eine politische Glanzleistung sondergleichen, und wer noch nicht weiß, wie er bei den nächsten Wahlen seinen Wagen lenken soll, der hat jetzt Dank der Initiative Hrn. v. Miquel's reiche Auswahl unter den wirthschafts-politischen Kutschern, die sich ihm anschließen".[1])

Es ist begreiflich, daß die Regierung nicht auch noch mit einer Wahlparole in einen solchen Wirrwarr sich einmischen wollte, wie es Herr von Miquel voriges Jahr in Aussicht stellte. Der Staatssekretär Graf Posadowsky hat nur mit einem unverbindlichen Brief zum Zusammenschluß gegen die Socialdemokratie aufgefordert. Vom Reichskanzler wurde sogar ein vertrauliches Schreiben veröffentlicht, in dem er die Wahl des wild-liberalen Prinzen Carolath gewünscht haben soll Das Centrum aber hielt sich von der Betheiligung an den Vorgängen ganz fern, mit Ausnahme einiger adeligen Bündler in Rheinland-Westfalen, die auch bei den Wahlen Störungen verursachten, übrigens ohne Erfolg. Im Centrum konnte man sich darüber nicht täuschen, was das eigentliche Ziel der empfohlenen Sammlungs-Politik sei. Man brauchte die Verhandlungen zwischen den wirthschaftlichen Ständen nicht einmal abzuwarten, um zu erkennen, was gewollt war:

„Wer daher die ‚Politik der Sammlung‘ proklamirt, muß ganz andere, nicht wirthschaftliche, sondern politische Zwecke

---

1) Aus der „Kölnischen Zeitung“ s. „Kölnische Volkszeitung“ vom 16. März d. Js.



verfolgen. Hr. v. Miquel will eine Regierungs-Mehrheit schaffen, wie einst das Cartell des Fürsten Bismarck war. Das ist der ganze Witz. Wenn man vorgibt, die ‚Politik der Sammlung' solle die wirthschaftlichen Gegensätze ausgleichen und damit der Verständigung über die künftige Handelspolitik vorarbeiten, so wäre das ja ein sehr schönes 'Ziel, nur wird es auf diese Weise nicht verwirklicht. Die Betheiligten haben ja ganz verschiedene Pläne und sind nicht etwa bemüht, die Verschiedenheiten auszugleichen, sondern den andern Theil zu täuschen. Sie alle gehen mit einer reservatio mentalis in den Wahlkampf, um, wenn sie mit Unterstützung des getäuschten Compagnons Mandate erlangt haben, die Maske abzuwerfen. Das Unglück will nur, daß sie sich alle nur zu gut durchschauen, und keiner dem andern über den Weg traut".[1])

Dabei war es vor Allem auf die Einfangung des Centrums abgesehen. Aber es hat seine Selbständigkeit behauptet und ist wieder die stärkste Partei im Reichstag. Je nach seiner grundsätzlichen Stellungnahme kann es durch den Anschluß nach rechts oder links den Ausschlag geben. Schon bei den Stichwahlen aber hat es werthvolle Dienste geleistet, indem es die conservative Parole sich aneignete: „unter allen Umständen gegen die Socialdemokratie". Nur in drei badischen Städten mit überwiegend protestantischer Bevölkerung hat es durch Stimmenthaltung eine Ausnahme gemacht, indem es anerkannte, daß selbst die Socialdemokratie gegen das Recht der Katholiken weniger gehässig sei als der fanatische Liberalismus einer großherzoglichen Regierung in Karlsruhe.

Noch in einer anderen Hinsicht kann das Centrum mit Befriedigung auf die Wahlen zurückschauen. Während selbst aus Ostpreußen und Oberschlesien berichtet wurde, daß die Socialdemokratie auch sogar auf die ländlichen Bezirke sich

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 14. März d. J.

ausdehne, dort 1890 keine einzige Stimme gehabt habe, jetzt über 30,000 Stimmen zähle, hier die Hunderte sich vervielfachten, konnte der Aufruf der rheinischen Centrumspartei bekannt geben: „Nicht ein einziger rheinischer Wahlkreis ist in socialdemokratische Hände gefallen; 1893 durften wir uns zum erstenmal sagen: die Socialdemokratie ist im Rheinlande zum Stillstand gebracht, jetzt ist sie hier und da sogar zurückgegangen". Obgleich mit Recht geklagt wurde, daß seit der Glühhitze des Culturkampfs mit der confessionellen Hetze bei keiner Wahl wie jetzt gegen das Centrum gearbeitet werde, konnte doch selbst aus Württemberg berichtet werden: eine Zusammenstellung der Wahlstimmen ergebe „in katholischen Bezirken durchweg und theilweise sogar eine sehr bedeutende Abnahme, in allen protestantischen Bezirken dagegen eine geradezu erschreckende Zunahme socialdemokratischer Stimmen".[1]) Auf solche Nachrichten hin äußerte sich das protestantisch-conservative Hauptorgan in Berlin etwas verlegen: „Wirklichen Grund zur Zufriedenheit hat bisher wohl nur das Centrum. Denn es hat gezeigt, daß es immer noch einen festen Stamm bombensicherer Wahlkreise besitzt. Ueber solche verfügt zwar, wenngleich in geringerer Zahl, auch die conservative Partei; bei dieser sind aber für die Stichwahlen die Aussichten aus bekannten Gründen viel weniger günstig als beim Centrum."[2])

Welches waren diese „bekannten Gründe"? Vor Allem der „Bund der Landwirthe" und dann auch die Vereinigungen der Antisemiten, beide mit ihren beharrlichen Einbrüchen in das Gehege der conservativen Partei.[3]) Der „Bund"

1) Berliner „Germania" vom 23. Juni und 1. Juli ds. Js., vgl. „Kölnische Volkszeitung" vom 21. Juni ds. Js.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 18. Juni ds. Js.

3) Zu nennen wären auch noch die „Christlich-Socialen", welche sich unter dem ehemaligen Hofprediger Stöcker von den Conser-

rühmte sich, daß er 66 der gewählten und 95 der in Stichwahl gekommenen Candidaten unterstützt habe. Allerdings hat er sich nicht nur an conservative, sondern auch an nationalliberale Wahlbewerber herangeschlängelt, ist aber als solcher fast überall verschwunden. Im Schlußergebniß sind bloß drei Mann als sogenannte „reine Bündler der Landwirthe“ aufgezählt. Davon unterscheidet sich der „Bayerische Bauernbund“ mit vier Gewählten, der allerdings die Zahl der Centrumswähler im Ganzen bedeutend vermindert hat, aber kaum zu einer besonderen Bündler-Fraktion mit den Norddeutschen führen wird.[1])

Der Bund stellt in Preußen sich als nichtpolitische Wirthschaftspartei vor und will sich der preußisch-conservativen Partei nicht fügen. Vor Kurzem hat aus der letzteren schon verlautet, wenn sie jetzt an innerer Festigkeit gewinne, so werde sie von gewissen extremen Elementen in der Führung des Bundes merklich abrücken.[2]) Gelegentlich des Streites in der Flottenfrage hatte die Bundescorrespondenz geschrieben: „Wir müssen bei der jetzigen schwankenden Regierung mit einem Tropfen oppositionellen Oels gesalbt seyn, wenn wir die volle Zustimmung der öffentlichen Meinung erwerben wollen. Im Zeichen des ‚Zickzackkurses‘ und des ‚Reichs-

---

vativen getrennt haben, und die Naumann'schen „National-Socialen“. Aber von den Ersteren sind bloß zwei Candidaten als gewählt aufgeführt, darunter der berühmte Parlamentarier Stöcker selbst. Die Letzteren, die sich von den Conservativen nicht nur in der „Junkerfrage“ unterscheiden, sondern auch Juden zulassen, haben zwar eine Reihe von Candidaten zur Wahl aufgestellt, die aber sämmtlich durchgefallen sind. Die „Evangelisch-Socialen“ haben sich nicht beworben.

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter“ 1896. Band 118 S. 51 ff., S. 124 ff.: „Ueber den Nationalliberalismus und die Preußisch-Conservativen in den Berliner Parlamenten“.

2) „Kölnische Volkszeitung“ vom 2. Juli ds. Js.

verdrusses' dient es gar nicht zur Empfehlung, als Freund der Regierung zu gelten, das Gegentheil trifft zu. Will man die Wähler gewinnen, dann muß man zur Opposition sich gesellen." Eine Antwort aus Berlin lautete gegenüber einer solchen Offenbarung: „in diesem frivolen Verhalten der Bundesleitung wiederhole sich die Bosheitspolitik der Antisemiten gelegentlich der letzten Reichstagswahlen." [1]) Es war nicht nur der angeborene Katholikenhaß, sondern auch nach der anderen Seite gerichtet, wenn etwas später die Weltanschauung des Bundes in dessen Hauptorgan bezeichnet wurde als „lebendiges Christenthum ohne Murmeln der Gebete und dogmatischen Formelkram." [2])

Was übrigens die altconservative Partei mit ihrem Einfluß an dem Bunde und seinen nahezu zweimalhunderttausend Mitgliedern zu verlieren hätte, zeigt die Thätigkeit desselben. „Die Bundesleitung steht mit ihren 187,000 Mitgliedern in unaufhörlicher Verbindung. Sie hat eine Versicherungsabtheilung errichtet, welche in allen Versicherungs- und Rechtsangelegenheiten Rath ertheilt. Der Bund hat eine Abtheilung für Buchführung und eine landwirthschaftlich-technische Abtheilung errichtet, die 1897 1,509,123 Ztr. Düngemittel, 32,417 Ztr. Futtermittel und 214,200 kg Original-Saatgut bezog. Die Abtheilung für Genossenschaftswesen hat 22 Spar- und Darlehenskassen, 15 Consumgenossenschaften und 39 Produktivgenossenschaften errichtet. Im Jahre 1897 hat der Bund 1615 Versammlungen abgehalten gegenüber 700 im Vorjahre. An Mitgliedsbeiträgen sind im letzten Jahre 491,850 M. eingegangen." [3]) Sehr

1) „Bündlerische Quertreibereien" s. „Münchener Allg. Zeitung" vom 30. November 1897.

2) Berliner „Germania" vom 17. Februar ds. Js.

3) Aus Berlin s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 16. Februar d. Js.

ärgerlich kam gerade jetzt die Aufdeckung der Profitmacherei, welche die Bundeskasse bei der Beziehung von Thomasphosphatmehl in Masse zum Schaden der betheiligten Mitglieder sich erlaubt hatte. Noch ehe das Geheimniß an den Tag kam, wurde aus Berlin berichtet:

„Conservativ im alten Sinne ist heute kein Mensch in der ganzen conservativen Partei. Freilich hat man sehr viel von Kaiserworten gesprochen, aber das Wort vom Brodwucher hat man dabei nicht erwähnt. Für dieses Verschweigen wird man auch in Berlin Verständniß besitzen. Und noch eine Wandlung verdient erwähnt zu werden. Wie oft haben die Conservativen der Socialdemokratie ihre Parteibeamten vorgeworfen. Nun und jetzt? Der Bund hat die Politik längst zum Geschäft gemacht, er zählt nicht weniger als 85 Beamte und 13 Geschäftsführer. So viele werden wenigstens zugegeben. Sind die Bauerngroschen etwa weniger werth als die Arbeitergroschen? Oder ist es entehrend — das ist doch der den socialdemokratischen Parteiangestellten gemachte Vorwurf — von Arbeitergroschen sich zu mästen, dagegen aber verdienstlich, die halbe Million Bauerngroschen einzustecken, die im letzten Jahre aufgebraucht wurden, obgleich das Jahr nicht einmal ein Wahljahr war? Wir wollen doch einmal sehen, ob nun die ‚Mast' durch die Arbeitergroschen aus den conservativen Organen verschwindet". [1])

Die Antisemiten sind der weitere Dorn im Fleische der Conservativen. Sie hören nicht auf, dieselben zu hänseln, warum sie denn in ihrem Programm von Tivoli am 8. December 1892 die Judenfrage aufgeworfen hätten und sogar einem Ahlwardt zujubelten, um seitdem Alles auf dem Papier stehen zu lassen. Auf dem Parteitag der Conservativen zu Dresden im Anfang des Jahres wurde offen erklärt: am gefährlichsten sei der Antisemitismus, wenn er sich unter den

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" v. 19. Febr. d. Js.

Fittichen des Agrarierthums mit dem Bunde der Landwirthe verbinde.[1]) Damals hat sich dieser Parteitag auch den Namen „pflaumenweich" verdient. Der erbitterte Zank hatte sich angeknüpft an die Nachwahlen im vorigen Winter. Dem „Bund" wurde sogar vorgeworfen, daß er den Antisemiten das Geld zur Bekämpfung der Conservativen zugesteckt habe. Am Schlusse höhnte das antisemitische Blatt: „Mit den Conservativen hat der Bund der Landwirthe eine zerschmetternde Niederlage erlitten, das hat er davon, wenn er sich mit einem Leichnam verbindet".[2]) Von den sechszehn antisemitisch vertretenen Wahlkreisen, klagte das conservative Hauptblatt, seien neun den Conservativen entrissen worden, und eine Partei, die wiederholt bei Stichwahlen zwischen Conservativen und Liberalen offen auf Seite der letzteren getreten sei, habe nicht das Recht, auf Tivoli sich zu berufen.[3]) In der That ist es eine verworrene Gesellschaft um diese Antisemiten, die man kaum eine Partei nennen kann. Sie weiß, was sie wollte, findet aber keinen Weg wo aus und wo ein. Ihre bedeutendsten Führer hat sie jetzt auch verloren, indeß doch noch 12 Mandate gerettet:

„Die Schwierigkeiten im conservativen Lager sind, wie die conservativen Blätter sich selbst nicht verhehlen, offenbar im Wachsen. Die Partei vermag die Geister nicht los zu werden, welche sie selbst gerufen. Für die andern politischen Parteien wird es von größtem Interesse sein, diese Entwickelung zu verfolgen. Nachdem die conservative Partei die einseitige Interessenpolitik und den Radau-Antisemitismus im eigenen Lager hat groß ziehen helfen, möchte sie jetzt, namentlich im Hinblick auf ihre Stellung zur Regierung, in die Bahnen einer

---

1) Berliner „Germania" vom 4. Februar d. Js.

2) Berliner „Germania" v. 5. December und Berliner „Kreuzzeitung" vom 12. November 1897.

3) Berliner „Kreuzzeitung" vom 19. Oktober 1897.

besonnenern Politik wieder einlenken. Das wird nicht leicht werden". [1])

Der ärgste Schwarzseher hätte aber nicht ahnen können, daß die Liberalen, die seinerzeit mit 200 Stimmen den Reichstag beherrschten, bei der jüngsten Hauptwahl so erschrecklich abfallen könnten. Sie erhielten im Ganzen 12 Mandate, wovon 10 auf die Nationalliberalen, 2 auf die paar abgesonderten Fraktionen fielen. Freilich war nicht erst seit gestern das Wort vom Absterben des Liberalismus herumgegangen. Selbst das ehemalige „Weltblatt" in München hatte sich aus der Ferne schreiben lassen: „Enttäuschung der Völker, denen die liberalen Ideen die erhofften Segnungen nicht gebracht; kein einziges der großen politischen, socialen und öconomischen Probleme sei durch die liberalen Ideen gefördert worden." [2]) Kurz vor den Wahlen äußerte sich in einer Versammlung der Nationalliberalen zu Altena ein ehemaliger Reichstags-Candidat:

„Eine Partei sind wir schon lange nicht mehr, sondern eine lockere Vereinigung von Leuten, die früher einmal geschlossen auf's Ziel marschirten und jetzt noch eine Weile in Folge des politischen Trägheitsgesetzes in der früher scharf verfolgten Richtung hintrotteln. Langsamer, immer langsamer geht es, gehemmt von anziehenden Kräften rechts und links, bis das Gebilde schließlich auseinanderfliegt. Leider sind wir heute dahin gekommen, daß wir nur noch unsichere Kantonisten haben, insofern als man nicht mehr zwei nationalliberale Wähler zusammenbringen kann, die politisch und wirthschaftlich mit einander völlig harmoniren." [3])

Der Eintritt mehrerer Dutzend von Nationalliberalen in den Bund der Landwirthe hat ihnen nur Spott und

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 30. Dezember 1897.
2) Aus Rom s. „Allg. Zeitung" vom 3. Oktober 1897.
3) Aus dem Berliner „Vorwärts" vom 5. Mai d. Js.

Mißtrauen eingetragen. In einer Versammlung zu Hannover hat der Bundeshäuptling Hahn erklärt: „Die Unterschrift zur wirthschaftlichen Sammlung genüge nicht, man müsse sich den Mann genauer ansehen, sonst würden wieder ‚pflaumenweiche Männer‘ aufgestellt werden.“ [1]) Andererseits kam es auf dem nationalliberalen Parteitag zu Magdeburg zu scharfen Auseinandersetzungen mit einem linken Flügel der Partei, der auch der Versammlung fernblieb, und der Berliner „Nationalzeitung“, die ebenfalls als bisheriges führendes Organ der Partei deren „zwieschlächtiges Verhalten“ gegenüber dem Bund nicht billigte. [2]) Diese Erfahrungen mögen auch dem Herrn von Bennigsen seinen wehmüthigen Rücktritt aus dem öffentlichen Leben erleichtert haben. Ein paar andere nationalliberale Celebritäten folgten ihm nach und wieder zwei derselben fielen bei der Stichwahl durch. Die Stichwahlen erhöhten die Mandate der Partei auf 49, was sie hauptsächlich der Nothhülfe des Centrums zu verdanken hatte, die liberalerseits gegenüber der Socialdemokratie flehentlich angerufen wurde. [3])

Wenn dagegen die „Freisinnigen“ beider Linien, die „männliche und weibliche“, wie man sie zu unterscheiden pflegt, von je Einem Mandat bei den Stichwahlen auf 30 und 12 Erwählte aufstiegen, so hatten sie dieß unfraglich den Socialdemokraten zu verdanken, von welchen sie als das kleinere Uebel betrachtet werden. Mehrfach haben auch die „Freisinnigen“ mit der Socialdemokratie zusammengewirkt, insbesondere auch gegen das Centrum, und von „Freisinnigen“ bekommt sie auch Geld, um, wenn nicht verbündete Juden, wenigstens Socialdemokraten bei den Wahlen durchzusetzen. [4])

1) Berliner „Germania“ vom 21. April d. Js.
2) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 23. Februar u. Wiener „Neue Freie Presse“ vom 3. Mai d. Js.
3) S. Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 22. Juni d. Js.
4) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 31. Januar und 22. Juni d. Js.

Gegen die Conservativen hat die „Freisinnige Vereinigung" sogar einen Bauernverein unter dem Namen „Nordost" gegründet. Uebrigens vertieft sich die Kluft zwischen dieser linksliberalen Gruppe und der stärkern der „Freisinnigen Volkspartei" immer mehr. Vergebens ist bis jetzt, namentlich von jüdischer Seite, an die beiden Führer die Mahnung zu größerer Toleranz gerichtet worden, „da die Zeiten zu ernst seien, um über relativ bedeutungslose Zänkereien die rechtzeitige Sammlung der freiheitlichen Elemente gegen Reaktion und Junkerthum zu versäumen". [1])

Zu verwundern ist es nicht, wenn durch die Erfahrungen aus den letzten Wahlen der Haß aller Hochmögenden oben und unten gegen dieses Wahlrecht, welches von Bismarck dem neuen Reiche eingeschmeichelt wurde, auf's Höchste gestiegen ist. Wie aber der Beschwerstein behoben werden soll, ist die Frage.

XIII.

Irische Zustände gegen Ende der Regierung Elisabeths. [2])

Die ganz unberechenbare Schaukelpolitik der Königin Elisabeth war in den kriegerischen Verwicklungen mit den katholischen Großmächten Frankreich und Spanien häufig von Erfolg begleitet, Irland gegenüber trug sie der Regierung nur

---

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" v. 27. November 1897; vgl. „Kölnische Volkszeitung" vom 7. Oktober 1897.

2) Pacata Hibernia or a History of the Wars in Ireland during the reign of Queen Elizabeth especially under Sir George Carew edited with introductory notes by Standish O'Grady LIII; XXIII, 302; XI, 357. 42 Sh. London, Downey 1896.

Calendar of State Papers Ireland. January 1598 — March 1599. Edited by E. G. Atkinson. LXXXI. 676. London Eyre and Spottiswoode 1895. 15 Sh.

Schimpf und Schande ein. Zeitgenossen, wir erinnern nur an die venetianischen Gesandten, und moderne Schriftsteller gefallen sich darin, die Weisheit, Umsicht und Energie Elisabeths der Thorheit, Kurzsichtigkeit und Langsamkeit Philipps II. entgegenzustellen, sehen aber dabei ganz ab von der irischen Politik der englischen Königin. Dieselbe kopirte, ja überbot die Fehler, in welche Philipp II. den Niederlanden gegenüber gefallen war, und ließ sich die ihr so oft gebotene Gelegenheit, der furchtbar verwüsteten Nachbarinsel den Frieden zu geben, ungenützt vorübergehen. Elisabeth befand sich in weit günstigerer Lage als Philipp, denn Irland war isolirt und erhielt von Spanien nur hie und da Unterstützung, während die Niederlande an den protestantischen Fürsten Deutschlands, an Frankreich und England einen mächtigen Rückhalt fanden, welche durch ihre Dazwischenkunft den spanischen Generälen die Ausbeutung ihrer Siege unmöglich machten. Wir würden es der Königin zum Ruhme anrechnen, daß sie der von Raleigh und andern befürworteten Politik, der Ausrottung der eingebornen katholischen Iren, ihre Zustimmung versagte, müßten wir nicht den Vorwurf gegen sie erheben, daß sie durch ihr Zaudern und ihre halben Maßregeln das Martyrium des unglücklichen irischen Volkes verschärft und verlängert hat. Schon Hallam hat im letzten Kapitel seiner „Constitutional History of England“ bemerkt, eine gänzliche Ausrottung oder Transportation der irischen Völker wäre eine weit humanere Maßnahme gewesen, als die von Elisabeth und den Stuarts befolgte Politik.

Die englischen Abenteurer, welche in Irland ihr Glück zu machen suchten, strebten ein Doppeltes an, Ausrottung der katholischen Religion und Einziehung der Güter des alt irischen und des katholischen englischen Adels. Eine Aussöhnung des Adels mit der Regierung war ihnen, die sich in Irland bereichern wollten, durchaus nicht willkommen, darum thaten sie alles, was in ihrer Macht stand, den Frieden zu verhindern. Ein billiger Frieden mit den aufständischen Häuptlingen würde England, das durch die langjährigen Kriege mit Spanien und in Irland erschöpft war, ebenso große Vortheile gebracht haben als Irland, aber der Stolz der Königin sträubte sich

gegen einen Vergleich mit Rebellen wie Tyrone und O'Donnell. Große Geldsummen, Tausende von Menschenleben opferte sie ihrer Empfindlichkeit und Rachsucht. Graf Essex, ihr früherer Günstling, war in Ungnade gefallen, weil er mit den Truppen, die sie seiner Leitung anvertraut hatte, die Rebellen nicht zu Paaren getrieben und einen, wie ihr däuchte, schimpflichen Vertrag abgeschlossen hatte. Essex' Nachfolger waren nicht glücklicher, weil sie von der Königin nicht wirksam unterstützt wurden, weil Eifersucht und Uneinigkeit unter den höheren Staatsbeamten und Offizieren ein Zusammenwirken aller Kräfte unmöglich machte.

Schon bei der Eroberung Irlands hatten die Engländer ihre größten Erfolge dem Parteigeist der irischen Großen verdankt. Weder das drückende Joch der englischen Regierung, noch die religiöse Verfolgung seit der Unterdrückung der katholischen Religion in England vermochte die Eifersucht, mit der sich die Häuptlinge der verschiedenen Stämme betrachteten, zurückzudrängen und zu gemeinsamem Vorgehen gegen den Glaubensfeind zu vereinigen. Nicht bloß im Anfang der Regierung Elisabeths, als ihr Plan, die englischen Gesetze einzuführen und große Länderstrecken zu confisciren, noch nicht offenbar geworden, sondern selbst gegen das Ende ihrer Regierung wurden ihre Kriege in Irland meist mit irischen Truppen geführt. O'Grady hat auf diese Thatsache, die indeß schon längst bekannt war, besonderes Gewicht gelegt und dargethan, daß die Iren bisweilen drei Viertel, ja vier Fünftel des Heeres bildeten. Die englischen Rekruten, welche in den Dienst gepreßt wurden, waren meistens ebenso ungeschickt als verweichlicht und erlagen dem irischen Klima, gegen das sie nicht geschützt waren. Die höheren Beamten und Offiziere wiesen vergebens darauf hin, daß die irischen Holzschuhe (brogues) und die irischen Wollstoffe den englischen Schuhen und Kleidungsstücken vorzuziehen und viel wohlfeiler seien. Um die englische Industrie nicht zu schädigen, wurde die Armee von englischen Lieferanten versorgt. Die Artikel, welche dieselben lieferten, waren schlecht, bisweilen unvollständig, an der Winterkleidung, welche eine englische Firma für mehrere Regimenter lieferte, fehlte das

unentbehrlichste Kleidungsstück: die Hosen. Die Lieferanten hatten dieselben vergessen. Unterschleif, Betrügerei waren an der Tagesordnung, nicht nur bei den Lieferanten, den Kassierern, sondern auch bei den Offizieren, die sich den Sold für Soldaten zahlen ließen, die schon längst gestorben, oder die Armee verlassen hatten. Offiziere und Soldaten waren, wenn man einen Feldzug unternehmen wollte, nicht zur Stelle, oder hatten weder Munition noch Waffen. Nicht bloß die Bewohner des platten Landes, sondern auch die Städter litten furchtbar in Folge der langwierigen Kriege. Anfangs hatten die reicheren Bürger der Regierung große Geldsummen vorgestreckt, da sie aber ihr Kapital nicht zurückerhielten, waren sie in große Noth gerathen. Diese wurde noch erhöht durch die Zügellosigkeit der Soldaten, welche in dem englischen Gebiete noch schlimmer hausten als im Feindesland. Die immer zur Unzeit sparende Königin schickte gewöhnlich nur geringe Summen, welche in den Händen der Offiziere und der Beamten zerrannen, der gemeine Soldat erhielt nichts und mußte durch Stehlen und Plündern sein Leben fristen. Während in den irischen Gebieten der Ackerbau und die Viehzucht blühten, glich das von den Engländern besetzte Land einer großen Wüste.

Die mehr als fünfzigjährigen Kämpfe und die von Tag zu Tag zunehmende Abneigung der katholischen Iren, des Adels sowohl als des Volkes gegen den Anglikanismus, den die nach Irland geschickten Prediger durch ihr unsittliches Betragen nichts weniger als empfahlen, hätten Elisabeth zeigen müssen, daß freie Religionsübung, oder wenigstens Duldung des katholischen Gottesdienstes durchaus geboten war. Selbst in den allerschlimmsten Zeiten stand nach O'Grady niemals mehr als ein Drittel der irischen Bevölkerung auf Seite ihrer Feinde. Die meisten die je sich erhoben, wurden durch die Grausamkeit und die Intriguen der königlichen Beamten und Offiziere in das feindliche Lager getrieben (O'Grady XXII). Ohne ihrer Würde zu vergeben, hätte die Königin eine allgemeine Amnestie und die Rechte des Adels und der Clans gewährleisten können, statt dessen begünstigte sie einige katholische Große und verfolgte die andern, ließ die religiöse Verfolgung

ruhen und fachte sie wieder von neuem an. Ihre Unbeständigkeit erfüllte ihre Gegner mit Mißtrauen. Sie klagte über die Treulosigkeit der Iren, und doch hatte sie das schlechte Beispiel gegeben. Die Königin war einer großherzigen Politik nicht fähig, betrachtete vielmehr die Erhebung der Magnaten des Nordens von Irland und den wechselnden Erfolg, mit dem sie kämpften, als eine persönliche Beleidigung, die sie nicht ungeahndet lassen dürfte, und setzte den Krieg fort. Statt den Krieg, wie ihre irischen Rathgeber forderten, mit Energie zu führen, den in Irland stehenden Truppen, die auf dem Punkte standen, sich zu zerstreuen, den lange rückständigen Sold auszuzahlen und ihren Generälen die nöthigen Verstärkungen zu schicken, wies sie Fenton an, mit Tyrone zu unterhandeln, ohne ihm jedoch die nöthigen Vollmachten zu geben, und sandte tropfenweise Truppen und Geld von England. So kam es, daß bei Eröffnung des Feldzugs die englische Regierung nicht vorbereitet war, und unter Henry Bagenall in der Nähe von Armagh eine große Niederlage erlitt (1598). Der von den Engländern bisher besetzte Theil Irlands stand dem Sieger offen, aber dieser war selbst überrascht durch den Sieg, den er erfochten, und traf keine Vorbereitungen nach dem Süden vorzudringen, die Katholiken, die sich über die Unterdrückung ihrer Religion beschwerten, an sich zu ziehen, auf die Hauptstadt Dublin loszugehen und die Engländer aus der Insel zu verjagen. Der Schrecken und die Furcht der Minister Elisabeths zeigt, daß ein solches Unternehmen Aussicht auf Erfolg hatte.

Was Elisabeth auch dieses Mal rettete, war die Unfähigkeit ihrer Gegner. Tyrone, O'Donnell ꝛc. waren wohl gute Guerillaführer, aber keine Feldherren, Magnaten, die ihre Vorrechte vertheidigten, aber keine Patrioten, die es verstanden hätten, ihre Sonderinteressen dem allgemeinen Wohl unterzuordnen, die deßhalb für ihre halben Maßregeln bei den Katholiken der übrigen Provinzen kein Vertrauen erwecken konnten. Die Generäle der Königin, Ormonde und Bingham lagen beständig gegeneinander im Streit, die Regierung hatte Ersterem ein Heer von 14 000 Fußsoldaten und 3000 Reitern zugesagt, er konnte aber nur mit Mühe 1500 Mann Infanterie und 150 Reiter

zusammenbringen. Die 10,000 Pfd., die ihm von England zukamen, waren durchaus ungenügend, er mußte sein eigenes Geld aufwenden, um die Soldaten zu befriedigen. Aus Connaught kamen dieselben Klagen wie aus den südlichen Provinzen Munster und Leinster; Tyrone war die klägliche Lage des Feindes nicht unbekannt, aber er beschränkte sich auf Einfälle und Plünderung der benachbarten Städtchen. Atkinson nimmt irrig an, Tyrone hätte während des Feldzugs von 1598 täglich 500 Pfd. an seine Truppen zahlen müssen und habe aus Mangel an Geld den Krieg nicht fortsetzen können (XXXIII). Das ist ganz unwahrscheinlich, denn die Lebensmittel konnte er aus seinem Gebiete beziehen, das viel besser angebaut war als das englische, wohl mag es ihm an Munition gefehlt haben. Die Regierung hatte die irische Bevölkerung ganz besonders gereizt durch ihre Bevorzugung der Unternehmer (undertakers), Abenteurer, die sich Güter der Iren hatten anweisen lassen, die mit dem erlangten Raube nicht zufrieden ihren Nachbarn infolge ihrer Intriguen und Chikanen lästig fielen. Statt für die Regierung einzustehen, waren sie die Ersten, welche ihr Heil in der Flucht suchten und die allgemeine Muthlosigkeit erhöhten. Ormonde sagte von ihnen, Calendar S. 291, „sie hatten ihre Schlösser und befestigten Häuser verlassen, noch bevor die Rebellen in ihre Nähe kamen, viele Waffen und Munition fielen in die Hände der Iren". Die Königin war sehr erbittert, weil ihre Minister einen Vertrag mit Tyrone geschlossen hatten, und schrieb: Es ist niemand, so wenig Verständniß er auch hat, der nicht klar einsieht, wie schwere Fehler ihr begangen habt. Es kommen mir immer neue Nachrichten von neuen Verlusten und neuen Unglücksfällen zu, ich habe deshalb beschlossen, die Ursachen dieses beständig wachsenden Stroms von Elend und Unordnung, der alle Theile unseres Königreichs überfluthet, sorgfältig zu studiren (Cal. S. 378).

Die Minister suchten sich zu rechtfertigen und klagten vor allem über den Geist der Uneinigkeit, der unter den englischen Colonisten herrsche. „Sie begnügten sich nicht", so schrieben sie, „mit dem, was sie von den Iren erpreßt hätten, sondern befehdeten und beunruhigten einander. Das Processiren nehme

kein Ende, in Cork allein gebe es so viele Processe, die noch nicht entschieden seien, als in ganz England. Die Engländer werden der größten Verbrechen beschuldigt (Ibid. 429). Die über den Klerus der Staatskirche gefällten Urtheile sind sehr hart: „Die Bosheit, die Unfähigkeit und Sittenlosigkeit des Klerus hat dieses Unglück verschuldet. In Wahrheit, omne malum a pontificio culmine. Die Erzbischöfe, Bischöfe, Dechanten sind ganz unwürdige Männer. Kein Reich hat so schlechte Würdenträger aufzuweisen. Von den Geistlichen sind sehr wenige gelehrt und angesehen. Einige waren Weber, Schenkwirthe, oder hatten in England keine Beschäftigung; sie zeichnen sich aus als Bier- und Wisky-Trinker. Sie können kein Wort Latein, ihre Sprache paßt mehr für die Schenke als die Kanzel, sie studiren, sie predigen nicht. Die Bischöfe sind habsüchtig und denken nur daran, sich zu bereichern und ihren Verwandten und Günstlingen die fettesten Pfründen zuzuwenden". Die Corruption war allgemein; selbst die höchsten Beamten in Staat und Kirche ließen sich bestechen. Gerade deßhalb zog sich der Krieg, der Dank der Uneinigkeit der Iren nie gefährlich war, so sehr in die Länge, ward Irland, wie Sir Conyers Clifford sich ausdrückte, ein Abgrund, der die Gelder der Königin verschlang, ein Grab für die englischen Soldaten (Ibid. 131). Manche Städte, sogar die Hauptstadt, weigerten sich, Lebensmittel für die Soldaten außer gegen Bezahlung zu liefern. Die Königin und ihre Minister suchten dadurch, daß sie Preise auf das Haupt ihrer Gegner setzten, verzweifelte Charaktere zum Meuchelmord aufstachelten, den Bürgerkrieg zu unterdrücken, erreichten aber ihren Zweck nicht. Elisabeth sah sich später genöthigt, Tyrone und O'Donnell die Bedingungen zu gewähren, die sie früher zurückgewiesen hatte. Ihrem Nachfolger Jakob I. gelang es, Irland den Frieden zu geben, einen Frieden, der die fruchtbaren Keime künftiger Wirren und Kriege enthielt, der die Feindschaft des katholischen und protestantischen Theils Irlands verewigte.

A. Zimmermann S. J.

XIV.

August Strindbergs „Inferno".

Ein Stück Cultur vom Ende des 19. Jahrhunderts.

Von Johannes Jörgensen.

„Wer sich von keinem Uebel bedrückt, von keiner Schuld belastet fühlt, der wird keine Veranlassung, haben mit seinen Gedanken über die weltlichen Interessen hinauszugehen. Wer aber fragt: Wie komme ich denn dazu, diese Uebel ertragen zu müssen? und: Wie kann ich zur Versöhnung meines schuldgequälten Gewissens mit sich selbst kommen? der ist auf dem Wege zur Religion". Diese Worte Eduard von Hartmanns[1]) geben ungefähr den Inhalt der neuen, Aufsehen erregenden Schrift „Inferno" des berühmten Schweden Strindberg an. Um es gleich zu sagen, so ist diese Schrift nur in geringem Grade, was man in theologischen Kreisen eine „Conversionsschrift" nennt. Ein Vergleich mit den entsprechenden Büchern Huysmans' wird dies deutlich zeigen. Doch hiervon später. Vorläufig ist „Inferno" nur eine Bestätigung der ferneren Bemerkung Eduard v. Hartmanns: „Der Mutterboden des religiösen Bedürfnisses, die pessimistische Weltanschauung, wird beständig wachsen, da die Menschheit, in je höherem Grade sie die Mittel irdischer Behaglichkeit sich dienstbar macht, desto mehr

---

1) Selbstzersetzung des Christenthums. 2. Aufl. S. 87.

einsehen muß, wie unmöglich es ist, auf diese Weise die Qual des Lebens zu überwinden und zur Glückseligkeit oder auch nur Zufriedenheit zu gelangen. Eine Periode des Aufschwungs der weltlichen Dinge kann so lange optimistisch sein, als die Hoffnung, am Ziele das erstrebte Glück zu genießen, vorhält; sobald aber ein solches Ziel erreicht ist, merkt das betreffende Volk, daß es nicht glücklicher ist als zuvor, und daß nur seine nagenden und quälenden Bedürfnisse gestiegen sind. . . . Darum wird der Drang, dieses Weltelend wenn auch nur ideell zu überwinden, sich nach Ablauf der Perioden der Verweltlichung und Versenkung in weltliche Interessen in immer gesteigerter Intensität geltend machen, und darum wird die religiöse Frage erst dann zur allerbrennendsten werden, wenn die Menschheit alles erreicht hat, was sie an Cultur auf Erden überhaupt erreichen kann, und die ganze jämmerliche Armseligkeit dieser höchsterreichbaren weltlichen Situation überschaut".[1])

Ganz genau hat hier der preußische Philosoph die Seelenstimmung dargestellt, aus welcher „Inferno" hervorgegangen ist. Strindberg ist ja immer der Culturapostel der nordischen Literatur gewesen — der Vertreter der neuesten, kühnsten, aufrührerischesten Ideen. Er hat sich — wie das große Vorbild aller modernen Geister, Goethes Faust — nie auf einem conventionellen Faulbett zu Ruhe gelegt, sein Auge war immer auf die fernsten Horizonte gerichtet, und das Gewonnene war für ihn sofort wieder ein überwundener Standpunkt. Deßhalb hat er im Verlaufe eines kleinen Menschenalters eine Reihe der verschiedensten, einander ganz widersprechenden Standpunkte behauptet, niemand hat es ihm aber übel genommen, weil alle einsahen, daß dieses ewige Wechseln nur die Aeußerung seiner eigensten schriftstellerischen Originalität war.

1) E. v. Hartmann a. a. O. S. 96, 97.

Die Entwickelung Strindbergs ist außerdem noch von etwas bedingt — von seiner Vielseitigkeit Er hat sich niemals in die Kunst ihrer selbst wegen versenkt, indem er — trotz seiner großen ästhetischen Begabung — nur sehr wenig von einem Aesthetiker an sich hat. Seine Lektüre sind nicht Gedichte und Novellen gewesen, sondern Wissenschaft bester und kernigster Art, und seine Interessen gehörten mehr dem Leben als der Literatur. Politische Kämpfe, sociale Zustände, philosophische Fragen haben seinen Geist beschäftigt, deßhalb hat er auch weder einer ästhetischen Schule, noch einer literarischen Partei angehört. Oft ist er im Begriff gewesen, die ganze Schönliteratur als nutzlosen Kram in die Rumpelkammer zu werfen, und seine Bücher waren ebenso oft die eines Denkers, als die eines Dichters. — Hierzu kommt endlich noch seine kosmopolitische Existenz. Er hat viele Jahre hindurch das Leben Europa's, nicht das des Nordens, gelebt. Draußen in den großen Culturcentren hat er sich von den Geistesströmungen tragen lassen, die erst ganz allmählig und in abgeschwächter Form unsere nordische Heimat erreichen, und in der Einsamkeit abgelegener Gegenden hinwiederum hat sich seine Seele in eigenthümlicher Weise entwickelt, unabhängig von allem Einfluß der Heimat, und sowohl der beständigen Aufmerksamkeit des Publikums als auch der mündlichen Kritik der Freunde entrückt.

An diesem Einsamen also, in der abgesonderten Seele dieses Culturmenschen, ist alles in Erfüllung gegangen, wovon Eduard v. Hartmann mit der prophetischen Gabe des Logikers spricht. Wie der alte König von Judäa hat Strindberg alles geprüft und alles verworfen — denn siehe es war „alles Eitelkeit und Geistesplage".

II.

Bei Fällen, wie derjenige Strindbergs, hat man eine gewisse Neigung, die verschlissene Redensart von den sich berührenden Extremen anzuwenden. Man glaubt auf diese

Weise eine psychologische Erklärung des Phänomens bekommen zu haben und beruhigt sich dabei.

Aber erstens ist les extrêmes se touchent keine Erklärung, sondern nur eine verallgemeinerte Beobachtung. Und zweitens paßt das Wort meistens nicht, wo man es anwendet.

Strindberg, sagt man, ist in seinem Radikalismus extrem gewesen. Allerdings! Unser Jahrhundert ist eben das Jahrhundert des Radikalismus, d. h. der consequenten Standpunkte. Die Entwickelung geht in einer bestimmten Richtung — in der Richtung der rücksichtslosen Entfaltung der Principien und eines entsprechenden Verschwindens aller Halbheiten und aller Compromisse. Wenn man in unseren Tagen die scharfen Gegensätze auf religiösem und moralischem Gebiet sich mehr und mehr zuspitzen sieht, so möchte man sich beinahe fragen, ob die Mächte der Geschichte mit jenen Engeln identisch sind, die die Menschheit zur Rechten und Linken des Weltrichters scheiden sollen.

Es gibt indessen noch eine große Anzahl Menschen, die das Leben auf einem gewissen juste-milieu von gegenseitig widersprechenden Voraussetzungen leben; sie sind „freisinnig", wie man das heutzutage in gebildeten Kreisen nun einmal ist. In moralischer Beziehung gibt es nicht viel, was sie unbedingt verurtheilen, ausgenommen etwa, Schulden zu machen, die man nicht bezahlen kann. In religiösen Sachen sind sie indifferent, sehen Toleranz als die wesentlichste Tugend auf dem geistigen Gebiet an, respektiren alle Ueberzeugungen, hegen aber instinktiven Widerwillen gegen Leute, welche die Religion ernst nehmen. Sie sind Feinde der „inneren Mission", finden, daß man in Kopenhagen nicht noch mehr Kirchen braucht, und erwarten für sich nach dem Tode eine humane Behandlung, entweder als stille Ruhe im friedlichen Schoße des Grabes, oder als ein nicht allzu concretes Wiedersehen mit „ihren Lieben". Hölle ist das Wort, das sie von allen am meisten hassen, und sie finden,

daß die katholische Lehre vom Fegfeuer „weit humaner" sei. Hier zu Lande haben sie im Ganzen genommen Sympathie für den Katholicismus, wesentlich weil dieser ihnen nicht gerade genirend nahe ist.

Aus dieser Schicht der menschlichen Gesellschaft wird die katholische Kirche sich nur schwer Convertiten holen können. Diese geistigen Mittelstandsmenschen treiben nämlich niemals irgend ein Princip bis zu den Consequenzen. Sie huldigen, was das Verhältniß zwischen Mann und Weib angeht, sehr liberalen Ansichten, sie erlauben sich aber selten selbst, seltener noch ihren Söhnen und absolut niemals ihren Töchtern, diese Theorien zur Ausführung zu bringen. Sie verleugnen mit bedeutend gesundem Urtheil in der Praxis die fortgeschrittenen Ideen, die sie in der Literatur billigen, und gelangen so niemals dahin, die Theorie an ihren praktischen Folgen kennen zu lernen.

Diese Erkenntniß ist dem Dichter vorbehalten — bei dem Glaube und Leben zusammenfallen, für den Poesie und Existenz eins sind. — Was der Dichter schön findet und als Schönheit verkündet, sieht er auch als Wahrheit an und richtet, ohne sich zu bedenken, sein Leben darnach ein. Deßhalb macht die Menschheit ihre Erfahrungen in und an dem Dichter.

Ein Beispiel hiefür hatten wir vor einiger Zeit an dem von einem Debutanten geschriebenen Buche „Eine kritische Zeit", Kopenhagen 1897. Der Verfasser dieser kleinen Novelle hat sich in die Nietzsche'sche „Herrenmoral", die hier zu Lande während der letzten zehn Jahre verkündet worden, eingelebt und hat sie mit seiner ganzen jugendlichen Kraft als Lebenswahrheit angenommen. Mit unerbittlicher Logik zieht er hier in seiner Erzählung die cynischen Consequenzen einer Moral, der nachzuleben sich die meisten ihrer Propheten wohlweislich hüten. Der Verfasser „Einer kritischen Zeit" hat dies gewagt und tritt offen ein für die vollständige Bestialität. Er hat hierdurch, was ihm gleichgiltig ist, die

Sympathie der Christen und der Humanen verloren — und hat die Ehre errungen, als einer der ersten der Welt zu zeigen, wie „der neue Mensch", der Typus des zwanzigsten Jahrhunderts sich ausnehmen wird. Aber einen solchen Muth hat gewöhnlich nur die Jugend — und das Genie.

August Strindberg, der immer jung, immer genial ist, hat denselben Muth bewahrt.

III.

Vor allen Dingen hat denn Strindberg erfahren, was ein französischer Kritiker schon vor Jahren „den Bankerott der Wissenschaft" nannte. Garborg in „Müde Männer", Hamsun in „Mysterien" haben in unvollkommener Weise die Sache berührt; erst Strindberg, der ein Stück von einem Gelehrten ist, faßt sie auf die rechte Weise auf.

Das Wort „Bankerott der Wissenschaft" ist als ein Gegensatz zu dem Glauben an die Allmacht der Wissenschaft zu verstehen, die in Europa nach der Mitte des Jahrhunderts herrschte. Es sah ja damals aus, als ob alle Räthsel des Daseins von dem forschenden Menschengeist gelöst werden sollten. Der Dampf und die Elektricität waren in den Dienst der Cultur getreten, die Zusammensetzung der Stoffe und die Ursachen der Krankheiten hatten für uns keine Geheimnisse mehr, der Darwinismus schien den Weg zu einer natürlichen Deutung der Entstehung des Lebendigen zu eröffnen. Unter dem Hochdruck dieses Wissensstolzes schrieben Männer wie Büchner, Vogt, Moleschott, später Häckel ihre Lehrbücher der materialistischen Dogmatik. Eines stand jedenfalls fest — die Saga des Uebernatürlichen war vorüber, die Metaphysik hatte ausgelebt. Gott war eine Einbildung, deren Genesis wissenschaftlich erklärt werden konnte, und von Spencer, Tylor und der ganzen englischen Schule auch wirklich erklärt wurde. Man konnte im ruhigen Gefühl, daß die Natur das einzige Existirende sei, den alten Bibelgott als einen abgesetzten Potentaten behandeln, dessen

Gebote von höheren Autoritäten verworfen seien, und das freie Gewissen entwickelte sich Hand in Hand mit der freien Forschung. Die Poesie hatte schon lange mit dem Recht des Gedankens die Wiedereinsetzung der Leidenschaften und die Rehabilitirung des Fleisches gefordert. Und selbst ein Mann wie Höffding[1]) hat eingeräumt, daß sogar der ernstgesinnte Freidenker wenigstens eben so sehr von dem freien Gewissen, als von der freien Forschung beseelt sei. („Etik", zweite Ausgabe. Kopenhagen 1897. S. 427.)

Mit anderen Worten, wir haben eine Aufklärungsperiode erlebt, parallel mit der, welche die Welt am Schlusse des vorigen Jahrhunderts sah, und eine Befreiungsperiode, deren Resultat die Thronbesteigung des Menschlichen, ja des allzu Menschlichen ist.

Aber gleichwie das achtzehnte Jahrhundert neben Voltaire und Rousseau einen Mesmer und Cagliostro hatte — neben Basedow einen Lavater, um das berühmte Beispiel von Goethes Selbstbiographie zu nehmen — so hat auch unser moderner Unglaube seine Krongüter hart an der Grenze der Gebiete des Aberglaubens. In Kreisen, die bestimmt mit der christlichen Ueberlieferung gebrochen haben, weil sie ihnen zu „mirakelhaltig" war, erwacht auf einmal allerlei alter Aberglaube. Tische tanzen, Geister offenbaren sich mittels eines Griffelstumpfes und zweier Schiefertafeln, Gespenster klopfen mit Stuhlbeinen und knarren mit alten Kommoden. Alle möglichen Ammenmärchen werden unter neuen griechisch-lateinischen Namen salonfähig, und eine Frau, die im innersten Herzen das Christenthum verleugnet und ein halbes Menschenalter hindurch von Charles Bradlaugh's Plattform herab Atheismus und Socialismus als die einzige Medicin für die kranke Welt verkündet hat, fällt zuletzt als ein leichtgläubiges Opfer der Taschenspielereien einer Madame Blawatsky.

1) Ein auch in Deutschland bekannter dänischer Philosoph.



Wenn der Bankerott der Wissenschaft sich auf diese Weise zeigt, wenn Mrs. Besant Theosophin und August Strindberg Okkultist wird, so ruft man von allen Seiten: „Wahnsinn", um das Phänomen einigermaßen zu erklären. Vielleicht ist wirklich bei solchen Gelegenheiten Wahnsinn mit im Spiele, aber der Wahnsinn fand sich dann zuerst bei Mr. Bradlaugh und den andern esprits forts, welche die Führer der Schwachen — der Poeten und der Damen — sind. Man kann allerdings nicht verlangen, daß Mr. Bradlaugh von einem alten Buche Notiz nehmen sollte, worin geschrieben steht: „der Mensch lebt nicht vom Brod allein", auch nicht von der Wissenschaft allein — also auch nicht davon, daß es keinen Gott gibt, wohl aber einen socialistischen Staat, von dem einmal unsere Urenkel Nutzen haben sollen. Moderne Männer lesen solche alten Bücher nicht, es sei denn aus eleganter und dekadenter „curiosité!" Es findet sich jedoch bei dem ziemlich modernen Arthur Schopenhauer ein ganzes Kapitel über diesen Gegenstand — das Kapitel von dem „metaphysischen Bedürfniß des Menschen" im zweiten Theil des Hauptwerkes dieses mehr verschrieenen als verstandenen Philosophen. Mr. Bradlaugh hätte sich hier Aufschluß holen können, daß der Darwinismus und andere Aufklärungsphilosophie nicht genügen, um das Dasein zu erklären, und daß eine Physik ohne Metaphysik, eine absolute Physik, das Verderblichste ist, was ein Mensch sich aneignen kann sowohl für das intellektuelle als auch für das moralische Leben. Indem Schopenhauer unter Metaphysik die Erkenntniß versteht, daß die Naturordnung nicht die einzige und absolute Ordnung der Dinge ist, verkündet er „als das nothwendige Credo aller Gerechten und Guten": „ich glaube an eine Metaphysik".

Indessen im achtzehnten Jahrhundert sowohl wie im neunzehnten hat die Aufklärungs- und Befreiungsbewegung auf ihre Fahne geschrieben: Keine Metaphysik! Nichts

außerhalb der Natur, nichts hinter der Natur, nichts über der Natur! Besonders in unserem Sekulum ist der Naturalismus die Losung gewesen. Ein Vierteljahrhundert hindurch hat Georg Brandes hier bei uns docirt, der Supranaturalismus sei der Feind, der verwundete, aber nicht geschlagene Feind, und „der moderne Mensch erkenne keine Mächte über und außer der Natur an". Dies ist der Nerv seiner ganzen Verfasserwirksamkeit, dies der Hauptinhalt seines auch in Deutschland verbreiteten und gepriesenen Buches „Hauptströmungen".

Und auf diesem Standpunkt steht bis jetzt hier in Dänemark wie draußen in Europa die Mehrzahl derer, welche sagen, daß sie die Wohlfahrt der Menschheit anstreben. Wie Schopenhauer es auf seine Weise schon vor einem halben Jahrhundert ausdrückte — „der platte Rationalismus macht sich mit seinem Bulldogsgesicht immer breiter". „Die tiefen Mysterien des Christenthums, über welche die Jahrhunderte gegrübelt und gestritten haben, schickt er sich ganz gelassen an mit seiner Schneiderelle auszumessen und dünkt sich wunderklug dabei. Vor allem ist das christliche Kerndogma, die Lehre von der Erbsünde, bei den rationalistischen Flachköpfen zum Kinderspott geworden; es dünkt ihnen eben nichts klarer und gewisser, als daß das Dasein eines Jeden mit seiner Geburt anfange, daher er unmöglich mit einer Sünde zur Welt gekommen sein könne. Wie scharfsinnig!" („Satz vom Grunde". 1847. S. 115—116.) Schopenhauers Kritik des modernen Naturalismus ruhte — wie obiges Citat ahnen läßt — auf einer Grundlage von indischer Philosophie. Sie konnte deßhalb niemals allgemeine Verbreitung finden, wohingegen sie gewiß für Manchen das Mittel zu einem anfangenden Verständniß und dadurch zu einer neuen Aneignung des Christenthums geworden ist. „Meine Philosophie stimmt durchweg zum Christenthum", sagt Schopenhauer selbst.

Durchgehends brach sich indessen das metaphysische Be-

dürfniß der Menschheit ganz andere Bahnen als die von Schopenhauer angewiesenen. Um die Mitte der achtziger Jahre fing, vorzüglich in Frankreich, eine gewisse Reaktion gegen den Naturalismus an, sich geltend zu machen.

Sie äußerte sich theilweise als Mißtrauen gegen die Wissenschaft — ich habe schon Brunetières Worte la banqueroute de la science citirt — theilweise als literarischer Drang zur Befreiung vom Realismus und Objektivismus, als Hang zum Subjektiven, Romantischen und Phantastischen — zu dem, was man mit einem französischen Ausdruck als le rêve bezeichnete.

Aus einer solchen Gemüthsstimmung unternahm Melchior de Vogué seine Pilgerfahrt zum russischen Roman, zu den großen Sentimentalisten Dostajewski und Tolstoi. Aus einem solchen „Drang zu träumen" müssen die neuen Dichterschulen in Frankreich erklärt werden — der Symbolismus in allen seinen Schattirungen. Eine solche Gemüthsstimmung ermöglichte Maeterlinck's Succeß, Verlaine's und Mallarmi's europäischen Ruf und die ganze Renaissance der mittelalterlichen Kunstformen, die von den englischen Präraphaeliten und „Aestheten" ausging. Auch Henrik Ibsen, dem alten Naturalisten, kam diese Zeitströmung zu gute und er wurde ganz mit Unrecht zum Inbegriff alles Mystischen und Symbolistischen gestempelt. Seine märchenhafte Gestalt, seine sagenhafte Existenz am Horizonte der Cultur haben ihm mehr dazu verholfen, als seine meistens mißverstandenen Werke.

In Paris begegneten und brachen sich nun alle diese Strömungen und Bewegungen wie in einem geistigen Strudel. Und die Unruhe wurde noch vermehrt durch alle möglichen Tendenzen und Neigungen zum Verborgenen und Geheimnißvollen, zum Verbotenen, Unheimlichen und Wunderbaren. Wie Gespenster aus ihren Gräbern kamen sowohl Astrologie als Kabbala, Wahrsagekunst und Beschwörungen, Zauberei und Goldmacherei aus entlegenen Schlupfwinkeln hervor

und mischten sich in die allgemeine Verwirrung. Ein geistiger Maskenball wurde in der Hauptstadt der modernen Welt gefeiert, wie vormals in dem alten Alexandrien oder in dem Rom der Kaiserzeit. Da war es, daß man in Paris von okkulten Wissenschaften wie von etwas zum Ultramodernismus Gehörigen zu sprechen begann. Papus gab Handbücher in der Schwarzkunst heraus, und der Charlatan Josephin Péladan schrieb seine talentvollen Bücher, „wie man Magier wird“, und wanderte selbst auf den Boulevards umher in der Tracht eines morgenländischen Zauberers mit Mitra und Kaldäerbart und mit dem vielsagenden Namen Sâr Merodach Péladan. Aller Trug und alle Thorheiten vom Schlusse des vorigen Jahrhunderts wiederholten sich — Mesmerismus, thierischer Magnetismus, Hellseherkunst, Somnambulismus, Rosenkreuzerthum, Illuminatismus, falsche Prophezeiungen und anderer Humbug. Mitten in all diesem Treiben, das den metaphysischen Drang des Menschen auszubeuten sucht, erscheint nun aufs neue der Katholicismus in der Literatur.

IV.

„Es sieht darnach aus“, schrieb Huysmans im Jahre 1894, „daß die Literatur mystisch werden will“. So geht das Gerücht, und verschiedene Reporters haben sich beeilt, uns die fröhliche Botschaft zu überbringen. Ueberdies sind mehrere Zeitschriften erschienen, um die Nothwendigkeit zu verkünden, Mystiker zu sein. Die Dichter haben die Venus der heiligen Jungfrau geopfert, und statt der heidnischen Göttinen wendet man Maria Magdalena an. Poeten haben sich in Hymnen an die Madonna versucht, und man hat sich der liturgischen Formen bemächtigt, um sie auf menschliche Leidenschaften anzuwenden.

Mehrere freidenkerische Blätter — fährt der französische Schriftsteller fort — hätten in einem indignirten Ton gefragt, ob die Kunst jetzt theologisch werden und die Literatur zur

Finsterniß des Mittelalters zurückkehren soll. „Sie können aber ganz ruhig sein, schreibt Huysmans, das haben wir nicht zu befürchten“.

„Man dichtet nämlich nicht Mystik, wie man einen naturalistischen, idealistischen oder psychologischen Roman schreibt. Hier genügt es nicht, erfinderisch und belesen zu sein; es reicht nicht einmal hin, ein großer, bahnbrechender Künstler zu sein. Man muß gläubig sein und den Glauben in einem reinen Leben pflegen“.

„Die Mystik ist nämlich die Kunst der Kirche. Sie gehört dem Katholicismus und zwar ihm allein. Man darf die Mystik, welche darüber im Reinen ist, was sie will und wohin sie geht, nicht mit den vagen Dingen verwechseln, die Idealismus, Spiritualismus, Deismus genannt werden — die alle zusammen ein mehr oder weniger unbestimmtes Sehnen nach einem mehr oder weniger unbekannten und unklaren Jenseits sind. . . Die Mystik hat also eine scharf begrenzte Bedeutung . . . Sie ist es, welche die größten Werke, die jemals existirt haben, geschaffen hat . . . die Gemälde der Primitiven die romanische und gothische Architektur, die Werke in Prosa und Poesie von St. Bernhard, St. Thomas von Aquin — und so viele andere“.

Dieses hat die Mystik des Mittelalters, der Katholicismus der entschwundenen Jahrhunderte hervorgebracht. Wird ihre Rückkehr in Literatur und Kunst nun gleiche Wunder bewirken?

Ach nein, seufzt Huysmans, denn wer sind die Menschen, die sich heutzutage „Mystiker“ nennen? „Leute, die stark darin sind, Mädchen zu küssen, Seidel auf Seidel zu leeren und Absinth zu trinken; Menschen, die nicht einmal von unsrer abscheulichen Gesellschaft und dem schändlichen Ausbund unsrer Literatenwelt abgesondert leben“.

Mehr hat es in der That nicht auf sich, was man in der jetzigen französischen Literatur Neo-Katholicismus nennt. Es ist ein künstlerisches Spiel mit dem, was der Kirche heilig ist

— eine Entweihung der Religion als Rahmen für Phantasien, die weit ungesunder ist, als irgend eine Wirklichkeitsschilderung von Zola. Leugnete man früher den metaphysischen Drang des Menschen, so verdreht und verzerrt man ihn jetzt, und das letzte Raffinement des Unglaubens besteht darin, sich mit den Gewändern zu schmücken, die beim Gottesdienste gebraucht werden. Ein Dichter wie Remy de Gourmont bietet den Wein seiner fleischlichen Poesie in Gefäßen dar, die er der Kirche gestohlen hat und die er mit seiner Wollust entweiht.

Alles dieses ist unheimlich, wie das meiste von dem, was sich am Abend dieses Jahrhunderts zeigt. Aber hinter dem Unheimlichen — hinter dem lästerlichen Spiele der falschen Propheten mit dem, was der Menschheit seit fast zweitausend Jahren heilig gewesen, hinter all' dem Aergernis und all' der Lüge leuchten doch einige starke Anzeichen dafür auf, daß nicht alles zusammen ästhetische Gaukelei und religiöser Karneval ist.

Als Zeugen eines wirklichen Katholicismus können wir hier Paul Verlaine, Léon Bloy, J. K. Huysmans nennen.

V.

Von Paul Verlaine und seiner wundervollen Gedichtsammlung „Sagesse“ habe ich vor Jahren an anderer Stelle (in der Kopenhagener Zeitschrift „Tilskueren“) geschrieben. Was Bloy betrifft, so wurde auch er seiner Zeit besprochen, und sein neues bedeutendes Werk „La femme pauvre“ liegt außerhalb des Rahmens dieses Artikels, da alles in diesem Buche sich innerhalb des Katholicismus bewegt. Vielleicht dürfte sich später eine Gelegenheit finden, sowohl Leon Bloy als Paul Verlaine den Lesern der „Histor.-polit. Blätter“ näher vorzuführen. — Huysmans dagegen hat mit seinem Roman ‚En route‘ eine interessante Parallelstudie zu Strindbergs ‚Inferno‘ geliefert.

Zwischen den beiden Schriftstellern besteht indessen der

fundamentale Unterschied, daß Huysmans von Geburt katholisch, Strindberg dagegen geborener Protestant ist. Das will aber sagen, daß in der Seele des französischen Schriftstellers, wenn wir ganz auf den Grund gehen und alle darüberliegenden Schichten von Gedanken und Handlungen wegräumen, gleich einem festen Steinpflaster die unerschütterliche Lehre der katholischen Kirche und die grundfeste Ueberzeugung liegt, daß diese Lehre die volle, ganze und einzige Wahrheit sei. Diese Grundlage ist in die Seele des Kindes gelegt, und der gereifte Mann findet sie wieder, unbeschädigt und unversehrt von allem späteren Unglauben und all dem Schmutze, den die Jahre darüber gehäuft haben, und worunter sie dieselbe für immer vergraben zu haben schienen. Deßhalb blickt Huysmans auf seine katholische Kindheit zurück, wenn er sich erklären will, wie er aufs neue Katholik geworden ist.

Strindberg dagegen ist von einem Protestantismus ausgegangen, dessen bester Typus vielleicht Lessing ist, der Mann, dessen einziges Gebet das war, niemals die Wahrheit zu finden. Dieses Gebet, das eine verbrecherische Gleichgültigkeit gegen das höchste Gut der Menschheit verräth, ist auf die furchtbarste Weise erhört worden. Die Erhörung hat beinahe alle freien Geister unsres Jahrhunderts getroffen, hat sie von einer Weltanschauung zur anderen getrieben, hat die Zeit von System zu System herumgejagt und hat schließlich den Skepticismus, d. h. die Unkenntniß des Wahren, und den Dilettantismus, d. h. die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, auf den Thron gesetzt. Es reicht heutzutage für unsren Wahrheitsdrang hin, daß „die Probleme offen gehalten werden“ — das heißt, daß man sowohl pro als contra spricht, und daß am Ende das Ganze auf die Unerkennbarkeit und daraus folgende Entbehrlichkeit der Wahrheit hinausläuft.

Es gibt indessen Geister, denen es unmöglich ist, sich bei dieser philosophischen Resignation zu beruhigen, wenn es auch nicht gerade diejenigen sind, welche warm in

der Stube sitzen und Bücher schreiben und die öffentliche Meinung redigiren. Das Leben wird ja aber auch außerhalb der warmen, wohlmöblirten Stuben gelebt. Es wird gelebt in allerlei armen und dunkeln Höhlen, in Gäßchen und Hinterhäusern, auf gefährlichen Wegen, in unwegsamen Wäldern, auf Gebirgen, wo der Pfad in Finsterniß und zwischen Abgründen einherführt, und draußen auf dem mörderischen Meer in allerlei Unwettern. Und da kommen dann viele Augenblicke, wo sich die „Probleme" nicht offen halten lassen wollen, — wo die großen Fragen ungestüm auf den Menschen einstürmen und zudringlich und fürchterlich sind wie der Tod. Dann nützt es nichts, nach den Schriften jener Männer zu greifen, die es als Kennzeichen des Edelmenschen hinstellen, in Ungewißheit leben zu können. Dann horchen nothleidende Unstäte auf den, der spricht wie einer, der Macht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten.

Dann geschieht es, daß ein Huysmans den Katholicismus, in dem er geboren ist, wieder findet. Dann geschieht es, daß ein Strindberg aus dem zusammengestürzten Hause der menschlichen Weisheit sich in diejenige Kirche zu retten sucht, die einmal vor Jahrhunderten die Kirche seiner Väter war, und die noch immer unerschütterlich dasteht supra firmam petram.

(Schluß-Artikel folgt.)

XV.

Nietzsche's Bedeutung für unsere Zeit.

II.

Nietzsche ist ein Cyniker. Wenn man ihn mit einem von den vielen Schulnamen in der Geschichte der Philosophie bezeichnen will, kann man ihn am ehesten einen Cyniker heißen. So hat ihn ganz richtig Lorenz Stein in der Deutschen Rundschau 1893 charakterisirt. Der Cynismus ist zu allen Zeiten, wenn er auftrat, aus der Uebersättigung der Cultur entstanden. Der Cyniker wächst gleichsam, wenn man so sagen will, auf dem Mistbeet der Cultur. So trat Antisthenes auf, als die griechische Cultur sich zur Ueberreife neigte, Epiktet in der Fäulniß der römischen Kaiserzeit. Agrippa von Nettesheim mit seiner Verzweifelung am Wissen folgte dem Glanze der Renaissance. Auf das Zeitalter Voltaires folgte Rousseau. Und so erzeugte die Uebercultur der Gegenwart als ihre Schatten Nietzsche, Tolstoi und Ibsen. Nietzsche beschäftigte sich gerne mit der cynischen Philosophie und las mit Vorliebe cynische Schriftsteller, wie Stendhal. Er sagt selbst: „Der Cynismus ist die einzige Form, in welcher gemeine Seelen an das streifen, was Redlichkeit ist, und der höhere Mensch (d. i. Nietzsche) hat bei jedem gröberen und feineren Cynismus die Ohren aufzumachen und sich jedesmal Glück zu wünschen, wenn gerade vor ihm der Possenreißer ohne Scham oder der wissenschaftliche Satyr laut werden".

Das Ideal des cynischen Weisen gleicht am meisten noch dem Ideale des Uebermenschen Der cynische Weise, heißt es bei Zeller, kennt keinen Mangel, denn ihm gehört Alles; er ist überall zu Hause und weiß sich in allen Lagen zurechtzufinden; er ist ohne Fehler, er allein wahrhaft liebenswürdig; das Glück kann ihm nichts anhaben. Ein Ebenbild der Gottheit lebt er mit den Göttern, sein ganzes Leben ist ein Fest, und die Götter, deren Freund er ist, gewähren ihm Alles. Umgekehrt verhält es sich mit der Masse der Menschen. Die meisten sind geistig verstümmelt, Sklaven der Einbildung, nur durch eine schmale Linie von der Verrücktheit getrennt; wer einen Menschen finden will, mag ihn am hellen Tage mit der Laterne suchen; Elend und Unverstand ist das allgemeine Schicksal der (gewöhnlichen) Sterblichen. Alle Menschen scheiden sich demnach in zwei Klassen: den wenigen Weisen stehen zahllose Thoren gegenüber, nur eine kleine Minderheit ist durch Tugend und Einsicht glückselig, alle übrigen leben in Unglück und Verkehrtheit dahin.

Dieses heidnische Ideal des Weisen ist aber verhältnißmäßig noch edel im Vergleich zu Nietzsche's Uebermenschen; es fehlt ihm der antichristliche Zug, das radikal Böse, das in ihm eine gleißende Form angenommen hat, es fehlt der Zug zu Grausamkeit und Wollust und zu grenzenloser Selbstsucht. Nietzsche nennt sich ja selbst den Antichrist.

Aber trotz all dem, trotz der entschiedenen Erklärungen Nietzsche's hat man versucht, die Dinge besser zu erklären, als sie sind, und dem Antichrist seinen Charakter in der Philosophie auszumerzen oder zu leugnen. Man hat sich dabei nicht begnügt, die Gefahren der Philosophie zu übersehen und Nietzsche als einen negativen Wegweiser zu Christus hinzustellen, sondern auch als einen positiven Führer und Erzieher. Man soll aus ihm nicht allein lernen können, wie man nicht zu Christus kommt, sondern auch wie man ihn verstehen solle. Ja der Uebermensch Nietzsche's soll Züge

Christi selbst tragen und werden allen Ernstes in diesem Sinne Vergleiche mit Christus versucht.

Nach der obigen Zeichnung des Uebermenschen wird man gleich erkennen, daß ein solcher Versuch ein wahnsinniges, tolles Unternehmen ist, ein Unternehmen, das man höchstens von einem modernen Naturalisten und Decadenten, von einem jener vielen halb wahnsinnigen Genies erwarten könnte, das seinen ungegohrenen Gedankenwirrwar mit kindischem Lallen vorträgt. Solchen Wahnwitz, denkt man, mag sich ein Impressionist oder Symboliker der neufranzösischen Schule leisten. Was soll man aber sagen, wenn solchen Unsinn ein Theologe, ein Superintendent in einer hochangesehenen Zeitschrift leistet, wie die preußischen Jahrbücher sind? Es ist niemand anders als Gallwitz, von dessen beachtenswerthen, objektiven und ruhigen Gedanken über den Katholicismus wir früher berichtet haben, der den tollen Versuch macht. Nachdem er in so ruhiger, anerkennenswerther Weise über die Lebenskräfte des Katholicismus geurtheilt hatte, hätte man wahrlich solches nicht von ihm erwartet. Wenn man seine Ausführungen und seine Vergleichungen des Uebermenschen mit Christus liest, hat man Mühe den tiefsten Eckel zu überwinden, das Ganze streift an Blasphemie.

Man kann sich noch gefallen lassen, wenn er bei Christus die schroffe, scharfe Seite seines Wesens hervorhebt, wenn er das Schwert erwähnt, das Christus in die Welt senden will, und die Gewalt, die ihm im Himmel und auf Erden gegeben wurde. Man kann sich das noch gefallen lassen, obwohl schon hier die Ansicht durchleuchtet, Christus sei nicht der eingeborne Gottessohn, sondern nur ein „Uebermensch“ gewesen. Aber unglaublich wird es einem schon, wenn man liest, das Mitleiden, das im christlichen Gewande einhergeht, könne sich nicht auf Christus berufen. Christus habe diejenigen, die immer wieder kamen, seine leibliche Hilfe zu erbetteln, zornig abgewiesen. Nicht Mitleid habe ihn zu den Menschen getrieben, sondern überströmende

Machtfülle, „Gnadenfülle“, wie es der Apostel heißt. Er habe seine Gaben nicht aufgedrängt, sondern den Jüngern befohlen, den Staub von ihren Füßen zu schütteln, wenn man sie nicht annehmen wolle. Er habe die Wundersucht verurtheilt. Wie Donner des Gerichtes rollen seine zündenden Worte über seine Feinde dahin. Eine Exegese, welche derartige Aussprüche und Handlungen Jesu mit Nietzsche's Uebermenschen in Einklang setzen will, ist ein Beweis für die bodenlose Willkür der freien Schriftdeutung. Zugleich zeugt aber auch die Auffassung Christi, wie sie Gallwitz bietet, von der größten Einseitigkeit. Daß Jesus der sanftmüthigste der Menschenkinder war, wird ganz verschwiegen. Christus pries die Sanftmüthigen, Demüthigen und Friedfertigen selig, denn die Sanftmuth und Demuth erscheint als die Voraussetzung der Seelenruhe, des Seelenfriedens. Die Ruhe und der Friede aber ist nach christlicher Auffassung der Unruhe, der Unersättlichkeit offenbar vorzuziehen; es ist beinahe eine Beleidigung für die Leser, wenn man solche triviale Wahrheiten noch eigens hervorheben muß, aber es ist nothwendig gegenüber der protestantischen Auffassung, die das Streben über den Besitz und die Unruhe über die Ruhe erhebt. Christus verurtheilt das unruhige Streben, das unnöthige Sorgen ebenso wie die Herrschsucht und die Habsucht. Die Protestanten sind zwar mit ihrer Strebsamkeit den Katholiken überlegen, aber ob sie dem Geiste Christi entsprechen, ist fraglich. Sie haben nicht den ganzen Christus, sonst wäre eine solche Verkennung seines Charakters, wie sie bei Gallwitz auftritt, unmöglich. Christus verurtheilt die Herrschsucht: wer der Größte, der Meister sein wollte, sagt Jesus, der soll der Diener sein und man solle die Feinde lieben und denen Gutes thun, die einen verfolgen. Diese Moral hat Nietzsche selbst eine Sklavenmoral geheißen. Sie ist das Gift, womit das reine Germanenthum geschwächt wurde. Er hat ganz richtig erkannt, daß diese Moral etwas

dem Christenthum Wesentliches ist. Theologen wie Gallwitz scheinen aber das nicht zu wissen.

Wenn Christus schroff war gegen seine Feinde, wenn er sich als den Mächtigen und Starken bezeichnete, so that er das nicht als Mensch, sondern als Gottessohn und wenn er seine Jünger zur Strenge anhielt, so hatten sie das Recht dazu von ihrer Sendung, die ihnen göttliche Autorität gab. Bei den Protestanten gibt es freilich keine Sendung, keine Autorität und so ist es begreiflich, daß jeder, der sich berufen fühlt, sich als einen Uebermenschen hinstellen kann.

Noch von einem andern Gesichtspunkt aus wird die Sache begreiflich. Dem protestantischen Geiste ist die Charitas nicht besonders sympathisch. Die Protestanten halten von guten Werken nicht besonders viel; sogleich nach Einführung der Reformation ging die Wohlthätigkeit zurück. In einer Hinsicht hatte das sein Gutes: mit anerkennenswerthem Eifer gingen die Obrigkeiten gegen den Bettel vor. Die Unterstützung der Armen wurde als Gemeinde- und Staatssache erklärt und die Armenpflege organisirt. Typisch ist in dieser Hinsicht England, wo Elisabeth die epochemachende Armengesetzgebung schuf. Den Armen ging es aber nicht besser, als bei dem alten System. Bei der freiwilligen Armenpflege ging es ihnen besser und geht ihnen heute noch besser, wie man an einem Vergleiche zwischen Frankreich und England heute noch sieht. Die Protestanten sind freilich jetzt nicht mehr so schroff in der Verwerfung guter Werke, wie zur Reformationszeit, aber etwas davon klebt ihnen immer noch an. Wie man schon beobachtet haben will, fehlt der protestantischen Bevölkerung die Güte und Milde katholischer Länder; es gibt davon bezeichnende Züge und Erfahrungen, die aber hier nicht wiedergegeben werden sollen, schon weil es dem Verfasser ferne liegt, die andere Confession beleidigen zu wollen.

Wie wir sehen, ist der Vergleich des Uebermenschen mit Christus, wie ihn Gallwitz bietet, in verschiedener Hinsicht

interessant und lehrreich. Aber die Sache hört leider auf, interessant zu sein, sie wird zuletzt widerwärtig. Gallwitz schreitet zu immer gewagteren Aufstellungen fort. Wenn der Uebermensch Nietzsche's sich erhaben fühlt über die Moral und seinen Standpunkt jenseits von gut und bös nimmt, so kann er sich nach Gallwitz berufen auf das Wort des Apostels: Alles ist euer (1. Corth. 3, 21) und auch auf das Wort des Herrn: wer aus Gott geboren ist, sündigt nicht und kann nicht sündigen (1. Joh. 3, 9). Ist ja Christus selbst in den Augen von Gallwitz ein solcher Uebermensch gewesen und hat wenigstens die Herrschsucht und Selbstsucht nicht als böse verworfen! Indem er dies näher zu beweisen sucht, streift er nahe an Blasphemie. Oder sollte es nicht blasphemisch sein, wenn die Selbsterhöhung des Uebermenschen zusammengestellt wird mit dem Ausspruche Christi: „Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, werde ich alle zu mir ziehen", und mit einem anderen Worte: „Niemand nimmt mein Leben von mir, ich lasse es denn selber". Wenn Nietzsche die Ehe verwirft, so soll dies auch Christus thun, indem er spricht: „Es gibt Verschnittene, die sich selbst um des Himmelreiches willen verschnitten haben; wer es fassen kann, der fasse es". Als ob Nietzsche an die Lust der geistigen Liebe, der geistigen Vermählung gedacht hätte, wenn er die Wollust preist!

Es soll ja damit nicht gesagt sein, daß Nietzsche die Wollust in dem gemeinsten und niedersten Sinne gefaßt habe, aber sicher ist, daß er die ordnungs- und gesetzgemäße eheliche Verbindung in durchaus unchristlichem und antichristlichem Geiste betrachtet. Es ist allerdings ein scheinbar höherer sittlicher Standpunkt, von dem aus er sie verwirft. Er stimmt genau mit Ibsen überein, in dessen Stücken alle Ehen verfehlt sind. Ibsen rückt immer wieder mit einer gewissen „sittlichen Forderung" hervor, die auf einen gewöhnlichen Menschen ganz verblüffend wirkt. Die sittliche Forderung besteht darin, daß sich jeder Mann und jede Frau

peinliche Rechenschaft geben soll, ob ihre Ehe durchaus auf gegenseitiger Wahrheit und Uebereinstimmung beruhe. Wo dies nicht der Fall ist und wo die volle Harmonie nicht besteht, müssen die Eheleute auseinanderlaufen. Die reinste Ehebruchsmoral! Aehnlich ist es auch bei Nietzsche. Seine Anschauungen schillern zwischen einem tugendhaften Puritanismus und einem cynischen Epicureismus bunt und unfaßbar; seine Phantasie schwelgt zwischen dem dionysischen Orgiasmus und einer impotenten Leere, die man vergebens als einen erhabenen Platonismus auszugeben sich bemühen wird. Nietzsche schreibt gar strenge: „Du bist jung und wünschest dir Kind und Ehe. Aber frage dich: Bist du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf? Bist du der Siegreiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden? Also frage ich dich — oder redet aus deinem Wunsche das Thier und die Nothdurft? Oder Vereinsamung oder Unfriede mit dir"? Aber man würde sich täuschen, wollte man daraus auf asketische Grundsätze schließen.

An so etwas dachte Nietzsche nie, wenn auch Gallwitz weis machen will, der Gedanke des hl. Paulus „wenn ich schwach bin, bin ich stark", sei ihm nicht ferne gewesen. Zum Beweis dieser merkwürdigen Behauptung beruft er sich auf die Stelle in dem Buche: Menschliches Allzumenschliches § 284, wo es heißt:

„Es kommt vielleicht ein großer Tag, an welchem ein Volk durch Kriege und Siege durch die höchste Ausbildung der militärischen Ordnung und Intelligenz ausgezeichnet und gewöhnt, diesen Dingen die schwersten Opfer zu bringen, freiwillig ausruft: ‚Wir zerbrechen das Schwert', und sein gesammtes Heerwesen bis in seine letzten Fundamente zertrümmert. Sich wehrlos machen, während man der Wehrhafteste war, aus einer Höhe der Empfindung heraus — das ist das Mittel zum wirklichen Frieden, welcher immer auf einem Frieden der Gesinnung ruhen muß, während der sogenannte bewaffnete

Friede, wie er jetzt in allen Ländern einhergeht, der Unfriede der Gesinnung ist, der sich und dem Nachbar nicht traut. Lieber zu Grunde gehen, als hoffen und fürchten, und zweimal lieber zu Grunde gehen, als sich hassen und fürchten machen — das muß einmal auch die oberste Maxime jeder einzelnen staatlichen Gesellschaft werden".

Das ist recht schön gesagt, wenn es nur nicht so vereinzelt dastünde in den Ausführungen Nietzsche's! Die Friedensstimmung, die aus jenen Zeilen athmet, verschwindet in der Gesammtstimmung, und diese ist überwiegend kriegerisch. Nietzsche lugt immer nach einem Geschlechte von Eroberern, von Tyrannen aus. So sagt er z. B.

„Es sprechen alle Anzeichen dafür, daß ein männlicheres, ein kriegerisches Zeitalter anhebt, das vor allem die Tapferkeit wieder zu Ehren bringen wird! . . . Dazu bedarf es für jetzt vieler vorbereitender, tapferer Menschen, welche doch nicht aus dem Nichts entspringen können — und ebenso wenig aus dem Sand und Schleim der jetzigen Civilisation und Großstadtbildung: gefährdetere Menschen, fruchtbarere Menschen, glücklichere Menschen! Denn — das Geheimniß um die größte Fruchtbarkeit und den größten Genuß vom Dasein einzuernten, heißt: gefährlich leben! Baut euere Städte an den Vesuv! Schickt euere Schiffe in unerforschte Meere! Lebt im Kriege mit eueres Gleichen und mit Euch selber! Seid Räuber und Eroberer, solange ihr nicht Herrscher und Besitzer sein könnt, ihr Erkennenden! Nur die an Leib und Seele Gesunden, die stolzen, starken Glücklichen, die echten Aristokraten können dereinst einen höheren Typus Mensch herausbilden. Eine solche gute und gesunde Aristokratie wird mit gutem Gewissen das Opfer einer Unzahl Menschen hinnehmen, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen".

Fassen wir alles zusammen, so muß das Urtheil über Nietzsche durchaus verwerfend lauten. Wahres und Brauchbares ist kaum bei ihm zu finden, seine Lehre ist fast durchweg verwerflich, gefährlich, ein wahres Gift für die moderne

Gesellschaft. Es ist also ein negatives Resultat, zu dem wir kommen.

Indessen beruhigt sich der menschliche Geist bei einem negativen Resultat nicht gerne. Die Welt ist von Gott so eingerichtet, daß auch das Böse, das Halbwahre und Unwahre zuletzt zum Guten ausschlagen muß, sei es auch nur durch eine Gegensatzwirkung. Das gilt auch von Nietzsche. Nietzsche mag das Bewußtsein aufrütteln und das Gewissen schärfen, er wirkt dann ähnlich, wie die Socialdemokratie. Gegenüber den zerstörenden Kräften sieht man wohl, was man an der Grundlage, an den sittlichen und christlichen Grundlagen der Cultur hat und wohin man gelangt, wenn man diese Grundlage preisgibt. Man kommt zur Anarchie oder zur Herstellung der alten Sklaverei; eines von beiden ist unausbleiblich.

Die Ungleichheit ist unvermeidbar. Diese Lehre ist durch Nietzsche wieder eindringlich unserer Zeit beigebracht worden. Die Ungleichheit, auf die die moderne Entwicklung hinausläuft, ist viel empörender, als je eine der Weltgeschichte war. Es ist eine Tyrannei, von der uns die Urzeiten, die Zeit der Hunnen und Mongolen, die Zeit der Renaissance nur schwache Vorstellungen zu geben vermögen.

Die Ungleichheit ist unvermeidlich. Es ist nichts mit all der Humanitätsschwärmerei, es ist nichts mit den glorreichen Principien der Gleichheit und Freiheit, es ist nichts mit dem Liberalismus, nichts mit dem angeblichen Rechte der Revolution! Die Revolution hat sich noch nicht ganz ausgelebt, aber wenn Nietzsche's Ideal erreicht wäre, hätte sie ihren Kreislauf vollbracht und man könnte von neuem beginnen.

Die Ungleichheit ist unvermeidlich. Es ist recht schön und gut, wenn man den unteren Klassen hilft, wenn man sie zu heben trachtet. Es gereicht unserer Zeit zur Ehre, daß sie die Noth der Bauern und Arbeiter anerkannt hat, und daß sie der Noth abzuhelfen sucht. Aber vor Illusionen soll

man sich bewahren! Man darf nicht vergessen, daß die Standesunterschiede in der Natur der Dinge begründet sind. Man mag den Arbeiter und Bauern noch so hoch ehren, aber es wäre unheilvoll, wollte man den vierten Stand über die andern erheben.

Der vierte Stand möchte herrschen über die übrigen Stände. Das muß verhindert werden, man soll die Noth lindern und auch die geistige Noth nicht vergessen, man soll das Bildungsbestreben des vierten Standes fördern, aber nicht vergessen, daß der Bauer Bauer und der Arbeiter Arbeiter bleibt. Wenn man den Kopf voll Idealen an diese Klassen herantritt, erfährt man manche Enttäuschung. Es gibt gar so viel Schönes und Gutes im Volke, es gibt viele brave Seelen, es gibt viele Charakterköpfe unter ihm; unter manchem Bauernkittel und Arbeiterrock schlägt, wie man so zu sagen pflegt, ein goldenes Herz, ein gesunder Sinn fehlt selten beim einfachen Manne. Ganz gewiß! Aber es gibt auch recht sonderbare Gestalten, plumpe, eckige, widerwärtige Menschen. Ein gewisser Stumpfsinn, eine gewisse Beschränktheit, ein starkes Mißtrauen gegen die höheren Stände fehlt fast bei keinem. Die Undankbarkeit und Unbescheidenheit ist fast unabtrennbar vom niederen Volke. Namentlich heute hält sich jeder Bauer und jeder Arbeiter nur gar zu gern für gleichberechtigt mit den Gliedern höherer Stände und verlangt die gleichen Rechte Man kann da unangenehme Erfahrungen machen. Da gilt es denn, mit der Humanitätschwärmerei Einhalt zu thun und die sociale Begeisterung zu mäßigen. Das mag uns Nietzsche lehren.

Zwischen den Freunden einer gerechten Socialreform besteht schon lange eine Meinungsverschiedenheit darüber, ob die Socialreform durch die herrschenden Klassen oder von den unteren Klassen durchgeführt werden soll. Besonders heftig entbrannte dieser Streit jüngst unter den Nationalsocialen: Sohm trat für das Recht und die Pflicht der herrschenden Klassen ein, Göhre und Naumann dagegen rühmten die Kraft, die Klugheit, den Rechtssinn des vierten Standes. Nach dem Vorausgehenden ist es nicht unklar, welche Stellung wir für die vorsichtigere halten. Dr. G. Grupp.

XVI.

Die Lage des Kindes im Jahrhundert des Schulkampfes.

III. Das Verhältniß der modernen Pädagogik zur Frage über die Stellung des Kindes

Unter den Traumbildern, mit denen so manche Pädagogen der emancipirten Schule heimgesucht werden, spielt auch die sich selbst regierende Schule eine nicht geringe Rolle. Natürlich kann ein solches Ideal nur durch einen sich selbst regierenden und ergänzenden Lehrerstand, nach dessen Gutfinden die ganze Organisation und Leitung der Schule sich zu gestalten hätte, realisirt werden. Diesterweg, dem Patriarchen und Vorbild aller Emancipirten, schwebt ein solches Vorbild vor Augen, wenn er schreibt: „Nach meiner Ansicht ist die Pädagogik gleich jeder andern Wissenschaft eine selbständige Wissenschaft und sie darf weder von der Philosophie noch von der Theologie, noch von der Politik und Verfassung abhängig gemacht werden; erst dann, wenn man dieses einsieht und nach dieser Einsicht zu handeln gestattet wird, ist eine innerhalb ihres Gebietes selbständige Schule möglich“.[1]) Nimmt man hinzu, daß die Pädagogik der Emancipirten bei uns auch den Schulzwang und das Staatsmonopol des Unterrichts für ihre sich selbst regierende Schule in Anspruch nimmt, so hat man ein ungefähres

---

1) Diesterweg, Jahrbuch 1852, S. 182.

Bild von dem Schulstaat, welcher hier in Aussicht gestellt wird.

Man hat diesen Männern schon längst entgegengehalten, einer solchen Schule könnte der Pädagoge allenfalls die eigenen Kinder zuweisen, aber die Kinder anderer Leute dazu in Anspruch zu nehmen, sei doch eine eigene Sache. Dieser Einwand, mit dem der gesunde Menschenverstand in ein Grunddogma der Emancipirten hineinleuchtet, wird wohl nicht so leicht entkräftet werden. In der That, wenn die Kinder etwa so, wie manche alten Völker sich den Ursprung ihrer Urväter vorstellten, irgendwo als Autochthonen aus dem Erdboden herausgewachsen wären, so ließe sich noch begreifen, wenn irgend eine Pädagogenversammlung sich einfallen ließe, maßgebende Grundsätze für deren Erziehung aufzustellen. Da nun aber das Kind einer Familie entsprossen ist, so kann man billig staunen, wie sich namentlich bei uns in Deutschland eine Sprache hervorwagen kann, die nur dann eine Berechtigung hätte, wenn das Kind ein völlig wurzelloses, frei schwebendes Wesen wäre.

Man muß sich die ganze Geschichte der modernen Pädagogik vergegenwärtigen, um diese absolutistische Behandlung des Kindes begreifen zu können. Diese Pädagogik hatte ein solches wurzelloses Kind geradezu nothwendig, um alle ihre Experimente an demselben vornehmen zu können.

Da ist es nun wie vorbedeutend auf die kommende Entwicklung der Dinge, daß an der Schwelle des sogenannten pädagogischen Jahrhunderts ein Kind steht, welches ganz aus der Familie herausgenommen ist, von dem jeder auch der leiseste Einfluß der Familie ferne gehalten wird. Rousseau wollte seinen „Emil", welcher den ganz neuen, nach der Natur erzogenen Menschen vorstellen soll, nicht bloß von der Societät, sondern auch von der Familie isolirt haben. „Emil, sagt er, ist Waise. Er mag seinen Vater und seine Mutter haben. Er soll sie ehren, aber gehorchen soll er

mir. Das ist meine erste oder vielmehr meine einzige Bedingung".[1])

Und so wird denn dieses in Wahrheit familienlose Kind durch einen Hofmeister auf den einsamsten Wegen und Umwegen herumgeführt, nur damit es mit der Familie und mit der Gesellschaft in keine Berührung komme, von ihren Anschauungen, Gewohnheiten und Traditionen nichts in sich aufnehme, sondern reiner Naturmensch bleibe gleich einem unmittelbar aus dem Boden der Muttererde entsprossenen Gewächs, das von keiner Menschenhand berührt, seine Zweige frei in die Luft hinaus erstreckt.

Es ist nun allerdings wahr, daß Rousseau an einigen Stellen seines Buches der Familienerziehung als der naturgemäßen das Wort redet. Man kann auch zugeben, daß er mit der Wahl eines familienlosen Kindes sich freie Bahn machen wollte für die Entwicklung seiner Grundsätze über naturgemäße Erziehung des Kindes. Ja er war gewissermaßen dazu gezwungen. Denn durch die Familie fließen die Anschauungen, Gewohnheiten und Traditionen der Gesellschaft auf das Kind herab — lauter Dinge, welche nach seiner Ansicht eine naturgemäße Entwicklung nicht aufkommen lassen.

Das Alles ändert aber nichts an der Thatsache, daß er durch ein Buch, welches halb Europa bewegte, den Neuerungsparteien einen verhängnißvollen Fingerzeig auf das Kind hin gegeben und daß er zuerst das familien- und wurzellose Kind in die pädagogische Literatur eingeführt hat.

An diesem einsamen Kinde nun, an welchem nichts an eine Schranke der pädagogischen Omnipotenz erinnerte,

---

1) Emile I p. 37. 38. ed. Amsterdam 1762. Emile est orphélin: Il n'importe, qu'il ait son père et sa mère. Chargé de leurs dévoirs je succède à tous leurs droits. Il doit honorer ses parens, mais il ne doit obéir qu'à moi. C'est ma première ou plutôt ma seule condition.

entzündete sich jene pädagogische Vielgeschäftigkeit, von welcher die Geschichte aller Zeiten kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Schon im Jahre 1772 läßt sich eine Prager Zeitschrift darüber also aus. „es bläst der pädagogische Reformationsgeist anitzo aus allen vier Winden, und man kann nicht genug auf der Hut sein, wenn man Schritt vor Schritt mit paradoxen und ungereimten Sätzen sich balgen muß, die man bald in Methodenbüchern, bald in Anweisungen, Einrichtungen, unvorgreiflichen Gedanken und Romanen uns zu überfallen sich anschickt" (Prager gelehrte Anzeig. v. 17. März 1772 bei Helfert, österr. Volksschule. I. 182). Im Jahre 1782 schreibt Resewitz, der Vorstand der (protestantischen) Erziehungsanstalt zu Klosterbergen bei Magdeburg, ein zu seiner Zeit angesehener pädagogischer Schriftsteller: „Binnen zehn oder zwölf Jahren hat man in Deutschland über Verbesserung der Erziehung und des Unterrichtes so viel und mit solcher Begeisterung geschrieben und auch wohl in Ausübung zu bringen gesucht, als vielleicht, solange die Welt steht, nicht geschehen ist" (J. G. Resewitz, Gedanken, Vorschläge und Wünsche über Verbesserung des öffentlichen Unterrichts. Berlin und Stettin, 1783. IV. 2 S. 5). Ein freimüthiger Beurtheiler des Schulwesens seiner Zeit, Ed. Glanzow, protestantischer Theologe, welcher im Jahre 1824 eine „Kritik der Schulen und der pädagogischen Ultra's unserer Zeit" (Bremen 1824) veröffentlichte, meint, man müsse auf alle Lorbeerblätter, die in hundert Jahren wachsen, pränumeriren, wenn man alle neuen Plane, Gedanken, Methoden ihrer Wichtigkeit nach und dem darüber abgegebenen Gutachten gemäß belohnen wollte. „Wer eine Geschichte der Erziehung in zwölf Bänden schreiben wollte, der müßte die alten Folianten und Quartanten fleißig rühren, um mit dem Abschnitt von Noah bis auf Rousseau den ersten Theil zu füllen, aber er könnte dem Verleger nur engeren Satz empfehlen, um mit den übrigen eilf Bänden für den zweiten Abschnitt auszureichen. . . . Aus dem dürresten Zweige aller

Literaturen ist der üppigste und wasserreichste geworden, aus der stillesten Wirksamkeit die lauteste und geschwätzigste" (S. 53, 54).

Doch dies ist nur die Außenseite einer Bewegung, welche mehr, als man gewöhnlich annimmt, dazu beigetragen hat, die Stellung des Kindes und der Familie zu erschüttern. Wenn man bedenkt, daß nicht blos Schrift auf Schrift, sondern auch System auf System, Theorie auf Theorie folgten, wenn man ferner in Betracht zieht, daß man zur selben Zeit über Princip und Ziel der Erziehung zu räsonniren anfing, ja daß man allen Ernstes daran dachte, für ein Volk, das eine tausendjährige Geschichte hat, eine neue Erziehung zu erfinden — so wird man nicht mehr darüber staunen, wie die naturgemäße Stellung des Kindes der Gesellschaft wie der Familie gegenüber verdunkelt wurde. Das Kind mußte sich gefallen lassen, von den Pädagogen jeden Augenblick auf einen anderen geistigen Standpunkt versetzt zu werden. Denn was bedeuteten die verschiedenen Systeme anders als eben so viele geistige Standpunkte, ja eben so viele verschiedene Weltanschauungen! Was Wunder, wenn sich das Concretum von Christenkind allmählig zu einem Abstractum von Kind verflüchtigte!

Das waren Vorgänge, die sich zunächst nur auf dem Papier abspielten. Aber allmählig gewöhnten sich die Geister daran, das Kind, mit welchem also verfahren wurde, als ein disponibles Wesen ohne feste Stellung zu betrachten. Das Gebahren der pädagogischen Congresse in den verschiedenen Ländern Europas, in Deutschland insbesondere der sogenannten allgemeinen Lehrerversammlungen, läßt sich nur auf diese Weise erklären. Ernster wurde die Sache, als die Politik und die politischen Parteien das öffentliche Erziehungswesen in ihre Berechnung zogen. Sie übernahmen das frei verfügbare Kind als eine angenehme Erbschaft aus den Händen der Pädagogen. Wer den Vorgängen auf politischem Gebiet mit einiger Aufmerksamkeit

gefolgt ist, der weiß, daß in der Presse und Literatur oft Forderungen und Projekte verhandelt werden, welche in der Volksseele nicht den geringsten Widerhall finden. Haben die Verhandlungen darüber genügenden Lärmen angerichtet, so werden diese Fragen als dringende Zeitforderungen formulirt, deren Befriedigung ein unabweisliches Bedürfniß der Zeit sei. Das Volk steht abseits und kommt selten zum Aussprechen seiner innersten Gedanken. Auf diesem Wege sind die confessionslosen und Communalschulen in unser christlich deutsches Volk hineingetragen worden. Wie diese Richtung allmählig eine die Freiheit des Volkes wie der Individuen bedrohende Gestalt angenommen, hat ein neuerer Beurtheiler Rousseau's sehr gut auseinandergesetzt:

„Es ist merkwürdig", sagt er, „wie in unserem Erziehungsbuche (dem ‚Emile'), welches man doch gewöhnlich als eines der Grundbücher für naturgemäße und freiheitliche Menschenbildung ansieht, die Anfänge einer Pädagogik sich zeigen, welche die Kinderwelt, die Jugend, ja das ganze Volk zuletzt unter ihre souveräne Gewalt zu bringen beansprucht, eine Pädagogik, welche ohne Sinn für den Werth und das Recht der Individualitäten alle Geister sammt den Leibern in ihr System zu zwängen verlangt, und deren die Freiheit vernichtender Herrschaft die Menschheit mancher Orten nur dadurch entgehen zu können scheint, daß die Systeme durch schnellen Wechsel sich unter einander schwächen und so die einfache Natur immer wieder zu Athem kommen lassen müssen. Auf jenem pädagogischen Standpunkte werden alle Zöglinge wie Rousseau's Emil als isolirte Wesen angesehen ohne Vater und ohne Mutter, ohne Wurzel in der Familie, in der Gemeinde, im Volke, sie müssen erst unter seinen Händen zu Menschen werden und nur zu solchen, wie er sie haben will, und nach der Stufenfolge, die er für ihre Entwicklung vorschreibt". [1])

---

1) S. Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, herausgeg. v. Schmid. I. Aufl. Gotha 1869. VII. 284. 285. Art. Rousseau von Hauber.



Diejenige Wurzel, welche das Kind in dem religiösen und kirchlichen Leben seiner Familie hat, ist hier nicht ausdrücklich genannt, aber offenbar inbegriffen. Welche andere Wurzel könnte an Stärke und Tiefe dieser gleichgestellt werden! Warum hat das Wort „die Religion unserer Väter" einen so zauberhaften Klang und eine Kraft, die zu den höchsten Opfern befähigt? Nicht umsonst spricht man auch von einer Mutterreligion, und die ausgezeichnetsten Männer haben bekannt, daß dieses Erbe aus dem Vaterhause alle Stürme und Wechselfälle des Lebens überdauert habe. Ganze Völker, die durch harte Weltgeschicke beinahe entwurzelt waren, bezeugen es noch heute, daß die Wurzel, welche sie in der Religion ihrer Väter hatten, sie vor der Aufsaugung durch den herrschenden Stamm bewahrt habe. Man denke an die christlichen Völker auf dem Balkan und in Kleinasien, an die Irländer, an die Polen. Was Wunder, wenn die souveräne Pädagogik die confessionelle Schule als ihre Todfeindin betrachtet! Denn diese Schule bewahrt und pflegt jene Wurzel, welche das Kind in dem religiösen und christlichen Leben seiner Familie hat. Wie der emancipirte Pädagoge von dieser Wurzel denkt, ist in jenem klassischen Wort von Dittes ausgedrückt: „was können die Kinder dafür, daß man sie ohne ihr Wissen und Wollen zur Taufe oder zur Beschneidung gebracht hat?" [1]) Von solchen Gedanken geleitet, hat Diesterweg ganze Bände seiner Zeitschrift vollgeschrieben, um die confessionelle Schule als Feindin jeglichen Fortschrittes darzustellen und zu discreditiren. Die positive Religion ist eben eine unübersteigliche Schranke für die Begehrlichkeiten einer Pädagogik, welche die Kinder christlicher Eltern „zu Menschen machen will, aber nur zu solchen, wie sie dieselben eben haben möchte". Die positive Religion dient hier offenbar

1) Dittes, Schule der Pädagogik. I. Aufl. Leipzig 1876. S. 448. Vgl. Art. I S. 106 im vorigen Heft.

auch den Interessen der Familie, indem sie hindert, daß die Kinder als wurzellose, freischwebende Wesen behandelt werden. Die Familie vermag aber auch nur da, wo eine positive Religion in der Schule herrscht, eine wirksame Controle über die Schule auszuüben. Auch aus diesem Grunde ist die confessionelle Schule unbequem.

Wenn nun, worauf von den Gegnern so sehr gedrungen wird, in der Schul- und Erziehungsfrage auch die Natur gehört werden soll, so muß das Urtheil dahin lauten, daß der Versuch, durch die Kinderwelt in das Volk einzudringen und durch eine neue Schulerziehung einen neuen Geist und eine neue Weltanschauung in die Familie überzuleiten, das Unnatürlichste betreibt, was versucht werden kann. Ein solcher Versuch nöthigt das Kind, sich entweder leiblich oder geistig von den Eltern zu trennen, den Pädagogen an die Stelle des Vaters zu setzen und zuletzt der staatlichen Macht Befugnisse über die Kinderwelt einzuräumen, welche zu einer tyrannischen Herrschaft über die Geister führen müssen. Aber auch das Attentat gegen die Kindesnatur muß in Betracht kommen. Selbst das kleinste Kind empfindet jeden, auch den leisesten Angriff gegen die Religion seiner Familie als einen Angriff gegen diese Familie, ja gegen sich selbst. Wie viele tief verletzende und tief empfundene Einschnitte in die Kindesnatur müßten nicht geschehen, bis jenes zarteste Band durchschnitten wäre, welches gerade auf diesem Gebiete das Kind mit den Eltern verbindet!

Uebrigens ist es eine große Täuschung, anzunehmen, daß auf diesem Wege eine ganz naturgemäß aus sich selbst entwickelte Generation erstehen werde. Nicht eine naturgemäß entwickelte Kinderwelt, sondern eine Pädagogenwelt würden wir auf diesem Wege erhalten. Unsere nachwachsende Jugend wird entweder den Typus einer tausendjährigen christlichen Geschichte an sich tragen oder den Typus einer Pädagogenzunft, die sich zur herrschenden aufgeworfen hat. Unsere Kinder werden — um nur auf e i n naheliegendes Beispiel

hinzuweisen — über die Schöpfung der Welt und die Anfänge unseres Geschlechts durch jene Traditionen belehrt werden, die bis zur Wiege des Menschengeschlechtes hinaufreichen, oder sie werden mit einem Abhub von den verschiedenen im Schwange gehenden Theorien und Hypothesen abgespeist werden.

Den Einwand, den man von diesem Gesichtspunkte aus gegen die in Aussicht gestellte Erneuerung der Menschheit von unten aus erheben könnte, hat Rousseau sehr fein herausgefühlt. Daher sein emsiges Bestreben, den Erzieher und Lehrer ganz aus dem Kindesleben verschwinden zu lassen. Sein Grundsatz, diesen beiden jede positive Einwirkung auf das Kind zu versagen, führt thatsächlich darauf hinaus. Emils Hofmeister soll nichts als Führer und Wegweiser sein. Die Wörter „befehlen" und „gehorchen" sind ganz aus seinem Wörterbuche ausgestrichen.[1]) Emil muß seine ganze Moral aus der Erfahrung d. h. aus dem von ihm Selbsterlebten sich abstrahiren. Rousseau will nicht, daß man dem Kinde verbiete, Böses zu thun; es genügt, daß man es daran hindere. Man setze einfach seinem verkehrten Willen physische Hindernisse (obstacles physiques) entgegen, damit sich sein Kopf daran stoße und er sich eine Lehre für sein künftiges Verhalten daraus ziehe. Rousseau gestattet nicht einmal, daß man dem Zögling verbiete, die Fenster seines Schlafgemaches zu zerbrechen. Man läßt ihn einfach die unangenehmen Folgen seiner Unart tragen, bis er endlich, dadurch gewitzigt, sich erbietet, mit seinem Hofmeister einen förmlichen Vertrag zu schließen, worin er verspricht, die Fenster des Schlafgemaches zu schonen. Auf dem Gebiete des Unterrichtes gestaltet sich ein solches Ver-

---

1) Les mots d'obéir et de commander sont proscrits de son Dictionnaire. lib II. p. 119. ed. Amsterdam. Il (le Gouverneur) ne doit point donner des préceptes, il doit les faire trouver, lib. I p. 33.



fahren ganz von selbst zu einer abenteuerlichen Heuristik,[1]) welche den Zögling zum vollkommenen Autodidakten machen will, nur damit er in jeder Beziehung den vollkommenen self-made-man vorstellen könne.

Aber das Versteckspiel, welches ein solches Verfahren mit sich bringt, ist leicht zu durchschauen. Der Hofmeister steht hinter den Coulissen und zieht an verborgenen Schnüren. Emil darf nur lernen, was der Hofmeister will, er darf nur lernen, wann und wie er will. Selbst jene Kenntniß, welche das Christenkind schon auf Mutterarmen empfängt, die Kenntniß Gottes, wird ihm bis zur Grenze des mündigen Alters vorenthalten, und er darf zunächst nur auf den unnatürlichsten Wegen dazu gelangen. Durch seine halsbrechenden Versuche, den Erzieher im positiven Sinne entbehrlich zu machen, liefert Rousseau den deutlichsten Beweis, daß das Unterfangen, aus der Kinderwelt ein ganz neues, in spontaner Entwicklung aufgewachsenes Menschengeschlecht hervorgehen zu lassen, ein Hirngespinst ist. Die Tradition ist nun einmal aus dem Leben der Menschheit nicht zu verbannen. Das ist die große Lehre, welche die nähere Betrachtung derartiger pädagogischer Verirrungen an die Hand gibt. Die Gegenwart steht nun einmal immer auf der Vergangenheit, die aufsteigende Generation auf ihrer Vorgängerin, der Zögling auf den Schultern seines Lehrers. Nachdem die Geschichte einmal in Gang gekommen, ist eine ganz neue, aus sich selbst erwachsene Welt eine Chimäre. Darum handelt es sich auch im Schulstreit nicht um eine Emancipation der Kinderwelt oder der Jugend, wie man uns oft glauben machen will; denn die Jugend wird immer abhängig bleiben. Es handelt sich vielmehr um die Frage,

1) Pour moi je ne prétens apprendre la Géométrie à Emile, c'est lui qui me l'apprendra; je chercherai les rapports et il les trouvera. lib. I. 255.

ob zwischen die durch Natur und Geschichte berechtigten Erzieher der Jugend sich eine andere Macht einschieben dürfe, um der aufsteigenden Generation ihren Typus aufzudrücken. Die durch Natur und Geschichte berechtigten Erziehungsmächte sind aber die Familie und die Kirche. Die Macht, die sich eindrängen will, nennt sich mit verschiedenen Namen, zuletzt ist es aber doch immer die herrschende politische Partei, die als lachende Erbin eintritt.

Graf Fried. Leopold von Stolberg sagt einmal: „es ist doch nicht der natürliche Weg, daß ein Volk von Unten her soll erleuchtet werden, von der Jugend“ (Janssen, Fried. Leopold Graf zu Stolberg. Freiburg 1877. S. 391). Diese Worte, welche der edle Graf allerdings bei einer andern Gelegenheit gesprochen hat, gelten in vollem Maße für den ganzen Bereich des Schulstreites. Soll die Naturordnung in der Welt gewahrt bleiben, so kann die wahre Erleuchtung und Erneuerung der Menschheit nur von Oben ausgehen. Dieses „von Oben“ wird aber nicht bloß im theologischen, sondern auch im socialen Sinne zu gelten haben. Wie die wahre Erneuerung der Menschheit Lebenskräfte aus der Höhe bringt, so wird sie auch social von den Höhen in die Niederungen herabsteigen, von den Vätern zu den Kindern, von den Erwachsenen zu den Unmündigen. Eine schöpferische Macht, welche die Menschen in ihren Tiefen ergreift und ihnen höhere Lebenskräfte mittheilt, hat nicht nothwendig, sich seitwärts einzuschleichen und, wie der Naturalismus erstrebt, durch die Schule in die Familie einzudringen. Sie schreitet von ihrer Höhe aus geraden Weges auf die Höhen der Gesellschaft zu. Das Christenthum, welches die wahre Erneuerung der Menschheit brachte, hat sich an die Erwachsenen gewendet, an diejenigen, welche über den Werth der ihnen angebotenen geistigen Güter urtheilen, für deren Annahme sich mit Freiheit entscheiden konnten. Das Christenthum hat christliche Völker und Familien gegründet, in welche nach der Ordnung der Natur Christen-

kinder hineinwuchsen. Ganz ohne Erschütterung des socialen Gefüges der Menschheit ist diese Umwandlung vor sich gegangen. Das allgemeine Gesetz, wornach nicht bloß das leibliche, sondern auch das geistige Brod den Kindern von den Eltern gebrochen wird, blieb in voller Geltung. Was erstrebt dagegen der culturkämpferische Naturalismus? Er will das christliche Haus von innen her auflösen und sich als geistigen Brodvater für die Kinder eindrängen. Wenn man nicht mit Phrasen den wahren Sachverhalt verkleistern und umreden will, so kann man sein Unterfangen nicht anders, denn als ein revolutionäres bezeichnen. Wenn es revolutionär ist, die Spitzen der Gesellschaft anzugreifen, so muß gewiß auch als revolutionär bezeichnet werden, was auf Zerstörung der Grundlage der Gesellschaft abzielt. Und die Grundlage der Gesellschaft ist die Familie.

Es ist der große Kunstgriff des Naturalismus, diesen Auflösungsproceß überall zu verschleiern, um vorgeben zu können, das Volk sei indifferent gegen alle Maßregeln, welche darauf abzielen, die geistige Einheit zwischen Kind und Eltern, die in jeder wahrhaft christlichen Familie besteht, zu sprengen.

M. K.

XVII.

Das Anwachsen der Socialdemokratie.

II.

In dem am 1. Juli d. Js. ausgegebenen Hefte (S. 78) brachten wir über die Reichstagswahlen vom 16. Juni einen Artikel mit obiger Ueberschrift, an dessen Schluß es hieß: „Ueber zwei Millionen socialdemokratischer Stimmen in protestantischen, noch keine hunderttausend in katholischen Gegenden, sicherlich noch keine hunderttausend von katholisch erzogenen Wählern selbst, das gehört auch zu den Früchten der — „Reformation“!

Dieser Satz wurde sofort von dem Berliner Organ der Freiconservativen, der „Post“, aufgegriffen und darauf die Exhortation an alle protestantischen Zeitungen gerichtet: „Kann der Protestantismus zu einem solchen Vorwurf schweigen?“

Heute, nach zweiwöchentlicher Umschau, haben wir indeß nicht gefunden, daß auch nur ein einziges namhaftes, conservatives, nationalliberales oder freisinniges Blatt jenem Appell Folge geleistet hätte; ja selbst die Organe des Evangelischen Bundes, wie Berliner „Reichsbote“, „Tägliche Rundschau“ (des Ex-Jesuiten Hoensbroech), „Magdeburgische Zeitung“ u. s. w. verschmähten es, dem mehr „freien“, als „conservativen“ Collegen beizustimmen. „Der Klügere gibt nach“, sagt ein altes Sprüchwort und es hieße doch wohl zu stark gegen die Notorietät verstoßen, wenn man gegen die obenerwähnte, die letzten Reichstagswahlen betreffende Thatsache, welche auf amtlichen Berichten beruht, einen Windmühlenkampf eröffnen wollte.

Andererseits bemühten sich dagegen katholische Zeitungen und Correspondenzen, den obigen allgemeinen Satz im Einzelnen, d. h. das starke Anwachsen der Socialdemokratie in Bezug auf einzelne Gegenden und Länder näher nachzuweisen.[1]) Das Bild, welches wir in Heft 1 dieses Bandes wegen der Kürze der Zeit nur in allgemeinen Umrissen malen konnten, wird dadurch höchst plastisch und entspricht es wohl auch der Wichtigkeit des Gegen-

---

1) In der „Augsb. Postzeitung" erschien eine Zusammenstellung der 48 bayerischen Wahlkreise, geordnet nach ihrem Procentsatz Katholiken und Protestanten. In 30 Wahlkreisen sind seit 1893 die socialdemokratischen Stimmen zurückgegangen, in 18 haben sie zugenommen. Von den 30 ersteren haben 29 vorwiegend katholische Bevölkerung, 25 mehr als 75 Procent Katholiken. Von den 18 letzteren haben 10 vorwiegend protestantische Bevölkerung, 5 starke prot. Minoritäten (49.1, 46.1, 43.4, 28.5, 18.3 pCt.) Die drei vorwiegend katholischen Wahlkreise mit socialdemokratischer Stimmenzunahme sind Kehlheim 239 (1893: 33), Aschaffenburg 1680 (1893: 1592), München II (+ 1274).

In der Hochburg des Liberalismus, der Rheinpfalz, hat die Socialdemokratie 10,732 Stimmen gewonnen. Der Stimmenzuwachs der Socialdemokratie in Bayern beträgt 10,771. Den hat also allein die Pfalz aufgebracht. Da noch in 12 anderen Wahlkreisen 14,351 socialdemokratische Stimmen mehr abgegeben wurden, hat die Socialdemokratie 14,312 Stimmen in den katholischen Wahlbezirken verloren.

Eine ähnliche Statistik besteht bereits für Württemberg. In den vier katholischen Wahlbezirken socialdemokratischer Stimmenrückgang, in den protestantischen 19,619 Zuwachs!

Daß es ähnlich in Norddeutschland, namentlich in den sächsischen Ländern, in Niederschlesien und Ostpreußen war, haben wir schon in unserm letzten Artikel nachgewiesen. Ermland mit zwei katholischen Wahlkreisen bildet bekanntlich eine katholische Oase im protestantischen Ostpreußen. Die „Elbinger Zeitung" wies ein geradezu ungeheures Anwachsen der Socialdemokratie in ausschließlich ländlichen Bezirken Ostpreußens nach, worauf die katholische „Ermländische Zeitung" feststellte, daß jene beiden katholischen Wahlkreise zusammen noch keine 300 (dreihundert) socialdemokratische Stimmen aufgebracht, die obendrein noch von Protestanten herrührten.

standes, wenn wir zur Illustration unseres Satzes hier noch einige Details aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands dem Leser bieten und daran einige allgemeine Reflexionen anschließen.

Beginnen wir wieder mit einem Blick auf die Reichshauptstadt Berlin, so ist es bei der Stichwahl den vereinigten „bürgerlichen" Parteien allerdings wohl gelungen, die rothen Brüder in zwei Wahlkreisen zu schlagen, so daß die Spreestadt jetzt durch drei Socialdemokraten und drei Freisinnige vertreten wird; allein es bleibt nichtsdestoweniger die Thatsache bestehen, daß bei der Hauptwahl am 16. Juni die Socialdemokratie die einzige Partei in Berlin war, deren Stimmen sich (gegen 4000 seit 1893) vermehrt hatten, während alle andern Parteien zurückgegangen waren. Die Socialdemokraten hatten am 16. Juni fast zwei Drittheile aller abgegebenen Stimmen aufgebracht und müßte somit Berlin bei entsprechend abgegrenzten Wahlkreisen sechs socialdemokratische Abgeordnete, statt drei aufweisen.

Außer Berlin sind bekanntlich diesmal fast alle übrigen „Haupt- und Residenzstädte" eine Domäne der Socialdemokratie geworden: Königsberg, Breslau, München (II), Dresden, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Braunschweig, Hannover, Weimar, Gotha, Reuß ältere und jüngere Linie. Ueberall hatte hier früher der Nationalliberalismus oder der Freisinn resp. Fortschritt regiert, ein Beweis, daß diese beiden Fraktionen niemals das gewesen waren, wofür sie sich ausgegeben hatten, eine Partei der „Intelligenz", daß sie vielmehr von jeher von der breiten Masse der minder gebildeten, nur damals zufriedenen, Bevölkerung getragen wurden. Zugleich ist damit auch der schlagende Beweis geliefert, daß der „Liberalismus" in allen seinen Nuancen die „Vorfrucht" der Socialdemokratie ist. Selbst München II spricht zum Theil für die Wahrheit dieses Satzes. Während des „Culturkampfes", d. h. so lange die kirchlichen Fragen im Vordergrunde standen, hatte in diesem Wahlkreise stets der Stadtpfarrer Dr. Westermayer (Centrum) die Majorität erzielt. Ihm zunächst kam an Stimmenzahl der „liberale" Candidat, dann erst der Socialdemokrat. Aber schon im Jahre 1884, als eine Stich-

wahl zwischen dem Centrumscandidaten und dem Socialdemokraten stattfand, verbanden sich die Nationalliberalen mit den letzteren und halfen so die bisherigen socialdemokratischen Siege in München II vorbereiten. München II ist überhaupt im ganzen deutschen Reiche der einzige ehemalige Centrumswahlkreis, welchen die Socialdemokraten (mit „liberaler“ Hilfe) erobert haben; von den übrigen 56 Mandaten, welche die Socialdemokraten gegenwärtig besitzen, kann man sagen, daß sie drei Viertheile der Linken (Nationalliberalismus und Freisinn) und nur ein Viertel der Rechten (Conservatismus und Freiconservatismus resp. Deutsche Reichspartei) abgejagt haben.

Daß aber letzteres überhaupt möglich war, d. h. daß auch in rein ländlichen Bezirken, die früher streng conservativ und in religiöser Beziehung „orthodox“ gewählt hatten, neuerdings Socialdemokraten als Sieger oder doch mit hoher Stimmenzahl hervorgehen konnten, beweist, daß auch die protestantische „Orthodoxie“ noch dem „Liberalismus“ mehr oder minder verwandt ist. In der That war ja auch die „Reformation“ vorwiegend „Liberalismus“ in religiöser und socialer Beziehung, wie der Bauernkrieg und die Streitigkeiten unter den lutherischen Theologen beweisen. Nur die Staatsgewalt hatte unter Anwendung äußeren Zwanges die Consequenzen des Protestantismus in Theorie und Praxis durch drei Jahrhunderte gehemmt; von dem Augenblicke an aber, wo der alte absolute Staat in einen constitutionellen Verfassungsstaat mit freigewählter Volksvertretung überging, wo die Bücher- und Zeitungscensur abgeschafft, die Wissenschaft und ihre Lehre für frei erklärt wurde, da verlor der Protestantismus seine Zwangsherrschaft und die „nova potentia“ wuchs aus ihm hervor.

Das Socialistengesetz, welches von 1878 bis 1890 in Geltung war und welches die socialistische Bewegung durch drakonische Bestimmungen gegen Preß- und Vereinsfreiheit gewaltthätig unterdrücken wollte, glich bald einem eisernen Pflaster auf einer eiternden Wunde; es wollte Zustände, wie sie im 16. Jahrhundert möglich waren, ja wie sie noch der absolute Staat im vorigen Jahrhundert ertragen hätte, dem constitutionellen Staatswesen einimpfen — ein Bestreben, das sich bald

als undurchführbar erwies. Die Staatsregierung wollte also, wie drei Jahrhunderte vorher, der freien Entwicklung der von den „Reformatoren“ ausgestreuten Saat Halt gebieten; aber sie war hierzu zu schwach, wie ihr u. A. der Abg. Jörg schon im Jahre 1878 vorausgesagt hatte.

Das führt wiederum zu einer interessanten Parallele zwischen Katholicismus und Protestantismus. Während letzterer nur im Banne staatlicher Protektion ein Scheinleben führen kann, erweist sich der Katholicismus jederzeit und überall als lebensfähig, gleichviel in welcher Staatsform und unter welchen Gesetzen er sich zu entwickeln hat. Er ist eben universell nach Zeit und Raum, gedeiht unter dem absoluten Königthum so gut, wie in der freien Republik und kann sogar, wie die Geschichte des Josephinismus in Oesterreich, oder die des letzten „Culturkampfs“ in Deutschland beweist, harte Gesetze gegen sich ergehen lassen. Auch die Freiheit der Wissenschaft ist ihm nur förderlich, während jede wissenschaftliche wie staatliche Freiheit für den Protestantismus auflösend wirkt.

Schon in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren unseres Jahrhunderts ist diese Parallele zwischen Katholicismus und Protestantismus öfters gezogen worden von Görres, Ludwig Clarus, Wiseman, Dupanloup u. A. m. Würden diese Geistesheroen die thatsächliche Entwicklung des Protestantismus zur „nova potentia“, die sie nur ahnten, selbst erlebt haben, so würden sie in ihrem Bestreben, im Gesammtleben der Völker ein geistiges Gesetz zu erspähen, nicht verfehlt haben, aufs Neue zu erklären: „Nur eine Norm gibt Leben und Gedeihen der menschlichen Gesellschaft in geistiger wie in materieller Beziehung: die von Christus gestiftete apostolische Kirche. Alles, was von dieser Norm abweicht, geräth in Verwirrung, Auflösung und Tod; es gleicht dem Zweige, der vom grünenden Baum losgebrochen wird“.

Bekanntlich hat der Cardinal Wiseman schon vor Jahrzehnten erklärt, der „letzte Streit“ zwischen Katholicismus und Protestantismus werde nicht im Schatten seiner Kathedrale, d. h. in England, sondern „auf märkischem Sande“ ausgekämpft werden. Ohne vielleicht das Wort des englischen Kirchenfürsten zu kennen, hatte Fürst Bismarck dasselbe mit seinen „staats-

katholischen", „altkatholischen", protestantisch-„orthodox", „vermittelnden" und „freisinnigen" Bundesgenossen einlösen wollen; man schritt zum „Culturkampfe" gegen die apostolische Kirche unter Freigabe der protestantischen „Kirche" und die Antwort sind — zwei Millionen socialdemokratischer Stimmen gerade in denjenigen Gegenden, welchen das „Licht des Evangeliums", zu dessen Ausbreitung über Gesammt-Deutschland der Kampf unternommen worden war, bereits seit dreihundert Jahren geleuchtet hatte!

Wäre der culturkämpferischen Coalition der Coup gelungen und hätte man, wie Fürst Bismarck es vorhatte, „das Werk Luthers in Deutschland vollendet", d. h. ganz Deutschland protestantisirt, dann wäre das Uebel noch schlimmer geworden und Gesammt-Deutschland würde mit der Zeit ein Raub der revolutionären Bestrebungen werden. Und wäre das katholische Centrum aus dem Reichstage verschwunden, welche Coalition protestantischer Abgeordneter ohne das Centrum wäre wohl stark genug, der wachsenden Revolution mit Erfolg entgegenzutreten?

Man solle doch nicht glauben, daß die Socialdemokratie, selbst wenn sie einmal die Majorität im Reichstage erlangte, dann gemessenere Bahnen einschlagen und zu einer ernsthaften Reformpartei unter Anerkennung der christlichen Grundsätze über Besitz, Eigenthum und Standesunterschiede sich umwandeln würde.

Soeben lesen wir bezüglich dieser Frage folgende, auch socialpolitische Heilmittel proponirende Ausführungen in der „Agrar- u. Socialpolitischen Correspondenz" von H. Bauer:

„Widerstandskraft gegen die Socialdemokratie haben nur jene Parteien gezeigt, welche sich auf überzeugungstreue christliche Wähler, insbesondere aus den Kreisen der Landbevölkerung, stützen können, so das Centrum und die Conservativen, wie die Hauptwahl am 16. Juni cur. klar erwiesen. Die katholische Landbevölkerung hat sich den socialdemokratischen Verlockungen gegenüber am abweisendsten erwiesen, dann jener Theil der evangelischen Landbewohner, denen es noch mit ihrem Christenglauben ernst ist, und denen durch die christlichen Bauernkorporationen, wie z. B. Bauernvereine, Bund der

Landwirthe, ein gewisser Corpsgeist anerzogen wurde. Der christliche Bauer ist der zielbewußte Gegner des Umsturzes und seiner Verkünder, und je fester der Bauer auf seinem ererbten Grund und Boden sitzt, um so widerstandsfähiger erweist er sich gegen die Socialdemokratie. Diese Thatsache lehren die Reichstagswahlen auf das Klärlichste, und sie wird, das hoffen wir, von den maßgebenden Stellen gewürdigt werden, dadurch daß alle möglichen Mittel angewandt werden, um die Landwirthschaft nicht nur vor weiterer Schädigung zu bewahren, sondern besonders durch durchgreifende Unterstützung zu heben und zum festesten Staatsbollwerk — ebenso auch das Kleingewerbe auszugestalten. . . .

„Manche politischen Parteien, insbesondere die dem Manchesterthum huldigenden, geben sich den Anschein, an eine ‚Mauserung‘ der socialdemokratischen Partei, an eine Umwandlung in eine große radikale Reformpartei, zu glauben, die man als gleichberechtigt, ja sogar als bündnißfähig betrachten kann. Wir möchten diesen optimistischen bürgerlichen Parteien nicht unterschieben, sie handelten mit der Verbreitung dieser Ansicht in ihrer Presse nicht guten Glaubens. Wir constatiren nur die Thatsache. Hervorragende katholische Socialpolitiker, wie der Abg. Professor Dr. Hitze, Baron Vogelsang, Pater Weiß und andere denken über die ‚Mauserung‘ und die Möglichkeit der Umwandlung der Socialdemokratie in eine radikale Reformpartei ganz anders. . . Die Socialdemokratie will eine revolutionäre Partei bleiben, und selbst wenn sie, wie vor den Wahlen geschehen, ihr Programm, das in politischer Beziehung die Republik, in religiöser den Atheismus und in wirthschaftlicher Beziehung den Communismus fordert, in die Tasche steckt und sich als Reformpartei aufspielt, so kann dies verständige und ehrliche Politiker nicht irre führen.

„Wir wollen mit obigen Ausführungen natürlich nicht etwa dafür Stimmung machen, die Reformen in Bezug auf die Lage der gewerblichen Arbeiter zu inhibiren. Das liegt uns fern. Wir sprechen aber die Ansicht aus, daß uns durchgreifende Reformen zur Hebung der Landwirthschaft und des Kleingewerbes dringlicher erscheinen, weil es sich hier um noch leidlich feste Bollwerke gegen die revolutionäre Umsturzpartei

handelt, deren Erhaltung im eminenten Interesse des Staates und der Religion liegt. Von den socialdemokratisch verseuchten Massen führen wir noch nicht den zehnten Theil zu der Auffassung des heutigen, des christlich-monarchischen Staates zurück — selbst wenn wir im Wesentlichen alle ihre wirthschaftlichen Forderungen unterstützen wollten, was ja gänzlich unmöglich ist. Die socialdemokratische Partei stellt sich, wie der selige Centrumsführer Dr. August Reichensperger, der dem Schreiber dieses sehr nahe stand, so oft ausführte, ganz von selbst (durch ihr Programm) außerhalb des Gesetzes, und da dem ‚Wollenden niemals Unrecht geschieht', so könnten sich die Umstürzler eigentlich nicht einmal beklagen, wenn ihnen alle die Wohlthaten des gegenwärtigen Staates versagt werden sollten. Aber soweit möchten wir nicht einmal gehen.

„Was wir fordern, ist ein Zusammenstehen aller christlichen Elemente im Staate gegen die Socialdemokratie — insbesondere bei allen möglichen Wahlen, gleichermaßen aber gegen die Vorfurcht der Umsturzpartei, den manchesterlichen, atheistischen Liberalismus in allen seinen Schattierungen. Die maßgebenden Gesichtspunkte bei den dringend nothwendigen Maßnahmen gegen die internationale Socialdemokratie ‚Abteilung Deutsches Reich', sollen die folgenden sein: 1. Volle Freiheit der christlichen Confessionen; Ausbreitung des katholischen Ordenswesens, insbesondere des Jesuitenordens. 2. Christlicher Aufbau des höheren wie des niederen Schulwesens; Bestrafung der öffentlichen sogen. ‚wissenschaftlichen' Gottesleugnung. 3. Ausbau einer wahren Arbeiterschutzgesetzgebung unter Zugrundelegung der Organisation von Arbeitgeber und Arbeitnehmer. 4. Organisation unserer verfassungsmäßig aufgelösten Gesellschaft nach Berufsständen. 5. Schutz und Förderung insbesondere der Landwirthschaft und des Handwerks gegenüber dem Ueberwuchern von Industrie und Handel. 6. Neben dem Vorstehenden aber auch klare gesetzliche Ausnahmebestimmungen zum Schutze des christlichen Staates gegen jene, die selbst eine Ausnahmestellung zum Sturze von Thron und Altar eingenommen haben".

So Herr Bauer. Ob bezüglich des letzten Punktes Nr. 6 die Centrumsfraktion mit Herrn Bauer sich einverstanden er-

klären wird, erscheint uns zweifelhaft. Nach unserer Meinung sind die religiösen Interessen durch das allgemeine Strafgesetz, also durch gemeines Recht, genügend geschützt und bedarf es hinsichtlich derselben keiner Ausnahmegesetze, auch nicht gegenüber der Socialdemokratie.

So viel steht schon jetzt fest: Tonangebend in dem Feldzuge gegen die Socialdemokratie kann nur der Katholicismus auf literarischem Gebiete wie im praktischen Leben, nur das Centrum im Parlamente werden, wie unsere katholischen Socialpolitiker seit den Tagen des Bischofs v. Ketteler und des Gesellenvaters Kolping zuerst im modernen Deutschland die Arbeiterfrage öffentlich erörterten und wie auch das Centrum des Deutschen Reichstags noch vor dem Socialistengesetz den Arbeitern geistigen und materiellen Schutz zu gewähren sich bemühte. Die Haltung der protestantischen sogenannten „socialpolitischen Pastoren" Göhre, Naumann und Genossen war bei der Unsicherheit des Bodens, auf dem sie fußten, d. h. des „Evangeliums", zuletzt eine solche, daß selbst ihre kirchliche Oberbehörde, der Oberkirchenrath auf den Verdacht kam, jene „Diener am Wort" könnten nach und nach gänzlich ins Lager der Socialdemokraten übertreten. In dieser Befürchtung wurde ihre literarische und rhetorische Wirksamkeit eingeschränkt, zuletzt behördlich untersagt. Das weite, mit den christlichen Principien absolut unverträgliche Entgegenkommen, welches diese Pastoren gegenüber der Socialdemokratie bekundeten, veranlaßte uns schon im Jahre 1895 in Band 116, Seite 774 dieser Blätter einen Artikel mit der Ueberschrift: „Die socialdemokratischen Prediger" zu schreiben. Inzwischen hat der preußische Evangelische Oberkirchenrath unsere Auffassung bestätigt. Die meisten jener Prediger hatten in falscher Popularitätshascherei es lediglich darauf abgesehen, den Arbeitern zu schmeicheln, sie nannten die Bestrebungen der Socialdemokratie „edel" und „der Unterstützung würdig"; sie, die Prediger der Religion des Kreuzes und der Armuth, warfen einen neidischen Blick nicht nur auf die Fabrikherren, sondern selbst auf die „Junker" in der Landwirthschaft.

Der wirklich christliche Prediger, also der katholische Priester, wird gewiß auch, ja zuallererst den Arbeit*geber* an seine

Pflichten gegenüber den Arbeitnehmern erinnern. Der katholische Priester macht zunächst keinen Unterschied zwischen Herr und Knecht, die unsterbliche Seele des letzteren wiegt ihm so viel als die des ersteren; beide, der Arbeitgeber wie der Arbeiter, werden in der katholischen Kirche an ihre gegenseitigen Pflichten erinnert, wohl auf Grund des „Evangeliums", aber eines solchen, das in dem Beispiele Christi und der Apostel, die in Armuth und Entsagung geboren, gelebt und gestorben sind, seine unzweideutige Auslegung findet. Und — was die Hauptsache ist — die Lehre von Christi Person ist in der katholischen Kirche jeder willkürlichen Deutung entrückt. Nur der Glaube an die Gottheit Christi kann den menschlichen Willen beherrschen, Begier und Leidenschaften zügeln bei Armen und Reichen. Dadurch erst wird die Nachfolge Christi in Werken lebendig, d. h. die Zufriedenheit mit jeglicher Lebenslage beginnt beim Menschen sich zu entfalten, während eine bloße Verehrung vor der Person des „besten aller Menschen", selbst eine Schwärmerei vor der großen, aber nicht göttlichen Persönlichkeit Christi keinerlei Unzufriedenheit im praktischen Leben zu bannen vermag Die rein philosophische Resignation auf irdische Güter und Freuden, die schon an sich hohl und leer ist — „quod et Crates fecit philosophus", sagt von ihr das römische Brevier nach dem hl. Hieronymus —, ist einem irreligiösen Volksgemüth unbekannt. Sobald aber der Glaube an Christus den Gottmenschen und seine göttlich-menschliche Institution, die Kirche, schwindet, so erstarkt zugleich der Glaube an die irreligiösen Dogmen, welche eine oberflächliche Naturwissenschaft durch Popularisirung den Massen beizubringen sucht, ein Irrglaube, der, wie uns Göhre versichert, in der protestantischen Bevölkerung eine erschreckend große Zahl von Opfern fortwährend fordert. Der katholische Arbeiter dagegen weist nicht nur diesen Wahn als eine leichte Versuchung zurück, er vermehrt auch seinen nicht durch irgend einen Menschen, sondern durch die Kirche ihm garantirten Christusglauben durch die Ueberzeugung von der fortwährenden unsichtbaren Allgegenwart Gottes und ausgleichenden Gerechtigkeit. Selbst wenn er nicht wie Shakespeare öfters denken würde:

„Das Unsichtbare nur ist Wirklichkeit,
Und was das Auge sieht, ist Alles Traum!“

so weiß er doch, daß über dem Reichen so gut wie über ihm eine Vorsehung waltet, die zu jenem wie zu ihm einst sagen wird: „Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung!“ In seinem kleinen Kreise weiß er sich so gut wie jener als Mitglied der christlichen Republik auf dem ganzen Erdenrunde und er weiß, daß das wahre Glück auf Erden nicht in den irdischen Dingen selbst, sondern in ihrer richtigen Auffassung liegt. Jeder Arbeiter, der die richtige christliche Auffassung des Erdenlebens besitzt, ist glücklicher, als jeder Arbeitgeber, dem es an dieser Auffassung gebricht.

Daß diese Auffassung nur im Katholicismus zu einer wirksamen, das praktische Leben regelnden Ueberzeugung gelangt, haben gerade unsere maßgebenden protestantischen Socialpolitiker längst erkannt, weßhalb sie schon seit Jahrzehnten, seitdem die sociale Frage eine ernstere Gestalt anzunehmen begann, eine Annäherung an katholische Schriftsteller herbeizuführen suchten.

Daß schon der Jude Lassalle eine Verbindung mit Bischof von Ketteler erstrebte, möge nur nebenbei erwähnt werden. Auch wenn Lassalle länger gelebt hätte, wäre eine innere Association zwischen ihm und dem katholischen Socialpolitiker unmöglich gewesen, denn Lassalle war ein Egoist à la Boulanger, Parnell u. s. w., der zuerst nur *sein* Wohlleben und dann erst das der Massen im Auge hatte.

Aber die *ernsthaften protestantischen* Socialpolitiker, wie Pastor Todt, M. A. Niendorf, Otto Glagau, Rudolph Meyer u. s. w. suchten schon Anfangs der siebziger Jahre in enge Verbindung mit der katholischen Presse zu gelangen, obschon letztere gerade damals in Folge der „Culturkampfs“-Hetze fast bei allen Protestanten verfehmt war. Otto Glagau gründete damals die Zeitschrift „Der Culturkämpfer“, welche fast ausschließlich von Katholiken gelesen wurde; Rudolph Meyer wurde neben Baron von Vogelsang (dem Convertiten) socialpolitischer Mitarbeiter des Wiener „Vaterland“, der Berliner „Germania“, der „Christlich socialen Blätter“ u s. w. Sie alle haben hundertmal erklärt, daß nur auf katholischem Boden

eine wirksame Socialpolitik sowohl für Arbeitgeber wie Arbeitnehmer sich betreiben lasse. Selbst Herr Stöcker scheint dies zu begreifen, denn er ahmt den katholischen Socialpolitikern wenigstens in der Methode vieles nach, wenn er auch als echter Jünger Luthers selten eine Gelegenheit vorübergehen läßt, um den Katholicismus als solchen zu befehden. Vor Allem möchte Herr Stöcker gern ein protestantisches „Centrum" im Reichstag und Landtag gründen, aber das theilnahmslose protestantische Volk läßt ihn fortwährend allein als General ohne Armee in die Parlamente einziehen. Von oben nicht verstanden, ja verfolgt, nach unten ohne Anhang, von seines Gleichen als „Schwarmgeist" isolirt, wird Herr Stöcker immer mehr zu einer bedeutungslosen Persönlichkeit, während er es auf katholischem Boden zu einem der einflußreichsten Männer der Gegenwart gebracht hätte. Im Katholicismus kann Niemand „kalt gestellt" werden, weil die katholische Bevölkerung einen solchen Akt nicht ratificirt.

Die Socialdemokraten wissen diese Thatsache zu würdigen. Vor einem einzigen katholischen Kaplan haben sie mehr Respekt, als vor einer Versammlung voller Stöcker. Wer hiervon nicht durch die S. 82 citirte Aeußerung des socialdemokratischen Abgeordneten Kapell überzeugt wird, der lese sich die Verhandlungen des letzten, vor drei Jahren stattgehabten socialdemokratischen Parteitages zu Breslau nach. Dort sagte ein Redner geradezu: „Wenn Deutschland noch ganz katholisch wäre, hätten wir wohl nicht einen einzigen Sitz im Reichstage!"

Die Nutzanwendung möge sich jeder deutsche Staatsbürger selbst machen. Zum Mindesten wird sich jeder sagen müssen: Durch Hintenansetzung oder gar durch Befehdung des Katholicismus wird Deutschland nicht regenerirt!

P. M.

XVIII.

Zur Währungsfrage.

Ueber keine wirthschaftliche Frage herrscht ein so erbitterter Streit, als über die Währungsfrage. Hier Goldwährung, dort Doppelwährung: ist das Feldgeschrei der politischen Parteien seit Jahrzehnten. In den letzten Jahren hat die Goldwährungspartei Oberwasser gewonnen. Der Uebergang von Rußland und Indien ins Goldwährungslager hat das Zünglein an der Wage sehr zu Ungunsten der Doppelwährung gestaltet. Die Anträge der Herren Kardorff und Arendt, der Hauptvertreter des Bimetallismus im Reichstage und im preußischen Abgeordnetenhause, wurden in den letzten Sessionen nicht mehr ernst genommen. Die Goldwährung gilt in Deutschland zur Zeit als unantastbar. Die Agrarier und der Bund der Landwirthe haben zwar die Doppelwährung in ihren Programmen, aber in den Vertretungskörpern nehmen sie, sobald die Frage der praktischen Durchführung an sie herantritt, eine sehr unsichere Haltung ein. In den Volksversammlungen wird der Bimetallismus noch als Allheilmittel gepriesen, die Tonart in den Parlamenten ist dagegen sehr herabgestimmt.

Jetzt, wo die Goldwährung in Deutschland eine gewisse Festigung erlangt hat und die Währungsfrage überhaupt wenig mehr in den Vordergrund tritt, war es Zeit, daß auch die geschichtliche Betrachtung einsetzte. Dies geschah in einem Werke von zwei stattlichen Bänden durch einen jungen, begabten, für die Goldwährung begeisterten Gelehrten Karl Helfferich[1])

1) Geschichte der deutschen Geldreform. Leipzig, Verlag von Dunker & Humblot. 1898. SS. 474. Beiträge zur Geschichte der deutschen Geldreform. Ebendaselbst 1898. SS. 509.

in Berlin. Der Verfasser hebt mit Recht hervor, daß die deutsche Geldreform eines der interessantesten und wichtigsten Ereignisse der neueren Wirthschaftsgeschichte ist. Für Deutschland selbst brachte sie an Stelle einer Vielheit von theilweise mangelhaften Geldsystemen eine einheitliche und wohlgeordnete Geldverfassung. Für die ganze Welt bedeutete sie den Angelpunkt einer gewaltigen Verschiebung der Währungsverhältnisse. Aber auch abgesehen hievon ist sie eine der größten finanziellen und wirthschaftlichen Operationen, welche jemals von einem Staate unternommen und planmäßig durchgeführt wurden. Die Darstellung der gesetzlichen und praktischen Durchführung der deutschen Geldreform ist deßhalb ein hervorragendes wirthschaftliches Thema, welches in Helfferich einen gewandten und befähigten Autor gefunden hat. Er hat die Aufgabe mit Energie in Angriff genommen und hat sie mit Glück und Geschick gelöst. Es liegt ein mit allen einschlägigen Materialien ausgestattetes Werk vor, welches einen klaren Einblick in die währungspolitische Entwicklung der letzten 25 Jahre gewährt. Der Verfasser hat einem wissenschaftlichen und praktischen Bedürfnisse genügt. Sein Werk ist Jedem unentbehrlich, welcher in der Währungsfrage Orientirung sucht und sich ein selbständiges Urtheil bilden will.

Der Verfasser hatte das Glück, aus amtlichen Quellen schöpfen zu können. Staatssekretär Graf von Posadowsky-Wehner stellte Hrn. Dr. Helfferich das werthvolle Material des Bundesrathes zur Verfügung. Noch wichtiger war, daß die Reichsbank dem Verfasser nicht blos die Benutzung der die ganze Fachliteratur umfassenden Bibliothek gestattete, sondern ihm auch einen Theil des in der statistischen Abtheilung der Reichsbank verarbeiteten Materials anvertraute und den Einblick in die Akten über die für das Reich bewirkten Silberverkäufe und Goldbeschaffungen gewährte.

Eine Fülle von Aufklärungen und interessanten Mittheilungen erhielt Dr. Helfferich von dem früheren Präsidenten des Reichskanzleramtes Rudolf van Delbrück. Dazu erhielt der Verfasser wichtige Materialien von zwei Männern, welche in der deutschen Währungsfrage literarisch eingegriffen haben, von Ludwig Bamberger und von dem Göttinger Professor Soet-

beer. Helfferich konnte nämlich die Briefe benützen, welche der im Jahre 1892 verstorbene Adolf Soetbeer in den Jahren 1876—92 in Sachen der Münzreform an Bamberger geschrieben hat. Das reiche amtliche und außeramtliche Material hat Helfferich ausführlich verwerthet im zweiten Bande, während der erste Band eine klare und übersichtliche Geschichte der deutschen Geldreform bietet. Wer sich kurz über die währungspolitische Entwicklung seit dem Abschlusse des deutsch-französischen Krieges informiren will, wird im ersten Bande alles Nöthige finden. Wer aber das urkundliche, statistische Material kennen lernen und darnach ein selbständiges Urtheil sich bilden will, wird auch nach dem zweiten Bande greifen müssen.

Die deutsche Geldreform hatte mehrere kritische Stadien zu überwinden. Im Jahre 1879, als Fürst Bismarck die Einstellung der Silberverkäufe anordnete, glaubte man allgemein, die Durchführung der Goldwährung sei gescheitert. Die Goldwährungsvertreter waren tief beunruhigt und entmuthigt, die Bimetallisten aller Länder hielten ihre Zeit für gekommen. Aber die vorsichtige Haltung des damaligen Reichsbankpräsidenten von Dechend wußte die schwierige Situation zu überwinden. Fürst Bismarck gab zwar in der Reichstagssitzung vom 19. Juni 1879 dem Interpellanten Bamberger eine formelle Absage, aber auch die Bimetallisten wurden ohne Zusage gelassen. Im Gegentheil constatirte Bismarck ausdrücklich, daß die Einstellung der Silberverkäufe keinen Schritt zu einer Aenderung der Münzgesetzgebung im Sinne des Bimetallismus bedeute. Reichsbankpräsident Dechend war offenbar der Ansicht, die Reform des deutschen Geldwesens sei soweit vorgeschritten, daß die Rücksicht auf die Sicherheit der Reform keine weiteren Silbereinziehungen, welche mit Verlusten von vielen Millionen verbunden waren, mehr erfordere. Bismarck, welcher mehr für Doppelwährung sich engagirt hatte, namentlich in einer Unterredung mit dem amerikanischen Senator Kelley im Juli 1879, zog sich bald von der Währungsfrage ganz zurück und überließ alle Verantwortung dem Reichsbankpräsidenten und dem Staatssekretär Scholz, welcher ein eifriger Vertreter der Goldwährung war.

Mit der Einstellung der Silberverkäufe hat die eigentliche

Geldreform ihr Ende erreicht. Seither hat sich die Reichsregierung auf Maßregeln zur Erhaltung des bestehenden Münzumlaufes beschränkt. Als eine Fortsetzung des Reformwerkes bezeichnet Helfferich nur zwei inzwischen erfolgte Schritte: den Verkauf eines Theiles der bei der Einstellung der Silberverkäufe dem Reich verbliebenen Silberbarren an die ägyptische Regierung (1884—85) und die Abschiebung von 26 Millionen Mark österreichischer Thaler an ihr Ursprungsland (1892—94). Die ersten Jahre nach Einstellung der Silberverkäufe waren noch sehr kritischer Natur wegen Rückganges der Goldgewinnung. Sie belief sich im Jahresdurchschnitte in dem Jahrzehnt 1870—1880 auf 173000 kg gegen 195000 kg in den beiden Jahrzehnten 1851—1870. Die Goldproduktion erreichte ihren tiefsten Punkt im Jahre 1883 mit nur 148584 kg. Damals gebrauchte Fürst Bismarck das Gleichniß von der zu engen Golddecke, an welcher zu Viele zerren.

Diese Concurrenten um die Golddecke waren hauptsächlich die Vereinigten Staaten, Indien und Italien. Gerade im Jahre 1879 erfolgte in Nordamerika die Aufnahme der Baarzahlungen, so daß ein großer Theil des in Amerika gewonnenen Goldes nicht mehr, wie seither, nach Europa abfloß, sondern in den Vereinigten Staaten selbst Verwendung fand. Eine Reihe von günstigen Ernten setzte die Unionsstaaten gleichzeitig in Stand, in einzelnen Jahren große Summen Goldes aus Europa zu ziehen. Während bis zum Jahre 1876 ununterbrochen große Goldmengen aus den Vereinigten Staaten ausgeführt wurden, verzeichnete das Jahr 1880 eine Mehreinfuhr von 77 Millionen, das Jahr 1881 eine Mehreinfuhr von $97^1/_2$ Millionen Dollars.

Gleichzeitig wurde die indische Goldeinfuhr sehr erheblich. Während sie im Jahresdurchschnitt des Jahrzehntes 1870—1880 nur 15 Millionen betragen hatte, hob sie sich 1883/84 auf $54^1/_2$ Millionen Rupien. Zu gleicher Zeit ging Italien zur Goldwährung über und nahm eine Metallanleihe von 644 Millionen Lire auf, von denen in den Jahren 1881—83 mehr als 400 Millionen in Gold geliefert wurden. Durch diese ungünstig zusammentreffenden Umstände wurde Deutschland viel Gold entzogen. Die Jahre 1880 bis 1884 zeigten einen be-

deutenden Goldabfluß und die Goldprägungen verringerten sich in bedenklicher Weise (1883 nur 13 Millionen, 1885 gar nur 8 Millionen). Der durchschnittliche Goldbestand der Reichsbank betrug 1875 gegen 495 Millionen Mark, war aber 1878 bereits auf 207 Millionen Mark gesunken. Er bezifferte sich am 14. September 1880 nur mehr auf 186 Millionen. Die Reichsbank sah sich gezwungen, im Oktober 1880 den Diskontsatz auf 5 %, im Oktober 1881 auf 5½ % und im Februar 1882 auf 6 % zu erhöhen. Die Diskonterhöhung konnte die Goldausfuhr nicht verhindern. Die Reichsbank war genöthigt, Gold für Exportzwecke in Bremen und Hamburg zu verweigern und die Verabfolgung von Gold auf die Hauptbank in Berlin zu beschränken. Der Ankaufspreis für Gold wurde im Jahre 1879 von 1392 Mark auf 1393½ pro Pfund fein erhöht, um Gold ins Land zu locken: die Silberthaler, welche der Reichsbank zufloßen, wurden möglichst rasch wieder in Verkehr gebracht. Die Fortsetzung der Goldzahlungen und damit die Stabilität der Valuta schien im hohen Grade gefährdet. In einer Denkschrift, welche vom Reichsbankpräsidenten Dechend herrührte und im April 1882 anonym in der „Nordd. Allg. Zeitung“ zur Veröffentlichung gelangte, hieß es: „Die Verwaltung der Reichsbank ist genöthigt gewesen, die Einlösung ihrer Noten in Gold auf die Hauptbank zu beschränken und Diskonterhöhungen eintreten zu lassen, welche recht gut hätten vermieden werden können, wenn sie nicht mit ängstlicher Sorgfalt über ihren Goldschatz wachen müßte. Das ist kein auf die Länge der Zeit haltbarer Zustand, er muß auf die eine oder andere Weise bald geändert werden, wenn die wirthschaftliche Lage des Landes nicht darunter leiden soll“.

Die Zeit für die Verwirklichung des Bimetallismus schien gekommen. Aber der Reichsbankpräsident Dechend wollte nur eine internationale, alle Länder umfassende Doppelwährung, was aber England verhinderte. Die Münzconferenz zu Paris im Jahre 1881 verlief deßhalb resultatlos. Die deutsche Reichsregierung nahm eine zuwartende Stellung ein, „der status quo sei für Deutschland durchaus erträglich“, erklärte Geheimrath Schraut im April 1882 dem Reichstage. Fürst Bismarck schien allerdings mehr den Bimetallismus zu begünstigen, aber

er scheute vor direktem Eingreifen zurück. Immerhin brachten seine bekannten Sympathien für Kardorff's bimetallistische Agitation ein Jahre langes Schwanken in die Haltung der Reichsregierung. Als Kardorff zu Beginn des Jahres 1885 im Reichstage eine Resolution einbrachte, durch welche die Reichs-Regierung aufgefordert wurde, zur Einberufung einer internationalen Währungsconferenz die Initiative zu ergreifen, schien der Erfolg für die bimetallistische Strömung gesichert. Aber Windthorst ging mit einem Theile des Centrums ins Goldwährungslager über und brachte mit schwacher Mehrheit den Kardorff'schen Antrag zum Falle. Jetzt ermannte sich auch die Regierung zu einer entschiedenen Stellungnahme, Staatssekretär Scholz bekam Oberwasser über die bimetallistischen Freunde in der Umgebung Bismarcks und konnte am 22. Januar 1886 die Kardorff'schen Ausführungen zu Gunsten der Doppelwährung im Reichstage energisch zurückweisen. „Die rechtzeitige Einführung der Goldwährung gereiche der Reichsregierung zu hohem Ruhme", äußerte Scholz.

Damit war die entschiedene Wendung zu Gunsten der Goldwährung eingetreten. Zu gleicher Zeit nahm die Goldgewinnung wieder einen ganz unerwarteten Aufschwung, sie stieg von 148.584 kg im Jahre 1883 auf 185.800 kg im Jahre 1889, auf 220.900 kg im Jahre 1892, auf 316.000 kg im Jahre 1896 und wurde im Vorjahre (1897) auf 350.000 kg geschätzt. Die zu enge Golddecke ist der Goldüberfülle gewichen. Der Goldbergbau, welchem Professor Eduard Sueß in Wien jede Zukunft abgesprochen hatte, wurde durch die Entwicklung der metallurgischen Technik auf durchaus sichere Grundlage gestellt. Die Art des Betriebes der Goldgewinnung läßt nur einen allmähligen Abbau zu und schließt Raubbau aus, wie er bei der Ausbeutung von Schwemmlanden möglich ist.

Interessant sind die Zahlen, welche Helfferich über die währungspolitische Entwicklung in den letzten 12 Jahren gibt. Noch im Jahre 1885 konnte die Reichsbank beträchtliche Goldmengen erwerben. Während ihre Goldankäufe im Jahr 1884 auf 13½ Millionen gesunken waren, beliefen sie sich 1885 bereits auf rund 130 Millionen und stiegen ununterbrochen bis auf 236 Millionen im Jahre 1888. Im Ganzen beliefen

sich die Goldankäufe der Deutschen Reichsbank in den elf Jahren von 1885 bis 1896 auf 1½ Milliarden Mark, welche größtentheils ausgemünzt wurden. Die Neuprägungen von Reichsgoldmünzen bezifferten sich von 1885 bis Ende 1896 auf 1182 Millionen Mark. Der Bestand der Reichsbank an Goldbarren und Goldsorten hob sich von 72 Millionen zu Beginn des Jahres 1885 auf 314½ Millionen zu Ende des Jahres 1896. Auch wenn man die in den Jahren 1885—1896 eingeschmolzenen und exportirten Reichsgoldmünzen abrechnet, ergibt sich eine Vermehrung des deutschen Goldgeldvorraths von 1650 auf 2850 Millionen Mark, also eine Vermehrung von fast drei Viertel.

Während das Silbergeld bis 1885 gegen 36 Prozent des gesammten deutschen Geldbestandes ausmachte, hat sich sein Antheil heute auf 22 Prozent vermindert. Mehr als drei Viertel des gesammten deutschen (Metall-) Geldbestandes kommen heute auf das Gold. Damit hat der unverkaufte Thalerrest, welcher von 1879—1885 eine ständige Bedrohung für die deutsche Valuta bildete, seine Gefährlichkeit verloren.

Die Währungsschwierigkeiten zeigten sich in den letzten Jahren in Folge einer unglücklichen Parteigesetzgebung am stärksten in Nordamerika. Von dorther werden immer erneute Anstrengungen zu Gunsten der Doppelwährung gemacht, aber ohne praktischen Erfolg. Eine Münzconferenz in Brüssel ging im August 1892 resultatlos auseinander. Der Silberpreis, welcher zwei Jahre vorher, im August 1890, künstlich auf 54 durch die amerikanische Spekulation getrieben worden war, sank nach der Brüsseler Conferenz auf 37, und als im November 1893 die Shermanbill suspendirt werden mußte, sogar auf 27. Diese katastrophenartige Entwicklung rief in Deutschland nochmals eine bimetallistische Bewegung hervor, deren Resultat war, daß am 16. Februar 1895 der Reichstag mit großer Mehrheit beschloß, die Reichsregierung aufzufordern, eine Münzconferenz behufs internationaler Regelung der Währungsfrage einzuberufen. Der Bundesrath lehnte am 26. Januar 1896 diesen Beschluß des Reichstages ab, da England auch jetzt sich weigerte, an seiner Goldwährung rütteln zu lassen. Ein erneuter Versuch, welchen der nordamerikanische Präsident Mac Kinley machte,

um ein bimetallistisches Abkommen mit den Goldstaaten Europas zu erzielen, scheiterte schon in seinen Anfängen. Die amerikanische Mission mußte unverrichteter Dinge heimkehren. Die bimetallistische Bewegung kann als dauernd unterlegen bezeichnet werden.

Rußland ist nach langen Vorbereitungen im Laufe der Jahre 1896—97 zur Goldwährung übergegangen. Bereits seit 1894 hält sich der Rubelcurs in Berlin innerhalb geringer Schwankungen. Die neue Parität ist 2,16 Mk. pro Rubel. Oesterreich-Ungarn hat zwar die Baarzahlungen in Gold noch nicht aufgenommen, aber praktisch hat es seine Valuta gleichfalls auf der neuen Parität von 1,70 Mk. pro Gulden befestigt. Die Einstellung der indischen Silberprägungen hat den Erfolg gehabt, den Curs der Rupie auf 16 ₰ zu steigern, nachdem er auf 12½ ₰ gesunken war. Gleichzeitig mit Rußland ist auch Japan zur Goldwährung übergegangen. Nordamerika wird genöthigt sein, die Valuta neu zu regeln. Reine Silberwährung haben nur noch China, Mexiko und einige kleinere amerikanische Staaten.

Helfferich kann sein Buch mit folgenden Worten schließen: „So erscheint heute die deutsche Goldwährung, deren Durchführung während einer Reihe von Jahren ernstlich bedroht erschien, nach innen vollendet und nach außen gesichert. Damit ist das Werk der Goldreform zu dem erstrebten Abschluß gebracht. Während die hocherfreuliche Entwickelung des deutschen Goldwesens zu einem befriedigenden Abschluß geführt hat, nimmt die Gestaltung der gesammten internationalen Verhältnisse der gegen die Grundlage der deutschen Goldverfassung gerichteten bimetallistischen Bewegung ihre stärksten Waffen“.

Helfferich ist überzeugter Goldwährungsvertreter und erblickt in der Depossedirung des Silbers den dauernden Sieg des Goldes. Er täuscht sich. Die Währungsfrage ist heute noch nicht entschieden. Wir müssen zu einer Weltwährungsordnung fortschreiten. Dies liegt in dem Begriffe von Geld, welches der einheitliche Werthmesser seinem Begriffe und Wesen nach ist und sein soll. So lange der Verkehr nur in engen lokalen Grenzen sich hielt, gab es so viele Währungen und Geldzeichen, als territoriale Verbände existirten. Sobald

der Verkehr nationale Gestaltung gewann, sobald größere Gebiete zu einer staatlichen Verkehrseinheit sich ausbildeten, fielen die früheren, auf der Territorialhoheit beruhenden Zollschranken und Münzstätten. Jeder Staat wurde Eine Zolleinheit und Ein einheitliches Münzgebiet. Seit der Herrschaft des Dampfes und der Elektricität sind wir in die Epoche des Welthandels eingerückt, die Weltwirthschaft hat die nationale Volkswirthschaft abgelöst. Die Weltwirthschaft fordert so gut, wie früher die Ausgestaltung der Volkswirthschaft der modernen Staaten eine einheitliche Regelung der Währung und der Geldzeichen. So wenig man in der Einheit der nationalen Volkswirthschaft verschiedene Werthmesser dulden konnte, so wenig geht dies auf die Dauer in der Weltwirthschaft. Zwischen Gold und Silber und den papiernen Werthzeichen muß eine einheitliche Relation im Weltverkehr gefunden werden. Dies ist eine Forderung der Ausgestaltung des Weltmarktes, ein Postulat der Wissenschaft, welche im Golde den Maßstab eines einheitlichen Werthmessers festhalten muß, endlich ein gerechtes Verlangen der Producenten, deren Anspruch auf den gebührenden Antheil des Arbeitsertrages nicht durch die Ausbeutung des Valutadifferenzspieles geschmälert und beeinträchtigt werden darf.

Helfferich und die Vertreter der Goldwährung sagen nun allerdings, daß der Weltverkehr im Gelde bereits den einheitlichen Werthmesser besitzt. Das ist aber eine thatsächliche Täuschung und zugleich ein volkswirthschaftlicher Irrthum merkwürdiger Art. Man kann die Goldwährung nicht überall nach Belieben einführen. Die Währung ist das Resultat der socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse. Für Völker, welche auf der Stufe der Naturalwirthschaft stehen, bei welchen der Tausch sich noch selten in Geld und Werthzeichen vollzieht, bei welchen die Werthverhältnisse die Auszahlung des Lohnes in Kupfer bedingen, wird man im Ernst nicht an die Einführung der Goldwährung denken können. Das würde passen wie die Faust auf das Auge, es würden unhaltbare Werthverhältnisse geschaffen.

Der Schwerpunkt bei der Lösung der Währungs- und Geldfrage besteht in der Herstellung fester Werthverhältnisse und zwar nicht bloß für den nationalen Verkehr, sondern für

den gesammten Weltmarkt. Heute herrscht bei dem Gegensatz der Staaten mit Goldwährung gegenüber den Ländern mit Silberwährung und gegenüber den Staaten mit Doppelwährung die Währungsanarchie. Diese muß beseitigt werden durch die Währungsordnung auf dem Wege internationaler Vereinbarung. Der Geldhandel hat ein wesentliches Interesse an dem Fortbestande der Währungsanarchie, weil die bloße Umwechslung mühelose Gewinne ermöglicht. Die Valutadifferenzen bieten ferner ein angenehmes Material für die Spekulation, für Agiotage und Spiel. Der lukrative Erwerb ist also wesentlich interessirt an der Aufrechterhaltung der bestehenden Währungsverschiedenheiten und an den daraus folgenden Schwankungen der Werthe. Die produktive Arbeit und der ehrlich-sittliche Erwerb haben das umgekehrte Interesse, nämlich daß ein einheitlicher internationaler Werthmesser hergestellt, die jetzige Werthanarchie durch geordnete Relation beseitigt und feste Weltwerthverhältnisse geschaffen werden. Was bei der heutigen Währungsanarchie dem Spiel und der Agiotage, der bloßen Spekulation und dem mühelosen Wechsel zufällt, wird bei internationaler Werthordnung der Arbeit und der produktiven Thätigkeit verbleiben. Es handelt sich also nicht um die Alternative: Goldwährung oder Bimetallismus, sondern die Entscheidung liegt zwischen Währungsanarchie und internationaler Werthordnung. Um diese Ordnung herstellen zu können, ist allerdings die Voraussetzung, daß ein festes Werthverhältniß, eine unverrückbare Relation zwischen Gold und Silber international vereinbart wird. Selbst die Fanatiker der Goldwährung werden zugeben müssen, daß die einseitige Goldwährung nicht in allen Ländern des Weltmarktes eingeführt werden kann. Ganz abgesehen von Metallknappheit oder Ueberfülle wird die Währung wesentlich bedingt von dem standard of life der Völker.

Die Verschiedenheit der Landwährungen hindert aber nicht, ein einheitliches Weltgeld in international vereinbarten Werthzeichen (Papiergeld, Banknoten) herzustellen, sobald über die Relation von Gold und Silber eine allgemein anerkannte Vereinbarung stattgefunden hat. Eine solche Vereinbarung ist ebenso leicht möglich, wie die Einführung über das Weltporto

der Post. Die Währungsfrage würde auf diese Weise zu einer internationalen Bank- und Creditfrage werden. Unterstaatssekretär Schraut[1]) hat diese Auffassung ausführlich begründet und wir verweisen diejenigen, welche sich dafür interessiren, auf seine Ausführungen und skizziren nur kurz seine Vorschläge:

„Vereinbarung eines Werthverhältnisses zwischen den beiden Edelmetallen, nach welchem Scheine in größeren, für den internationalen Verkehr geeigneten Appoints, wofür Metall in Barren oder Münzform seitens der Banken zu hinterlegen ist; Festsetzung des Höchstbetrages, bis zu welchem seitens der einzelnen Länder solche Scheine in Umlauf gesetzt werden dürfen; Verpflichtung der Emissionsbanken, die von ihnen ausgegebenen Scheine jeder Zeit gegen Gold oder, falls Silber Landeswährung ist, gegen Barren Silber umzuwechseln. Verpflichtung der betheiligten Staaten und der Conventionalbanken, die internationalen Scheine gegen cursfähiges Landesgeld bei den öffentlichen Kassen und Banken umwechseln zu lassen".

Dadurch würden Gold und Silber aufhören, Spekulationsobjekte zu sein. Sobald an allen Handelsplätzen des Weltmarktes gleiche feste Gold- und Silberpreise bezahlt würden, wäre das Werthdifferenzspiel beseitigt, würde der daraus entspringende Erwerb eingeengt, der Antheil der Producenten am Arbeitsertrage gesteigert, die Vermögensbildung gleichmäßiger und gerechter.

Heute noch ist das Kampfgeschrei: Hie Goldwährung, hie Bimetallismus. Alle Freunde der wirthschaftlichen Reform und des socialen Friedens werden aber in Zukunft sich einigen in der gemeinsamen Forderung: „Internationle Ordnung der Werthverhältnisse". Damit ist ein Hauptfundament der socialen Ordnung der Zukunft gelegt!

Dr. R.

---

1) Studien über die Zukunft des Geldes. Leipzig bei Dunker & Humblot. 1892.

XIX.

Zur Geschichte der lombardisch-romanischen Kunstperiode.

Mit auffälliger Vorliebe hat die kunstgeschichtliche Literatur stets der Malerei, zunächst der Malerei Italiens, sorgsames Augenmerk zugewendet, während die wissenschaftliche Beobachtung der italienischen Plastik, besonders das gründliche Studium der der Frührenaissance vorausgehenden Perioden, bis vor Kurzem fast völlig im Hintergrunde gestanden hat. Die für den Forscher unleugbar sich ergebenden großen Schwierigkeiten, in ein mehr oder minder dunkles Gebiet Licht zu tragen, mögen vielfach abgehalten haben, dem Werdeproceß der plastischen Gestaltungen des Mittelalters die verdiente Würdigung und das richtige Verständniß entgegenzubringen. Erfreulicherweise zeigt die Gegenwart hierin eine merkliche Wandlung. Haben A. Schmarsow und andere tüchtige Kunsthistoriker den Anfängen der Plastik in Mittelitalien bereits rege Aufmerksamkeit entgegengetragen, so ist nun in jüngster Zeit auch der überaus wichtigen Periode der lombardischen Plastik vom Ausgange des 7. bis zum Abschluß des 13. Jahrhunderts eingehende Bearbeitung zu Theil geworden. Der im Jahre 1896 zu Zürich erschienenen Publikation E. A. Stückelberg's: „Langobardische Plastik", hat sich unlängst ein neues verwandtes Werk beigesellt, welches wir dem in Berlin thätigen Max G. Zimmermann zu danken haben.[1])

---

1) „Oberitalienische Plastik im frühen und hohen Mittelalter von Max G. Zimmermann. Leipzig 1897. Verlag von



Zimmermann's Verdienst ist es, schon bei einer früheren Gelegenheit, auf dem im Oktober 1894 zu Köln stattgehabten kunsthistorischen Congreß, in einem eingehenden Vortrage auf die große Bedeutung der lombardischen Frühkunst hingewiesen zu haben; jene Darlegungen gaben die geeignete Basis, auf der das gediegene Werk, welches wir hier zu besprechen haben, umfassenden Ausbau erhalten konnte.

Die primitiven Zier- und Ornamentformen der Geräthe und Schmuckgegenstände der Völkerwanderungszeit, welche unzweifelhaft germanisches Gepräge tragen, konnten nach dem frühen tragischen Untergange des Gothenvolkes wohl von keinem der thatendurstigen germanischen Stämme besser gepflegt und fortgebildet werden, als gerade von den Longobarden. Die in Italien erworbene Heimat war der günstigste Boden, um auch bei sorgfältig gehüteter nationaler Eigenart, dennoch vieles zu lernen und eine künstlerische Entwicklung mächtig zu fördern. Man fand und nahm fremde Formen, aber niemals besiegten antike oder byzantinische Einflüsse das longobardische Kunstschaffen. Eine wahrhaft gesunde Volkskraft amalgamirte die außen liegenden brauchbaren Stoffe, ohne dem Wesen des eigenen Elementes die mindeste Einbuße zu bereiten. Dieses treue Behüten einer künstlerischen nationalen Art, welches selbst nach Zusammenbruch des eigenen Staatswesens noch gepflogen ward, sicherte dem unter longobardischen Impulsen zunächst erstehenden romanischen Stil nicht nur eine ruhige Ausbildung, sondern es wahrte diesem auch den klar gezeichneten Charakter der christlich germanischen Volksseele.

Wenn solche Gesichtspunkte mehr oder minder schon die bisherige kunstgeschichtliche Anschauung leiteten, so hat Zimmermann das Verdienst, diese Auffassung wesentlich vertieft und fester begründet zu haben. Treffend weist er nach, wie im 8. Säculum, während man in Toskana noch enge an die längst degenerirten byzantinischen Formen sich anlehnte, im oberen Italien ein kraftvolles, neues Kunstleben sich entwickelte,

---

A. G. Liebeskind". — Der 208 Seiten zählende Groß-Quartband bietet 66 in den Text gedruckte gediegene Zinkätzungen.

dessen Einflüsse schließlich auch die Apenninen und Alpen überstiegen, um ganz besonders über den letzteren, bei den großen germanischen Bruderstämmen, verständnißvoller Aufnahme und entsprechender Fortpflege sich zu erfreuen. [1])

Die lombardische Plastik, die in ihren Anfängen zumeist nur ornamentale, aus Schling- und Flechtwerkmotiven gebildete Zier kannte, bewegte sich figürlichen Darstellungsversuchen gegenüber lange Zeit in jener kindlichen Unbeholfenheit, welche noch jede, dem bloßen Nachbilden vorgefundener Gebilde abholde, selbständige Volkskunst zu Schau getragen. Einigermaßen erträgliche menschliche Figuren finden sich in der Lombardei erst im Beginne des 11. Jahrhunderts an etlichen Werken, die der Initiative des Mailänder Erzbischofs Aribert ihr Dasein verdanken. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier alle Details und Entwicklungsphasen auseinanderzusetzen, welche die oberitalienische Plastik, von den Reliefs an den Portalen bei S. Zeno in Verona bis zu den spätromanischen Gebilden der Klosterkirche S. Silvestro zu Nonantola bei Modena und den, hinsichtlich ihres Alters, bisher um einige Jahrhunderte zu früh angesetzten, interessanten Tympanonsculpturen am Dome zu Monza aufweist. Daß auf italienischem Boden mit der vorschreitenden Zeit allmählig die Einflüsse der Antike mehr sich fühlbar machten, daß dadurch schließlich eine merkliche Formenänderung des ursprünglichen Wesens der lombardischen Kunst sich ergeben mußte, ist klar; aber völlig verloren gegangen ist in Oberitalien während der ganzen romanischen Periode der geistige Stempel germanischer Ausdrucksweise nie. Wenn einige italienische Kunsthistoriker, besonders P. Fontana im Archivio storico lombardo, derartige Anschauungen nicht gelten lassen wollen, so liegt der Chauvinismus, von dem da gesprochen wird, nicht auf deutscher, wohl aber auf italienischer Seite. Die Beobachtungen, welche wir vor vielen mittelalterlichen

---

1) Ueber „die lombardischen Bau- und Kaufleute in Altdeutschland“ hat im Jahre 1891 J. B. Nordhoff (Beilage zur Allg. Zeitung Nr. 253) eine Abhandlung geboten, welche zu den werthvollsten Darlegungen zählen dürfte, die über den Einfluß der lombardischen Kunst auf deutsche Gebiete je geschrieben worden sind.

Werken Oberitaliens anzustellen in der Lage waren, drängen uns, Zimmermann vollständig beizupflichten, indem er schreibt: „Deutscher Geist weht uns entgegen, wenn wir vor die Façade von San Michele zu Pavia treten"; und ebenso zutreffend ist es, wenn er an anderer Stelle bekundet: „Noch der in der Hauptsache erst aus dem 14. Jahrhundert stammende Friedhof der Scaliger bei Santa Maria Antica in Verona tritt uns wie ein Stück nordischer Ritterromantik entgegen". — Wie könnte dieses auch anders sein!

Das kunstgeschichtliche Studium läßt sich, wenn richtig betrieben, nie von jenem der allgemeinen Geschichte loslösen, denn mancherlei Faktoren des öffentlichen Lebens sind einwirkend auf Gestaltung und Entwicklungsgang der Kunst. Manche, aber nicht alle! Daß, wie Zimmermann betont, auch das Ringen der von mächtigem Selbstgefühl erfüllten italienischen Städte nach communaler Freiheit, für die schließliche Ausgestaltung des lombardisch-romanischen Stiles nicht ohne Einfluß geblieben, ist nicht zu bezweifeln; unnöthig und ungeeignet aber schien es uns, daß der Verfasser (S. 99) auch der Gestalt Arnolds von Brescia einige Zeilen zu widmen sich gedrängt fühlte. Dieser Mann „mit der Kraft einer großen Seele" ist allerdings symptomatisch für das in Italien frühzeitig sich regende demokratisch-revolutionäre Element, aber zwischen ihm und der Kunstgeschichte läßt sich unseres Erachtens kein Faden knüpfen. Da hat der „überschwängliche Gefühlsmensch", Franz von Assisi, den Zimmermann im gleichen Athemzuge mit Arnold nennt, wenn auch indirekt eine so bedeutsame Einwirkung auf Italiens Kunst gehabt, daß kein Historiker dieselbe ignoriren kann. Auch den späteren Savonarola darf der mit der Kunstgeschichte von Florenz sich befassende Forscher sicher nicht außer Betracht lassen. Arnold von Brescia hingegen muß schon sehr gewaltsam herbeigezogen werden, um ihn in der kunstgeschichtlichen Literatur auch nur zu nennen. Hätte dieser Mann je wirklichen Einfluß auf die Kunst geübt, es dürfte derselbe bei der Art seiner sonstigen Bestrebungen wohl doch nur ein negativer gewesen sein.

Alle Anerkennung verdient Zimmermann in jenen Abschnitten, welche neues Material zur Geschichte einiger Künstler

der lombardisch-romanischen Periode herbeibringen. Die frühe Thätigkeit und Bedeutung einer zu Como bestehenden Steinmetzenschule ist darin erkenntlich, als ja die „Magistri Comacini", von denen schon im Gesetzkodex Königs Rothari die Rede ist, zum förmlichen Gattungsnamen für alle Steinmetzen werden konnten. Wahrscheinlich kam aus solch heimatlicher Schule der zuerst persönlich hervortretende Meister Wilhelm, der um 1100 am Dome zu Modena in den Portal-Reliefsculpturen, unter denen die Behandlung der Artus-Sage besonderes Interesse beansprucht, seine Thätigkeit entfaltete. Wenn Zimmermann meint, der derbe, bäuerliche Typus, der all den Figuren Wilhelms eigen, sei von diesem absichtlich angestrebt und gewählt, um eine dem gewöhnlichen Volke zusagende Gestaltungsform zu bieten, so darf man dieses wohl doch nicht als baare Münze hinnehmen. Der gute Meister Wilhelm konnte eben andere, bessere und feinere Typen einfach nicht schaffen; um solches zu vermögen, hätte sein Können auf einer ganz anderen Stufe stehen müssen, als es in Wirklichkeit der Fall war. Der Verfasser, gelenkt von einer außerordentlichen Begeisterung für die Frühwerke der romanischen Periode, geht wohl auch an einigen anderen Stellen in seinen günstigen Urtheilen und Annahmen etwas zu weit vor. Freilich sind wir überrascht und ergriffen von manchen Gedanken, von mancher tiefgehenden Auffassung, die in solchen frühromanischen Werken nach Ausdruck gerungen. Ist es doch erschütternd gedacht, wenn z. B. an einem der Reliefs der Erzthüren von S. Zeno in Verona das harte Geschick der gefallenen Stammeltern dadurch anschaulich gemacht ist, daß Eva den von Adam gelenkten Pflug durch die Furche zieht. Solchen Bestrebungen, den Beschauer zu belehren und ernst zu stimmen, begegnen wir in der romanischen Frühkunst nicht selten, aber die Ausdrucksform ist noch so unsagbar ungenügend und primitiv, daß nur ein kundiges scharfes Auge zu ahnen vermag, was der Bildhauer mit seinen unzulänglichen Mitteln uns sagen und bieten wollte.

Den Arbeiten Wilhelms von Modena gegenüber bedeuten die Leistungen eines Meisters Nikolaus, der im J. 1135 die plastische Schmückung des Portalbaues am Dome zu Ferrara

besorgte, immerhin schon einen wesentlichen Fortschritt.[1]) Der Höhepunkt aber, den die Plastik der romanischen Periode in der Lombardei überhaupt erreichte, wird durch den Bildhauer Benedetto Antelami vertreten.

Die Erstlingswerke dieses vielthätigen Mannes, welche die Kathedrale zu Parma birgt, künden eine energisch vorwärts-strebende Kraft, die in ihrer weiteren Entfaltung auch darauf bedacht war, mit auswärts gepflogener Kunstübung, zunächst mit französischer, in Fühlung sich zu setzen. Zimmermann zweifelt nicht daran, daß Antelami sogar Reisen unternommen habe, um seiner Schaffensweise neue Motive zuzuführen. Sein Hauptwerk, das in fünf Etagen gegliederte Baptisterium zu Parma, welches er im Jahre 1196 auch als Baumeister in Angriff nahm, läßt seine Befähigung zum Architekten nur gering erscheinen; hingegen müssen die Sculpturen dieses Baues, zunächst jene der Portale, sicherlich den wichtigsten und anregendsten Werken der romanischen Plastik beigezählt werden. Die sinnvollen Reliefs des Westportales, welche das Weltgericht, die Werke der Barmherzigkeit und die Parabel von den Arbeitern im Weinberge vorführen, ferner die im Thürsturz des Nordeinganges gemeißelte Legende Johannes des Täufers, zeigen eine ziemlich geschickte Verkörperung mannigfacher und bedeutender

1) Wie frühzeitig man in Italien — im Gegensatze zu Deutschland — anfing, in hochtönenden Worten die Werke der Künstler zu feiern und dem Selbstgefühl der letzteren mächtige Steigerung zuzuführen, bezeugen u. a. die zwei Hexameter, welche im Giebelfelde des Domportales von Ferrara zu lesen:

Artificem gnarum qui sculpserit haec Nicolaum
Hunc concurrentes laudent per secula gentes.

Eine andere Inschrift, welche ehedem in Mosaikschrift über dem Hochaltar des genannten Domes angebracht war und folgend lautete:

Il Mille cento trentacinque nato
Fò questo templo a S. Zorzi donato
Da Glelmo ciptadin per sò amore
E ne fò l'opra Nicolao el scolptore.

ist deßhalb interessant, als hier die ältesten Verse in italienischer Sprache vorliegen sollen.

Gedanken. Wir können nicht glauben, daß, wie Zimmermann annimmt, Antelami selbst alle diese Gedanken ausgeheckt, daß er keinen theologisch gebildeten Beiständer nöthig gehabt hätte; uns erscheint es Verdienst genug, wenn ein Laienbildhauer der romanischen Epoche die überwiesenen Ideen in eine für jene entlegene Zeit so ungewöhnlich klare, verständliche Formensprache zu kleiden weiß.

Die eben gerühmten Vorzüge zeigen sich besonders auch an den Sculpturen der Kirche von Borgo San Donnino bei Parma. Die volle Ausbildung der lombardisch-romanischen Formen, ja bereits eine gewisse Ueberreife, tritt uns da entgegen. Was nach Antelami in romanischer Stilweise noch geschaffen worden, bezeichnet für dieselbe keine aufsteigende Linie mehr. Theilweise vollzog sich schon in der Thätigkeit dieses tüchtigen Meisters jene Wandlung, welche das Zurücktreten der alten lombardischen Traditionen und damit auch das Erbleichen der bisher erhaltenen germanischen Empfindungsreste bedeutet. Die einen wichtigen Culturabschnitt erfüllende Kunstmission der Lombardei war somit erschöpft; die Aufgabe für künstlerische Neugestaltungen wurde von jungen, anderen Kräften übernommen.

An der Wiege des Malers Giotto, der Bildhauer Niccolo und Giovanni Pisano entfaltete der Genius einer national-italienischen Kunst seine Schwingen, um Werke zu ermöglichen, welche den unantastbaren Ruhm Italiens bilden. „Toskana war berufen, den höchsten künstlerischen Ausdruck des neuen italienischen Volksthums zu entwickeln.“

Max Fürst.

XX.

Kehrbachs Jahresberichte für Erziehungswesen.[1]

Der durch seine Herausgabe der „Monumenta Germaniae Paedagogica“, seine „Mittheilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte“, seine „Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung“ rühmlich bekannte Professor Kehrbach hat seinen Verdiensten die Krone aufgesetzt in dem vorliegenden Jahresbericht für das Erziehungs- und Unterrichtswesen im Jahre 1896. Derselbe hat vor dem „Theologischen Jahresbericht“ und dem „Jahresbericht für Geschichtswissenschaft“ voraus die Vollständigkeit, die Objektivität und die Uebersichtlichkeit, und was für die Käufer und Leser ganz besonders in Betracht kommt, die Gemeinnützlichkeit. Dieser Jahresbericht wendet sich nicht bloß an den Theologen, den Culturhistoriker, den Pädagogen, so reichliche Belehrung es allen diesen auch bietet, sondern auch an alle höheren und niederen Beamten der Unterrichtsministerien und der Schulverwaltungen. Die

---

1) Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge. Bibliographisches Verzeichniß und Inhaltsangabe der Bücher, Aufsätze und behördlichen Verordnungen zur deutschen Erziehungs- und Unterrichts-Wissenschaft nebst Mittheilungen über Lehrmittel. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Herausgegeben von Karl Kehrbach. Erster Jahrgang 1896. S. 1243. 8°. Berlin, Harrwitz. 1898.

Vollständigkeit wurde erreicht durch die Aufnahme der Titel aller Bücher und Aufsätze, selbst der minderwerthigen, die Objektivität aber ist gesichert, weil die Schriftleitung den Verfassern erlaubt, die Inhaltsangabe einzusenden, und sich bei der Revision des Referates jeglicher Kritik enthält. Man könnte gegen diese Methode einwenden, daß der Jahresbericht durch die Beschränkung auf die Inhaltsangabe sich seines wichtigsten Rechtes der Kritik begibt; das ist jedoch keineswegs richtig; denn in der Inhaltsangabe verwandter Werke findet sich das Correktiv, wird der Leser in den Stand gesetzt, selbständig Kritik zu üben.

Katholiken haben sich oft zu beklagen, daß ihre Bücher und Aufsätze in den wissenschaftlichen Jahresberichten und Zeitschriften unberücksichtigt bleiben. Eine rühmliche Ausnahme machen hievon die von Professor Kehrbach geleiteten Unternehmungen; derselbe hat ja seitens protestantischer Fanatiker wie Professor Nippold heftige Angriffe wegen seiner Unparteilichkeit erfahren. Es ist überaus wohlthuend, daß Professor Kehrbach und seine Gehilfen alle confessionelle Bitterkeit ängstlich vermieden und jedem, welchem Bekenntniß er auch angehöre, das was ihm noth thut, überreichlich geboten haben. Ueberlegene Talente finden instinktmäßig das Richtige und können allenfalls der Pädagogik entbehren, die Mehrzahl der Lehrer, denen der Genius und die schöpferische Thätigkeit abgehen, wird die Grundsätze der Pädagogik dankbar benützen.

Der Herausgeber verdient nur Lob dafür, daß er die Begriffe Erziehungs- und Unterrichtswesen nicht zu enge gefaßt und nicht nur rein pädagogische Werke verzeichnet und anzeigt, sondern auch eine Uebersicht der neuesten über die einzelnen Unterrichtsfächer veröffentlichten Literatur gibt. Wie viele wichtige Werke und Aufsätze, wie viele herrliche Gedanken und Vorschriften sind für die, welche sich mit dem Unterricht beschäftigen, verloren gegangen, weil ein Jahresbericht wie der vorliegende uns gefehlt hat. Erzieher handeln somit im eigenen Interesse, wenn sie das Unternehmen fördern. Nur wenn alle Kräfte zusammenwirken, können wir eine Vervollkommnung

des Jahresberichtes, dessen erster Wurf als gelungener bezeichnet werden muß, zuversichtlich hoffen.

Wollte Referent auf die Inhaltsangabe der angeführten Bücher eingehen, oder auch nur Proben geben, so würde seine Anzeige Bogen füllen; er muß sich deshalb beschränken auf die Anführung der wichtigeren Rubriken: Allgemeines und Methodisches, Einzelne Persönlichkeiten; Philosophie, Psychologie, Ethik; Erziehung, Spielzeug und Spiel, Höhere Jugendbildung, Pädagogik der Schule und des Hauses, Verwahrlosung der Jugend, Thierschutz; Schulorganisation, Schulreform, Schulgesetz, Prüfungen, Versetzungen, Schulverwaltung. Die Rubrik Lehrer nimmt naturgemäß einen großen Raum ein und handelt über Einkommen, Vorbildnng, Fortbildung, Prüfung, Verlangte Eigenschaften, Nebenbeschäftigung. Unter dem Titel Ordensschulwesen findet man auch Monographien und Berichte über Ordensschulen alter und neuer Zeit.

Besonders werthvoll sind die Inhaltsangaben von Schulbüchern für Volksschulen und Gymnasien in allen Fächern, die man nicht einmal in Fachzeitschriften so vollständig zusammenfindet. Die Erzieher — das Werk ist natürlich nicht für Anfänger bestimmt — werden hier über alle Gegenstände, die für sie ein Interesse haben, sich leicht und schnell orientiren können. Wenn ihnen auch nicht alle angezeigten Bücher und Zeitschriften zu Gebote stehen, so ist ihnen doch das eine oder andere Buch zugänglich. So manches bleibt ungelesen, weil niemand auf den Werth des Buches oder Aufsatzes aufmerksam macht.

Von achtbarer Seite ist öfters Klage geführt worden über die Gleichgültigkeit und Apathie des Publikums, das weit weniger sich für Erziehung und Unterricht interessire als früher. Die Apathie erklärt sich zum Theil aus dem Mangel eines Centralorganes, aus der Menge der Fachzeitschriften über Erziehung, die meist nur von Lehrern gelesen werden; dieselben haben leider nur zu oft das Schicksal der Blätter der Sibylle gehabt und sind vom Winde verweht worden. Das wird künftighin nicht mehr der Fall sein, wenn der Jahresbericht dieselben

sammelt, einheitlich gruppirt und dem großen Publikum zugänglich macht. Eine tüchtige Erziehung ist der beste Schutz unserer von so vielen Gefahren umgebenen Jugend; wer uns die Wege zeigt, die Mittel an die Hand gibt zur Erziehung der Jugend, der ist ein echter Patriot, ein großer Wohlthäter seines Vaterlandes. Gerade der Jahresbericht zeigt, daß Tausende, ja Hunderttausende ihre ganze Kraft einsetzen, um das Erziehungs- und Unterrichtswesen zu fördern. Es ist eine Ehrenpflicht der Katholiken, namentlich der Geistlichen, das gegenwärtige Unternehmen nach Kräften zu fördern.

A. Zimmermann.

XXI.

Neue Ausgabe der Rundschreiben Leo's XIII.[1]

Die vier ersten Bände dieser ausgezeichneten Sammlung der Rundschreiben des heiligen Vaters wurden in früheren Heften dieser Zeitschrift (Bd. 101 S. 234 und Bd. 113 S. 623) zur Anzeige gebracht. Soeben ist der fünfte Band ans Licht getreten, welcher die Dokumente der vier Jahre 1891—1894 umfaßt. Die Zahl derselben beziffert sich auf 57. An die Stelle des Herausgebers der vier ersten Bände, welcher heute in Rom ein Lehramt versieht, sind zwei andere Väter in der Benediktinerabtei Maredsous in Belgien getreten, welche im Geiste und nach der Methode ihres Vorgängers auch den fünften Band zusammengestellt haben. Die Ausgabe trägt einen ge-

1) **Sanctissimi Domini Nostri Leonis Papae XIII allocutiones, epistolae, constitutiones aliaque acta praecipua.** Vol. V. (1891—1894). **Brugis.** Desclée, De Brouwer et Soc. 1898. **8. pag. 349.**

lehrten Charakter an sich. Demgemäß sind alle Stücke im Original (Latein, Italienisch, Französisch) mitgetheilt. Randnoten, nach der Art der alten Maurinerausgaben der Kirchenväter, bezeichnen die Entwicklung der Gedanken, wozu dann noch p. 315—349 ein analytischer Index kommt, welcher die Reichthümer der Urkunden des Papstes ausführlich darlegt. Ein Namen- und Sachregister für Band 5 und 6 wird im sechsten Bande erscheinen.

Was den Inhalt der Schreiben anlangt, so muß jeder Leser bekennen: das sind weltgeschichtliche Urkunden, wie sie nur vom apostolischen Stuhl ergehen können. Kaum eine Frage aus dem weiten Gebiete kirchlicher Lehre und katholischen Lebens bleibt hier unberührt. Wir erinnern an die Schreiben, welche die Rückkehr der Fürsten und Völker zur Einheit der katholischen Kirche, den Betrieb der biblischen Studien, die Pflege der theologischen Wissenschaft in der Gesellschaft Jesu im Geiste des hl. Thomas von Aquin, ferner die Schulfrage in Europa und Amerika, die Hebung der Orden, die Wirren der französischen Katholiken, die Lage der Kirche in Ungarn und Polen, die Bestellung der hl. Brigitta als Patronin von Schweden, die Bedeutung des Rosenkranzgebetes, die Folgen der Civilehe, die Erhaltung der orientalischen Riten betreffen. Für die Beurtheilung der heutigen entsetzlichen Lage Italiens und der Gefangenschaft des Papstes bilden die regelmäßigen Ansprachen des Papstes an das heilige Collegium zur Jahreswende Quellen ersten Ranges. Auch die schönen Künste finden sich nicht zurückgesetzt, wofür wir uns auf zwei Briefe des hl. Vaters über das Studium der Werke des sommo poeta, Dante Alighieri, und an den Freiherrn von Hertling (nicht Hersling) in München über die Bedeutung der christlichen Kunst im Allgemeinen berufen.

XXII.

August Strindbergs „Inferno".

Ein Stück Cultur vom Ende des 19. Jahrhunderts.

(Schluß.)

VI.

Aber für Strindberg ist der Weg weit schwerer zu finden, als für den geborenen Katholiken Huysmans. Während dieser gleich von Anfang an die Richtung zur Kirche einschlägt, fällt Strindberg erst allerlei Sektirern und nur halb zuverlässigen Lehrmeistern zur Beute.

Die Ursache hiervon ist nicht schwer zu finden, sie liegt im vorhergegangenen Leben der beiden Schriftsteller und besonders in ihrer Erziehung und Jugend. Man vergleiche einmal die beiden Existenzen, wie sie sich einerseits in A rebours und anderseits in Röda Rummet (das rothe Zimmer) und Tjenstquinnans Son (Der Sohn der Dienstmagd) abspiegeln.

Huysmans stammt zunächst aus einer alten katholischen Familie, deren Mitglieder sogar in Klöstern zu finden waren. „Er erinnert sich", heißt es von seinem Helden, Durtal, „mancher Geschwisterkinder und Tanten, die er in Sprechzimmern gesehen hatte, milder und ernster Frauen, weiß wie Oblaten."

Er ist sodann von Jesuiten erzogen. „Des Esseintes erinnerte sich noch des väterlichen Joches dieser Jesuiten, die sich darauf beschränkten, mit Abschreiben von 500 oder

1000 Zeilen zu strafen — — die das Kind mit einer wirksamen, aber stillen Wachsamkeit umgaben, ihm Freude zu machen suchten, Spaziergänge erlaubten, alle festlichen Gelegenheiten benützten, die Mahlzeiten mit Kuchen oder einem Glase Wein zu würzen, oder einen Ausflug in den Wald zu machen. Ein väterliches Joch, das den Zögling nicht zu unterdrücken, sondern mit ihm zu diskutiren suchte, ihn als einen Erwachsenen zu behandeln, und doch wie ein Kind zu liebkosen".

„Es gelang ihnen dadurch, einen wirklichen Einfluß auf den Knaben zu bekommen, bis zu einem gewissen Grade die Seelen, welche sie heranbildeten, zu formen, ihnen die gewünschten Ideen einzupflanzen, das Wachsthum dieser Gedanken zu sichern durch eine gewinnende Fürsorge, die fortfuhr, den Schüler auch ins Leben hinaus zu begleiten und ihn auf seiner Bahn zu unterstützen." (A rebours.)

Die Früchte dieser Erziehung bleiben auch nicht aus. Trotz aller Ausschweifungen Des Esseintes' liegt doch der von den Jesuiten ausgesäte Keim in ihm, bereit emporzusprießen. Da er in seinem raffinirten Einsiedlerleben der Kunst, der Bücher und der Blumen überdrüssig geworden ist, da geschieht es ihm, daß er zu den Interessen und den Werken, die ihn im Jesuitenkollegium beschäftigten, zurückkehrt. Er sieht seine alten Lehrer vor sich; „er erinnerte sich der eindringlichen Stimmen dieser begabten Männer und des unnachahmlichen Tonfalles der Ueberzeugung, womit sie sprachen, und er kam dazu, an seinem eigenen Geiste und dessen Kräften zu zweifeln". Er durchliest aufs neue die kirchliche Literatur — nicht die wenigen und dürftigen Erbauungsschriften, welche die einzigen literarischen Produkte des Protestantismus sind, sondern die ganze Reihe mächtiger Geister, die Kirchenväter und Kirchenlehrer genannt werden und durch die Jahrhunderte herab die Ehrenkrone der katholischen Kirche gewesen sind. Und die Kirche selbst steigt vor seinen Augen empor — „er sah wie in einem Rundblicke ihren Einfluß auf die Menschheit in den verschiedenen Zeiten;

er stellte sich ihr Bild vor, erhaben und einsam, wie sie dem Menschen die Schrecken des Lebens, die Grausamkeit des Schicksals verkündet, und Geduld, Zerknirschung und Selbstaufopferung predigt. Er sah sie alle Gebrechen heilen, indem sie auf Christi blutende Wunden zeigte; er sah sie die göttlichen Verheißungen erneuern, den Trauernden den besseren Theil des Paradieses versprechen; er sah sie den Menschen auffordern zu leiden und Drangsal, Noth und Schmerz Gott als Brandopfer darzubringen. Sie zeigte sich beredt, mütterlich, mitleidig gegen die Unterdrückten und Elenden, drohend gegen die Unterdrücker und Tyrannen."

Man füge nun zu einer Erziehung, die bis in das reife Mannesalter solche Spuren hinterlassen kann, die Lebensführung Huysmans'. Ein echt französisches, regelmäßiges, stetes Arbeitsleben — eine musterhafte Erfüllung der Pflichten eines ministeriellen Beamten — darüber hinaus eine glühende Liebe zur Kunst und eine begeisterte Ausübung der Kunst des Wortes, die Huysmans in besonderer Weise eignet. Schließlich aber steht als dunkler Hintergrund hinter all diesem eine starke, ungezügelte Sinnlichkeit, die sich in den unheimlichen Ausschweifungen Luft macht, wovon so viele Seiten in Huysmans' künstlerisch schönen Büchern Zeugniß ablegen. Und hiermit ist in verhältnißmäßiger Einfachheit das Sollen und Haben des französischen Schriftstellers dargelegt.

Man vergleiche nun hiermit August Strindberg — sein Leben wie seine Werke. Man wird gleich auf das Element von Unruhe und Unvernunft aufmerksam werden, welches das Wesen des berühmten Schweden durchdringt. Er ist geistig und körperlich unstät — ein Weltbürger, ein Zigeuner, ein Nomade, der auf allen Weiden umherstreift. Sein Genie ist wie jene Sterne, die in allen Farben spielen — vom mildesten Blau und dem zartesten Grün bis zum funkelnden Gelb und zum brennenden Roth. Sein geistiges Gewand ist aus zweifarbigem Taffet gemacht wie das des

Shakespeareschen Narren und seine Seele wechselt unablässig die Farbe wie der Opal. Er umfaßt einen größeren Flächenraum als Huysmans, er eignet sich aber den Grund selten mehr als nur durch ein oberflächliches Pflügen an. Er macht einen reichen Eindruck und ist vielleicht in Wirklichkeit arm; der Schatz, den er in seinen Büchern ausstreut, ist aus Münzen von aller Herren Ländern zusammengesetzt, aber man kann nicht controlliren, wie groß oder wie klein die Summe nach einem Münzfuße ist.

Er zeigt sich in seinen Büchern in einemfort auf neuen Standpunkten, die meistens den unmittelbar vorhergehenden gerade entgegengesetzt sind. Er ist beständig daran, die Götterbilder umzustoßen, die er selbst kurz vorher errichtet hat, und fällt immer wieder vor den Götzen nieder, die er das Jahr vorher auf den Scheiterhaufen werfen wollte. Wie sein Geistesverwandter Nietzsche ist er unablässig am Niederreißen und Verneinen und verneint zuletzt seine eigene Verneinung.

Gleichzeitig durchstreift er als Ruheloser ganz Europa. Er heirathet und läßt sich scheiden, heirathet aufs Neue und läßt sich wieder scheiden. Im Norden wartet eine Familie auf ihn, im Süden hat er eine andere sitzen lassen. Er verwickelt sich immer mehr in die verschiedensten Verhältnisse, läßt sich immer tiefer in Schlingen und Garne verstricken. Schließlich kann er sich kaum mehr rühren vor geistigen und leiblichen Banden — vor Gewissensbissen und Angst und Noth.

Unterdessen erhebt sich aber unausgesetzt der Protestant in ihm. Dieselbe nordische Selbstzuversicht, die Luther dahinbrachte, seine Thesen gegen die bestehende Kirche an dem Portal zu Wittenberg anzuschlagen, treibt Strindberg zum Aufruhr gegen alle Autoritäten und Dogmen, conservative wie radikale. Niemals hat etwas für diesen Mann so fest gestanden, daß nicht der Gedanke und das Gutdünken des Einzelnen es erschüttern könnte. Deshalb nieder mit dem

Lutherthum — nieder mit dem Boströmschen Idealismus[1]) — nieder mit dem Realismus, der sich zu Dogmatik machen will — nieder mit der Nützlichkeitsmoral und nieder mit dem Darwinismus — nieder mit dem Socialismus und seinem christlichen Brüderschaftsgefasel — aber auch nieder mit der Herrenmoral und den bösen Uebermenschen — — — nieder, nieder, nieder mit allem, was fest stehen will, mit allem, was den freien Menschengedanken kränken und einschränken will, indem es als etwas Festes und Unumstößliches auftritt — wie das, was man in allen Zeiten Wahrheit nannte. — — —

Während Huysmans nur aus Sinnlichkeit und Weltmannsskepticismus Leugner ist, wird Strindberg es aus Princip. Gleich seinem Vorgänger in Kritik und Protestantismus Lessing wünscht Strindberg, daß die Wahrheit niemals seine Wege kreuzen möge, und betrachtet eigentlich ihre Existenz als eine Absurdität und Beleidigung.

Und aus den Tiefen dieses Nihilismus ist der Weg zum Christenthum weit schwieriger, als aus jenem Abgrunde der Fleischlichkeit, in welchem ein Huysmans sich befunden hat. Denn — wie der greise Priester Gévresin in „En route“ sagt — „Die ‚Schweinerei‘ gehört zu jenen Sünden, die der Mensch à conto bezahlt, und die folglich, jedenfalls zum Theil, vor dem Tode abgebüßt werden. Die Ausschweifung gibt keine Frist und keinen Credit, und wer ungeziemend fleischliche Handlungen begeht, wird beinahe immer schon in diesem Leben gestraft“.

Aber Strindbergs Sünde ist eine ganz andere. Selbst benennt er sie hybris, die Kirche nennt sie Hochmuth.

VII.

Wenn man daher die beiden Bücher „Inferno“ und „En route“ nebeneinander legt, entdeckt man sofort den

1) Schwedische Universitätsphilosophie der 60er Jahre.



fundamentalen Unterschied, der nicht nur in der Verschiedenheit der Verfasserpersönlichkeiten wurzelt, sondern sich auf das gründet, was im Vorigen nachgewiesen worden — auf das katholische Vorleben und den Charakter des einen, auf das protestantische Vorleben und den Charakter des andern.

Da der Morgen kommt, wo Durtal, der Held der beiden letzten Bücher von Huysmans, erwacht und fühlt, daß er aufs Neue gläubig geworden ist, so ist er kein Fremder in dem Lande, das sich vor ihm aufthut. Er ist orientirt und versteht gleich mit vieler Feinheit seine geistige Lage zu bestimmen. Er schreitet sodann auf dem Wege seiner Bekehrung in rationeller und logischer Weise vorwärts. Er liest Bücher, die geeignet sind, ihn zu befestigen, und wählt mit richtigem Instinkt die Schriftsteller, die vielleicht den Durchschnittskatholiken abschrecken, die aber der exclusiven Seele Huysmans' die rechte Nahrung bieten. Es sind dies die großen Mystiker — Sta. Theresia, St. Dionysius, Sta. Catharina von Genua, Sta. Angela von Foligno, Ruysbroch. Tauler, Thomas a Kempis und Anna Katharina Emmerich. Und wie alle diese der römisch-katholischen Kirche angehören, so will Huysmans ihr auch angehören. Es fällt ihm nicht ein, außer ihr zu suchen — sie ist für ihn **die Kirche**, die einzige, wahre, von den Aposteln ererbte Kirche aller Heiligen. Ihr Gottesdienst ist es, den er aufsucht, ihre Liturgie ist es, die ihn begeistert, ihr Ordensleben zwingt ihm Bewunderung ab, ihre Priester führen ihn auf dem schwierigen Wege von der Welt zu Gott. Seine endliche Aussöhnung mit dem Himmel geht in einem Trappistenkloster zu den Füßen eines Mönches vor sich. Man kann auf seine Bekehrung die Worte anwenden, die er selbst von der christlichen Mystik in ihrer Verschiedenheit von allem anderen Idealismus geschrieben hat: „Sie weiß, was sie will, und wohin sie will, sie sucht einen Gott zu umfassen, den sie kennt und erkennt, sie will sich in Ihn versenken, während Er sich in sie ausgießt“.

Huysmans' Buch ist deßhalb auch eine wirkliche Er-

zählung geworden, die vorwärts schreitet, culminirt und abschließt. Es ist ein geistiger Roman, der natürlich nicht für jedermann interessant, aber doch in eine bestimmte künstlerische Form eingekleidet ist. Es besitzt dieselbe durchsichtige Klarheit, wie eine dogmatische Auseinandersetzung in einem katholischen theologischen Werke, und das Uebernatürliche wird in dem ganzen Buch als ein Reich mit fester, gesetzlicher Ordnung empfunden.

Ganz anders bei dem schwedischen Schriftsteller. Die Bekehrung, die hier vor sich geht, wenn man von etwas so Absolutem sprechen darf gegenüber den unbestimmten Veränderungen und wechselnden Umformungen, die das erzählende Ich in „Inferno" durchmacht — ist durchgehends der Art, wie sie Huysmans mit Recht in bestimmten Gegensatz zu dem stellt, was die christliche Mystik kennt. Es ist ein unklares Gefühl von etwas Uebernatürlichem — „die Mächte" oder „der Ewige" sagt Strindberg mit Ausdrücken, wovon der eine okkultistisch schmeckt, der andere eigentlich deistisch, allenfalls zur Noth alttestamentlich ist. Man findet sodann bei Strindberg ein schweres, unheimliches Schuldgefühl — meistens ohne klare Erkenntniß vom Wesen der Schuld, gewöhnlich psychophysisch auftretend mit Herzklopfen, Athemnoth, Alpdrücken und Verfolgungswahnsinn. „Bei Nacht" — heißt es im „Inferno" (S. 215 der schwedischen Ausgabe) — „überfällt einen die Stille und Einsamkeit, der Uebermuth verfliegt, das Herz klopft schwer, und die Brust wird zusammengepreßt. Falle dann auf die Knie, oder springe zum Fenster hinaus, in eine Dornenhecke, um den Arzt zu suchen, oder einen Kameraden, der bei dir schlafen will.

„Tritt zur Nachtzeit in dein einsames Zimmer, und du wirst dort schon jemand finden. Geh' in ein Irrenhaus und frage den Psychiater, er wird dir etwas vorschwätzen von Neurasthenie, Paranoia, Angina pectoris u. s. w., aber dich heilen, das kann er nicht. Wo geht Ihr denn hin, Ihr alle, die Ihr an Schlaflosigkeit leidet, die Ihr auf den

Straßen umherwandelt und den Aufgang der Sonne erwartet?"

Materielle Momente sind durchweg mit geistigen verbunden. Armuth, Krankheit, allerlei wirkliche und eingebildete Noth mischen sich unter die geistigen Vorgänge. Aber nicht genug damit, daß das äußere Elend, welches das Ich in „Inferno" verfolgt, als Strafe für begangenes Unrecht betrachtet wird, eine Strafe, die getragen werden muß und theilweise auch als Sühne getragen wird — es macht sich in der Deutung der einzelnen Ereignisse ein spitzfindiger Aberglaube geltend, der peinlich und auf die Dauer aufreizend wirkt.

Während nämlich Durtal in „En route" von inneren Kräften, durch geistige Eingebungen und Führungen, die in der Tiefe des Bewußtseins wirken, geleitet wird, so hält Strindberg sich für den Gegenstand einer äußeren Fürsorge, einer Aufmerksamkeit des Himmels, die sich in allerlei zufälligen Dingen zeigt. Arm, verstoßen und elend, wie er sich fühlt, schmeichelt es ihm, so von dem Interesse der „Mächte" umgeben zu sein, und für sich allein oder in Gesellschaft mit gleichgestellten und gleichgesinnten Freunden sucht er Trost in allerlei Vorkommnissen, die ihm merkwürdig oder sogar bedeutungsvoll erscheinen. Wie er selbst erkennt, verfällt er so den niedrigsten Formen des Aberglaubens.

Die erste Hälfte des Buches wimmelt von Beispielen hiefür. Zusammen mit einem Freunde, der auch Visionen hat, entdeckt Strindberg auf der Kuppel des Invalidenhospizes zu Paris Schattenbilder von Napoleon und seinen Marschällen. Wenn er seinen Mittagsschlaf gehalten hat, nimmt sein Kopfkissen die Form eines klassischen Zeushauptes an oder wird zum Kopfe eines Drachen oder eines anderen Ungeheuers, ja des Teufels selbst. — Die bekannte Beobachtung, daß das Stiefmütterchen einem Menschengesicht gleicht faßt

er als eine Vision von Bedeutung auf. Die Cokesstücke in seinem Ofen brennen zu Klumpen zusammen, die bald einem Hahn, bald ein paar Kobolden, bald einer Madonna mit dem Kinde ähnlich sind. Ein Freund, der ihn besucht, sieht diese Klumpen für Arbeiten von Kittelsen an. Und da Strindberg sie vor das Fenster stellt, werden begreiflicher Weise die Sperlinge etwas scheu, was Strindberg gleich als ein Zeichen auffaßt, daß an den Bildern etwas Uebernatürliches sei. Wie die Sonne sie dann bersten macht, gemahnt ihn das an die Sage von Kobolden, die beim Aufgang der Sonne sterben müssen. Seite auf Seite ist mit solchen Wundern angefüllt.

Zwei Buchstaben in einem Ladenfenster — die Anfangsbuchstaben seines eigenen Namens in einem gemalten Regenbogen — erinnern ihn an nichts Geringeres, als an den Bund zwischen Jehovah und Noah in der Genesis. Er fühlt sich selbst in einem ähnlichen Bunde mit den „Mächten“. Alles ist voll von ihm, alles beschäftigt sich mit ihm. Eine Wolke am Himmel hat die Form eines laufenden Hirsches — das ist eine Vorbedeutung. Der Wetterhahn eines entfernten Kirchthurmes zeigt in der oder der Richtung — wieder eine Vorbedeutung. Im Luxembourggarten liegen zwei Zweige so auf der Erde, daß sie gewisse Buchstaben bilden — wieder eine Botschaft von den „Mächten“. Da Strindberg sich unablässig geängstigt und beschwert fühlt, gedrückt von seinem vergangenen Leben und dessen Sünden, bang vor den Folgen und Strafen, die ihn erwarten und über seinem Haupte schweben, so müssen „die Mächte“ ihn beständig warnen, beschirmen, theilweise auch züchtigen und strafen.

Aus diesem letzteren Gesichtspunkte — dem der Strafe und der Züchtigung — hat das Buch seinen Titel bekommen. Und Strindberg schildert ausführlich, unter Swedenborgs Anleitung, die verschiedenen Höllen, die er in Paris und anderswo durchlebt, um geläutert und gereinigt zu werden.

Da ist eine Spitalhölle, eine übelriechende „Excrementhölle“ und — besonders — eine ländliche Hölle in einem finsteren österreichischen Thal, wo ein düsterer Fluß an unheimlichen Schmieden vorbeiläuft und gespensterhafte Mühlen treibt, in deren Inneren die Müllergesellen „wie falsche, gefallene Engel“ hausen.

Um die Wahrheit zu sagen, spürt man indessen nicht viele Früchte von diesem ganzen Fegfeuer. Strindberg ist am Schlusse des Buches wesentlich derselbe wie am Anfang. Er liest gern das alte Testament, besonders Job und Jeremias, die zu seiner gedrückten Stimmung passen, und die Psalmen, die er nach seinem eigenen Ausdruck „gegen seine Feinde hersagt“. Das ist aber nur eine Art Magie für ihn, und bei anderen Gelegenheiten wendet er gegen die, welche er für seine Verfolger ansieht, ein anderes Verfahren an — so z. B. trägt er gelegentlich einen dalmatischen Dolch, was nach der modernen Schwarzkunst in hohem Grade beschützend wirkt! Unter seinen Leiden sucht er in dem Gedanken Trost, daß diese „ein Zeichen von Vertraulichkeit seitens des Allmächtigen seien“ (S. 44). Und gegen den Schluß des Buches schreibt er an seine Leidensgefährten Folgendes: „Tröstet Euch deshalb und seid stolz auf die Gnade, die Euch verliehen ist, Ihr alle, die Ihr betrübt seid und von Schlaflosigkeit, Alpdrücken, Gesichten, Angst und Herzklopfen heimgesucht werdet! Numen adest. Gott will Euch haben!“

Alles verwandelt sich so zu neuer Nahrung für die Hybris, den individualistischen Hochmuth, woran Strindberg, wie er ja selbst weiß, leidet.

VIII.

Weßhalb denn aber nun das viele Gerede von Strindbergs Uebertritt zum Katholicismus? Konnte man doch sowohl in Schweden wie in Dänemark in den größten und

am meisten verbreiteten Blättern eine Reihe von Artikeln über dieses Thema lesen.[1])

Seite 222 in „Inferno" steht folgender Dialog: „Ein Freund fragt mich: Wohin geht der Weg?" — „Ich kann es nicht sagen; mir persönlich kommt es aber so vor, als ob der Weg des Kreuzes mich zu dem Glauben meiner Väter zurückführen sollte". — „Zum Katholicismus?" — „Darnach sieht's aus".

Und Strindberg erklärt nun weiter, wie der Okkultismus, die Theosophie und der Buddhismus Vorbereitungsstadien auf dem Wege nach Golgatha seien. Er verkündet, daß der Protestantismus ein Verrath an der Mutterkirche oder vielmehr eine den Barbaren des Nordens auferlegte Strafe, eine babylonische Verbannung sei, aus der man jetzt zurückkehren solle. Er weist auf den Fortschritt der katholischen Kirche in Amerika, in England und Skandinavien hin und sieht hierin ein Anzeichen der herannahenden Wiedervereinigung aller Christen. „Hier haben wir", sagt er, „den freilich in geistiger Richtung verbesserten Traum des Socialismus von den vereinigten Staaten Europas".

Strindberg schrieb diese Zeilen im April vorigen Jahres auf den letzten Seiten seines „Inferno". Er hatte da „entdeckt, daß sein Dasein nur den Zweck verfolgt habe, ihn herabzuwürdigen und zu besudeln", und daß das Leben ihn wie gewisse Verdammte in Dantes Hölle im Kreise herumgewirbelt habe. Er beschließt nun sich selbst zu seinen Henkern zu begeben, sich selbst der Tortur zu unterwerfen, überzeugt, daß sie zu seinem Besten dienen werde. „Denn unsere Martern sind nur Bezahlung für unsere Schuld, und nur aus reiner Barmherzigkeit werden wir über die eigent-

1) Bezeichnend für die Stimmung in gewissen Kreisen war es, daß ein bekannter dänischer Schriftsteller in einem „offenen Briefe" an Strindberg diesem geradezu den Rath gab, lieber sich das Leben zu nehmen, als Katholik zu werden.

lichen Ursachen unserer Qual in Unwissenheit gehalten" (S. 119).

Der vorher so Stolze beginnt hier endlich an Demuth zu denken. In der stillen Einsamkeit einer kleinen südschwedischen Universitätsstadt geschieht es sowohl bei Tag als bei Nacht, daß sein früheres Leben vom Tode aufersteht und ihm Besuche macht. Alle Fehltritte, alle Verbrechen, alle Dummheiten kommen in hellen Haufen wieder, so daß ihm das Blut heiß in die Ohren schießt. Da muß er nochmals alle seine Leiden durchleben, alle Kelche leeren, die schon längst bis auf die Hefe ausgetrunken sind, das Skelett kreuzigen, an dem kein Fleisch mehr zu kreuzigen ist, und die Seele auf dem Scheiterhaufen verbrennen, wenn das Herz schon zu Asche gebrannt ist. — — „Das sind Gottes Mühlen", sagt Strindberg, „sie mahlen langsam, aber sie mahlen fein". „Du bist in Staub aufgelöst, und Du glaubst, daß dies genug sei. Nein, Du mußt wieder unter den Mühlstein, wieder und wieder. Aber preise Dich glücklich und sei dankbar dafür! Es ist eine besondere Gnade, diesseits des Empyreums pulverisirt zu werden!"

Hier spricht Strindberg wie ein Christ, wie ein Katholik, ja wie ein Mystiker.

Und in dieser Gemüthsstimmung trifft er in seiner Abgeschiedenheit einen vormaligen Freund, der in Belgien Katholik geworden ist. Eine Reihe von Unterredungen über die katholische Kirche ergibt als Resultat einen Brief an ein belgisches Kloster um ein Refugium für den in den Kreisen der Hölle so lange umhergetriebenen Fremden. — —

Das Buch schließt damit, daß Strindberg „auf eine Antwort von dem belgischen Kloster wartet". Später ist er nach Paris gereist — ob er aber auch da wartet, ob die Antwort nicht kam, oder ob sie, als sie endlich kam, den schwedischen Dichter nicht mehr empfänglich fand — davon weiß man nichts.

Und zu guter Letzt — welche Bedeutung hat diese

Seelengeschichte eines einzelnen Menschen für andere? Denn die Welt interessirt sich doch nicht aus reiner Neugierde für Strindbergs Uebertritt oder Nichtübertritt zum Katholicismus.

Sie zeigt uns das, was im Anfange dieses Artikels von E. v. Hartmann gesagt wurde, daß unsere Zeit die Zeit des steigenden Pessimismus ist, und daß deßhalb das metaphysische Bedürfniß sich stärker und stärker geltend macht, so daß die Menschen im Begriffe sind, wahnsinnig zu werden oder aus religiöser Unbefriedigtheit Selbstmord zu begehen. Die Zahl derer, die sich aus einfachem, praktischem Pessimismus tödten, weil ihnen das Leben nicht lebenswerth erscheint, wird ja von Tag zu Tag größer.

Es ist nämlich eine Thatsache, die mit jedem Tage mehr zur Thatsache wird, daß die Culturmenschheit im Begriffe steht, den selbstgewählten Tod für erlaubt zu erklären. Man sieht keinen Grund, das Leben länger zu bewahren, als man Freude daran hat. An den humanen Ethiker, der an die Pflicht mahnen will, zu arbeiten, auszuhalten, auf seinem Posten zu bleiben, richtet man mehr und mehr die eine Frage, die alles abschneidet: „Warum? Zu wessen Vortheil? Cui bono“?

Und da man mehr und mehr zu der Annahme gelangt, daß es keinen Gott gebe, so kann es hierauf auch keine Antwort geben. Denn der Mensch lebt dann nur zum eigenen Besten und ist folglich Herr über sein Leben und seinen Tod.

Hier haben wir also die Erfüllung von Schopenhauers Prophezeiung von „der absoluten Physik“ als dem verderblichsten aller Systeme. Und hierin liegt die Erklärung der Thatsache, daß die Geister, die an der Spitze der modernen Entwickelung marschiren, mehr und mehr in die Alternative getrieben werden: Untergang oder Religion. Die Menschheit wird im Großen und Ganzen in nicht allzuferner Zeit vor dieselbe Wahl gestellt sein.

Für die Richtigkeit dieser Auffassung zeugen Phänomene wie Auguste Comtes selbstgemachte Religion und Annie Besants Mahatmakultus.

Hiefür zeugen viele ganze und halbe Bekehrungen von ausgeprägten Freidenkern der neueren Zeit: von Littré, Thierry, Taine, Verlaine, Huysmans, Bourget, Brunetière, — und jetzt im letzten Jahre von François Coppée.

Auch Strindberg legt jetzt sein Zeugniß ab, sei es nun daß er Katholik wird oder nicht. Er zeugt durch seine Verzweiflung von der Unerträglichkeit einer Erde, über der sich kein Himmel mehr wölbt, und durch seinen Aberglauben von der Wahrheit der Worte des Novalis: „Wo keine Götter sind, walten Gespenster“.

Kopenhagen. Johannes Jörgensen.

XXIII.

Spaniens Niedergang.

Der spanisch-amerikanische Krieg bot in der jüngsten Zeit wiederholt Anlaß zur Vergleichung der romanischen und germanischen Völker. Man leugnet zwar nicht, daß die Spanier die Sache des Rechtes vertreten, man weiß auch wohl, daß Amerika für uns ein gefährlicherer Feind ist als Spanien, daß Spanien eigentlich die Interessen Europas gegen Amerika verficht. Aber Spanien ist nun einmal ein romanisches Volk und von den romanischen Völkern sagt man, daß sie unaufhaltsam abwärts gehen. Die Zukunft, heißt es, gehöre den germanischen Völkern. Dabei klingt immer ein anderer Hintergedanke durch: die romanischen

Völker sind katholische, die germanischen protestantische Völker — das wird stillschweigend vorausgesetzt.

Es ist ein alter Vorwurf, daß die katholische Kirche den Verfall Spaniens verschuldete, daß sie die Einigung Italiens verhinderte. Bei Frankreich wird ein solcher Vorwurf nicht direkt ausgesprochen, aber indirekt muß doch die Kirche an allem mehr oder weniger schuld sein, was an Unglück über Frankreich kam. Sie muß schuld sein an der Centralisirung, an dem Despotismus der Könige, schuld an jener egoistischen eigennützigen Politik der bevorrechtigten Stände, die zur Revolution führte. Beide Erscheinungen, der Despotismus und der Eigennutz der bevorrechtigten Stände finden sich auch in Spanien und bilden, wie wir noch sehen werden, eine wichtige Ursache seines Verfalls.

Ist aber daran die Kirche schuld? Die Kirche als Kirche, als das sichtbare Reich Gottes, als ewiger unvergänglicher Leib Christi gewiß nicht; aber es könnte sich fragen, ob sie nicht in ihren sichtbaren Trägern, ihren zeitlichen Formen manche Schuld träfe.

Die Vertheidiger der Kirche pflegen in der Regel zu sagen, das Böse und Ueble, das sich bei katholischen Völkern durchsetzte, sei der Kirche zum Trotz aufgekommen. Diese Anschauung hat gewiß viel Berechtigung; den Despotismus der Könige hat die Kirche immer bekämpft und ebenso die revolutionären Versuche des Volkes. An der Wühlarbeit der Freimaurerei ist die Kirche gewiß unschuldig. Die Kirche ist nicht allmächtig, die Könige, die Stände, das Volk entziehen sich nur zu oft ihrem Einflusse. Freilich ist es nun auffallend, daß sich gleich ganze Völker in einem der Kirche entgegengesetzten Sinne entwickeln; es ist auffallend, daß ganze Völker je nachdem ein Freimaurerregiment oder eine sultanische Willkürherrschaft dulden. Wenn ein solches Regiment sich durchsetzt, so ist das Volk nicht ganz unschuldig daran. Das Volk verdient immer einigermaßen die Herrscher, unter die es geräth. Es könnte sich nun fragen, ob nicht

doch die Kirche gewisse Stimmungen und Zustände begünstige, die zu Mißbräuchen führen. In der That hat man die Centralisirung, die in romanischen Ländern sich findet, die Sanktion der Standesunterschiede, den starren Conservatismus mit kirchlichen Tendenzen in Zusammenhang gebracht.

Die Kirche ist conservativ und stützt die Autorität, aber es hat in ihr auch immer demokratische Tendenzen gegeben. Die Kirche hat sich immer der unteren Volksklassen angenommen von den Tagen der Apostel bis herab auf unsere Zeit. Einen Beweis dieser Thatsache bildet die ganze Kirchen- und Culturgeschichte. Die demokratischen Tendenzen waren manchmal so stark, daß sie immer wieder Stoff zu Anklagen bieten. Auf der andern Seite waren aber die Vertreter der Kirche wieder so stark patriotisch und monarchisch, daß auch sie nicht den Anklagen entgehen. In Spanien und Frankreich war der Klerus immer sehr patriotisch, oft etwas zu sehr. Die Kirche kann sich also stellen wie sie will, sie wird den Anklagen nicht entgehen.

Um alle Anklagen und Zweideutigkeiten zu vermeiden, hat man wohl gerathen, Religion und Politik zu trennen. Das ist gewiß ein ganz falscher Rath, wohl aber darf mit Fug und Recht betont werden, daß Religion und Politik, die Kirche, die kirchlichen und die weltlichen Angelegenheiten und die irdischen Zustände eines Volkes verschiedene Dinge sind. Man würde sich viele Verlegenheiten ersparen, wenn man sich immer bewußt bliebe, daß Religion und Erdenglück zweierlei ist, daß sie nicht immer beisammen sind. Man darf den irdischen Wohlstand eines Volkes nicht ohne weiteres auf die Religion zurückführen, sonst ist man auch zur Anerkennung gezwungen, daß das Unglück, der Verfall auch eine Folge der Religion sei.

Um besonders auf Spanien zu kommen, so ist es gewiß nicht ohne Zusammenhang mit der Religion gewesen, daß das heldenmüthige Volk die Mauren besiegte. Die Ent-

deckung Amerikas hat aber einen schon viel geringeren Zusammenhang mit der Religion. Spaniens Glück und Machtstellung beruhte im allgemeinen auf irdischen Voraussetzungen und aus irdischen Voraussetzungen heraus folgte dem Glück das Unglück. Das große Glück Spaniens war selbst die Quelle seines Unglückes. Wenn man überhaupt an religiöse Bedingungen auch des Unglückes denken will, so ist das Naheliegendste dasjenige, was die Spanier selbst immer dachten. Den Verfall, die Mißerfolge, das Mißgeschick erklärten nämlich die spanischen Schriftsteller des 17. Jahrh. selbst als eine Strafe Gottes, als eine Strafe für ihre Sünden. Diese Anschauung ist doch nicht so thöricht, wie sie manche Geschichtsschreiber ansehen. Wenn schon der alte Herodot dem Uebermuth die Rache der Götter, der Hybris die Nemesis folgen läßt, so wird doch auch eine derartige Auffassung den Spaniern erlaubt sein!

In ihren fortwährenden Kämpfen mit den Mauren haben die Spanier bekanntlich sich jenen halb ritterlichen halb religiösen Sinn erworben, der sie bis heute auszeichnet. Die überragende Stellung des Adels und Klerus stammt zum größten Theil aus jenen Tagen. Ein fortwährender Kriegszustand ist freilich eine schlechte Bedingung, um die Künste des Friedens zu lernen, er entwickelt wohl den Wagemuth, die Abenteuerlust, die Heimatliebe, den Opfersinn. Aber der Ackerbau und das Gewerbe war immer nur schwach vertreten. Ohnehin bot das Bergland, wo sich die Spanier eingeengt von den Mauren Jahrhunderte lang erhielten, wenig Anreiz zu feinerer Cultur. Die Viehzucht, namentlich die Schafzucht überwog und nach der Einnahme der maurischen Gebiete dehnte sich der extensive Betrieb nur allzusehr aus. Viel Ackerland wurde in Weide verwandelt und viele Bewässerungsanlagen geriethen in Verfall. Die Entwaldung Spaniens war freilich schon ein Werk der Araber. Wo die Araber hinkamen, fielen die Wälder; das sieht man namentlich

auch in Afrika.[1]) Auch wäre es verkehrt, wenn man den Spaniern jeden Sinn für bessere Wirthschaftscultur absprechen wollte. Die spanischen Könige begünstigten die Canalisationen und begünstigten die Industrie.

Ueberhaupt haben die großen Herrscher Spaniens Ferdinand und Isabella wohl erkannt, woran es dem Volke fehle. Sie haben sich mit aller Macht bemüht, ihr Volk zu höherer Gewerbsthätigkeit überzuführen. Sie suchten das Bürgerthum zu heben und den übermächtigen Adel zu beugen. Zur Hebung von Handel und Gewerbe wurden alle jene Schutzmaßregeln angewandt, die zum System des Merkantilismus gehörten. Dieses System ist in seinen Grundprincipien viel älter, als man sonst annimmt, nur wurde es nicht consequent durchgedacht und durchgeführt. Wohl wurde die Einfuhr erschwert, aber nicht viel weniger auch die Ausfuhr. Der Grundsatz, die Gebiete wirthschaftlich gegenseitig abzuschließen und zwar die Gebiete im Großen und Kleinen, beherrschte allzusehr die Politik.[2]) Doch drang die Erkenntniß durch, daß vor allem die Einfuhr von Waaren und die Ausfuhr von Edelmetallen zu verhindern sei.

Die Grundsätze der spanischen Handelspolitik waren nicht ungeschickter, als diejenigen Englands. Wie England suchte auch Spanien eine heimische Industrie, namentlich eine Wollindustrie zu schaffen und auf diesem Boden sich den Handel anzueignen. Um den heimischen Handel zu heben, bedienten sich die Könige genau der gleichen Maßregeln, wie die englische Regierung.[3]) Sie suchten die Fremden ebenso zu vertreiben, wie jene, unterstützten die heimische Schiffahrt und bauten eine gewaltige Flotte. In der That gelang es

---

1) Boissier, l'Afrique romaine. S. 140.

2) Vergl. meine Bemerkungen in den „Histor.-polit. Blättern“. 113. Bd. S. 546 u. 117. Bd. S. 807 (die ähnliche Politik der Päpste).

3) Vergl. dazu meine „Englische Wirthschaftsentwicklung im Mittelalter“. Hamburg, 1898. S. 23 ff., S. 38.

ihnen auch, eine blühende Woll- und Seidenindustrie ins Leben zu rufen, obwohl schon in der obrigkeitlichen Reglementirung der Keim des Verfalles lag. Zum Handel vollends waren die Spanier nie recht zu bewegen, er widerstrebte ihrer ritterlichen Natur. Philipp II. betrachtete alle Händler als Juden. Das eigentliche Unglück Spaniens war aber — merkwürdiger Weise — Spaniens fabelhaftes Glück. Der Edelmetallstrom, der aus Amerika herüberfloß, war die erste Quelle des Verderbens und seine europäische Stellung die zweite. Karl V. war mit Rücksicht auf die Niederlande ein Feind des spanischen Zollwesens und schadete durch seine Maßregeln Spanien.[1]) Noch gefährlicher aber war der Goldreichthum Spaniens.

Es wurde in diesen Blättern vom Verfasser schon öfters hervorgehoben, daß ein Land mit schlechter Währung gegen den internationalen Wettbewerb besser geschützt ist, als ein Land mit guter Währung. Ein Land mit guter Währung ist ein begehrtes Feld fremden Handels, ein bevorzugtes Feld für die Einfuhr. Nirgends zeigt sich das deutlicher als in Spanien.[2]) Spanien gab ungeheuer mehr aus, als es einnahm. Seine Handelsbilanz war negativ.

Eine gute Währung und eine negative Handelsbilanz haben heute auch alle hervorragenden europäischen Staaten, England, Frankreich, Deutschland, die Einfuhr ist bedeutend größer als die Ausfuhr. Nun könnte man daraus schließen, daß das Schicksal Spaniens auch diese Staaten treffen müsse, daß sie verarmen müssen. Allein diese Gefahr ist vorläufig nicht so groß, es besteht ein bedeutender Unterschied zwischen diesen Staaten und Spanien. In jenen Staaten blüht die

1) Häbler, Die wirthschaftliche Blüthe Spaniens und ihr Verfall. 1888. S. 11.

2) Bonn, Spaniens Niedergang während der Preisrevolution des 16. Jahrhunderts, sucht zwar diese Thatsache wegzudeuten (S. 21, 143), es ist ihm aber doch nicht gelungen.

heimische Arbeit, blüht die Produktion und das Kapital dient zu produktiver Anlage Die Einfuhr besteht zum großen Theil aus den Schuldzinsen der im Ausland angelegten Kapitalien. Das fehlte in Spanien. Anstatt die Produktion anzuregen, diente die Geldvermehrung zu ihrer Verminderung.[1])

Der Geldreichthum und die Abenteuerlust hatte einen ungünstigen Einfluß auf den Volkscharakter. Die fantasia, wie sich der venetianische Gesandte ausdrückt, bemächtigte sich aller Klassen, der Reichthum führte zum Luxus und zur Bequemlichkeit. Mit den reichen Geldmitteln, die den Spaniern zu Gebote standen, war es ihnen möglich, sich das Beste aus aller Herren Ländern zu verschaffen, aus Holland leinene und aus Italien seidene Stoffe, Schuhwerk aus Deutschland und feine Mäntel aus England und der Lombardei. Selbst Handwerker kleideten sich in Seide. Dieser Luxus war aber der Ruin des Handwerkes und der ehrlichen Arbeit. Das Handwerk war schon an und für sich verachtet — ein Handwerker konnte nicht Mitglied der Cortes, kein Alkalde und kein Corregidor werden — dazu kam die fremde Concurrenz und die natürliche Scheu des Spaniers vor der Arbeit, um das Handwerk zu vernichten und den Ackerbau mit ins Verderben zu ziehen. Es gab nur noch drei Quellen des Reichthums und der Ehre: das Meer, der Königsdienst und die Kirche. Der Weg harter ehrlicher Arbeit war verachtet, er galt zu langwierig und langweilig, man wollte rascher zum Ziele kommen.[2]) Die Preise stiegen ungemein. Alles wurde theuer, und infolge dieser Theuerung kam man sogar zu dem verhängnißvollen Entschlusse, die Ausfuhr in die amerikanischen Colonien zu hemmen. Die Colonien hätten einen vorzüglichen Absatzmarkt gegeben. Dagegen wurde diese Quelle zur Erneuerung des Volkswohlstandes verstopft. Der Schmuggelhandel blühte, die

1) Hierin hat Bonn a. a. O. S. 159, 187 ohne Zweifel Recht.

2) Des Verfassers System und Geschichte der Kultur. II, 370.

Bevölkerung verminderte sich[1]) und die eigene Produktion sank immer mehr herunter. Die Vertreibung der Moriskos wirkte natürlich in gleichem Sinne.

Unheilbar wurde vollends die Lage durch die unglückliche Politik der Könige. Wie immer hing auch damals die äußere Politik mit der innern zusammen. Erst die äußere Politik vermag einem Handel und Gewerbe treibenden Volke Wege zu öffnen. Gerade hierin waren die Engländer überlegen. Der Untergang der Armada bedeutete für Spanien einen ungeheueren Verlust, den Anfang des Niederganges. Ebenso unheilvoll war der Kampf mit den Niederlanden. Auf allen Seiten unterlag Spanien, und weder in Deutschland noch in Frankreich hatte es einen Erfolg. Diese Mißerfolge wiederholten sich durch das 17. Jahrhundert fortwährend. Die äußern Mißerfolge gehen Hand in Hand mit dem inneren Verfall.

Die unglückliche Politik und der Absolutismus des Königthums verschlang die besten Volkskräfte. Ein erdrückendes Steuersystem lähmte die Erwerbslust. Die Steuern bestanden hauptsächlich in Getreide- und Umsatzsteuern und aus Zöllen, sie waren alle so angelegt und umgelegt, daß sie jede Unternehmungslust hemmten. Trotz der vielen Steuern reichten die Könige nicht aus und nahmen ungeheuere Anlehen auf. Da die Spanier alle Geldgeschäfte wie den Handel als eine Art Wucher betrachteten, so bedienten sich die Könige fremder Hilfe, der Genuesen und Florentiner, der Flanderer und Deutschen, der Fugger und Welser. Diese vermittelten ihnen ihre Geldgeschäfte und machten sich dabei wohl bezahlt. Er wurden ihnen viele Staatseinnahmen, Domänen und Bergwerke verpfändet. So besaßen die Fugger die Maestrazgos, d. h. die Einkünfte der großen Ritterorden, die der König als Großmeister (maestrazgo) bezog. Es

---

1) Diese Thatsache wurde zwar bestritten, aber nicht mit genügenden Gründen, s. Bonn S. 102 ff.

waren ungeheure Summen, die in Form von Zinsen ins Ausland flossen. Nun war es aber dem Lande auf die Dauer nicht möglich, diesen Verpflichtungen nachzukommen, und die Könige waren genöthigt, wiederholt Bankerott zu machen (so 1574, 1656, 1662). Diese Bankerotte schädigten nicht nur die Ausländer, sondern das Land selbst. Die Geldhändler waren zugleich Waarenhändler und sie vor allem führten die spanischen Erzeugnisse, Wolle, Seide und Tücher, Wein und Oel aus. Sie zogen sich nun von diesem Handel zurück.

Das zahlreiche Beamtenthum trug zur Hebung des Volkswohles nichts bei. Die Aemterstellen waren käuflich und dienten hauptsächlich zur Versorgung des Adels. Dasselbe war zwar auch in andern Ländern der Fall, aber die Mißstände machten sich nicht so empfindlich geltend, wenn wenigstens die äußere Politik und die Volkswirthschaft einige Erfolge hatte.

Der adelige und geistliche Großgrundbesitz nahm eine unverhältnißmäßige Ausdehnung an. Da man die Mißerfolge als eine Strafe des Himmels ansah, gründete man immer neue Klöster. Und weil der Ritter das Ideal eines jeden Bürgers war, wollte jeder Ritter werden und wurde eine Unzahl von Fideikommissen gegründet. Es ist zwar thöricht, die Fideikommisse, die feudale Gebundenheit und die todte Hand als die Hauptursache des Verfalls von Spanien anzusehen.[1]) Die Freiwirthschaft führt überall zu noch schlimmeren Folgen als die Gebundenheit, sie führt zu noch viel stärkeren Kapitalansammlungen und zu stärkerer socialer Zerklüftung als die Gebundenheit. Aber ein Uebermaß des adeligen und geistigen Besitzes ist gewiß verderblich und war es um so mehr, als dieser Besitz Steuerfreiheit

1) Das thut Bonn a. a. O. S 117 (95) als Schüler Brentano's Viel ruhiger urtheilt Paul Hager in der Schrift: „Familienfideikommisse“ (Staatswissenschaftliche Studien 6. Band, 5. Heft Jena 1897) über die mittelalterliche Gebundenheit.

oder wenigstens bedeutende Steuerermäßigung genoß. Endlich war auch die Inquisition gewiß nicht ohne Schaden. Die Inquisition, ob sie eine kirchliche oder staatliche Anstalt war, stand im Zusammenhang mit dem absolutistisch-feudalen Charakter des Staatswesens und war ein Mittel zu seiner Erhaltung.

Aber die Hauptursachen des Verfalles liegen hier nicht. Auch außer der mittelalterlichen Gebundenheit fehlte es an Ursachen des Verfalles nicht. Um diesen Verfall zu erklären, braucht man nicht zu künstlichen Versuchen seine Zuflucht zu nehmen. Wie künstlich man oft dabei zu Werke geht, das konnte man 1893 auf dem Geographentag in Stuttgart sehen. Damals hielt ein Professor Rein aus Bonn einen Vortrag über die Folgen der Entdeckung Amerikas und behandelte dabei neben den guten auch die schlimmen Folgen. Zu den schlimmen Folgen rechnete er in einem merkwürdigen Zusammenhang auch die Inquisition und knüpfte daran die gewöhnlichen Deklamationen an. Das künstliche Hereinziehen der Inquisition war um so merkwürdiger, als die Entdeckung Amerikas als ein Werk der Aufklärung gefeiert wurde. Jene Entdeckung habe, hieß es etwa, den mächtigsten Anstoß zum Zusammensturz des mittelalterlichen Aberglaubens gegeben. Davon kann natürlich nicht die Rede sein. Es dauerte bekanntlich sehr lange, bis man die Tragweite dieser Entdeckung auch nur einigermaßen übersehen konnte. Westindien oder, wie man es schlechtweg hieß, Indien bedeutete anfangs nicht mehr als eine Insel weiter, als ein Feld der Ausbeutung.

Glück hatte Spanien mit seiner Entdeckung Amerikas nicht viel gehabt. Die Entdeckung Amerikas war die Hauptursache seines Verfalles.

Während indessen Spanien materiell verfiel, blühte um so lebhafter die geistige Cultur. Am Schluß des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts brachte Spanien eine große Zahl von Dichtern und Künstlern hervor, die

seinen unsterblichen Ruhm begründen.[1]) Ein christliches Volk geht mit dem materiellen Verfall nicht auch zu Grunde. Es erhält und rettet seinen bessern Kern, sein höheres Wesen durch die Zerstörung hindurch. Ganz anders war dies im Alterthum. Der materielle Zerfall zog hier immer den geistigen nach sich. Das römische Reich z. B. krankte im 2. und 3. Jahrhundert an ganz ähnlichen Uebeln wie Spanien. Aber diese Erkrankung wurde sogleich eine viel gefährlichere und ergriff das ganze Wesen.

Deßhalb darf man an der Zukunft Spaniens so wenig verzweifeln wie an derjenigen Italiens. Beide Völker werden wohl noch viele Krisen durchmachen müssen, ehe eine Heilung erfolgen kann. Das Christenthum birgt eine unerschöpfliche Heilkraft und dieses gibt eine Gewähr für unsere Hoffnung.

Trotz allem und allem liegt dem spanischen und italienischen Volkscharakter ein guter Kern zu Grunde. Dieser gute Kern, das echte Werk des Christenthums, hat sich durch alle geschichtlichen Wandlungen hindurch gerettet, er wird sich gewiß wieder rühren, regen und Früchte bringen. Trotz allem, in all seinem Unglück ist uns ein Spanier immer noch sympathischer als ein glückgesegneter Engländer oder Amerikaner. Man hat alle Achtung vor der nordischen Energie, aber eigentliche Liebe hat man nicht. Zum Süden zieht uns eine magische Kraft, den Süden lieben wir und die Kinder des Südens.

Eine Vergleichung der germanischen und romanischen Völker ist überhaupt noch verfrüht, sie wird vielleicht in 500, in 1000 Jahren möglich sein, wenn die geschichtliche Entwickelung der Germanenvölker noch weiter gediehen ist. Die Cultur der romanischen Völker ist eine ungleich viel ältere als die der germanischen. Die germanischen Völker traten spät in die Geschichte ein, ihre Zustände haben sich noch nicht zur vollen Reife entwickelt und sie haben noch

1) Beer, Neue Beiträge zur Culturgeschichte Spaniens in der Beil. zur „Allgem. Zeitung“ 1896. Nr. 174, 175.

nicht alle die Früchte gekostet, die am Baum ihrer Entwickelung wachsen. Ein Mißstand macht aber den germanischen Völkern jetzt viel zu schaffen, es ist der schroffe Unterschied zwischen Reich und Arm. Wer weiß, wohin das noch führen wird. Wer weiß, was aus der deutschen Socialdemokratie noch werden wird? Wer weiß, was aus England wird, wenn einmal seine Meerherrschaft und sein Handelsvorrang in Brüche geht, was nicht so unmöglich ist, wie es aussieht? Von den Wunden Nordamerikas aber wollen wir schweigen, der Amerikanismus ist das allerunsympathischste aller Lebenssysteme.

G. Grupp.

XXIV.

Zur politischen Lage in Elsaß-Lothringen nach den Wahlen.

Aus dem Elsaß.

Während im Reiche die Agitation zu den Reichstagswahlen allenthalben recht früh begann, herrschte in Elsaß-Lothringen noch überall Ruhe. Nur Prinz Hohenlohe machte seinem Wahlkreise Hagenau-Weissenburg zeitig einen Besuch, um im Kreise der Notabeln seine Wiederwahl vorzubereiten.

Sonst hörte man nichts von Beamtencandidaturen. Namentlich die Kreisdirektoren hatten, nachdem 1896 die Wahl Pöhlmann's-Schlettstadt kassirt, und dieser in der Neuwahl im erbittertsten Kampfe gegen den abgesetzten Bürgermeister Spies unterlegen war, alle Lust verloren, sich durch gefügige Bürgermeister aufstellen und durchfallen zu lassen. Vor allem aber war im Verlaufe seines Schlettstadter Wahlkampfes der Staatssekretär von Puttkamer und seine Wahlmache von 1893 für den Prinzen Hohenlohe so gründlich bloßgestellt worden, daß seinem Rufe in dieser Hinsicht eine Ruhepause heuer nur nützlich sein konnte.

Dafür sollte die offizielle Candidatur des Prinzen diesmal noch offizieller werden, da er kurz vor der Wahl, vermöge seiner Jugend und gänzlich verborgenen Qualifikation

für diese hohe Verwaltungsstelle zur allgemeinen Ueberraschung plötzlich zum Bezirkspräsidenten des Ober-Elsaß ernannt wurde. Alle Welt glaubte, nun sei es mit seiner Candidatur für Hagenau nichts mehr, die Regierung werde die Annahme einer solchen dem Neuling in der Verwaltung nicht mehr gestatten, damit er sich ausschließlich in sein schwieriges Amt einarbeiten und diesem leben könne. Aber weit gefehlt, der Prinz candidirte weiter und wurde unter Anwendung des bekannten Hochdrucks auch gewählt in seinem zu zwei Dritteln katholischen Wahlkreise, trotzdem er erklärte, nicht für die Aufhebung des Jesuitengesetzes zu stimmen. Die Katholiken fanden leider keinen geeigneten, redegewandten Gegner und traten zu spät und nur ungenügend in die Agitation ein.

Dafür erlangte der wackere Herr Spies in Schlettstadt, wo vor 2 Jahren der Wahlkampf wie niemals zuvor im Elsaß tobte, sein Mandat diesmal ohne nennenswerthe Gegnerschaft, so sehr hatte die Niederlage Pöhlmanns damals die Luft gereinigt. In Straßburg thaten die wohlorganisirten Katholiken in Stadt und Land ihre Schuldigkeit und brachten die Socialdemokratie zu Fall bezw. siegten im Landbezirke, wo Redakteur Hauß den Liberalen schlug. Anstatt des Unterstaatssekretärs von Bulach zieht für Erstein Pfarrer Delsor, der Redakteur der „Revue", in den Reichstag, von dem alten Dreigestirn Guerber, Simonis, Winterer haben die beiden ersteren wegen der Last der Jahre kein Mandat mehr angenommen, statt ihrer kommen Pfarrer Roellinger und Redakteur Abbé Wetterlé.

In Mülhausen mit rund 130,000 (!) Katholiken gegen nur 25,000 Andersgläubige fand die katholische Partei erst in letzter Stunde einen Candidaten in der Person des Straßburger Rechtsanwalts Vonderscheer, der Socialdemokrat Bueb, der seit längerer Zeit im Gefängnisse sitzt, siegte unbegreiflicher Weise gleich im ersten Wahlgang über beide Gegner. Das ist das einzige reichsländische Mandat der Socialdemokraten, die im übrigen auch hier stark gewachsen sind.

Weitaus am heftigsten gestaltete sich schließlich der Wahlkampf in Colmar. Vorgeschichte und Verlauf sowohl, wie seine Bedeutung für die zukünftige Parteientwicklung und die innerpolitische Gestaltung Elsaß-Lothringens nehmen ein allgemeines Interesse in Anspruch. In Colmar leitet der in Rappoltsweiler zum Reichstagsabgeordneten gewählte Abbé Wetterlé zwei katholische Zeitungen, eine deutsche und eine französische. In diesen, namentlich in dem französischen Journal, treibt er vielfach Politik auf eigene Faust, eine oft wenig vorsichtige in Bezug auf die großen Gesichtspunkte der katholischen Sache und Partei. Nun war es von vornherein ein schwerer politischer Fehler, daß Abbé Wetterlé — denn nur dieser ist dafür in der Hauptsache verantwortlich zu machen — den früheren Abg. Preiß, einen protestantischen Demokraten, in einem Wahlkreise von mehr denn zwei Dritteln Katholiken zur Wiederwahl aufstellte und die officielle „Unterstützung" der katholischen Landespartei für ihn gewann. Nachdem Preiß sich mit den eigenen Parteigenossen heftig verfeindet, und so weder eine Partei noch eine Zeitung hinter sich hatte, standen seine Wahlaussichten sehr schlecht. Die Katholiken brauchten ihm erst recht nicht die Kastanien aus dem Feuer zu holen und auf einen katholischen Candidaten von vornherein zu verzichten.

Im Sommer 1891 fanden in Colmar Gemeinderathswahlen statt, bei denen Rechtsanwalt Preiß candidirte. Am 10. Juli wurde ein von ihm verfaßtes Flugblatt verbreitet, welches in der schärfsten Tonart gegen das „katholische Wahlcomité" losging. Dessen Aufruf habe „Unerhörtes" geleistet.

„Man will den Ergänzungswahlen am Samstag und Sonntag einen confessionellen Charakter aufdrücken. Ein solcher Aufruf, der die intelligente Wählerschaft unserer Stadt um 200 Jahre zurücksetzen will in die Finsterniß der seit der französischen Revolution, Gott sei Dank, überwundenen religiösen Hetzereien, richtet sich selbst . . . Die Zeit des religiösen Fanatismus, den man frevelhafter Weise in jenem Aufrufe aufzustacheln sucht, ist vorüber".

„Der Gemeinderath wird auf fünf Jahre gewählt. In der ganzen Zeit werden vielleicht drei oder fünf religiöse Fragen erörtert (also doch!), indessen hunderte, tausende anderer Fragen müssen diskutirt werden. . . Man will, daß 18 Katholiken, 7 Protestanten und 2 Israeliten im Gemeinderath sitzen. Soll denn die Gemeindevertretung wirklich in der Weise zusammengesetzt werden, daß man, wie ein witziger Bürger unserer Gemeinde bemerkt hat, 3 Kilo Katholiken, 1 Kilo Protestanten und 200 Gramm Israeliten in den Gemeinderath schickt? — Kinder mögen solches Spiel treiben, verständige Männer, welche ihre Rechte und Pflichten kennen und würdigen, können nur darüber lächeln".

Der katholische Aufruf war durchaus sachlich und maßvoll. Damals standen wichtige Punkte für die Katholiken in Frage. Die sogen. katholische Liste, deren confessionelles Zahlenverhältniß in gerechter Weise den betr. Bevölkerungsziffern entsprach, ging durch und Herr Preiß fiel durch.

Preiß bewarb sich alsdann vergeblich um ein Bezirkstagsmandat, 1893 wurde er mit geringer Mehrheit in den Reichstag gewählt durch die zwar geräuschlose aber hervorragende Unterstützung der Katholiken, die von dem Gegner als Bürgermeister und abhängigen Regierungsmann nichts wissen mochten.

Der Wahlkreis Colmar hatte nach Abzug des Militärs (3937) rund 54,500 Katholiken gegen 26,500 Andersgläubige. Unter den Katholiken herrschte aber vielfach politische Gleichgiltigkeit. Es fehlte an der nöthigen Organisation und an einem geeigneten Candidaten. Bis dahin und jetzt ist noch vielfach die leidige französische Sitte in Uebung, daß der Candidat sich selber aufstellt. Nach dem Tode des arbeitsfreudigen katholischen Abg. Grad fand sich aber für Colmar kein katholischer Nachfolger mehr.

Diese Umstände entschuldigen für die damalige Zeit einigermaßen die sonst schwer begreifliche Thatsache, daß in einem Wahlkreise mit starker katholischer Mehrheit ein Mann gewählt werden konnte, welcher sich zwei Jahre

vorher bei den Gemeinderathswahlen so feindselig gegenüber-gestellt hatte.

Inzwischen rührten sich, nachdem in Mülhausen und Colmar katholische Zeitungen gegründet, die Katholiken des Landes von dem heute trefflich organisirten Straßburg aus. Die „katholische Landespartei" begann ihre Propaganda Ende 1895, ohne es zu festeren Centren der Organisation für die einzelnen Wahlkreise bis jetzt zu bringen, wie dies die letzten Wahlen unzweifelhaft dargethan haben.

Die nähere Veranlassung war die Hetze des evangelischen Bundes und die in Colmar erfolgte Gründung der demokratischen Volkspartei unter der Führung der Rechtsanwälte Blumenthal und Preiß. Herr Wetterlé that zunächst mit diesen und hatte sogar gegen folgenden Passus ihres Programmes vorerst nichts einzuwenden:

„Es sollen öffentliche, aus allgemeinen Mitteln unterhaltene Schulen confessionell nicht geschieden sein. Gleichzeitig aber soll die Gründung freier Schulen unter staatlicher Oberaufsicht gestattet sein".

Doch bald erkannte er seine Unbedachtheit, und es kam zu heftigen Fehden zwischen ihm und der Volkspartei, deren Zeitung alles Kirchliche und Katholische maßlos begeiferte. Es muß anerkannt werden, daß Preiß sich von diesem Treiben offenbar abgestoßen fühlte, wenngleich er persönlich über Wetterlé mit Schimpfworten herfiel. Als er dann im Sommer 1897 im großentheils katholischen Kaysersberger Bezirk, von Wetterlé kräftigst unterstützt, als Bezirkscandidat wegen seiner Stellung zur confessionellen Schule interpellirt wurde, gab er die ausweichende Antwort, man müsse diese Frage den Gemeinden überlassen, welche am besten die Rechte der Familienväter wahren könnten. Vor den Reichstagswahlen erklärte er, die Religion habe mit der Politik nichts zu thun, im übrigen sei er der nämliche, wie vor fünf Jahren.

Jetzt berief er sich bezüglich seiner Stellung zur Schul-

frage und deren Harmlosigkeit den Katholiken gegenüber auf die Württemberger Demokraten als seine Gesinnungsgenossen:

„Der Stammsitz der Demokratie ist für Deutschland in Württemberg. Die Vertreter der dortigen Partei bekennen sich in der Schulfrage zu der nämlichen Ansicht, die mich angeblich von der Volkspartei entzweit hat. Dort sagen die Demokraten nach folgender Aeußerung des Abgeordneten Haußmann: „Wir haben confessionelle Schulen, aber wir denken nicht daran, an der Schulfrage zu rühren in absehbarer Zeit, weil sie zu tief einschneidet. Auch wir Elsäßer — die übrigens leider nicht überall confessionelle Schulen haben — wollen an der Schulfrage nicht rühren, wir haben zunächst andere Fragen zu lösen. Die Lösung dieser Fragen soll den Gemeinden (!) überlassen werden, wie ich dies früher erläutert habe".

Das war wirklich unvorsichtig von Preiß, sich auf den „Stammsitz der Demokratie" dieser für ihn, den katholischen Wählern gegenüber, gewiß sehr peinlichen Frage zu berufen. Das Colmarer Demokratenblatt quittirte ihm sofort darüber. Die Parteigenossen in Württemberg wollten durchaus „die Confessionslosigkeit der Volksschule und die Befreiung der Schule vom Joch der Kirche". Die gesammte Volkspartei habe heuer gegen die Initiativanträge des dortigen Centrums gestimmt.

Das ist zutreffend, wie auch die Thatsache richtig ist, daß die schwäbischen Demokraten bei den Reichstagswahlen diesmal wie nie zuvor gegen die Katholiken gewüthet haben.

Wir wollen noch einige Aussprüche aus dem „Stammsitze der Demokratie" über deren wahre Absichten in der Schulfrage hinzufügen. Die „Befreiung der Schule von der Kirche" ist das Feldgeschrei, welches bald stärker erklingt und die Gegenwart erfüllt, bald nur schwach vernehmbar wird und erst in der Zukunft mit aller Macht ertönen soll, je nachdem man die Katholiken zunächst für seine Sonderinteressen nöthig hat oder nicht.

„Die Schule muß von den Fesseln der Kirche vollkommen frei, aus den traurigen ‚Konfessionsschulen' müssen

wahre ‚Volksschulen‘ gemacht werden, erst dann kann die Demokratie auf sicheren, dauerhaften Sieg hoffen“. — „Hinten und vorne der Geistliche mit seinem Katechismus, damit weder Lehrer noch Schüler ihre Fähigkeit entwickeln können.“ „Wir wollen den Ausschluß der Religionslehre aus der Schule“. „Die Communalschule (confessionslose) fördert ein freies Denken und befreit vom blinden Nachbeten unverstandener Glaubenssätze“.

„Die Simultanschule in ihrer jetzigen Gestalt kann kein bleibender Zustand sein, auch die Ertheilung jedes positiven Religionsunterrichts muß vom Schulplan abgesetzt werden.“ „Das dringendste Bedürfniß unserer Zeit ist vollständige Trennung von Staat und Kirche und insbesondere vollständige Befreiung der Schule vom Klerus. Die Begriffe und Kenntnisse der gebildeten Menschen sind nun einmal meist unvereinbar mit den Lehren und Anschauungen der Geistlichkeit, gleichviel ob es sich um katholische, protestantische oder jüdische handelt . . . . es wird noch eine wahre Tyrannei geübt, indem man die Eltern zwingt, ihre Kinder in Schulen zu schicken, deren ganze Unterrichtsbasis jene kirchlichen Lehren und Anschauungen bilden, an welche außer dem bedauernswerthen unwissendsten Theile der Bevölkerung — fast niemand mehr glaubt“. — „Hinaus mit den Pfaffen aus der Schule!“

So und noch schärfer schrieb zu verschiedenen Zeiten der Stuttgarter „Beobachter“, das Hauptblatt des Herrn Haußmann und Consf. So redet die übrige Presse mit den Parteileitern der Demokraten im „Stammsitze Württemberg“ und anderswo.[1])

Jetzt zugegeben, daß die Schulfrage im Reichstage direkt weniger berührt wird, ihre Principien spielen aber doch eine

1) Volksparteiliche Presse und Religion, eine quellenmäßige Darstellung von J. Eckard S. 114 ff. Stuttgart, J. Roth 1897. Der Initiativantrag des Centrums betr. die Schul- und Ordensfrage. Stuttg. Deutsches Volksbl. 1898. Wir empfehlen beide Schriften dringend dem elsäßischen Klerus.



Rolle. Dagegen ist sie von einschneidender Wichtigkeit im Landesausschuß, dessen Zugang u. a. durch die Mitgliedschaft des Bezirkstages ermöglicht wird. Für beide hat Preiß auch wiederholt candidirt, und als er dies 1897 für letzteren in Kaysersberg that, hat ihn Herr Wetterlé in öffentlicher Versammlung unterstützt und dabei besonders seine Stellung als katholischer Priester hervorgehoben. Im Landesausschuß beschweren sich alljährlich die Herren Spies und Winterer mit Recht über die rücksichtslose Behandlung und Ignorirung der Katholiken an der Universität Straßburg, sie begehren einen gläubigen Philosophen und einen nicht culturkämpferischen Historiker. Wie schön hätte sich an ihrer Seite der von einem katholischen Priester empfohlene, von Katholiken gewählte Abg. Preiß mit seinem schwäbisch-demokratischen Schulprogramm von diesen „katholischen Katechismusschädeln" bei dieser Debatte abgehoben!

In Straßburg erstreben die katholischen Gemeinderäthe confessionelle Mittelschulen, die Demokraten sind auch dort die heftigsten Gegner dieses Antrags. Als ein katholisches Mitglied letztesmal den Antrag nicht unterstützte, da war es Abbé Wetterlé, der die heftigsten Reden führte und die Mandatsniederlegung verlangte, da der betreffende auf das katholische Programm gewählt sei. Herr Preiß hat auch ein Schulprogramm, wir haben es uns näher angesehen. Und den Vertreter eines solchen Grundsatzes, dessen praktische Bethätigung allerdings „zunächst" nicht erfolgen soll, unterstützt ein katholischer Geistlicher durch seine Presse und persönliche Agitation für die Wahlen zur Landesvertretung, wo die Schulfrage brennend ist.

In dem Colmarer Wahlkampfe ereignete sich alsdann ein Zwischenfall, dessen politische Wirkung in der Folge sich zeigen wird, mag ein Theil der Landespresse sich und andere noch so sehr darüber hinwegtäuschen wollen.

Auf einer Wahlversammlung in Münster legte ein Colmarer Rechtsanwalt seinem Collegen Preiß die Frage vor,

ob er für seine Person den Frankfurter Frieden als zu Recht bestehend anerkenne. Die Persönlichkeit des Fragestellers und sein Verhältniß zu Preiß bürgt dafür, daß die Frage nur in der loyalen Absicht gestellt war, Klarheit zu schaffen, da Preiß selbst durch sein zweideutiges Benehmen in diesem Punkte seinen politischen Ruf in ein höchst bedenkliches Licht gebracht hatte. So hatte er 1895 den Redakteur Judet vom Pariser „Petit Journal" empfangen, der sein Interview mit Preiß nachher veröffentlichte. In diesem wurde Preiß als ein Mann hingestellt, der im Elsaß nur für Frankreich dichtet und trachtet. Als Preiß zunächst den sensationellen Bericht nicht ableugnete, wurde er verhaftet, aber, da er die ihm nachgesagten verrätherischen Bestrebungen bestritt, sofort wiederum freigelassen. Der Pariser Redakteur hielt demgegenüber die Preiß in den Mund gelegten Aeußerungen aufrecht.

Im „Eclair" wurde Preiß in Wort und Bild verherrlicht. Er, der „Demokrat", machte dem Prinzen Henri von Orleans einen angeblich geschäftlichen Besuch. Dies, sowie die Indiskretionen seiner früheren Parteigenossen, unter denen übrigens auch eine Reihe der ausgesprochensten Deutschenhasser sich noch jetzt befindet, hatten bewirkt, seine Stellung zum Frankfurter Frieden in das bedenklichste Licht zu rücken.

Somit war die Fragestellung in Münster vom politischen Standpunkte zweifellos berechtigt. Sie war auch praktisch wichtig; denn im Falle einer zusagenden Aufklärung würde selbst ein Theil der deutschen Beamten ihrer begründeten Unzufriedenheit mit dem herrschenden Regime Ausdruck und sicherlich Preiß, dem Vertreter der schärferen Tonart, und nicht dessen zahmerem Gegner ihre Stimmen gegeben haben.

Folgendes war die Antwort des Gefragten:

„Wir sind 1871, im entscheidenden Moment, nicht gefragt worden, ob wir mit dem Frankfurter Frieden einverstanden sind oder nicht. Wenn man es damals nicht für nöthig gehalten hat, uns zu befragen, so ist es heute erst recht nicht

nöthig. Hält man es aber heute für nöthig, so befrage man das ganze elsässische Volk und nicht ein einzelnes Individuum, einen einzelnen Wähler oder Candidaten. Eine solche Erklärung ist und wäre völlig werthlos. Die Frage nach der rechtlichen Stellung der Annectirten zum Frankfurter Friedensvertrage ist eine Doktorfrage, über welche die Gelehrten nicht einig sind (!) und die weder der Interpellant, noch ich, noch Ihr Wähler des Wahlkreises entscheiden könnt. Es handelt sich da neben der Rechtsfrage um Gefühle, über die wir Niemanden Rechenschaft schuldig sind".

Diese Antwort mußte befremden, aber geradezu peinlich mußte es berühren, wenn nunmehr die ihm befreundete elsässische Presse daranging, die unbequeme Preiß'sche Erklärung abzuschwächen und an ihr herumzudeuteln. Wie kann Preiß ein Protestler sein, meinte Hr. Wetterlé, sagt er doch in seinem Programm: „Ich habe niemals systematische Opposition getrieben und mich überall auf den Boden des geltenden Rechtes gestellt". Und der Straßburger „Elsässer" schrieb: „Alle Candidaten der Landespartei, auch Preiß, stehen auf dem Boden des Frankfurter Vertrages".

Die „Kölnische Volkszeitung" zerstörte diese Illusion, indem sie hervorhebt, daß die Preiß'sche Erklärung erst nach Erlaß seines Programmes ergangen sei. Auf dieses könne man sich also unmöglich berufen. Sei es richtig, daß Preiß sans phrase auf dem Boden des geltenden Rechtes stehe, so hätte er sich auf diesen Standpunkt dem Fragesteller gegenüber bezüglich des Frankfurter Friedens einfach berufen können und müssen, da auch die Verbindung von Elsaß-Lothringen mit Deutschland durch ein Reichsgesetz festgelegt worden sei. Statt dessen habe er Ausreden gebraucht und von Gefühlen geredet, nach denen er nicht gefragt worden und deren Schonung selbstverständlich sei.

Der „Protest" bedeutet nicht, wie man nachträglich völlig falsch hinstellen möchte, lediglich die Opposition gegen Diktatur und Ausnahmegesetze. Er bedeutet historisch und

sinngemäß lediglich die Nichtanerkennung des Frankfurter Friedensvertrages, vielmehr die Bestreitung seiner Giltigkeit. Als Grund gilt, wie die Preiß'sche Antwort durchblicken läßt, daß das Volk damals nicht befragt worden sei, ob es die Abtretung von Elsaß-Lothringen an Deutschland gut heiße oder nicht.

Und Herr Preiß muß wohl diese Meinung vertreten, warum genirte er sich sonst, eine kurze und bündige Antwort zu geben. Stimmt dies, so bewegt er sich aber genau auf derselben Linie, auf der die Politik der ursprünglichen offenen Protestler einherging, deren Sprecher der Abg. Teutsch am 18. Febr. 1874 im Reichstage war, als der von sämmtlichen elsaß-lohtringischen Abgeordneten unterschriebene Antrag zur Berathung kam: „Der Reichstag wolle beschließen: daß die Bevölkerung Elsaß-Lothringens, welche, ohne darüber befragt zu sein, dem Deutschen Reich durch den Friedensvertrag von Frankfurt einverleibt worden ist, sich speciell über diese Einverleibung auszusprechen berufen werde." Der Abg. Teutsch begründete diesen Antrag. Er nannte den Frankfurter Vertrag „einen Akt der Gewaltthat" und erklärte „die Abtretung von Elsaß-Lothringen ohne Zustimmung der Bevölkerung für ungültig."

Die Begründung war politisch erschrecklich ungeschickt und vom rechtlichen Standpunkte geradezu naiv. Er führte u. a. aus, daß „Deutschland zum wenigsten die Wünsche und Gesinnungen des abgetretenen Volkes bezüglich der Abtretung Elsaß Lothringens hätte in Betracht nehmen müssen".

„Jener despotische Herrscher sogar" — dem übrigens bis zum Kriege Hr. Teutsch sehr ergeben war — „Napoleon III., wollte nie eine Bevölkerung annektiren, bevor sie ihren Wünschen Ausdruck gegeben hatte". (Anhaltendes Gelächter; Zuruf: „Das war bloß Schein!") „In Realität waren jene Consultationen des Volkes unwürdig, aber wenigstens wurde doch der Schein gerettet, was bei Ihnen nicht einmal der Fall ist". (Rufe: „Nichts wie Schein!")

Die französischen Blätter unterdrückten in ihren ausführlichen Berichten sämmtlich wohlweislich diese Stelle der Rede von den Plebisciten, wo Teutsch die Spitze dieses Napoleonischen Unsinns gegen sich selber kehrte.

Alsdann paradirte der Redner mit einer Stelle aus dem „Völkerrecht" von Bluntschli. Diese wurde in Paris mit Behagen abgedruckt, und sie spuckt auch anscheinend neuerdings wieder im Elsaß (vergl. den 8. „Wahlbrief" des „Elsässer").

Schade, daß Hr. Teutsch nur sehr unrichtig und unvollständig citirt hatte. Nach ihm stünde bei Bluntschli:

„Damit die Abtretung eines Gebietes Giltigkeit erlange, muß dieselbe vorerst von den Einwohnern des abgetretenen Gebietes, im Besitz ihrer politischen Rechte, gutgeheißen werden. Diese Anerkennung darf unter keinen Umständen mit Stillschweigen übergangen oder unterdrückt werden; denn die Bevölkerungen sind keine der Rechte und des Willens baare Sachen, die man dem ersten Besten als Eigenthum überlassen kann".

Herr Teutsch hatte völlig übersehen (?), die Fortsetzung der betreffenden Stelle dem Reichstage mitzutheilen. Sie lautet:

„Auch die Nothwendigkeit, der man sich widerwillig und ungern, aber aus Einsicht in das Unvermeidliche unterordnet, begründet in öffentlichen Verhältnissen neues Recht. Diese Anerkennung liegt daher schon in dem Gehorsam, welchen man der neuen Landesregierung erweist und in dem Unterlassen des Widerstandes gegen dieselbe" (Bluntschli, das moderne Völkerrecht, § 286 Anm. 2, II. Aufl. 1872).

Nun hatten aber einmal die Vertreter Elsaß-Lothringens in der französischen Nationalversammlung bereits an den Vorbereitungen zum Friedensschlusse mitgewirkt. Die deutsche Verwaltung hatte die Freiheit der Wahlen nicht behindert, und gerade Elsaß-Lothringen hatte Männer der schärfsten Tonart wie Keller, Kuß und Genossen nach Bordeaux ge-

sandt. Hier wurde am 17. Februar 1871 der Antrag Kellers abgelehnt, daß die Friedensunterhändler, welche die Nationalversammlung nach Versailles entsenden werde, in die Abtretung Elsaß-Lothringens nicht einwilligen dürften. Vielmehr ließ man den Unterhändlern völlig freie Hand.

Blieben sonach die elsaß-lothringischen Deputirten auch in der Minorität: wie beim Plebiscit muß die Minorität dem Votum der Majorität nach demokratischen Grundsätzen sich fügen und die französischen Unterhändler, welche im Präliminarfrieden von Versailles am 26. Februar in die Abtretung von Elsaß-Lothringen an das Deutsche Reich einwilligten, vertraten demnach auch vollgültig das bis dahin französische, spätere Reichsland.

Im Frankfurter Friedensvertrag wurden alsdann am 10. Mai 1871 endgültige, auch für die einzelnen Bewohner, sofern sie vom Optionsrechte keinen Gebrauch machten, rechtsverbindliche Zustände geschaffen. Der neuen Regierung wurde durchgängig Gehorsam entgegengebracht und im November 1871 veröffentlichte die „Germania" eine von 797 elsaß-lothringischen Geistlichen unterzeichnete Adresse, welche die Loyalitätsgefühle des Klerus zu dem Deutschen Reich ganz offen zur Schau trug. Hier wurde erklärt, daß die Bevölkerung sich zuerst vor dem neuen Reich gefürchtet, „daß aber die Geistlichkeit sich bemüht habe, diese Besorgnisse zu zerstreuen". Der Schlußsatz lautete: „Wir beschränken unsere unterthänigen Bitten auf diese Punkte — Freiheit der katholischen Presse, Wahrung der Rechte der bestehenden Orden, Beibehaltung des confessionellen Charakters der Volksschulen — und überlassen es getrost unseren hochwürdigen Bischöfen über die anderen kirchlich-socialen Fragen bei Ew. Majestät sich zu verwenden".

Von Gehorsamsverweigerung oder auflehnendem Widerstand kann also keine Rede sein, im Gegentheil nur von ausdrücklicher und stillschweigender Anerkennung der neuen Regierung und so ist die Sache bezüglich der Gültigkeit des

Frankfurter Friedensvertrages juristisch für die Einwohner sehr wohl in Ordnung. Sie haben als Theil des französischen Volkes an dem Zustandekommen durch ihre legal gewählten Vertreter mitgewirkt und sie haben den vollzogenen Vertrag durch ihren Gehorsam anerkannt.

Als Teutsch im Reichstage geendet hatte, erhob sich sofort Hr. Bischof Raeß von Straßburg als berufener Sprecher der katholischen Abgeordneten und erklärte: „Um einer mißliebigen Deutung vorzubeugen, die mich und meine Glaubensgenossen berühren könnte, finde ich mich im Gewissen gedrungen, eine einfache Erklärung abzugeben: Die Elsaß-Lothringer meiner Confession sind keineswegs gewillt, den Vertrag von Frankfurt, der zwischen zwei großen Mächten abgeschlossen worden ist, in Frage zu stellen“.

Damit war die Sache im Reichstage erledigt. Der Reichstagsabgeordnete Guerber schrieb damals für einige seiner Collegen an den Straßburger „Kurier“, sie lehnten „die Solidarität mit der Erklärung des Bischofs ab“. Aber in der Sitzung vom 3. März 1874, als zum ersten Male der leidige Diktaturparagraph bekämpft wurde und Fürst Bismarck dieses Schreiben verlas, kam Hr. Guerber, der hier zweimal das Wort ergriff, nicht mehr darauf zurück; er nannte vielmehr mehrfach die Elsässer ein „sanftes, geschmeidiges Volk“ mit dem „Geist der Botmäßigkeit und des Gehorsams“, er entschuldigt dem Reichskanzler gegenüber die bei den Wahlen zu Tage getretene größere Opposition mit der Diktatur und der Verwaltungsart und bemerkte: vor drei Jahren wäre eine solche Opposition nicht zu Tage getreten. Der Culturkampf mit seinen Begleiterscheinungen hätte eben auch hier seine Wirkung gezeigt.

In der That hat dieser sofort, wie vorauszusehen war, die Stimmung der reichsländischen Bevölkerung in der ungünstigsten Weise gegen die Regierung beeinflußt, wie dies auch in der schärfsten Weise der damalige Bezirkspräsident

von Ernsthausen in seinen Erinnerungen bestätigt. Und der Abg. Winterer äußerte in jener Sitzung: „Schmerzvoll allerdings war und ist jetzt noch unserem Lande die gewaltsame Trennung von Frankreich, das leugnen wir nicht, das bekennen wir laut und offen". Aber keinem fiel es ein, wie der Abg. Teutsch dies gethan, die Giltigkeit des Frankfurter Friedensvertrages zu bestreiten.

Bischof Raeß von Straßburg war inzwischen auch von katholischer Seite wegen seiner Erklärung heftig angegriffen worden. Am 28. Februar 1874 richtete er einen längeren Brief ans „Elsässer Journal", in dem er sich wandte gegen die falsche Auslegung seiner Worte, gegen die „Aufreizungen und Hetzereien gegen seine Person und seine Ueberzeugung", die ihm „eine ganze, noch immer fortdauernde, Lawine von Injurien und Schmähungen zugezogen". Es heißt in jenem bedeutungsvollen Schreiben weiter: „Ich habe diesen grausamen Schimpf im Stillen getragen und mich mit dem mildherzigen Gedanken begnügt: der gesunde Sinn des Publikums und die Principien der Gerechtigkeit und der Vernunft würden doch obsiegen". Er erzählt dann die Geschichte des Plebiscitantrags, und wie er unvermuthet im Reichstage zum Worte gekommen sei. „Da mußte ich beim Besteigen der Rednerbühne einen schnellen Entschluß fassen, der auch von seiten des Staatsrechts wie der Glaubenslehre unanfechtbar sein mußte." Der Bischof gab alsdann die oben wörtlich wiederholte Erklärung ab.

„Ich suchte hier einen Mittelweg und einen Ausdruck, der, bei aller Achtung vor dem Vertrag, dessen für Elsaß-Lothringen bedauerliche Folgen hervorzuheben und zu bekämpfen und uns am Reichstage zu bleiben gestatte, damit wir unsere Beschwerden und Wünsche mit Erfolg anzubringen vermöchten. So bin ich in der christlichen und katholischen Glaubenslehre geblieben, welche uns in ihren Moralschriften, in den apostolischen Constitutionen und (sit venia) auch im Syllabus (dessen Namen alle Welt und dessen Inhalt und Werth so wenig Per-

sonen kennen) lehrt: daß nicht einem jeden nach Belieben zusteht, regelrecht zwischen Personen, Städten und Staaten abgeschlossene Verträge zu zerreißen. Alles das beweist indessen nicht, daß die Annexion des Elsasses je meine Sympathien gehabt habe. Da ich doch kanonisch und unverbrüchlich mit meinem Sprengel verbunden bin, so hätte ich, nach unseren Niederlagen, menschlich gesprochen, versucht sein können, mein Geburtsland zu verlassen, indem ich mehr als eine Art von Prüfungen voraussah, die meiner warteten. Ich habe nothwendigerweise aber mit Resignation das Loos der Angehörigen meines Sprengels erduldet, mit dem festen Entschluß, ihnen meine letzten Tage zu widmen, nach Maßgabe meiner Kräfte das Gute zu thun, gegen alte und neue Irrthümer anzukämpfen, unter der neuen Ordnung der Dinge mit den eingesetzten Behörden in Frieden zu leben, nie die Interessen des Himmels denen der Erde zu opfern, und Gott zu geben, was Gottes, wie dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ich kehre zur Hauptfrage zurück. Wenn unsere HH. Collegen nicht von Frankreich und Deutschland die Aufhebung des Frankfurter Friedens erlangen, so mögen sie aufhören, Gefühlspolitik zu treiben und uns nicht länger allein wider unsere Gegner kämpfen zu lassen, sondern zurückkehren, um uns zu helfen, das Aufhören der Diktatur zu erlangen und die Freiheiten und Rechte zu fordern, welche uns, ohne Unbill, nicht länger verweigert werden können. Diejenigen aber, welche die Aufregung schüren und nicht aufhören, mich sowohl von den elsässischen Städten als sogar vom Innern Frankreichs aus mit Injurien zu überschütten, mögen mir erlauben auf dem Boden der echten Glaubenslehre, des öffentlichen Rechts und der gesunden Vernunft zu verbleiben; sie mögen auf ihre Sucht verzichten für Frankreich und Deutschland neue Verwicklungen zu schaffen und dem Elsaß neue Härten zuzuziehen“.

Diese rührenden Worte des greisen Kirchenfürsten sind nicht nur ein historisches Aktenstück, sie haben heute nach fast 25 Jahren dieselbe Bedeutung und den gleichen Werth,

wie dazumal. Sie waren diktirt von politischer Mäßigung und Klugheit, und sie bezeichnen den rechtlichen Standpunkt geradeso correkt, wie für uns Katholiken den religiösen in Hinsicht auf den Frankfurter Frieden. In der That ist es dieser Vertrag, aus dem die Pflicht der „Unterthanentreue" für die Elsaß-Lothringer sich herleitet, und das Gebot der Unterthanentreue schließt für den Katholiken die Anerkennung der Giltigkeit dieses Vertrages umgekehrt in sich ein.

Die Köln. Volkszeitung hatte von Preiß unbedingte Aufklärung über seine Stellung zum Frankfurter Frieden verlangt. Vermöge er dessen Gültigkeit nicht anzuerkennen, so könne man seine Ueberzeugung achten, er könne alsdann aber nicht mehr der von der katholischen Landespartei empfohlene Candidat sein, die auch mit einem verkappten Protestler sich nicht einlassen dürfe. Preiß schwieg, er beließ es bei jener zweideutigen Erklärung, welche einer bestimmten Antwort auf die Cardinalfrage ausweichend, die Angelegenheit auf die Gefühlsseite hinüber spielen möchte. Dafür unternahm die katholische Presse des Elsaß seine Vertheidigung. Sie nannte die Erklärung in Münster „treffend, nach jeder Hinsicht tadellos, vernünftig und correkt."

Als Entschuldigung für dieses Vorgehen kann da nur gelten die Zwangslage, in welche die katholische Partei gerathen, insofern als sie von vornherein auf eine eigene Candidatur verzichtete, dann aber, daß sie nunmehr vor der Stichwahl stand und die ganze Gegnerschaft Herrn Preiß — horribile dictu — auch als „klerikal" bekämpfte.

Da schrieb ein Blatt, dem es schon vorgekommen, daß es, wie im Falle der Ernennung Petri's, des Mitgliedes des protestantischen Consistoriums zum Cultusminister des zu vier Fünfteln katholischen Reichslandes, morgen weiß fand, was es heute ganz schwarz gesehen.

„Wir zum Beispiel hätten auf eine solche Frage einfach geantwortet, das sei uns zu dumm, uns auf solche Nörgeleien

(sic!) einzulassen. Das ewige (?) Anbohren dieser empfindlichen Fragen ist auf jeden Fall eine Taktlosigkeit gegenüber Preiß, wo es aus offenkundigen Nebenabsichten geschieht, ist es eines der unlautersten und unehrenhaftesten Wahlmanöver." (Ach, wie leicht wäre es diesem gewesen, durch fünf Worte dieses schreckliche Wahlmanöver zu paralysiren!)

Herr Wetterlé schrieb: „Der Frankfurter Vertrag ist ein rechtskräftiger Vertrag, durch welchen sich beide Contrahenten gebunden fühlen, nämlich Frankreich und Deutschland. Was haben wir Elsäßer dazu zu sagen? Können wir durch unsere Zustimmung oder Verweigerung an dem nun einmal bestehenden Contrakt etwas ändern? Wenn nicht, warum fragt man uns immer?

„Die Rechtsfrage bleibt also unberührt und es fällt uns nicht ein, dieselbe unberufener Weise (!) zu erörtern .... Candidaten mit protestlerischem Programm gibt es keine."

Und im „Journal" erzählte Herr Wetterlé: Eine Frage des internationalen Rechts gebe es hier nicht, nur eine solche der Gefühle; die letztere könne sein collektiv, wenn die Bevölkerung einen Candidaten wähle, der den Protest in sein Programm aufgenommen, und individuell, wenn ein einzelner sein „déplaisir", sein Mißvergnügen mit den Ereignissen von 1870/71 ausdrücke. Das letztere aber sei Sache des Gewissens und Niemand habe das Recht, hier einzugreifen. Mit indiskreten Fragen solle man in Zukunft doch die Candidaten nicht mehr behelligen; falls ihr Programm im Punkte des Protestes stumm sei und der betreffende wolle nur eine Opposition auf legalem Boden, müsse man zufrieden sein.

Ehe wir diese verlegenen und geschraubten Darlegungen näher würdigen, sei nochmals festgestellt, daß die Persönlichkeit des Fragestellers in Münster jede Absicht der „Nörgelei" oder „Boshaftigkeit" Preiß gegenüber ausschließt. Was unseren persönlichen Standpunkt angeht, so kämpfen wir in der Presse seit langen Jahren für die katholische Sache in Elsaß-Lothringen,

für dessen Gleichstellung mit den übrigen Bundesstaaten und für die Beseitigung der Ausnahmegesetze; wir haben stets dagegen Verwahrung eingelegt, wenn man jede Opposition, und mochte sie noch so kräftig sein, mit dem bequemen Sammelnamen „Protest" bezeichnete und sich dadurch der Mühe überhoben glaubte, die berechtigte Unterlage derselben zu prüfen oder anzuerkennen. Wir stehen auch beileibe nicht im Geruche des Chauvinismus. Aber was wir stets selbst vertreten, das begehren wir von unseren Freunden und Gegnern: politische Ehrlichkeit. Und gegen diese ist von Preiß und seinen Vertheidigern gefehlt worden.

Herr Teutsch und seine Genossen des offenen Protestes erklärten für ihre Person den Frankfurter Friedensvertrag für rechtlich ungültig. Die katholischen Vertreter nannten 1874 die Trennung schmerzvoll (Winterer), die Annexion hatte nie ihre Sympathien (Bischof Raeß), aber sie bestritten niemals die Gültigkeit desselben. Und das ist der große Unterschied. Bei dem offenen Protestler Teutsch und seinen verkappten Nachfolgern, zu denen nach dem Münster'schen Zwischenfall Preiß gerechnet werden muß, kommen zwei Dinge in Betracht: die Frage der Gültigkeit und die Gefühlsfrage; bei dem Katholiken, der vom Standpunkte des Rechts und des Glaubens urtheilen muß, kommt nur die zweite Frage in Betracht, da ein Zweifel über die Gültigkeitsfrage nicht bestehen darf. Hier entscheidet der Glaube und das Gewissen. Letzteres aber hat, wie Herr Wetterlé völlig falsch aufstellt, mit der Gefühlsfrage absolut nichts zu thun; da entscheidet lediglich das Herz. In dessen Kammer wird kein taktvoller Fragesteller einzudringen versuchen, und das ist auch Preiß gegenüber nicht geschehen, ebensowenig wie es heuer in Metz dem katholischen Candidaten gegenüber geschah, als ihn die deutschen Wähler aufforderten, über seine Stellung zur deutschen Reichsverfassung sich unzweideutig auszusprechen. Aber obgleich man in dem betreffenden Schreiben ausdrücklich sagte: „Ein jeder achtet die Erinnerung, welcher

Sie der Vergangenheit persönlich widmen", antwortete er nur ausweichend: er wüßte nicht, daß seine Person und seine — bis dahin übrigens völlig verborgene — Thätigkeit als Politiker jemals eine Gefahr für das Reich und die Interessen Deutschlands gewesen seien.

Wie ehrlich und correkt lauten allem diesem gegenüber die Worte in dem Briefe des Bischofs Raeß. Dort finden wir nur klare Aussprache, welche die Ausrede, man dürfe nicht fragen, von vornherein abschneidet. Und so muß es sein. Wie der Katholik sein Credo, so muß der Reichstagscandidat sein politisches Programm offen bekennen und auf Befragen jedem seiner Wähler darüber Auskunft geben. Das war hier der Fall und zwar in dem wichtigsten Punkte, nämlich bezüglich der Stellung zu dem Vertrage, auf Grund dessen es dem Candidaten im letzten Grunde überhaupt möglich war, sich zur Wahl aufzustellen.

Die katholischen Candidaten Hauß in Straßburg-Land und Vonderscheer in Mülhausen hatten ausdrücklich über ihre Stellung zur Verfassung des Deutschen Reiches in ihrem Programme sich ausgesprochen. Es existirt bezüglich des Frankfurter Friedens überhaupt keine „Doktorfrage, über welche die Gelehrten nicht einig sind."

Wir sind die letzten, welche den Bewohnern des Reichslandes jemals zugemuthet hätten, wie die Windfahnen von einem Pol zum andern sich zu drehen und mit einem Schlage aus guten Franzosen begeisterte Deutsche zu werden. Leute, welche diese Wendung im Reichslande wie sonstwo unter ähnlichen Verhältnissen vollzogen, haben uns nie imponiren können. Aber die Loyalität, welche die Reichsländer selbst sich immer nachrühmen, verlangen wir von ihnen bei aller Achtung vor dem Schmerz um das verlorene Vaterland und dazu gehört vor allem die unbedingte Anerkennung dessen, wozu sie Vernunft und Glaubenslehre verpflichten. Sie müssen sich auf denselben Rechts- und Verfassungsboden stellen, wie die altdeutschen Bürger des Reichs. Denn nur

von dieser Grundlage aus, wenn sie die gleichen Pflichten der Verfassung gegenüber anerkennen, können sie vernünftigerweise die gleichen Rechte mit den übrigen Reichsbürgern fordern — dazu gehört z. B. die Aufhebung der Diktatur —, die gleiche Berechtigung ihres Landes mit den übrigen Bundesstaaten erwarten, d. i. Stimmrecht und Vertretung im Bundesrathe. Thun sie das nicht, so wird ihnen die Regierung stets entgegenhalten können: Ihr wollt selbst eine Ausnahmestellung zum Reiche einnehmen, was beklagt Ihr Euch über Ausnahmegesetze.

Von zuverlässiger Seite wurde anläßlich der Colmarer Wahl berichtet, im Falle des Unterliegens von Preiß werde die Regierung die Aufhebung des Diktaturparagraphen beim Bundesrathe beantragen. Reichstag und Landesausschuß, Eingeborene und Zugewanderte haben ihm schon längst allesammt das verdiente Verschwinden gewünscht. Aber immer noch findet er nicht das verdiente ruhmlose Ende. Wir hoffen bestimmt, daß das Ergebniß der Colmarer Wahl demselben kein Hinderniß bieten möge, wenigstens nicht insofern die Katholiken in Frage kommen, deren Gesammtheit man doch nicht für die Fehlgriffe einer lokalen Leitung büßen lassen darf.

In der Colmarer Stichwahl standen nun alle übrigen Parteien geschlossen gegen die „Klerikalen" und selbst die Demokraten traten für den Regierungsmann ein. Von diesen wurden sie als Pfaffen und Dunkelmänner beschimpft und ihr Candidat war doch ein waschechter Demokrat, nur persönlich verfeindet mit seinen Genossen, eine verdiente Ironie des Schicksals. Und die beiden katholischen Blätter wiederholten in jeder Nummer, Preiß habe doch nichts von seiner „Ueberzeugung" geopfert, er sei beileibe kein Klerikaler und habe, wie das Wahlkomité wörtlich schrieb, „stets Politik und nie Religion getrieben!"

So ist von den Katholiken bei der Colmarer Wahl von Anfang an schwer gefehlt worden. Niemals durften sie auf eine eigene Candidatur verzichten. Man entschuldige

sich nicht mit Candidatenmangel, wo ein fester Wille gewesen wäre, hätte sich auch ein Candidat gefunden. Schlimm genug war's, daß im Wahlkreis Mülhausen mit rund 130,000 Katholiken gegen nur 25,000 Andersgläubige erst in letzter Stunde von Straßburg her ein Candidat verschrieben werden konnte, und so der Socialdemokrat, der dazu noch seit lange im Gefängnisse saß, gleich im ersten Wahlgang siegte; aber man hatte doch wenigstens nach katholischen Candidaten gesucht und auch schließlich einen solchen gefunden. In Colmar dagegen sah man eine Selbstverleugnung, die mit der Achtung vor der eigenen Würde nicht mehr verträglich ist. Es war ein Verzicht auf sich selbst.

Und die Katholiken im Reichslande haben nöthiger denn je, ihre eigenen Reihen zu sammeln und zu schließen, wie auf ihre eigene Kraft sich zu besinnen. Denn es herrscht vielfach politische Lauheit im Innern und es sind Feinde ringsum. Ernste Zeichen der Zeit verlangen Einsicht und Selbstprüfung, Einkehr und Abwehr.

Da war just vor einem Jahre im Kanton Barr Bezirkstagswahl. Dort sind 14,611 katholische, 5707 andere Bewohner. Der bisherige Vertreter, Bürgermeister Roth von Dambach, der sich Katholik und liberal nennt, hatte kurz vorher — es ist kaum glaublich — in dem, von den Juden abgesehen, ausschließlich katholischen Städtchen Dambach wegen persönlicher Differenzen mit der Pfarrgeistlichkeit, den ehrenwerthesten Priestern, für eine Verwandte, die gläubig gelebt, eine Civilbeerdigung arrangirt. Die katholische Presse nannte den Vorgang mit berechtigter Entrüstung einen „Skandal". Dieserhalb wegen Beleidigung des Bürgermeisters vor Gericht gestellt, wurden die angeklagten Redakteure freigesprochen, der Bürgermeister aber wurde im Prozesse wegen dieses Aergernisses reichlich compromittirt. Dies war kurz vor der genannten Wahl. Da hätte man doch glauben sollen, das beleidigte katholische Gefühl habe sich im Sturme erhoben und dem Manne, der trotzdem die Stirne hatte,

sich den Katholiken wiederum als Candidat zu präsentiren, die nöthigen Denkzettel bei der Wahl für immer gegeben. Aber nein, obgleich für den katholischen Gegner der jetzige Reichstagsabgeordnete Hauß in kräftiger Agitation den Kampf führte — der Mann, welcher das katholische Empfinden so schwer gekränkt hatte, siegte mit erheblicher Majorität. Nachher wurde er vom Bezirkstage auch wiederum in den Landesausschuß gewählt, während der unermüdliche Abg. Spies, der Mann ohne Furcht und Tadel, dessen kenntnißreiche Thätigkeit im Landesausschuß selbst die liberal-gouvernementale „Straßb. Post“ des öfteren rühmen mußte, in der gleichen Lage von den ängstlichen Bürgermeistern fast im Stiche gelassen wurde und nur eine geringe Mehrheit erhielt.

Da bekämpft der evangelische Bund, im Stillen protegirt von höchsten Stellen, alles Katholische. Das Straßburger Predigerorgan „Die Heimath“ (ein Blatt, das nach liberalem Ausspruch „von Hetzen und Schüren confessionellen Haders sein Dasein fristet“) führt die Sprache eines Thümmel. In einem dieser Tage zu Straßburg abgehaltenen Conventikel haben die Bundesbrüder den Kriegsplan für einen energischen Feldzug gegen die „Römischen“ entworfen.

An Rohheit der Sprache den Katholiken gegenüber kann die „Heimath“ sich kaum noch übertreffen, ihr Feldgeschrei ist bei den Wahlen: „Lieber roth als schwarz“ und sie hat sich jüngst auf ein beliebtes Kampfmittel der Gemeinheit geworfen, entschiedene Katholiken als solche zu denunciren und ihnen geschäftlich zu schaden. Ein vielversprechendes Stückchen dieser Art leistete sie gegen einen katholischen Weißenburger Arzt, der sich unterfangen hatte, den Prinzen Hohenlohe in einer Wahlversammlung über seine Stellung zum Jesuitengesetze zu befragen. „Es gilt, im Auge zu behalten, daß ein Arzt, welcher in enger Fühlung mit unseren altelsäßischen besseren Familien stand, welcher einen größeren Theil seiner Clienten unter uns Protestanten hat, für die Rückkehr der Jesuiten gesprochen hat. Sollen

wir Weißenburger Protestanten — etwa 3000 gegen 2000 Katholiken — dieses Vorgehen fernerhin unbeachtet lassen? Dürfen wir mit Rücksicht auf eine geradezu tödtliche Toleranz zusehen, wie unsere Existenz (!) langsam aber sicher bedroht ist."

Von dem Gegner, den man hier ruhig auch verbissenen Feind nennen kann, soll man lernen! Die Protestanten im Elsaß mögen noch so sehr dem kirchlichen Leben fern stehen, sobald es gegen die Katholiken geht, stehen sie geeint und kämpfen gemeinsam. Und diese müssen dann sehen, wie ein katholischer Priester sich den Luxus erlaubt, in einem zu über zwei Drittel katholischen Wahlkreise einen protestantischen Candidaten seinen Glaubensgenossen zu präsentiren, der dazu in den vitalsten Interessen, in der Schulfrage, der Gegner der katholischen Anschauung ist und durch seine zweideutige Stellung zum Protest die ganze katholische Partei in eine schiefe Stellung bringt. Eine solche Aktion bedeutet nahezu einen politischen Selbstmord.

Daß hier etwas nicht in Ordnung ist, das fühlte Herr Wetterlé selbst und die hinter ihm. Das sogenante Wahlcomité blieb tief im Verborgenen und als das Amtsblatt einige Namen nannte, da erschienen sofort geharnischte Erklärungen einer Reihe der Bezeichneten, daß sie mit dem Comité nichts zu thun hätten. Nur Herr Wetterlé trat in Versammlung und Presse für Preiß ein, und wer in den bewegten Tagen seine Artikel las, mußte den Kopf schütteln und nachdenklich fragen: Wohin geht die Reise? Und er brachte es fertig, unter Verdunkelung der Wichtigkeit der Schulfrage und unter Beschönigung der Münster'schen Interpellation über den Protest aus der großen Mehrheit der Katholiken das Piedestal zu schaffen, auf dem der Protestant und unser politischer Gegner Preiß seine demokratische Größe aufrichten konnte, derselbe, welcher noch 1891 in seinen Wahlaufrufen über dieselben Katholiken gewitzelt und gespottet hatte.

Herr Wetterlé selbst candidirte in Rappoltsweiler und

wurde hier in der Wahlagitation von Preiß unterstützt. Erst in den letzten Tagen trat auch dessen grimmigster Feind, sein früherer Parteigenosse Blumenthal, dort auf. Und das überraschende Resultat war, daß in der protestantischen Heimat des Herrn Preiß und deren Umgebung der getaufte Jude Blumenthal so ziemlich alle Stimmen der Protestanten erhielt und Herr Wetterlé leer ausging trotz der Preiß'schen Unterstützung. Das war die Quittung und der Dank dafür, daß der „Priester Wetterlé" den Protestanten Preiß im katholischen Colmar aufgestellt hatte.

Immer wieder muß auf die gähnende Kluft, die Preiß in der Schulfrage vom katholischen Standpunkte trennt, hingewiesen werden. Er will, wie er selbst während der Wahl betonte, hier den Standpunkt der württembergischen Demokraten vertreten. Ob er das nun heute noch mit Sammtpfötchen thut oder ob er uns erst „demnächst" seine Krallen zeigt: die Thatsache allein muß den Katholiken eine Warnungstafel für immer sein. „Denn," so schreibt wiederum das Hauptorgan der Württembergischen Demokraten, „der Kampf um die Schule ist ein „Kulturkampf" im schärfsten Sinne des Wortes. Wer die Schule hat, hat bekanntlich die Zukunft". Genau so und immer wieder rief Windthorst den Katholiken zu, sie anfeuernd und mahnend, die christliche Schule zu vertheidigen oder zu erobern. Doch der war ja vom Centrum und Preiß ist — Elsäßer: cela comprendre c'est tout pardonner.

In diesen Zeilen werden manche im Elsaß auch wohl eine „Tendenz" finden, nämlich die Absicht, den elsäßischen Katholiken den Anschluß ans Centrum als nothwendig hinzustellen. Wir sind allerdings der letzteren Ansicht und zwar nach den diesmaligen Wahlen mehr wie je zuvor. Doch muß und wird das schon von selber kommen, die Rücksicht auf den eigenen Vortheil wird dahin führen. Wir haben nie dazu gedrängt. Insofern liegt dem Artikel jegliche Tendenz fern.

Der Artikel sollte nur Thatsachen bringen, sowie die Geschichte, Vernunft und Gewissen reden lassen. Wurden in den letzten Wochen die Ereignisse in Colmar und deren Besprechung zum Brennpunkte der reichsländischen Parteigeschichte, so werden sie hoffentlich in mancher Beziehung zum Wendepunkte für die katholische Landespartei sein. Und da möchten wir den Katholiken des Reichslandes das Wort wiederholen, was Bischof Korum beim Scheiden aus dem Heimatlande ihnen als Vermächtniß hinterließ: Unissez vous! Einigt Euch und organisirt Euch. Es thut dringend noth, man erlasse uns weitere Ausführungen zu diesem heikeln Kapitel. Es fehlt an Kräften, das beweist der beklagenswerthe Candidatenmangel, um wie viel mehr muß man einig sein. Und die Richtung der Politik, mag sie noch so energisch und scharf sein, muß klar auf dem Boden der Reichsverfassung stehen, sie darf nie den legalen Boden verlassen und auch nicht krumme Wege wandeln oder zur Zweideutigkeit herabsinken. Das Politisiren auf eigene Faust mögen manche „geistreich“ finden, es thut nie gut, wenn ein Trupp vom Hauptheere sich abzweigt; der Feind hat seine Freude daran und nutzt die Schwäche aus (und Principien dürfen unter keinen Umständen preisgegeben werden). Vor den Wahlen möge die katholische Partei jedesmal mit einem gemeinsamen Programm auftreten, dem Unfug der eigenen Aufstellung der Candidaten und der dadurch herbeigeführten Verwirrung muß ein Ende gemacht und in jedem Wahlkreis zeitig und unter allen Umständen — vielleicht mit Ausnahme von Straßburg und Zabern — ein Candidat aufgestellt werden. Es ist die höchste Zeit, daß das Laienelement in der katholischen Partei mehr hervortritt und für dieselbe geworben wird. Die Reichstagsabgeordneten, namentlich die jüngeren, müssen durch Theilnahme an den Commissionsberathungen sich parlamentarisch und politisch schulen, da die älteren, Spies und Winterer, im Landesausschuß unabkömmlich sind. Sie müssen während der Legislaturperiode mit ihren Wählern in Versammlungen

Fühlung behalten, damit das politische Interesse im Lande wach bleibt und erstarkt.

Dann wird wohl niemals mehr eine so unheilvolle Verwirrung entstehen, wie die diesmalige Colmarer Wahl mit ihren Folgen sie darbot. Es muß im Auge behalten werden, daß im gegebenen Falle alles zusammen im Kampfe gegen die Katholiken steht. Darum haben diese schließlich auch nur Hilfe an sich selbst. Verlassen sie sich aber dann gar noch selbst, wie es leider in Colmar geschehen, dann sind sie von Gott verlassen.

XXV.
Wissenschaftliche Thätigkeit im Orden der Serviten.

Nicht bloß als Theolog, Philosoph, Socialpolitiker und Humanist, auch als Wiederhersteller und Förderer der geistlichen Orden hat Papst Leo XIII. seinen Namen unvergänglich in die Blätter der Kirchengeschichte eingetragen. Was den Orden der Serviten anbetrifft, der ehemals in Deutschland zwei Provinzen besaß, heute aber nur in Oesterreich, Italien und England fortbesteht, so hat der heilige Vater durch die feierliche Canonisation der sieben Stifter desselben vermittelst Bulle vom 22. Januar 1888 und durch Aufnahme der Tagzeiten ihres Festes in das römische Brevier diesem verdienten Orden einen neuen Aufschwung verliehen und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit höhere Bahnen angewiesen. Zum Beweise dessen berufen wir uns auf eine Reihe von sehr bedeutenden wissenschaftlichen Arbeiten, welche in der jüngsten Zeit von Mitgliedern des Servitenordens ans Licht gestellt wurden.[1])

---

1) Histoire des Sept Saints Fondateurs de l'ordre des Servites de Marie (1233—1310) par le R. P. Sostène Ledoux. Paris, 1888, in-12. 624 pp., fr. 3.50.

Ihnen reihen sich würdig an die beiden ersten Fascikel der i. J. 1897 in Brüssel herausgegenen Monumenta ordinis Servorum Mariae, welche wir der eingehenden Beachtung aller Geschichtsfreunde, insbesondere derjenigen der deutschen Kirchengeschichte, empfehlen möchten.[1]) Zuerst stehen dieselben mit Bezug auf wissenschaftliche Kritik vollkommen auf der Höhe der Zeit und erinnern nach Anlage, Ausführung, Verwerthung der Literatur und Schärfe der Behandlung an die in der ganzen wissenschaftlichen Welt hochgepriesenen ‚Analecta Bollandiana'. Besonders wünschen wir die überaus fleißige Heranziehung der deutschen Ortsliteratur zu betonen, die erst dem jüngsten Aufschwung der Geschichtsstudien entstammt und sich mit der Aufhellung von katholischen Anstalten befaßt, welche die Glühhitze religiöser Leidenschaften in der sogenannten Reformation unbarmherzig dem Untergang geweiht hat. Besonders macht sich diese lichte Seite da geltend, wo es sich um die beiden in der Glaubensspaltung untergegangenen Provinzen des Ordens von Sachsen und Thüringen handelt. Ein wahres

---

Storia dei Sette Santi Fondatori dell' ordine dei Servi di Maria dal P. M. Pellegrino M. Soulier. Roma, 1888, in-8°, 382 pp., fr. 3.50.

Vie de S. Philippe Bénizi, propagateur de l'ordre des Servites de Marie (1233—1285), par le R. P. Pérégrin M. Soulier. Paris, 1886, in-8°, 650 pp., fr. 3.50.

Studii storico-critici sopra i Santi Fondatori dell' ordine dei Servi di Maria per Fr. Agostino Morini. Siena, 1888, in-8°, 225 pp., fr. 2.00.

Origini del culto alla Addolorata per Fr. Agostino M. Morini. Roma, 1893, in-8°, 142 pp., fr. 1.50.

Constitutiones antiquae fratrum Servorum Sanctae Mariae a S. Philippo Benitio anno circiter 1280 editae. Seorsum fr. 1.00.

1) Monumenta Ordinis Servorum Sanctae Mariae a PP. Augustino Morini et Peregrino Soulier edita. Bruxelles Société Belge De Libraire (Société Anonyme) Oskar Schepens, Directeur, Rue Treurenberg 16. 1897. Tom. I. fasc. I—II. 8°. pag. 222. Preis jedes Bandes fr. 6. Zu beziehen durch Père, Pérégrin, Soulier 35. Rue Washington. Bruxelles.

Arsenal von durchaus neuen Notizen birgt jener Theil, welcher die Stellung der Serviten an der alten berühmten Pariser Hochschule birgt, wobei das epochemachende Chartularium des deutschen Landsmanns P. Heinrich Denifle eine bedeutende Rolle spielt. Was die Herausgabe alter Texte anlangt, so haben Morini und Soulier hier allen gerechten Anforderungen genügt und durch kritische Untersuchung und Vergleichung derselben die relativ am meisten gesicherten Lesarten herzustellen und außerdem die ursprünglichen Fonds von späteren Zuthaten zu reinigen gesucht.

Der letztere Gesichtspunkt kam mit verstärktem Gewicht in Betracht im ersten Fascikel, welcher die alten Constitutionen des Ordens behandelt. Mit ihnen verhält es sich ähnlich wie mit den Regeln der Predigerbrüder, deren Constitutionen erst 1228, also sieben Jahre nach dem Hinscheiden des hl. Dominikus zusammengestellt und Raymund von Pennafort, den dritten Ordensgeneral (1238—1240), in eine bessere Form gebracht wurden. Erst 1240 nahmen die Serviten die Regel des hl. Augustinus an, später entlehnte man viele Bestimmungen den Constitutionen der Dominikaner, welche der hl. Bonfilius Monaldi sammelte, bis dann St. Filippo Benizi den Regeln definitive Gestalt verlieh. Der Herausgeber P. Soulier verfolgt die Geschichte der Constitutionen herab bis zu Papst Gregor XIII., welcher 1579 die Congregation der Observanten unter den Serviten mit dem ganzen übrigen Orden verschmolz. Soulier's großes Verdienst besteht darin, daß es ihm gelungen ist, die ältesten Constitutionen im Codex Testa zu entdecken, während spätere Handschriften dieselben nicht mehr rein, sondern bereichert mit Dekreten der Generalkapitel enthalten.

Die vornehmlichsten Beiträge zum ersten Fascikel liegen in den alten Constitutionen von c. 1280, sowie in der Legenda de origine fratrum Servorum S. Mariae von einem ungewissen Verfasser aus dem Jahre 1317. Die Constitutionen, welche St. Filippo Benizi gab, bilden einen hervorragenden Beitrag zur mittelalterlichen Ordensgeschichte, und sind ein neuer Beweis dafür, wie auch diese religiöse Genossenschaft unter Anleitung der Kirche und mit ihrer Billigung die Ideale des Evangeliums zu verwirklichen suchte. Von äußerer Werkgerechtigkeit ist so

wenig die Rede, daß Christi Nachfolge den Mittelpunkt alles Lebens und Strebens bildete. Was aber die Legenda betrifft, so kann kein unverdorbenes Gemüth dieselbe ohne tiefe Rührung lesen. Sie führt uns mitten in das alte Florenz des dreizehnten Jahrhunderts und offenbart uns den unermeßlichen Reichthum religiösen Lebens in den damaligen frommen Familien der Arnostadt. In der nämlichen Richtung bewegen sich die p. 107 mitgetheilten Capitula B. Mariae Virginis (Florentiae), eines Vereins glaubensstarker Laien, den St. Filippo Benizi 1264 errichtete und dem das Generalkapitel 1273 Antheil an sämmtlichen geistlichen Gütern des Servitenordens einräumte.

Im zweiten Fascikel erregen die Mittheilungen über eine beinahe verschollene Welt in der deutschen Klostergeschichte unsere Aufmerksamkeit. Zum Theil sind die Mittheilungen ganz neu und überraschend. Das Verdienst, dieselben mühevoll gesammelt zu haben, gebührt nicht zum geringsten Theil dem Vorsteher des Servitenklosters in Innsbruck P. Moser. Während die beiden deutschen Ordensprovinzen Thüringen und Sachsen in der Glaubensspaltung spurlos untergingen, hat sich der Servitenorden in Oesterreich erhalten und im 17. Jahrhundert eine Reformation erfahren. In der sehr gehaltvollen Einleitung „De antiquis Servorum coenobiis in Germania" (113—126) empfangen wir eingehende Notizen über die Anfänge des Servitenordens in Deutschland, die bis vor die Zeit der Reise des hl. Filippo Benizi nach Deutschland (1270) zurückreichen. Daran reihen sich Mittheilungen über einzelne Niederlassungen, aus denen wir hervorheben diejenigen von Halle, Halberstadt, Emden, Himmelgarten bei Nordhausen, Alt-Landsberg, Germersheim, Prag. Einer der angesehensten Convente war der von Frankfurt am Main, „wo der Servit Wilhelm von Heymek drei Jahre lang unter großem Zulauf der Gläubigen und vielbewundert die heilige Schrift erläuterte. Aus seiner Schule sind angesehene Kanzelredner und berühmte Scholastiker hervorgegangen. Er starb 1312 am 10. Oktober und erreichte ein Alter von 63 Jahren" (118). Auf Grund handschriftlicher Schätze spenden die Herausgeber dann Mittheilungen über einzelne Servitenklöster. Bald betreffen dieselben den Bestand des Personals, bald beziehen sie sich auf die Ausstattung der

Klöster und gewähren einen Blick in die Naturalwirthschaft der damaligen Zeit. Eingehend sind durchgehends die Verzeichnisse der liturgischen Geräthe. Die vollständigsten Verzeichnisse des Bestandes der deutschen Servitenklöster nach der Reformation stammen aus den Jahren 1618, 1621, 1668.

In Frankreich sind die Serviten in den Zeiten des großen Schisma's untergegangen, ihr Haus zu Paris ausgenommen, welches nach Ausweis der Ordensannalen an der Hochschule eine bedeutende Rolle gespielt hat. Eine stattliche Reihe von Serviten hat an der Universität Paris auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft geblüht (160—172). In einem Punkte nimmt P. Soulier Veranlassung zur Verbesserung eines schweren Irrthums der alter Ordensannalisten. Durchgehends bezeichnen dieselben den Scholastiker Heinrich von Gent (1217—1293) als Serviten. Die Wahrheit ist, daß hier eine Verwechslung vorliegt mit „einem andern Heinrich von Gent, oder vielleicht zwei Personen dieses Namens, von denen der eine dem Servitenorden im 14., der andere im 15. Jahrhundert angehörte" (162). Die Entscheidung in dieser Frage wird gegeben auf Grund des Codex 5361 der Hof- und Staatsbibliothek in München, der ehedem dem Bisthum Chiemsee gehörte und die Aufschrift trägt: Domini Henrici de Gandavo, ordinis Servorum B. M.

Die auch typographisch schön und genau ausgestattete Arbeit verdient alle Anerkennung.

Aachen. A. Bellesheim.

XXVI.

Zeitläufe.

Der Sieg Nordamerikas und Europa als Zuschauer.

Den 12. August 1898.

Am 13. April hatte das Repräsentanten-Haus in Washington den Beschluß gefaßt, der den Krieg gegen Spanien voraussehen ließ.[1]) Es war geschehen unter dem Einfluß der mächtigen Partei der Börsenmächte und der Capitalistenringe, obgleich Spanien sich bereit erklärt hatte, den Cubanern eine ihre Selbstregierung gewährende Verfassung zu verleihen. Ein dießseitiges großes Blatt, das der freien Erwerbsthätigkeit der Börse wahrlich nicht feind ist, bemerkte damals zu dem Vorgang: „Wer kann an reine Beweggründe bei einem Parlamente glauben, dessen Mitglieder sich gegenseitig als Schufte und Lügner apostrophiren? So wie gestern der Krieg beschlossen wurde, unter solchen Ausbrüchen eines tollwüthigen Chauvinismus, der vom Frieden nicht hören will und jeden Einwand niederlärmt, aus Besorgniß, er könnte begründet seyn, so wird kein Krieg beschlossen, der den edlen Motiven der Menschlichkeit und des Freiheitsdranges entspringt.“[2])

Und was sagte nun Mac-Kinley, das Oberhaupt der Republik, der von derselben mächtigen Partei auf den Präsidentenstuhl erhoben war, in seiner Verkündung des

---

1) „Ueber den Krieg Nordamerika's gegen Spanien wegen Cuba's und im Stillen Ocean“ s. „Histor.-polit. Blätter“ 1898, Band 121, S. 748 f.

2) Wiener „Neue freie Presse“ vom 14. April d. Js.

Beschlusses beider Häuser des Congresses? „Die abscheulichen Zustände, welche auf der unseren Grenzen so nahen Insel Cuba herrschen, haben den sittlichen Sinn des Volkes der Vereinigten Staaten erschüttert und sind eine Schande für die christliche Gesittung.“ In anderen Aeußerungen hieß es: im Namen der Humanität und der bedrückten Menschheit handle es sich nur in uneigennützigster Weise um die Befreiung des geknechteten Cuba. Aber mußte denn Mac-Kinley nicht selber am besten wissen, welchen Ursprung die „abscheulichen Zustände“ auf Cuba hatten? Selbst in dem den Yankee's zuneigenden England ist man hierüber nicht im Zweifel gewesen:

„Seitdem ich hier bin, habe ich viele Unterhaltungen gepflogen mit den Mitgliedern der fremden Colonie in Havana — englischen, schottischen, französischen und deutschen Kaufleuten, Ingenieuren, Eisenbahnbeamten ꝛc., alle intelligente Leute, von denen viele seit Jahren hier weilen und Gelegenheit hatten, den Verlauf der Rebellion und die Intriguen der Amerikaner zu beobachten. Diese Leute haben keine Ursache, zu Gunsten Spaniens eingenommen zu sein; es ist möglich, daß einige sogar Vortheil aus einer amerikanischen Annexion der Insel ziehen dürften; aber ohne Ausnahme finde ich sie bitter entrüstet über die Heuchelei und Ungerechtigkeit derer, die diesen Krieg im Namen der Menschlichkeit heraufbeschworen. Die Rebellion starb eines natürlichen Todes und würde von den Spaniern lange vor der Kriegserklärung unterdrückt worden sein, wenn die Amerikaner den Insurgenten nicht starke Unterstützung gewährt hätten. Der revolutionären Junta wurde gestattet, ihre Sitzungen in Newyork abzuhalten und dort ihren Feldzug vorzubereiten. Ein Freibeuterzug nach dem andern lief aus amerikanischen Häfen mit Waffen und Munition für die Insurgenten aus; und dies geschah fast offen mit Wissen der Lokalbehörden von Florida. Die amerikanischen Zeitungscorrespondenten, die in Cuba gewesen, erhoben fürchterliche und, wie ich jetzt glaube, grundlose Anschuldigungen gegen die spanischen Soldaten. Die Amerikaner haben im Namen der Humanität erklärt, daß die spanische Herrschaft in Cuba aufhören müsse, weil Spanien außerstande

sei, die Rebellion ihrer Unterthanen niederzuwerfen, und weil die Reconcentrados Hunger leiden. Aber daß die Rebellion so lange dauerte, ist in großem Maßstabe dem Umstande zuzuschreiben, daß die Amerikaner sie nährten. Im Namen der Humanität bewaffneten Amerikaner Räuberbanden, und jetzt wird versucht, Spanien für das von jenen Leuten angerichtete Unheil verantwortlich zu machen. Im Namen der Humanität erklärte Amerika Spanien den Krieg, und durch seine Blockade von Havana verschlimmert es die Leiden Jener, die zu lindern es so sehnlichst wünschte".[1])

Der bekannte Marschall Campos hat im spanischen Senat geltend gemacht, daß es in Amerika überhaupt 40 Millionen Einwohner spanischer Abstammung gebe, die dem Mutterlande günstig gesinnt seien, und daß die Vereinigten Staaten seit 1820 das Ziel verfolgten, sich Cuba's zu bemächtigen. Wer waren nun die Elemente, welche ihnen dabei behilflich sein wollten? Auch deutsche Berichte sind darüber nicht im Unklaren: „Eine Bande abenteuernder Freibeuter und Guerillakrieger, Leute, die mit amerikanischem Gelde besoldet worden und noch werden, um auf Cuba jene Zustände zu schaffen, welche Onkel Sam aus ‚reinster Humanität' zwingen, sich der Insel zu bemächtigen, und dadurch ein fast 50 jähriges Verlangen seiner Hauptspekulanten zu stillen."[2]) Und wer ist denn das Gefolge dieser berufenen Aufrührer seit so vielen Jahren gewesen? Es sind die in Cuba unverhältnißmäßig stark vertretenen Neger, welche gerade auf den Antillen, während man in der Union mit dieser Raçe kurzen Proceß machte, noch völlig entarteten.[3]) Ein deutscher Kenner der Verhältnisse hat sich auch noch auf einen unanfechtbaren Zeugen aus der Union selbst über die Befreierrolle auf Cuba berufen:

1) Aus den Londoner „Times" in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 15. Juli d. Js.

2) Aus Newyork s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 1. Juni d. Js.

3) Aus Newyork s. Berliner „Kreuzzeitung" v. 15. April d. Js.

„Der ehemalige amerikanische Gesandte in London, Eduard Phelps, habe in einem Schreiben an Levi Morton, Ex-Vice-Präsidenten der Vereinigten Staaten, den Angriff der Union gegen das schwache Spanien als eine Feigheit bezeichnet, und die Frage, wer denn eigentlich die Insurgenten seien, deren Freiheitsforderung die Union unter den Schutz des Sternenbanners stellen wolle, beantwortete Phelps dahin: ‚Ein Haufe von Leuten, ungewiß an Zahl, die sich verborgen halten, weder eine Hauptstadt, noch einen sonstigen steten Aufenthaltsort besitzen und — es sei denn, die Junta in Newyork gilt als solche — auch keine organisirte Regierung zu Stande gebracht haben. Guerillas und Banditen, welche Verbrechen, die in keinem civilisirten Lande als Kriegsthaten gelten, Kriegführung heißen, wie: Zerstörung der Heimstätten und Erwerbsquellen friedlicher Bürger, ‚bis die Insel zur Wüste würde', In-die-Luft-Sprengung von Eisenbahnzügen, gefüllt mit harmlosen Reisenden, und kaltblütige Ermordung eines spanischen Officiers, welcher unter Parlamentärflagge das Anerbieten politischer Autonomie brachte. Ihre Streitmacht besteht aus cubanischen Negern und aus Renegaten und Abenteurern jeder Sorte aus den Vereinigten Staaten und anderen Ländern. Ist es die Sache dieser, zu der wir uns bekennen sollen? Kann es Pflicht der Humanität sein, die auf der Insel herrschende Regierung, die einzige, welche besteht, zu vertreiben und die Bevölkerung der Gnade einer solchen Bande zu überliefern?"[1])

Als der Krieg ausbrach und die amerikanischen Heerführer bei Santiago auf das Zusammenwirken mit den Insurgenten rechneten, da mußten sie sich alsbald die Frage stellen, was denn aus der großen Antille werden würde, wenn nach einer Erklärung der cubanischen Unabhängigkeit die meisten der jetzt auf der Insel ansässigen Spanier, wie wahrscheinlich, Cuba verlassen würden, und dann sich das Verhältniß zwischen den Negern, beziehungsweise Mulatten, und Weißen noch ungünstiger für die letzteren gestalten müßte. Gleich nach dem Falle von Santiago erfolgte der

1) Professor Stoerk in Greifswald s. Wiener „Neue freie Presse" vom 4. Juni d. Js.

Bruch. „Die Amerikaner wußten nicht genug zu schelten über die spanische Zwingherrschaft auf Cuba und Manila. Es mag seyn, daß sie den Charakter der Inselbevölkerung nicht erkannt haben, nunmehr aber sind sie über ihre Schützlinge völlig im Reinen, und haben zudem die Ritterlichkeit und Tapferkeit der Spanier würdigen gelernt. Ja, den neuesten Berichten zufolge stehen ihnen selbst ernste Verwicklungen gemäß ihres Bestrebens bevor, den vom ‚spanischen Joch' befreiten Insurgenten zu einer geordneten Verfassung zu verhelfen." [1]) Ueber die Zusammenkunft der Insurgentenführer mit dem General Shafter vor den Thoren der eroberten Stadt meldeten die Telegraphen über das Meer:

„Die Sache ist jetzt auf den Punkt gediehen, daß thatsächlich fast gar kein Verkehr zwischen den beiden Heeren unterhalten wird. Die Beziehungen sind fast feindselig. Sobald General Shafter seine Entscheidung ankündigte, daß die cubanische Junta nicht in Santiago einziehen solle, gab sich große Entrüstung unter dem Gefolge Garcia's kund. Sie hatten ohne Zweifel erwartet, daß man ihnen die Stadt zu Raub und Plünderung einhändigen würde. Solche Greuel hatten sie in Baiquiri, Siboney und El Caney verübt. Die cubanischen Soldaten wissen, daß sich in der amerikanischen Armee immer mehr Abneigung gegen sie kundgibt. Die amerikanischen Soldaten verachten die Cubaner, und selbst amerikanische Offiziere verbergen dieses Gefühl ihren Verbündeten nicht mehr. Die cubanischen Insurgenten wollen weder arbeiten, noch kämpfen. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie eine Schaar Insurgenten sich einfach weigerte, beim Wegbau zu helfen. Während der zweitägigen hitzigen Schlacht befanden sich die Cubaner hinten und thaten nichts. Sie weigerten sich sogar, den amerikanischen Aerzten behülflich zu sein und Holz zuzuschneiden, um Tragbahren für die Verwundeten zu improvisiren. Hunderte von dergleichen Geschichten kursiren im Lager. Die Cubaner werden in allen militärischen Tonarten verflucht. Einige glauben sogar, daß es demnächst zu einer Collision zwischen

1) Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 22. Juli d. Js.

den Amerikanern und den Cubanern kommen wird. Gestern Nachmittag lud General Shafter Garcia ein, der Feierlichkeit der Aufhissung der amerikanischen Flagge in Santiago beizuwohnen. Garcia lehnte die Einladung ab. Er erklärte, er hasse die Spanier und wolle keinen sehen. Seitdem sind die Cubaner in ihrem Lager geblieben. Sie leben von amerikanischen Rationen. Die Amerikaner wollen nichts mit ihnen zu schaffen haben". [1])

Der Grund des Zwiespalts liegt zu Tage. Die Führer der Insurgenten haben nie ein Hehl gemacht aus ihrem Dogma: „Cuba den Cubanern". Mit dürren Worten gesagt: sie wollen die Spanier ihres Besitzes beraubt und sie von der Insel verjagt haben. Dazu brauchen sie die volle Unabhängigkeit, und jedenfalls genügt ihnen keine Annexion. Sollte man in Washington jetzt erst diese Entdeckung gemacht haben? „Von der Auslieferung der Insel an die Insurgenten seitens der Amerikaner kann im Ernste keine Rede seyn, da letztere mit den Aufständischen die denkbar schlimmsten Erfahrungen gemacht und sie als das kennen gelernt haben, was sie in der That sind: eine Rotte von Wegelagerern und Gurgelabschneidern. Es ist eine beinahe komisch wirkende Ironie der Geschichte, daß dieselben Truppen, welche ausgezogen waren, um den ‚heldenmüthigen cubanischen Freiheitskämpfern' in ihrem Streben nach Abschüttelung des spanischen Joches beizustehen, jetzt wohl mit den spanischen Soldaten fraternisiren, dagegen aus ihrer grenzenlosen Verachtung gegen die Aufständischen kein Hehl machen. Wie man sieht, ist die Lage auf Cuba eine recht problematische. Amerika kann die Perle der Antillen nicht sich selbst überlassen, sondern muß in irgend einer Form seinen dominirenden Einfluß daselbst zur Geltung bringen. Dadurch dürfte es aber aller Wahrscheinlichkeit nach in dieselbe Situation den Insurgenten

1) Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 29. Juli d. Js.



gegenüber gerathen, welche für die Spanier bisher bestand." [1]) Auch in England täuschte man sich nicht über diese Lage:

„Seitdem sind die Amerikaner an Ort und Stelle mit den ‚Bedrückten' in Berührung gekommen und eines Besseren belehrt worden. Ein hier weilender amerikanischer Diplomat erklärte mir gestern: ‚Unsere Officiere und Mannschaften sind entrüstet über die Feigheit, Hinterlist und Mordlust der cubanischen Rebellen, die vor dem bewaffneten Feinde ausreißen, die Verwundeten und Wehrlosen aber erbarmungslos niedermetzeln. Mit Wollust würden unsere Leute, anstatt auf die braven Spanier, auf unsere feigen, mordenden Hilfstruppen geschossen haben. Eine Menschenrasse, die minder würdig wäre, befreit oder unterstützt zu werden, ist nicht denkbar, es ist nicht Menschheit, für die wir Opfer bringen, sondern ein scheußlicher Abschaum. Jahre werden vergehen und schwere Opfer wird es uns kosten, ehe wir von dem Besitz von Cuba Vortheil ziehen können.' Der Schlußsatz erläutert, weshalb Amerika sich anderwärtig nach Entschädigung, nach den Früchten des Sieges umsieht und überseeische Besitzungen anstrebt." [2])

Die Vermuthung war vollständig richtig, wobei zu bemerken ist, daß man in Washington jetzt ähnliche Erfahrungen wie in Cuba auch mit Manila auf den Philippinen über den Charakter der aufständischen Inselbevölkerung gemacht hat. Aber wie vertragen sich die jetzt aufgestellten Friedensbedingungen mit den früheren Verkündigungen Mac-Kinleys über die Eröffnung der Feindseligkeiten, worin Amerika die strengste Loyalität seiner Absichten gegenüber den Behauptungen betonte, daß es sich um keinen Eroberungskrieg handle, und allen Mächten versichert wurde, daß die Union nur allein den Willen habe, den Krieg aus Gründen der Humanität zu führen, und ihr jede selbstsüchtige Absicht fernliege? Von Portorico war damals gar keine Rede. Es ist eine Provinz, die dem spanischen Mutterlande um 500 See-

1) Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 23. Juli d. Js.

2) Aus London s. Berliner „Kreuzzeitung" v. 19. Juli d. Js.

meilen näher liegt, als das langgestreckte, dreizehnmal größere Cuba. Die herrliche Insel liefert unschätzbar reichen Ertrag, ihre Bevölkerungsverhältnisse liegen viel glücklicher als auf Cuba, sie stand unter geordneter Verwaltung und befand sich in durchaus normaler wirthschaftlichen Verfassung. Und nun verlangt die nordamerikanische Union als erste Bedingung des Friedens die kostenlose Abtretung Portorico's.

Ueber das Verfahren Nordamerika's hat das bekannte Hamburger Blatt von Anfang an das verwerfendste Urtheil gefällt, gewiß nicht ohne Zuthun Bismarcks.[1]) Er konnte offenbar diese neue Welt, an deren Emporkommen er selber die größte Schuld trug und deren volle Entfaltung er nicht mehr erleben sollte, selber nicht begreifen. Er sah schon in der Auslegung der Monroe-Doktrin, daß überhaupt europäische Staaten in Amerika nichts besitzen dürften, eine insolente Anmaßung. Jetzt greift aber das Yankeethum auch auf andere Welttheile und in die fernen Meere hinüber. Der Sieg über Spanien hat es mit dem Hochgefühl als Erbe dieser mittelalterlichen Weltmacht erfüllt. Die Yankees hoffen mit Zuversicht, daß auch unter dem Sternenbanner „die Sonne nicht untergehen werde". Warum auch nicht? Das Wort „Weltmachtspolitik" ist ja nicht erst erfunden. Es ist dem absterbenden Schöpfer des neuen Deutschland von Berlin aus verkündet worden. Ueberdieß liegt den Amerikanern auf der Weltkugel China sogar näher als den Europäern.

Vor Kurzem ist nach langem Zögern über Hawaii auf den Sandwichs-Inseln, nachdem die eingeborene Königin erst abgesetzt und dann verjagt worden war, von den Amerikanern das Sternenbanner aufgepflanzt worden. Vor Jahr und Tag hatte darüber das Hauptblatt der demokratischen Partei in Newyork geäußert: „Als Seekriegshafen befestigt, beherrscht Honolulu den Seeweg von der amerikanischen Westküste nach Asien und Australien. Natürlich schlägt das Herz eines

---

1) Siehe „Histor.-polit. Blätter" a. a. O. S. 755 u. 760.

jeden Jingos höher bei dem Gedanken, daß über dieser wichtigen strategischen Position die Sterne und Streifen flattern. Aber wie verträgt sich das mit dem Geiste unserer Regierungsform? Die Annexion Hawaiis ist leider weiter nichts als ein Zugeständniß an das Jingothum, das sehr böse Consequenzen nach sich ziehen kann. Auf Hawaii könnten dann Cuba und Hayti folgen, die Strömung zum Bau des Nicaragua-Canals würde einen neuen Impuls erhalten, die Flotte müßte immer von Neuem vermehrt werden, kurz, es wäre der Beginn einer Colonial- und Weltpolitik, welche die schwersten Gefahren für das Land heraufbeschwören müßte."[1]) Und von dem Manne, welcher die Union in solche Lage trieb, schrieb dieselbe Quelle: Mac-Kinley lasse sich immer durch das Parteiinteresse der Börsenmänner leiten und seien ihm die gröbsten Thorheiten zuzutrauen.[2])

Von Seite der jetzt regierenden republikanischen Partei wird unverholen der sog. „Imperialismus" gefeiert. „Es ist", so berichtet ein deutscher Brief aus Newyork, „ein gewaltiges Abweichen von unserer traditionellen Politik der Nichteinmischung in anderer Völker Angelegenheiten und der Enthaltsamkeit von weiterem Gebietserwerb. Wir haben die Bahnen einer imperialistischen Politik betreten. Colonien werden uns vorerst als solche genügen. Von dort werden sich unsere Ideen, unsere Gewohnheiten allmählig über die ganze Welt Bahn brechen, denn der Amerikanismus ist dazu bestimmt, im Laufe der Zeit der ganzen Menschheit seinen Stempel aufzudrücken." Der deutsche Berichterstatter versichert, daß diese Großmannssucht die Tagespresse beherrsche, und er bemerkt dazu: „Spätere Geschichtsschreiber werden es vielleicht als einen der größten Fehler erkennen, daß die europäischen Mächte nicht rechtzeitig intervenirt und die

1) Correspondenz aus Newyork s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 26. Juni 1897.

2) Aus Newyork in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 13. Juni 1897.

ganze Streitfrage auf Cuba beschränkt haben".[1]) Derselben Meinung war einer der besten Kenner der streitigen Colonienfrage in Westindien und Ostasien schon zu Beginn des Krieges: der Sieg der Yankees wäre der erste Schritt Amerikas, Europa seine Gesetze aufzudrängen; es würde denselben nicht gewagt haben, wenn es nicht gesehen hätte, daß die Dazwischenkunft der europäischen Mächte sich auf Tinte und Papier beschränke, und wenn die Erfahrungen in der Sache Hawaiis nicht gezeigt hätten, daß kein europäischer Staat ernstlich Widerstand leisten würde.[2])

Nicht am wenigsten trat die russische Presse dafür ein, daß dem Vorgehen Nordamerika's gegen Spanien Halt zugerufen werden müsse. So äußerte sich ein vornehmes Petersburger Blatt gegen die Fortsetzung des „verbrecherischen Krieges" der Yankees: „Amerika müsse seine Prätension freiwillig dem Gerichte der Mächte übergeben und könne dies nicht umgehen, denn seine Lage mit den beiden offenen Küstenlinien sei durchaus nicht derart, daß es den vereinigten Flotten von zwei oder drei Mächten Widerstand leisten könnte. Möge Europa seine mächtige Stimme erheben, und möge dort wieder Friede werden, wo die Menschheit nur friedliche Entwicklung und den Triumph der Civilisation zu sehen gewohnt ist!"[3]) Wer mit den zwei oder drei Mächten gemeint war, ist selbstverständlich; es hätte eine „mitteleuropäische Vereinigung" seyn müssen. Heute ist wieder vergessen, daß es sich vor Jahren schon um einen förmlichen Anschluß von Spanien an den Dreibund handelte, wobei „ihm der unbehelligte Besitz Marocco's in Aussicht" gestellt worden seyn soll.[4]) Freilich war man zu Madrid in fataler Lage gegenüber den Franzosen. Und was ist inzwischen aus dem Drei-

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 12. Juli ds. Js.
2) Professor Blumentritt in Wien s. „Kölnische Volkszeitung" vom 20. April ds. Js.
3) Aus der Petersburger „Nowosti" in der „Augsburger Postzeitung" vom 1. Juni ds. Js.
4) Madrider Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 20. Oktober 1893.

bund geworden? Von Italien gar nicht zu reden, hat das arme Oesterreich sich gar nicht einmal aufgerafft, an der Friedensvermittlung in Washington theilzunehmen, sondern dieselbe, obwohl die unglückliche Königin von Spanien eine österreichische Princessin ist, Frankreich allein überlassen.

Das Deutsche Reich hält sich gänzlich in zuwartendem Hintergrunde, wobei man eigentlich nicht sagen kann, daß es auch hier wiederum einmal „kein Interesse“ habe. Seit bei den letzten Unionswahlen der Uebergang der sogenannten „Golddemokraten“ zur republikanischen Partei den Börsianern zum Siege verholfen hat, und damit der Beutepolitik die Bahn zur Verschärfung der Einwanderungsverbote und der neuen Schutzzollerhöhung eröffnet worden ist, trugen sich die deutschen Berichterstatter aus Newyork mit den schlimmsten Befürchtungen. „Nordamerika begibt sich jetzt rückhaltslos in das Kielwasser einer prononcirt antieuropäischen Politik, die auch in besonderer Weise antideutsch ist.“ [1])

„Vor der Entscheidung“ behauptete einer dieser Berichterstatter sogar: es sei thatsächlich wahr, daß es viele Leute und angesehene Politiker gebe, welche zu einem Kriege mit Deutschland Neigung hatten, doch habe man gefunden, daß bei einem Kriege mit Deutschland nicht viel herausschaue, während man durch einen Waffengang mit Spanien besser auf seine Rechnung komme. „Ganz besonders empfindlich für uns Deutsche ist, daß in den Tiraden der Jingo-Presse die Deutschen vor Allem schlecht wegkommen.“ [2]) Das konnte sich nur auf die Spekulationen über Hawaii hinüber nach dem Stillen Ozean beziehen. In Berlin empfindet man namentlich seit dem Erwerb von Kiautschou das dringende Bedürfniß der Erwerbung von Kohlenstationen und zwar von Marocco längs der afrikanischen Küsten, für den Fall einer Sperrung des Suez-Kanals, bis zu den Philippinen. Es wird sogar behauptet, daß von den Aufständischen daselbst schon im Jahre

1) Aus Newyork s. Berliner „Kreuzzeitung“ v. 12. Jan. 1897.
2) Aus Newyork s. Berliner „Kreuzzeitung“ v. 17. März 1898.

1883 an das Deutsche Reich das Gesuch gestellt worden sei, die Inselgruppe unter seinen Schutz zu nehmen.[1]) Jedenfalls ist alsbald nach dem Kriegsausbruch eine deutsche Flotille in den philippinischen Gewässern erschienen, was in Washington mit sehr scheelen Augen angesehen wurde. Darüber wird nun erst der Friedensschluß entscheiden. Aber, wie ebenfalls ein deutscher Beobachter vorausgesagt hat, „die Centralisation, politisch wie wirthschaftlich, würde sich rasch vervollständigen und die Vereinigten Staaten würden sich wahrscheinlich zur obersten Weltmacht emporarbeiten.“[2]) In diesem Wettbewerb wäre der andern jungen Weltmacht Glück zu wünschen.

Und nun England? Nachdem Großbritannien durch die Sonderbündeleien in Mitteleuropa vom nähern Orient hinweggeärgert worden ist, und Rußland auch in den ostasiatischen Fragen über die Mächte des Continents gebietet, ist England aus Europa sozusagen ausgeschieden. Nach jener Wendung des Deutschen Reichs im chinesisch-japanischen Kriege sagte Senator Walcott in einer Senatssitzung zu Washington: „Als er Frankreich, Deutschland und Rußland gegen England verbündet gesehen und letzteres unerschrocken der Welt die Stirne bot, habe er Gott gedankt, daß er demselben Stamme angehöre, und gehofft, England und die Vereinigten Staaten würden allzeit zusammenstehen.“[3]) Jetzt nach dem Ausbruch des Krieges traten die beiden englischen Minister, der Premier und der Zukunftsminister Chamberlain, in Parteiclubs rednerisch auf. Letzterer äußerte sich besonders unumwunden: „Großbritannien stehe allein; daher sei es Pflicht des ganzen Reichs, sich zusammenzuschließen, und die nächste Pflicht sei, sich eng an die amerikanischen Vettern anzuschließen.“[4]) Ein weiterer Bericht lautet:

---

1) Berliner „Germania“ vom 15. Mai d. Js.

2) Berliner Correspondenz der „Augsburger Postzeitung“ vom 11. Juni l. Js.

3) Aus Newyork s. Berliner „Kreuzzeitung“ v. 27. Mai 1898.

4) Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 23. Januar 1896.

„Schon in seiner Ansprache an die Mitglieder des Primelnbundes hatte sich Lord Salisbury in allerlei trüben Betrachtungen über die Stellung Englands ergangen, aber aus der Rede, die er am Mittwoch vor der Vereinigung britischer Banquiers hielt, klang fast die Prophezeiung heraus, daß das Land unmittelbar vor einer großen Katastrophe stehe. Auch Mr. Chamberlain bezeichnete in seiner gestrigen Rede die Stellung Großbritanniens im Hinblick auf die allgemeine Weltlage als ernst und kritisch. Mr. Chamberlain aber verzweifelt nicht, er sieht die Rettung in einem großen angelsächsischen Bunde, ‚in dem Sterne und Streifen mit dem Union Jack zusammen wehen.'" [1])

Schließlich darf man nicht vergessen, daß es auch in Ostasien eine neue wie aus vulkanischem Boden erwachsende Weltmacht gibt. Das ist Japan, welches auch an den Philippinen „ein Interesse hat". Wie wird also der neue weltumspannende Dreibund heißen? Es ist leicht zu errathen, und was dann? Wem wären solche Wandlungen vor dreißig Jahren im Traume eingefallen?

XXVII.

Die Paulaner in Au-München.

Au bei München, am rechten Isarufer, entstand als Vorort zugleich mit der jetzigen Haupt- und Residenzstadt nach der Mitte des 12. Jahrhunderts durch den Zuzug vom flachen Lande. Taglöhner und Knechte ließen sich in dem Vorort „in der Au" nieder und erbauten sich einfache Häuschen aus Holz. Das Merkwürdige dabei ist, daß diese Häuschen durchschnittlich Communhäuser waren, welche mehreren Familien gehörten. Jede Wohnung im Gemeinhause hatte ihren selbständigen Eigenthümer, so daß jedes Haus so viele Gemeineigenthümer hatte, als es Wohnungen zählte. Eine Wohnung bestand aus größerer Stube, Nebenzimmer und Küche. Noch heute sind zahlreiche Gemeinhäuser in den älteren Theilen der Au vorhanden. Von den 40 Häusern des Paulanerplatzes sind laut Münchener Adreßbuch für 1897 noch 35 Gemeinhäuser, auch sind in der Lilienstraße

1) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 17. Mai d. Js.

und in der Quellenstraße die meisten Häuser im Gemeineigenthume der Wohnungsinhaber. Am Feuerbächl ist die Hälfte der Häuser im Gemeinbesitze, ebenso haben die Entenbach- und Rottawstraße noch mehrere Gemeinhäuser. Die Gegenwart, welche Zinskasernen schafft, räumt allerdings mit dem Gemeinbesitze an Häusern stark auf. Indessen trotzt doch vielfach die Liebe zum eigenen, wenn auch kleinen und ärmlichen Besitze dem Häuser- und Wohnungswucher des Großkapitals. „Klein, aber mein" sagt sich häufig der Wohnungseigenthümer und weist die schönsten Angebote zurück.

Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts war die Au in vier Viertel: Isar-, Samer-, Bach- und Klasterviertel eingetheilt und einem Hofoberrichter unterworfen. Zugleich wurde eine selbständige Pfarrei errichtet im Jahre 1626, während bis dahin Au und Giesing zur Pfarrei Bogenhausen gehörten, welche zum Patronate des St. Veitklosters in Freising zählte. Die Veranlassung zur Pfarreigründung war eine eigenthümliche. Des Herzogs Albrecht Sohn Johann Karl war auf den Tod krank gelegen. Um seine Gesundheit zu erflehen, hatte der fromme Herzog Wilhelm V. unter anderen Gelübden auch den Bau eines Kirchleins in der Au Gott und dem hl. Karl Borromäus gelobt. In einem Dekrete vom 1. August 1621 wurde ausgesprochen, daß die Gelder für den Kirchenbau durch eine Sammlung, loco elemosynae, beschafft werden sollten. Alsbald gingen Briefe ab an die Bischöfe und Domkapitel, an die Stifte und Klöster, an die Pfarreien und Gemeinden um eine Beisteuer. Den Briefen folgten Commissäre, um die Sammelgelder, welche trotz des wüthenden 30jährigen Krieges nicht unbedeutend waren, in Empfang zu nehmen. Man ersuchte ferner die Ordinariate um die Erlaubniß, von den Kirchen „Geschenke" erheben zu dürfen. Erzbischof Paris von Salzburg erwiderte, daß es einer Erlaubniß nicht bedürfe, da es sich um f r e i - w i l l i g e Gaben handle. Bischof Albert von Regensburg dagegen ertheilte seine Zustimmung und spendete selbst sechs Dukaten

Konnten die Kosten für den Bau der Kirche durch die Sammlungen aufgebracht werden, so wollte Herzog Wilhelm V. für Dotation und für Errichtung einer Pfarrei bei der Kirche in der Au die Transferirung der Einkünfte von Bruderschaften und

Stiftungen an andern Kirchen. Hiegegen machte sowohl der kurfürstliche „Geistliche Rath“, als auch der Episkopat einmüthig geltend, „daß man, wenn man anders nicht alle nationale und menschliche Freiheit zusammenstürzen wolle, ohne eine höchst wichtige, das ganze Vaterland umfassende Ursach keine Gabe von dem Ort wegnehmen könne, welchem sie der Geber als gesetzlich freien Eigenthümer bestimmt hat“. Man nahm deshalb wiederholt zu freiwilligen Geschenken seine Zuflucht, welche von den Kirchen durch die Bischöfe erhoben wurden. Erzherzog Leopold, Bischof von Passau, schickte zehntausend Gulden und auf die nämliche Art lieferten auch die übrigen Bischöfe beträchtliche Beiträge, so daß schließlich ein Kapital von dreißigtausend Gulden zusammenkam, welches Kurfürst Maximilian I gegen eine jährliche Verzinsung von 1500 Gulden auf seine Kasse übernahm.

Der Kirchenbau war im Jahre 1623 vollendet, die Weihe der Kirche wurde in Anwesenheit des Fürstbischofs Veit Adam von Freising von dessen Weihbischof am 29. Oktober zu Ehren des hl. Karl Borromäus vollzogen. Der Fürstbischof war am 26. Oktober mit 31 Personen (3 Domherren, 3 Kaplänen, 2 Kammerdienern für sich und Weihbischof, 3 reisigen Knechten, 1 Trompeter, 1 Lakai, 1 Kapellmeister, 4 Herrendienern, 6 Kutschern, 1 Hofmeister, Kanzler, Küchen- und Jägermeister u. s. w.) und 18 Kutschen- und 5 Reit-Pferden in München eingetroffen.

Zur Seelsorge an der neu erbauten Kirche berief Herzog Wilhelm Mönche vom Institute des hl. Basilius des Großen und erbaute ihnen ein Kloster. Aber die Basilianer fanden nicht den Beifall des Hofes und erhielten alsbald wieder ihren Abschied,[1]) noch im Jahre 1622. Nach längerem Ueberlegen wurde eine Pfarrei mit Weltpriestern ins Leben gerufen. Mit Zustimmung des Bischofs von Freising und des Stiftes St. Veit wurden die Filialen Au und Giesing von der Stiftspfarrei Bogenhausen abgetrennt und die Pfarrei Au gegründet mit Ober- und Unter-Giesing, mit den zwei Schwaigen, mit Geisel-

1) Ueber die Ursachen vgl. Westenrieder: Beiträge zur vaterländischen Historie VI. 338. Es wurde den Basilianern der Vorwurf des Mangels an „eingezogenem, stillen, exemplarischen Wandel“ gemacht.

gasteig und Harthausen. Der Stiftsbrief vom 18. Mai 1626 bestimmt, daß der Pfarrer den Titel Dechant führe. „Er soll Doktor oder Licentiat sein, die Cooperatoren sollen zugleich in Kirchenmusik wohl erfahren sein. Ferner soll, neben einem Meßner, ein Schullehrer angestellt werden. Auch dieser soll in der Musik, dann in der lateinischen Sprache wohl erfahren sein, damit er der Jugend die Anfangsgründe dieser Sprache mittheile". „Das Präsentationsrecht soll zu ewigen Zeiten dem Landesherrn und dessen Nachfolgern zustehen". [1])

Der erste vom Kurfürsten Max I ernannte Dechant war der Pfarrer von Wasserburg, Georg Hannemann, der erste Lehrer Kaspar Amberger.

Die neue Pfarrcieinrichtung, für „ewige Zeiten" bestimmt, dauerte kein volles Jahr. Schon am 16. Februar 1627 kamen aus Brüssel von der Frau Isabella Clara Eugenia, Infantin von Spanien und Erzherzogin von Oesterreich, und am 30. April von Kaiser Ferdinand II. dringende Schreiben an Kurfürsten Max, er möge die neue Pfarrei dem Paulanerorden übertragen. Eine Commission gab ihr Gutachten dahin ab, „daß so viel den Orden St. Francisci de Paula belangen thuet, bewußt sei, daß dessen Religiosi gottselig und auferbaulich leben und München wohl anstünden". Weiter hieß es im Gutachten der Commission, aus dem Dechant zu Unserer Lieben Frau und aus Jesuiten bestehend: „Bei einem Kloster auf 12 Paters, als 8 Priester und 4 Brüder, denn weniger dürfen laut Ordensregel nicht sein, würden mehr nicht als in die fünf Centner Oel und also hiefür 125 Gulden aufgehen, daher würde sich ihre Unterhaltung nicht auf eine gar große Summe erstrecken, weil sie sich, außer mit Oel bereiteten Speisen, meistens mit geselchten und gesalzenen Fischen begnügen".

Franz, zu Paula, einem Städtchen in Calabrien geboren im Jahre 1416 (gestorben 2. April 1507), ist der Stifter des nach ihm benannten Ordens der Minimen (ordo fratrum minimorum) oder Paulaner. Diese bilden einen Zweig des Franziskanerordens, übertreffen ihn aber in der Strenge der Regel, namentlich bezüglich der Fasten. „Das Fasten", sagt

1) Dieser kurfürstliche Stiftungsbrief fand am 4. Dezember 1626 die fürstbischöfliche Genehmignng.

Franz von Paula, „gleicht dem Oele, welches überall oben schwimmt“. Seinen Religiosen war nicht blos der Genuß des Fleisches, sondern auch alles dessen verboten, was vom Fleische kommt, als Eier, Butter, Käse, Milchspeisen. Nur Brod und Oel waren erlaubte Nahrungsmittel, Wasser als Getränke; Bier oder Wein war nur zu festlichen Zeiten, sonst Wasser allein, erlaubt.

Der Orden verbreitete sich rasch in Italien und Deutschland, Frankreich und Spanien. Noch zu Lebzeiten des heiligen Stifters blühte er in fünf Provinzen und wuchs später auf 450 Häuser an, konnte sich aber nicht lange auf dieser Höhe erhalten. Heute ist er auf wenige Niederlassungen mit dem Haupthause zu Rom beschränkt. Nach Deutschland kamen die ersten Paulaner schon unter Kaiser Maximilian I., welcher ihnen seine besondere Gunst zuwandte, so daß sie rasch drei Klöster ins Leben rufen konnten. Nach Bayern wurden sie vom Kurfürsten Max I. berufen, welcher ihnen Kloster und Pfarrei in der Au bei München einräumte. Später erhielt der Orden ein weiteres Kloster zu Amberg. Nachdem am 10. Juni 1627 Dechant Hannemann auf die Pfarrei in der Au resignirt hatte, „wenn man ihm in einer Stadt zu einem Aequivalent oder besseren Condition verhelfen wolle“, wurden die Paulaner berufen. Schon am 17. November 1627 waren zehn Patres aus Burgund eingetroffen, welche von der Hofküche und Hauskämmerey vorläufig mit dem Nöthigen versehen wurden. Im folgenden Jahre erfolgte die Uebergabe von zwei Häusern zu Neudegg in der Au mit dem großen, ehemals Scheyern'schen, damals Martin Walpichler's Garten, dazu eine Baarsumme von 10,000 Gulden, „jeden zu 15 Pazen oder 60 Kreuzer“, zu 5 Procent verzinslich. An weiteren Schankungen fehlte es nicht, so daß unter den Kurfürsten Ferdinand Maria und Max Emmanuel neue Klostergebäude aufgeführt werden konnten, deren Bau im Jahre 1660 begonnen und mit zwei kleinen, recht anmuthigen Vierecken beschlossen wurde.

Westenrieder gab eine Zusammenstellung von Paulanerpriestern und Brüdern, welche sich große Verdienste erworben hatten. Mit Vorliebe wurden solche Namen aufgeführt, welche durch literarische Erzeugnisse sich auszeichneten oder als Prediger

glänzten. Von Pater Sigismund Kracher,[1]) aus der Pfalz gebürtig, wurde erwähnt, daß er durch außerordentliche Gelehrsamkeit die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich zog. Der Papst habe zu ihm gesagt: „Wärest Du so schön, wie gelehrt, würdest Du einem Engel gleichen". Pater Kracher starb indeß nicht zu München, sondern im Kloster zu Prag. Die Paulaner wandten sich überhaupt gern nach Böhmen und Mähren, um dort ihr Leben zu beschließen. Auch der Ordensvorstand Dominikus Loiper[2]) fand sich in München, als er von Rom zurückkehrte, nicht mehr heimisch und zog sich in das Mährische Kloster Vranow zurück, wo er 1732 starb.

Der erste Vorstand des Münchener Klosters war der Belgier (Burgundus) Antonius Pillot. Er wurde später Provinzial der Deutschen Provinz und starb zu Wien im Jahre 1640. Sein Nachfolger war ein anderer Belgier, Johann Nikolaus Favius, welcher im Jahre 1656 zu Neapel starb. Vom Jucundinus Fuchs, einem geborenen Bayer, wird erzählt, daß sein Leib nach mehreren Jahren noch völlig unversehrt befunden wurde. Ein anderer Bayer, Nikolaus Asam, war in der Geschichte sehr bewandert. Fuchs starb zu Tachau in Böhmen 1688, Asam zu München 1693. Ein weiterer Bayer, Franz Gebhart, hatte sich um die Au dadurch besonders verdient gemacht, daß er den Mariahilfplatz mit den ersten Lindenbäumen zierte. Er fand seine Ruhestätte in der Mariahilfkirche 1694. Petrus Reuter, gleichfalls ein Bayer, erntete Ruhm zu Prag und Wien als Meister in der Controverse, zu München als glänzender Prediger. Er starb zu München 1741. Ein beliebter Prediger war auch Ivo Märkl (palatinus). Er hat der Kirche in der Au durch Erbauung von zwei Thürmen ein schönes Ansehen verschafft. Dominikus Grez, ein Bayer, erntete als Seelsorger (vicarius parochiae) die allgemeinste Theilnahme. „Er war der beste Hirt seiner Heerde, welchen die Thränen seiner ganzen

1) Sigismundus Kracher, palatinus rector doctissimus, cui Romae degenti summus pontifex dixisse traditur: si tam pulcher esses, ac doctus es, angelus esses. † Pragae 1680.

2) P. Dominicus Loiper, Bavarus, totius ordinis procurator generalis, Roma Monachium redux ibique male contentus abiit in Moraviam, eligens conventum Vranoviensem, in quo suo ex deposito ornatum ecclesiae et bibliothecam ut plurimum auxit.

Gemeinde zum Grabe begleiteten. Er hat auch seine Seele für ein Schäflein gegeben." Grez starb zu München 1769. Von einem anderen Bayer, Bernhard Schärdinger, wird berichtet: „Er hat in München als der erste in einer öffentlichen Disputation das altmodische jus canonicum in einem neuen Kleide erscheinen lassen". Er starb zu München 1778. Claudius Haagen, abermals ein Bayer, „hat die neue Schullehrart in dem neuen Waisenhause ob der Au eingeführt". († zu Siegsdorf 1785.)

Merkwürdig ist, was von dem Böhmen Amandus Girisch [1]) erzählt wird. Er übersetzte eine italienische Biographie des Ordensstatutes ins Deutsche, gab lateinische und czechische Predigten in Druck, ebenso zwei deutsche, in denen aber kein R vorkommt, da er diesen Buchstaben nicht aussprechen konnte. († zu München 1784.) Von Pater Moriz Lohr [2]) wird die wirthschaftliche Einsicht gerühmt. Joseph Schwaiger stammte aus der Au selbst und war ein gewandter Maler. „Er zierte das Speisezimmer mit einer Geschicklichkeit, welche ihm viele Ehre machte. Er malte im Jahre 1686 den Patriarchen Abraham mit dem Engel, die Agar mit Ismael, den Daniel, wie der Engel ihn aus der Löwengrube hervorzieht, ferner Figuren in Lebensgröße an den Seitenwänden: Simson durstend, Esau und Jakob mit dem Linsenmus, die Hl. Antonius und Paulus, Einsiedler, Isaak, wie er Jakob segnet, endlich Magdalena, wie sie die Füße des Herrn wäscht. Auf dem letzten Gemälde sind Portraits. Die erste Figur rechter Hand war das Portrait des Malers selbst, die letzte linker Hand das des Malers Ignaz Depas".

Neben den Paulanerpriestern wurde auch ein Bruder unter denjenigen Mönchen aufgeführt, welche wesentliche Verdienste nicht bloß um das Kloster, sondern um die Gesammtheit sich

1) Amandus Giresch Bohemus: testes habet . . conciones latinam, bohemicam et duas germanicas, optime compositas, licet in illis non reperiatur R., quam pronunciare non poterat.

2) Mauritius Lohr palatinus separata provincia primus Correctoris generalis vicarius, concionator omnibus numeris absolutus, oeconomus bonus, qui inter alia fabricam ferri Ambergae in fabricam cupri crexit non sine magno commercii emolumento. † Monachii 1787.

erworben hatten.[1]) Es war Bruder Barnabas Still, dessen Ruhm als unübertroffener Oekonom und Bräumeister in ganz Bayern feststand.

Die Paulaner hatten gleich bei ihrer Berufung nach Au-München noch im Jahre 1627 die Begünstigung erhalten, bei ihrem Kloster eine Bierbrauerei eröffnen zu dürfen. Westenrieder bemerkt zu diesem Privilegium, daß dasselbe dem Kloster, mit Einschluß der übrigen Einkünfte, „ein jährliches Einkommen von mindestens 12000 Gulden" einbrachte. Das Paulanerbier war sehr beliebt; zum Feste des Ordensstifters, des hl. Franz von Paula (2. April), wurde ein besonders starkes Bier eingesotten und ausgeschenkt. Ganz München pflegte sich während der Oktav des Festes dort einzufinden, auch der Hof betheiligte sich. Westenrieder erzählt aus seinen persönlichen Erinnerungen, daß das Fest des hl. Franz von Paula ungleich feierlicher begangen wurde, als das des Kirchenpatrons, des hl. Karl Borromäus, und setzt hinzu: „Auch der Kurfürst Maximilian III. begab sich am Feste St. Franz von Paula zu Pferd mit dem prächtigsten Gefolge dahin. Das Fest wurde eine ganze Oktav gefeiert und dabei war eine Weihe der Kerzen, welche von den Bürgerinen der Stadt in Körben dahin getragen wurden, sehr berühmt. Nicht minder berühmt war das Bier. Kenner und Liebhaber nannten es geradezu das hl Vateröl."

Dies ist der Ursprung des Namens des heute viel umstrittenen Salvatorbieres. Es war das Sankt Vaterbier, welches das Kloster der Paulaner zu Ehren des heiligen Vaters und Stifters Franz von Paula am Festtage und die Oktave hindurch (2.—10. April) zum Ausschanke brachten. Frater Barnabas Still, der berühmte Oekonom, war einer der letzten Bräumeister, welcher mit dem köstlichen Getränke des Sankt Vaterbieres dem Rufe der Klosterbrauerei hohe Ehre verschaffte. Vier Jahre nach seinem Tode wurde das Kloster aufgehoben und zwar kurz nach der Feier des Festes St. Franz von Paula, noch im Monate April 1799. Volle 172 Jahre hatten die Paulaner segensreich in der Au gewirkt, als die Auflösung des Klosters erfolgte. Es waren noch 13 Patres und Kleriker,

1) **Frater Barnabas Still palatinus.** „Suchte seinen Meister in der Oekonomie und besonders im Bierbrauen in ganz Bayern, † München 1794."

sowie 2 Brüder vorhanden, als die Aufhebung durchgeführt wurde. Westenrieder fügte zur Mittheilung dieser Aufhebung hinzu: „Und nun wird von ihrer Stiftung ohne Zweifel eine recht gute und eine solche Verwendung geschehen, von welcher die Nachwelt auf einen großen Verstand, dann auf eine echte Kenntniß der Zeitbedürfnisse und auf eine weise Absicht wird schließen müssen".

Diese gute Meinung und Hoffnung Westenrieders ging leider nicht in Erfüllung. Nicht großer Verstand und weise Absicht war bei der Aufhebung dieses Klosters und bei der auf dem Fuße folgenden Säkularisation der übrigen klösterlichen Institute maßgebend, sondern mit Kirchenhaß und mit frivolem Unglauben verbanden sich Habsucht und Zerstörungslust, so daß für öffentliche, gemeinnützige Zwecke nichts erreicht, vielmehr eine starke Steuerkraft zerstört und ein den allgemeinen Interessen dienendes Wirken vernichtet wurde.

Das Andenken an die Paulaner und an ihr Kloster hat sich bei den Münchenern bis auf den heutigen Tag erhalten durch das Salvatorbier. Als das Kloster aufgehoben wurde, ging die Brauerei in Privathände über. Das beliebte und berühmte St. Vaterbier wurde weiter ausgeschenkt, aber es wurden Zeit und Namen gewechselt. Da der Kirchenpatron der Klosterkirche der hl. Karl Borromäus war, wurde das Fest des hl. Franz von Paula nach Abzug der Klostergeistlichkeit nicht weiter mehr gefeiert. Der Ausschank wurde deßhalb auf das nächstliegende Fest des heiligen Joseph verlegt und bis zum Fest Maria Verkündigung ausgedehnt, so daß sich auch ungefähr eine Oktav ergab. Da der Name St. Vaterbier nicht mehr zutreffend war, wurde der ähnlich lautende Name Salvatorbier gewählt. Um diesen Namen wehrt sich die Besitzerin der Klosterbrauerei, die ehemals Zacherl'sche, später Schmederer'sche Bräuerei, jetzt Aktiengesellschaft, gegen die Concurrenten, welche in den letzten Jahren gleichfalls Salvatorbier zum Ausschank und in Handel brachten. Vielleicht greift eine der Brauereien zum ursprünglichen Namen St. Vaterbier zurück und tritt auch in der Qualität des Stoffes in die Fußtapfen des Fraters Barnabas Still, so daß das Bier die ehrende Bezeichnung eines „hl. Vateröles" wieder verdient, womit „Kenner und Liebhaber" zur Klosterzeit den „Stoff" zu bezeichnen und auszuzeichnen pflegten.

Dr. G. Ratzinger.

XXVIII.

W. E. Gladstone in seiner Stellung zum Katholicismus. (1809—1898.)[1]

Am Donnerstag den 19. Mai 1898 ist William Ewart Gladstone, der große Führer der liberalen Partei, der Leiter von nicht weniger denn vier Ministerien in der mehr als sechzigjährigen Regierung der Königin-Kaiserin Victoria, der beredteste Staatsmann Englands in unseren Tagen, der enthusiastische Verehrer von Homer und Dante, der gläubige Christ auf seinem Schlosse Hawarden in Wales in ein besseres Jenseits hinübergeschlummert.

Würdig hat die englische Nation den großen Todten betrauert, der in der Geschichte und Entwicklung seines

---

1) Literatur: 1. The Prime Ministers of Queen Victoria. Edited by Stuart J. Reid. The Right Honourable William Ewart Gladstone by George W. E. Russell. London 1891. 2. W. H. Kent, W. E. Gladstone in Dublin Review 123 (1898) 1—40. 3. Talks with Mr. Gladstone. By the Hon. Lionel A. Tollemache. London 1898. 4 Mr. Gladstone and the Roman Catholic Church By Wilfrid Meynell. Nineteenth Century Nr. 257. June 1898. p. 21—30. 5 Gladstone. A Character Sketch. By W. T. Stead. London 1898. 6. William O'Connor Morris, Ireland from 1799—1898. London 1898. 7. A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland. Dritter Band. Mainz 1891. 8. Das Londoner „Tablet", welches nach Band, Jahreszahl und Seite citirt wird.

Volkes glänzende Spuren unauslöschlich eingegraben hat. Noch in der letzten Krankheit sandte ihm die Souveränin ein Schreiben mit schmeichelhaften Ausdrücken ihres tiefsten Dankes für die seltenen Dienste, welche Gladstone auf den verschiedensten Stufen der Beamtenhierarchie dem Reiche und dem königlichen Hause geleistet. „Ich bete für Sie," lautete ein Telegramm der Prinzessin von Wales an den schwer erkrankten Grand Old Man, der seine letzten Tage fast beständig in sanft gelispelten Gebeten, von denen einige Pascal entlehnt waren, verbrachte. Die Organe der Presse erschienen mit Trauerrand um die mehr oder weniger ausführlichen Lebensbeschreibungen des berühmten Mannes, welche in nicht wenigen Fällen an Ueberschwenglichkeiten leidend, dennoch im Ganzen und Großen einen würdevollen Ton und eine wohlthuende Gerechtigkeit in der Beurtheilung des Verschiedenen an den Tag legten. Beide Häuser des Parlaments, in denen heute die politischen Gegner Gladstones das Ruder führen, priesen die Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, politische Beredsamkeit und den ausnehmend feinen Takt, welchen der Verstorbene selbst in der Hitze des Kampfes seinen politischen Widersachern gegenüber niemals verleugnet hat. Auf die in der reinsten Moral beruhenden hohen Ideale Gladstone's hinweisend, nannte der Ministerpräsident Marquis von Salisbury ihn „ein großes Beispiel eines großen christlichen Staatsmannes, welchem die Geschichte etwas Aehnliches nicht an die Seite zu stellen vermag". Ein besonders wohlthuender Zug der Wärme durchwaltete den Nachruf, welchen der Herzog von Devonshire, das Haupt der liberalen Unionisten, Gladstone widmete. Er wies hin auf die schier unermeßliche Mannigfaltigkeit der Interessen, welche er in Behandlung genommen, betonte seinen hohen moralischen Charakter und legte schweres Gewicht auf die Allgemeinheit und Reinheit seiner Sympathie. Gladstone's christlicher Glaube war nach dem Redner der eines unschuldigen Kindes, durch Erfahrung und Ueberzeugung bekräftigt, alle Perioden

und Handlungen seines Lebens mit höherem Lichte übergießend.[1])

Wenn Gladstone mit seiner imposanten Gestalt, seiner klassischen Beredsamkeit und seinem silberhellen Stimmorgan während länger denn eines halben Jahrhunderts im Hause der Gemeinen seine unsterblichen Triumphe feierte, dann war es eine Pflicht der Gerechtigkeit, daß man hier mit der vollen Kraft patriotischer Empfindung des hohen Staatsmannes gedachte. Allseitig ist dieser Forderung der Sprecher des Unterhauses, Mr. Balfour, gerecht geworden. Er nannte ihn das bedeutsamste Mitglied der ersten politischen Körperschaft der Welt. Mit den seltensten Vorzügen des Geistes ausgestattet, besaß er die geheime Kunst, das Unterhaus zu lenken und durch neue Maßnahmen der Gesetzgebung die englische Nation auf dem Wege der Civilisation weiter zu führen. Die Rede schloß mit den bedeutsamen Worten: „Bei aller politischen Gegnerschaft hat Gladstone stets Eins geleistet: den Berathungen dieses Hauses hat er durch seinen Genius eine Würde und ein Gewicht verliehen, die allseitig zu ersetzen nach meinem Dafürhalten unmöglich ist. Für uns ist es, wie mir scheint, nicht genug, auf der nämlichen hohen Bahn der Rechtschaffenheit und der Vaterlandsliebe zu wandeln. Mehr als das wird erfordert, mehr als das wurde uns durch Gladstone gegeben. Den unermeßlichen Werth seiner Dienstleistungen werden alle diejenigen zu würdigen vermögen, welche das Maß öffentlicher Wohlfahrt zu schätzen wissen, welches durch die Aufrechthaltung der Würde des öffentlichen Lebens bedingt ist“. Den würdigen Schluß der dem Heimgegangenen gewidmeten Nachrufe bildete die Rede des irischen Abgeordneten Dillon. Sie erscheint gleichsam als Fortsetzung der mit Genehmigung des Erzbischofs Walsh in Dublin während der letzten Krankheit für Gladstone, den erhabenen Wohlthäter des irischen Volkes,

1) Tablet 91 (1898) 833.

zum Himmel emporgesandten Gebete. Von innigster Liebe zu seiner eigenen Nation erfüllt, bemerkte Dillon, war Gladstone zugleich von zarter Sympathie für andere Racen und andere Nationen durchdrungen. Er (Dillon) zweifle nicht, daß heiße Gebete von vielen Völkern und in den verschiedensten Sprachen für einen Mann verrichtet würden, welcher in der letzten Krankheit sein Vertrauen auf Gott gesetzt, und daß man auf diese Weise den Dank für dessen echt menschliche, die engen Grenzen seiner engeren Heimat überschreitende Menschenliebe abtragen werde. Mit Recht darf Dillon als das Organ der irischen Nation angesehen werden, denn gerade sie war es, welcher Gladstone die durchgreifendsten und segensvollsten Maßregeln einer erleuchteten und weisen Gesetzgebung gewidmet hat.[1])

Hiermit waren die Ehrungen des geistvollen Staatsmannes durch die Vertreter der Nation noch nicht erschöpft. Beide Häuser des Parlaments richteten an die Königin die Bitte, Gladstone in der Westminsterabtei in London, der Todtenkammer der bedeutendsten Männer der Nation, seine Grabstätte anzuweisen, sowie sein Leichenbegängniß auf Staatskosten veranstalten zu lassen, und beschlossen außerdem, dem Begräbniß am Samstag den 28. Mai beizuwohnen. Bei dem letzteren haben die politischen Gegner, den Hader der Parteien im Angesichte des Ernstes, den Grab und Tod predigen, zurückdrängend, als aufrichtige Christen miteinander gewetteifert, Gladstone die letzten Ehren zu erweisen. Die umfassenden Anordnungen, welche ein im großen Stile und mit allem geschichtlichen Pomp auf Staatskosten angeordnetes Begräbniß bedingt, wurden vom katholischen Herzog von Norfolk, als Earl Marshal von England, einem der strengsten aller Conservativen, in der kurzbemessenen Frist von vier Tagen mit einem Eifer und einem Aufwand von Arbeit zur Ausführung gebracht, welcher alle Organe der Presse ein-

1) Tablet 91 (1898) 834.

stimmig das höchste Lob zollten.[1]) Auch war es der nämliche echt christliche Herzog, welcher Gladstone's Leiche bei ihrer Ankunft am Bahnhof empfing und nach der Westminsterabtei, derselben voranschreitend, geleitete. Bei der Todtenfeier, einer der großartigsten und eindrucksvollsten, welche London erlebt, trugen der Prinz von Wales, dessen Sohn, der Herzog von York, der Ministerpräsident Marquis von Salisbury, der Präsident des Unterhauses, Mr. Balfour u. A. die Zipfel des Bahrtuches. Den Tausenden und aber Tausenden von Leidtragenden aus den breiten Schichten der Landleute, Arbeiter und Städter, welche der Leiche Gladstone's in der Bibliothek des Schlosses von Hawarden, sowie im Kapitelsaal der Westminsterabtei in London, wo sie aufgebahrt war, den letzten Scheidegruß zugerufen hatten, reihte sich nunmehr an die Elite der Gesellschaft. In Gegenwart des Thronerben, der Botschafter der fremden Mächte, der beiden Häuser des Parlaments, der übrigen höheren Personen aus Kirche und Staat, sowie der Verwandten Gladstone's, welche, die trauernde Gemahlin desselben umgebend, zu Häupten der Leiche Platz genommen hatten, feierte Erzbischof Temple von Canterbury in Verbindung mit dem Dechanten Bradley der Westminsterabtei den Todtendienst. Wie die Aufbahrung und Ueberführung der Leiche gemäß ausdrücklichem Befehl Gladstone's den Charakter prunklosester Einfachheit an sich trugen, so unterblieb auch bei dem Gottesdienst jede Art von Leichenrede. Von tiefer Wirkung erwiesen sich die in Begleitung des reichbesetzten Orchesters gesungenen geistlichen Lieder. Auch hier gelangte der feine Takt, den das christliche Gefühl eingibt, dadurch zum Ausdruck, daß man solche Hymnen zum Vortrag brachte, welche der verstorbene Staatsmann selbst mit Vorliebe gebetet und gesungen. Unter diesen nimmt die erste Stelle ein das tiefempfundene Gedicht des hochseligen Cardinals

1) Tablet 91 (1898) 897.

Newman: Praise to the Holiest in the Height (Preis dem Heiligsten in der Höhe).[1])

Sucht man diesen so verschiedenen Kundgebungen, zu denen wir auch die Worte des Angedenkens rechnen, welche Gladstone auf den katholischen Kanzeln Londons empfangen hat, auf den Grund zu dringen, dann findet man unschwer, daß sie sammt und sonders in dem kraftvoll ausgeprägten religiösen Charakter desselben ihren Quell besitzen. Von Haus aus durch eine strenge Erziehung in das Luftreich der Religion eingeführt, hat Gladstone die Eindrücke der Jugend nie verloren, sondern vertieft, ausgebildet. Er trug sie mit sich in den eigenen Herd der Familie, die er am 25. Juli 1839 mit Miß Catherine Glynnes, der ihm gleichgesinnten, mit feinem Verständniß für seine idealen Pläne erfüllten Gemahlin begründet.[2]) In den politischen Erörterungen des Unterhauses, die regelmäßig am nächsten Tage Gemeingut der Nation werden und Millionen in ihrem Denken und Fühlen beeinflussen, hat er seiner religiösen Ueberzeugung ebenso kraftvollen Ausdruck verliehen, wie in den politischen Meetings, deren Mitglieder nicht selten zu mehreren Tausenden anwuchsen und sich an seiner männlichen Beredsamkeit erlabten. Von den Lasten des Staatsmannes durch die ans Ruder gelangte politische Gegenpartei zeitweilig befreit, ist Gladstone fast regelmäßig als theologischer Schriftsteller aufgetreten. In der Auffassung religiöser Probleme mochte er irren, die erforderliche Tiefe und der nothwendige Umfang der Kenntnisse zu ihrer Lösung hat ihm nicht selten gemangelt — aber eines ist unleugbar und zieht sich wie ein rother Faden durch seine schriftstellerische Thätigkeit: er handelte ehrlich aus religiöser Ueberzeugung, und für den Mann, der als Jüngling, nur aus Achtung vor dem Verlangen seines Vaters, dem tiefen Wunsch, in

1) Tablet 91 (1898) 873.

2) Russell 60.

den Dienst der Kirche zu treten, entsagt hatte, blieb die Beschäftigung mit der Theologie nicht etwa bloß eine Erholung von den Sorgen des Staatsamtes, sie bildete eine Forderung seiner Natur und entstieg dem tiefsten Bedürfniß seines Herzens. Seine Religion trug Gladstone auch in das öffentliche Leben. So oft er in Schloß Hawarden residirte, ließ er es sich nicht nehmen, in der Dorfkirche, deren Pfarrer sein ältester Sohn war, mit dem Chorhemd bekleidet, an Sonntagen beim Gottesdienste die biblischen Perikopen in feierlichem Tone vorzulesen. In der That: ein solches Beispiel, dem christlichen Volke gegeben, wiegt Bände von Apologien auf und wirkt kräftiger, denn Worte es vermöchten, zur Lösung der socialen Frage.

Den Lesern dieser Zeitschrift dürfte deßhalb ein Dienst erwiesen werden, wenn Gladstone ihnen auf Grund seiner Beziehungen zum Katholicismus in kurzen Strichen vorgeführt wird. Wenn dieser Gesichtspunkt in den folgenden Zeilen auch vorwiegend im Auge behalten wird, dann darf man seine Berührungen mit den geistigen Strömungen innerhalb der anglikanischen Staatskirche doch nicht gänzlich bei Seite lassen. Insoweit sie das zuerst genannte Bild vervollständigen und beleben helfen, soll auch ihnen gebührende Rücksicht geschenkt werden.

Geboren am 29. Dezember 1809 zu Liverpool als dritter Sohn des Sir John Gladstone, kam William Ewart Gladstone im September 1821 auf die Lateinschule zu Eton bei Windsor und begann 1828 seine Studien im Christuscolleg in Oxford, die sich namentlich mit den Klassikern und dem Rechte befaßten und 1831 die Erlangung eines doppelten ersten Preises begründeten. In formaler Beziehung hatte der junge Student Genauigkeit und Schärfe in der Aufstellung seiner Behauptungen gelernt. Als Leitsterne seines Lebens schwebten ihm vor Heilighaltung des Gesetzes und Schutz der bestehenden Einrichtungen. Die geistige Atmosphäre des damaligen Oxford im Gebiete der Religion wurde be-

zeichnet durch das Absterben der sogenannten evangelikalen Richtung und die erst zart sich kundgebenden Anfänge der Tractarianer.[1]) Hätte die Vorsehung Gladstone einige Jahre später in die alte Musenstadt geführt, er wäre ohne Zweifel dem Einfluß Newman's erlegen. Jetzt empfing seine durchaus religiöse Richtung, mit welcher sich der Glanz einer rein verlebten Jugend paarte, in dem Verlangen, sich der Theologie zu widmen, entsprechenden Ausdruck. Dem Wunsche seines Vaters sich fügend, machte Gladstone eine längere Reise nach Italien und betrat dann dreiundzwanzigjährig die parlamentarische Laufbahn, als Tory für den unter dem maßgebenden Einfluß des Herzogs von Newcastle stehenden Wahlkreis Newark in das Parlament gesandt. Als Kirchenpolitiker trat Gladstone 1833 auf gegen die Bill, welche acht Bisthümer der etablirten irischen Staatskirche in verständiger Würdigung der allem Recht hohnsprechenden Stellung derselben zu der überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung abschaffte.[2]) Welch tiefe Wandlungen hatte der unreife Parlamentarier durchzumachen bis zur Durchbildung des Ministerpräsidenten, welcher 1868 die etablirte Staatskirche gänzlich zu Fall brachte.

Durch die berühmte Assisenpredigt John Keble's, welche der englischen Nation den Abfall vom göttlichen Gesetz zum Vorwurfe machte, in die Oeffentlichkeit eingeführt, gewann die Bewegung der Tractarianer immer größeren Umfang und zog ebenso weite, wie einflußreiche Kreise der Bevölkerung in ihren Bann. Gladstone's Name tritt in den Biographien der älteren Tractarianer nur selten entgegen, während er in den letzten Stadien dieser geistigen Bewegung

---

1) Für die Tractarianer erlaube ich mir auf meinen bald im katholischen Kirchenlexikon erscheinenden Artikel „Tractarianer“ hinzuweisen.

2) A. Bellesheim, Geschichte der kathol. Kirche in Irland III 414. O'Connor Morris 114.

sogar eine hervorragende Rolle spielte. Verfolgt man die Oxford-Bewegung bis zu ihren letzten und höchsten Ursachen, dann darf man in ihr das Walten des heiligen Geistes erblicken. Mehr sichtbar fallen in die Erscheinung Wirkursachen zweiter Ordnung, als da sind: die Betonung der Metaphysik durch Coleridge, die Richtung der Schule der Seedichter unter der Anführung von Wordsworth, endlich die Begeisterung für das Mittelalter und seine Kirche, welche Sir Walter Scott durch seine Poesie entzündet. Aber auch das politische Element darf hier nicht übersehen werden. Neben John Henry Newman erscheint vielleicht als der geistreichste, jedenfalls als der am meisten stürmische unter den ältern Tractarianern der schon 1836 verblichene Richard Hurrell Froude,[1]) dessen nachgelassene Schriften (Remains) in der Ausgabe von Newman und Keble wegen ihrer unerschrockenen, oder vielmehr geradezu herausfordernden Sprache über das von den englischen Reformatoren angerichtete Unheil allgemeines Entsetzen verbreiteten.[2]) Was Froude ihnen am wenigsten verzieh, war der Vorwurf, der Kirche die ehernen Bande des Staates angeschmiedet und jenen Erastianismus oder Cäsarismus eingeleitet zu haben, in dem er den Krebsschaden der Kirche erblickte. „Froude", bemerkte Newman in seiner Apologie, „war ein Freund geschichtlicher Untersuchung und der Politik der Religion. Für die Theologie als solche besaß er keinen Geschmack".[3]) Merkwürdigerweise bewegte auch Gladstone's erstes größeres Werk sich auf dem Gebiete der Kirchenpolitik.

Am 12. Dezember 1838, sechs Uhr Nachmittags, gelangte bei Murray in London zur Ausgabe Gladstone's Buch „Der Staat in seinen Beziehungen zur Kirche".[4]) Es

1) Dictionary of National Biography 20 (London 1889) 290.
2) Dublin Review 6 (London 1839) 416.
3) Newman, Apologia (2. edit.) 24—25.
4) The State in its Relations with the Church. By W. E. Gladstone, Esq., late Student of Christchurch. Fourth Edition. 1841.

stand unter dem Einfluß der Oxford-Bewegung, die alle einsichtsvollen Forscher heute als eine Welle des durch die ganze katholische Welt gehenden Zuges nach Wiedererneuerung im Geiste der großen christlichen Vergangenheit deuten. In Frankreich an die Namen Montalembert, Lamennais und Lacordaire sich knüpfend, in Deutschland durch Männer wie Joseph und Guido Görres, Döllinger, Möhler, Diepenbrock, Phillips u. A. getragen, besaß sie in England, wie wir heute wissen, ihren vornehmsten Vertreter im apostolischen Vikar Nikolaus Wiseman, dem treuen Verbündeten der alten, soliden Münchener Schule.[1]) Ihren Wiederhall in der etablirten Staatskirche empfing diese Bewegung durch die neue Oxfordrichtung, an deren Spitze Newman stand. Sie erreichte Gladstone durch seine enge Freundschaft mit Hope-Scott und Henry Edward Manning, zwei Männern, welche 1851 zusammen den Weg zur alten Kirche fanden und deren Biographien den Lesern dieser Zeitschrift eingehend von mir zur Kenntniß gebracht wurden.[2]) An der Prüfung des Manuscripts, welches Gladstone in sehr unfertiger Verfassung an Hope-Scott sandte, hatte der letztere hervorragenden Antheil. Seiner Beurtheilung hat Gladstone den höchsten Werth beigemessen. Seinem Einfluß vielleicht ist die Thatsache zuzuschreiben, daß die Schrift im Bannkreis tractarianischer Ueberlieferungen sich bewegte. Wenn der preußische Gesandte in London, Baron von Bunsen, im Dezember 1838 an Dr. Arnold von Rugby schrieb: „Von ihnen wird sein Genius sich bald befreien und auf eigenen Fittigen sich zum Himmel emporschwingen", dann ist seine Hoffnung unerfüllt geblieben.[3]) Ein Anglikaner von echtem Schrot und Korn ist Gladstone nie gewesen.

---

1) Vgl. meinen Aufsatz über: Life and Times of Cardinal Wiseman by Wilfrid Ward. London 1897, in dieser Zeitschrift 121 (1898) 282.

2) Ueber Hope-Scott handelt Bd. 95 (1885) 849, über Manning 117 (1896) 850.

3) Russell 58.

Die Beurtheilung des Buches war sehr verschieden. Begeisterte Aufnahme widmete ihm Herr von Bunsen. „Es ist ein Buch für unsere Zeit,“ schrieb er am 13. Dezember 1838, „ein großer Erfolg, das erste Buch seit Burke, welches der Lebensfrage auf den Grund geht. Es steht über seiner Partei und seiner Zeit. Bis nach Mitternacht las ich in demselben, um heute Morgen fortzufahren, bis ich das Ganze durchgemacht . . . als geistige Macht ist Gladstone der erste Mann in England. Er hat höhere Stimmen vernommen als irgend ein Anderer hier zu Lande“.[1]) Dieses Lob ist ebenso übertrieben, wie die einschneidende Kritik, welche der berühmte Geschichtschreiber Macaulay in der Edinburgh Review daran übte. Doch ist einzuräumen, daß Macaulay die Grenzen erlaubter Kritik überschritten und Gladstone positiv Unrecht gethan hat. In dem 1868 von Gladstone veröffentlichten „Kapitel einer Selbstbiographie“ (A Chapter of Autobiography) bemerkt Gladstone mit einnehmender Bescheidenheit, daß sein Buch bis 1841 vier Auflagen erlebte und von da an „beinahe dreißig Jahre in jenem kraftvollen und glänzenden, wenngleich, meiner Ansicht nach, nicht allseitig treuen Bilde fortlebte, welches die geübte Hand eines Lord Macaulay entworfen hatte“.[2]) Wenigstens der einleitende Satz dieser berühmten Abhandlung sei hier erwähnt, weil er Gladstone im strahlenden Glanze seiner Jugend schildert „als die aufstrebende Hoffnung jener festen und unbeugsamen Tories, welche nur widerwillig und störrisch einem Führer gehorchen, dessen Erfahrung und Beredsamkeit für sie unentbehrlich, dessen zurückhaltende und maßvolle Richtung sie verabscheuen“.

Was den Inhalt des Buches betrifft, so wollte Glad-

---

1) Russell 58.

2) A Chapter of Autobiography 14. Eine eingehende Besprechung dieser Selbstbiographie enthält Dublin Review 64 (Januar 1869) 229.

stone, wie er in seiner kurzen Selbstbiographie bemerkt, „die thatsächlichen Beziehungen zwischen Staat und Kirche beleuchten, das in der Reformation der Staatskirche zugewiesene Gebiet geschichtlich darlegen, und endlich die Frage beantworten, ob die bestehenden Verhältnisse der Erhaltung und Vertheidigung gegen Angriffe irgend welcher Art werth seien. Diese Frage wird entschieden bejahend beantwortet". Wie man sieht, steht Gladstone 1838 auf Seite der Staatskirche, doch wird jeder Katholik nicht wenige ihm verwandte Ideen in dem Buche entdecken. Gladstone betont die weitreichenden Vortheile der Verbindung zwischen Staat und Kirche, sowie die Pflichten des Landesherrn gegen die Religion. In seinen Principien dagegen herrscht nicht selten große Unklarheit, und seine Auffassung der Thatsachen der englischen Kirchengeschichte widerspricht aller Kritik und empfängt ihre ausgiebigste Widerlegung durch die State Papers, deren Bedeutung selbst in späteren Perioden seines Lebens Gladstone entgangen ist und ihm mehr denn eine literarische Niederlage beigebracht hat.

Schon im Jahre 1836 „ein eifriger Verehrer von Dante und St. Augustinus", wie er an Mrs. Maxwell, Hope-Scott's älteste Tochter, schrieb,[1]) begab sich Gladstone 1839 mit Manning nach Rom, wo sie Msgr. Wiseman besuchten und dem feierlichen Hochamte am 29. Dezember, dem Feste des hl. Thomas von Canterbury, im englischen Colleg beiwohnten. Die Ideen, welche Gladstone bei diesem Besuche leiteten, hat er in einem Schreiben an den berühmten Kunstforscher Rio niedergelegt, welcher sie einem Empfehlungsbriefe einflocht, den Gladstone von Rio an Wiseman überbrachte. „Mich beseelt das ernste Streben", bemerkt Gladstone, „mit dem Leben der römisch-katholischen Kirche und dem sittlichen und geistlichen Einfluß derselben auf ihre Mitglieder bekannt

1) R. Ornsby, Memoirs of J. Hope-Scott II, 274: J was an ardent student of Dante, and likewise of St. Augustine.



zu werden. Das ist von größter Wichtigkeit für die Gestaltung und Entwicklung meiner eigenen Ueberzeugung betreffs der Lehre von der Sichtbarkeit der Kirche und der Nothwendigkeit jener Lehre zur Bekämpfung des Strebens nach ungemessener Theilung und schließlichem Unglauben, welcher der Lehre von einem uneingeschränkten Privaturtheil entsteigt".[1]) Welche Verehrung Gladstone für Wiseman damals empfand, das bezeugen seine Worte über die Bedeutung der klassischen Abfertigung, welche Wiseman den Angriffen John Poynder's auf die katholische Religion zu Theil werden ließ. „Im Publikum riefen sie (die Aufsätze)", so schreibt Gladstone, „einen tiefen Eindruck hervor, und überraschten mich als Meisterstücke einer klaren und unwiderleglichen Beweisführung".[2]) In seinen Unterredungen mit Wiseman in Rom Ende 1838 behauptete Gladstone, die Oxfordbewegung werde zunächst katholisirende Anglikaner durch Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse innerhalb der Staatskirche vom Uebertritt zur katholischen Kirche abhalten.

Wiseman freute sich ebenfalls über die neue Bewegung und die Verbreitung katholischer Ideen, unbekümmert um unmittelbare Erfolge für Kirche und Papst.[3]) Aus der Folgezeit weiß der Biograph Wiseman's, welchem Gladstone aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen so kostbare Mittheilungen zur Verfügung gestellt, nur von einer einzigen Begegnung dieser beiden außerordentlichen Männer zu berichten. Im Monat August 1861 sind sie bei Gladstone's Schwester, welche zur Kirche heimgekehrt war, aus Anlaß eines Besuches bei derselben auf der Insel Wight zusammengetroffen.

Welch herrlicher Mann dieser Gladstone! schrieb John

---

1) W. Ward, Life of Cardinal Wiseman I, 275.

2) Ward I, 248.

3) Ward I, 277.

Henry Newman am 22. Januar 1839.[1]) In der That hatten die Tractarianer allen Grund, mit Gladstone sich zufrieden zu geben. Als Lord Morgeth einen Angriff auf Newman wegen der oben genannten Herausgabe der Schriften des R. H. Froude im Unterhause wagte, „hat Gladstone mich (Newman), Sir Robert Inglis die Hochschule vertheidigt, O'Connell aber für die Tracts eine Lanze gebrochen".[2]) John Keble schrieb über Gladstone's Werk in die British Critic einen belobenden Aufsatz, welcher Macaulay's herbe Auffassung zurückwies. Aber Gladstone's Zufriedenheit mit dem thatsächlich in England bestehenden Verhältniß zwischen Kirche und Staat wurde von Keble beanstandet. Die übertriebene nationale Richtung der Staatskirche ist für ihn unvereinbar mit dem Geiste der Katholicität. Ist es doch nach Keble eben Gladstone gelungen, „in seinen schätzenswerthen Kapiteln über den Mißbrauch des Privaturtheils und über die Duldsamkeit in einer für uns eigenartigen und überzeugenden Weise die Thatsache darzulegen, daß der nationale Charakter der leitende Grundsatz der englischen Nation war".[3]) Und was das Recht des Staates auf Erlaß von Gesetzen für die Staatskirche betrifft, welches Gladstone's Billigung erfahren, so erhebt Keble die Frage: „Wie läßt sich die jetzt bestehende gesetzgebende Gewalt der Krone in Kirchensachen in England mit der prophetischen Idee vom königlichen Amte in der Kirche vereinbaren?"[4]) Leider ist es Keble in seinem bis 1866 gefristeten Leben nicht gelungen, die richtige Antwort zu finden. Auch in der Folge bewahrte Gladstone für Newman und die seinigen eine warme An-

1) Letters and Correspondence of John Henry Newman. 2 vols. London 1891. II 279. Vgl. über diese Briefsammlung meine Aufsätze im „Katholik". 1891. I 251 ff. und 325 ff.

2) Newman, Letters II 255.

3) Dublin Review 123 (1898) 21.

4) Dublin Review l. c.

hänglichkeit. Dem berühmten Buche von William George Ward, The ideal Church, welches 1844 einen Feuerbrand in die alte Hochschule warf, hat Gladstone allerdings eine scharfe Kritik in der Quarterly Review gewidmet, zum lebendigen Beweis, daß er ungeachtet seiner Annahme einzelner katholischer Lehren sich grundsätzlich auf dem Boden der Staatskirche bewegte. Aber sein Staatskirchenthum entbehrte doch nicht eines gewissen Adels. Inmitten der ungeheuern Aufregung der Geister, welche Ward, dem furchtbaren Gegner Stuart Mill's, dem ersten katholischen Philosophen Englands in unseren Tagen, im Februar 1845 alle Ehren und Aemter an der Universität aberkannten, und Newman ihre Medusenhäupter wenigstens drohend entgegenhielten, besaß Gladstone den hohen sittlichen Muth, für Ward seine Stimme abzugeben und von Newman die Schmach einer Censur seiner berühmten Broschüre Nr. 90 abzuwenden.

Die steigende Zahl der Convertiten, die in Newman am 8. Oktober 1845 ihren Höhepunkt erreichte, erfüllte Gladstone mit tiefer Beunruhigung. Wilfrid Meynell hat uns auf Grund seiner langjährigen innigen Beziehungen zu Gladstone wie zu Manning soeben berichtet, daß Gladstone kummervoll sich nach Lavington zu dem berühmten damaligen Archidiakon (Manning) begeben und ihn befragt habe, ob diese Abfälle, jeder für sich, ein Zeugniß für Rom enthielten, oder ob ihnen ein gemeinsames Merkmal anhafte. Manning, der nie um eine Erwiderung verlegen war und durchgehends treffend zu antworten verstand, bemerkte: „Ja, das gemeinsame Merkmal all dieser Leute ist — Mangel an Wahrheit.“ Durch Nachfrage bei Manning und Gladstone, welche Meynell nicht ohne Humor beschreibt, hat er die Wahrheit dieser Erzählung in gewissem Sinne bestätigt.[1]) Gladstone wollte sich derselben genau erinnern. Nicht so Cardinal Manning, welcher seine damalige Antwort als wahrscheinlich ertheilt

---

1) Nineteenth Century. July 1898. p. 21.



bezeichnete und zur Begründung derselben beifügte, „Broschüre Nr. 90 (von Newman) habe ihm damals geschienen und scheine ihm auch jetzt noch inconsequent und unenglisch.“ Diese Bemerkung läßt sich hören, sie ist durchaus begründet. Newman's Conversion und das stürmische Vorgehen des jüngeren Triumvirats unter den Tractarianern, Ward, Oakeley und Dalgairns, welche Newman's Theorie über die anglo-katholische Auffassung der anglikanischen Bekenntnißschriften zu Pulver zerrieben, enthalten den besten Beweis für die Wahrheit der 1888 von Manning an Meynell gegebenen Erklärung.

Leider ist Manning's Orakelspruch aus den vierziger Jahren Gladstone nie aus dem Sinne gewichen. Meynell glaubt in Gladstone's Charakter den Schlüssel zu diesen Vorurtheilen gegen Convertiten zu finden. „Es gibt eine Buchstäblichkeit (literalness), bemerkt er, welche zu den erniedrigendsten Leidenschaften des britischen Publikums gehört, des einzigen, bei dem ein guter Witz als verhängnißvolle Gabe in einem politischen Führer — Lord Rosebery kann das bezeugen — und eine Neigung zum Epigramm eher als Zeichen eines Marktschreiers, denn eines Ministers gilt ... und was jene Oxford-Convertiten anlangt, die sich tropischer Redefiguren bedienten, so war Gladstone unfähig, ihre Hoffnungen, Bemühungen, Ideale mit seiner eigenen Buchstäblichkeit zu vereinbaren ..., sogar dann, wenn Witzblätter seine Hemdkragen in der Carrikatur darstellten, pflegte Gladstone sie nach Zollgröße zu messen, mit dem Bemerken, die Verhältnisse passen nicht. Diese Thatsache erwähne ich als den möglichen Schlüssel zu seinem sonst räthselhaften Verdacht gegen die uneingeschränkte Glaubwürdigkeit von Männern, welche, abgesehen hiervon, ihn auf dem Wege nach Rom bedeutend gefördert hätten“.[1]) Schon damals schien Gladstone

1) Nineteenth Century 22.

sich mit dem Anglikanismus abgefunden zu haben. In seinem Artikel in der Quarterly Review 1845 über Blanco White, jenen abgefallenen spanischen Priester, der zur englischen Staatskirche übertrat, um nach einer Reihe von Wandlungen im ödesten Nihilismus unterzugehen, stellte Gladstone den protestantischen Charakter der Staatskirche in Abrede, empfahl dieselbe als „verbessertes katholisches Christenthum" und betonte den nothwendigen Zusammenhang zwischen Religion und Sittlichkeit. Wie freundlich er in der nämlichen Zeit als Anglokatholik von der erhabenen Einrichtung des heiligen Bußsakraments in der katholischen Kirche dachte, das beweist seine berühmte Kritik des Romans ‚Ellen Middleton', welchen Lady Georgiana Fullerton noch als Anglikanerin 1844 ans Licht gestellt hatte.[1]) Mit Genehmigung Gladstone's, welcher die Besprechung theils aus Liebe zu seinem Freunde Lord Granville, dem Bruder der Verfasserin des Romans, theils aus Begeisterung für das Bußsakrament in einer vergessenen Zeitschrift aber anonym veröffentlichte, ließ Meynell dieselbe 1890 wieder abdrucken. „Lady Fullerton's Novelle", bemerkt Gladstone, „zeigt uns, und zwar mit stechender Gewalt, daß unbekannte und unbereute Sünde, im Herzen mit sich herumgetragen, die Quellen des Lebens im Menschen erstickt, das innere Luftreich verdichtet, und das hier vorhandene Licht in Finsterniß verwandelt". Die Presse, zum erstenmal dem Zweifel an der wirklichen Urheberschaft Gladstone's entrissen, hat ihn damals angegriffen als Jesuiten, Freund der geistlichen Uebungen des hl. Ignatius. Eine Versammlung von Nonconformisten, die sonst Gladstone's Leibgarde bildeten, erinnerte daran, daß Home-Rule gleichbedeutend sei mit Rome-Rule. Besonders kräftige Töne schlug die Pall Mall

1) Lady Georgiana Fullerton. Ihr Leben und ihre Werke. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Raimund von Fugger. Mainz 1898. S. 141. Ueber die englische Ausgabe dieses Lebens vgl. meinen Beitrag in dieser Zeitschrift 103 (1887), 370 ff.

Gazette an, indem sie Gladstone zur Erwägung anheimgab, daß „nach allgemeiner Auffassung Beichtstuhl und Papstthum unzertrennlich seien“.[1])

Eine auffallende, für den größten Theil des Publikums unbegreifliche Rolle spielte Gladstone 1845 in der Frage der Erhöhung des staatlichen Zuschusses für das katholische Centralseminar zu Maynooth bei Dublin. Was die Entstehung dieser verdienten Lehranstalt und die Verpflichtung der englischen Regierung zu ihrem Ausbau anlangt, so ist diese anderwärts eingehend von mir beleuchtet werden.[2]) Gladstone, damals Präsident des Handelsamtes im Ministerium Sir Robert Peel, sah sich nach seiner Meinung vor die Entscheidung gestellt, entweder mit seinem Chef für die Maynooth Bill einzutreten und damit eine früher geäußerte entgegengesetzte Anschauung preiszugeben, oder aber aus dem Amte zu scheiden. Er wählte das letztere, hatte damit allen officiellen Zwang abgeworfen und trat jetzt als einfaches Mitglied des Unterhauses daselbst in bedeutenden Reden für die Erhöhung der Maynooth-Dotation ein, hatte aber damit im Publikum die Ansicht hervorgerufen, daß seine Amtsniederlegung unbegründet gewesen.[3]) In der That: man begreift diese sonderbare Gewissenhaftigkeit um so weniger, als Gladstone in vergangenen Tagen sich unerhört größere Freiheiten bei der Bildung seiner politischen Urtheile erlaubt hatte. Der nämliche Mann, welcher in seinem Buche über die Beziehungen zwischen Staat und Kirche die ausschließliche Berechtigung der etablirten Staatskirche betont hatte, trug 1841 kein Bedenken, das neue anglikanisch-preußische Bisthum Jerusalem, die kurzlebige Schöpfung des Herrn von

---

1) Nineteenth Century 24.

2) A. Bellesheim, Geschichte der kathol. Kirche in Irland III, 466. Dazu kommt mein Aufsatz über die aus Anlaß der ersten Hundertjahrfeier des Collegs 1895 erschienene Literatur im Katholik 1895. II. 340 ff.

3) Russell 69.

Bunsen, zu feiern. „Das Gewand eines Puseyiten ablegend, sprach Gladstone“, wie Lord Shaftesbury schreibt, „wie ein frommer Mann, freute sich des Bisthums Jerusalem und brachte den Trinkspruch auf Alexander, den neuen Bischof, aus“. Baron von Bunsen, der Urheber des neuen Missionswerkes, versichert uns, daß „nie eine gewähltere Rede gehört wurde. Sie floß dahin wie ein ruhiger, durchsichtiger Strom“.[1]) Sonderbar: aus der Geschichte des Entwicklungsganges, welchen Newman, sowie Hope-Scott, Gladstone's innigster Freund, durchgemacht, wissen wir heute, daß die Errichtung des Bisthums Jerusalem ihren Glauben an die Berechtigung der Staatskirche auf das tiefste erschüttert hat.[2]) Gladstone dagegen scheint die hier in Betracht, aber auch in Gefahr kommenden dogmatischen sowohl wie kirchenrechtlichen Fragen auf die leichte Schulter genommen zu haben. Seine kirchlichen Principien waren eben nicht klar, und da, wo er deutlich und klar die Wahrheit schaute, fehlte es ihm an Muth, die letzten Folgerungen daraus zu ziehen.

Die Wahrheit der letzteren Behauptung empfängt eine scharfe Beleuchtung durch die Verwahrung, welche die angesehensten Tractarianer gegen das im Gorham-Fall ergangene Urtheil 1850 einlegten, wodurch der königliche Geheimerath den Bischof von Exeter anwies, einem Geistlichen trotz seiner Ableugnung der Taufgnade die Investitur auf eine Pfründe zu verleihen. Während die leitenden Personen der Oxfordschule die berühmten Beschlüsse gegen die dem Dogma zugefügte Vergewaltigung unterzeichneten, hat Gladstone diesen Schritt nicht gethan.[3]) Aus dem Munde eines der ehrwürdigsten Oxford-Convertiten weiß ich, daß Gladstone damals sich auf seine hohe Stellung als Mitglied des

1) Russell 24—25.

2) Für Hope-Scott berufe ich mich auf Ornsby I, 292—307 und diese Zeitschrift 95, 858, für Newman auf seine Letters and Correspondence II, 362.

3) Liddon, Life of R. P. Pusey 3 (London 1891) 240.

königlichen Geheimen Rathes steifte. Annahme der genannten Beschlüsse, so bemerkte er, würde den Verlust dieses Amtes sofort nach sich ziehen. Jener erhabene Opfersinn, der seine beiden Freunde Manning und Hope-Scott erfüllte, als sie die Beschlüsse furchtlos und mannhaft unterzeichneten, hat Gladstone damals gefehlt. Wir begreifen daher auch völlig Gladstone, als er 1851, nachdem er in Begleitung Manning's aus dem Munde eines angesehenen Predigers die Aufforderung, alles zu verlassen und dem Heiland nachzufolgen, empfangen hatte, die Frage des Freundes: „Fühlen Sie sich durch die Worte betroffen"?, kalt beantwortete: „Nein, auf mich beziehen sie sich nicht". Ganz anders lautete Manning's Aeußerung. „Gut", bemerkte er, „aber auf mich haben sie Bezug, und unverweilt werde ich nach ihnen handeln".[1]) In der That: Für Gladstone, den Sohn des angesehenen Kaufherrn in Liverpool, aber auch zugleich frommen Sklavenbesitzers in Demarara, welcher am 17. Mai 1833 in seiner Jungfernrede im Unterhause als bibelfester Mann die Sklaverei mit Stellen aus der hl. Schrift zu stützen die Kühnheit besessen, hat die Verquickung von Religion und Politik auch in seinem spätern Leben einen Glaubenssatz gebildet.[2])

Wie in religiöser Beziehung, so ist Gladstone auch auf dem Gebiete der Gesetzgebung den englischen Katholiken nicht selten in sympathischer Weise nahegetreten. Seiner Betheiligung an den Debatten des Unterhauses in der Maynooth-Frage ist bereits gedacht worden. Ebenso verständnißvoll klangen Gladstone's Reden im Unterhause 1847 und 1870 aus Anlaß neuer Gesetze in der Elementarschulfrage. Unterricht und Erziehung, Erziehung und Religion sind für ihn untrennbar zu einem einheitlichen Ganzen mit einander verschmolzen. „Die Pflicht der Bewachung der Reinheit der

1) A. Bellesheim, Cardinal Manning. Mainz 1892. S. 21.

2) Nineteenth Century 23: Religion from the first had to be reconciled with policy.

Religion", sprach er am 7. Juni 1847, „wird nach meinem Dafürhalten am besten von denen wahrgenommen, welche besonders dazu bestellt und feierlich verpflichtet sind. Darunter verstehe ich nicht lediglich eine Controle über den Unterricht in der Religion, als ob dieser Unterricht nach dem glücklichen Ausdruck meines Freundes, des Bischofs von Oxford,[1]) nur ein ‚Bissen des Unterrichts' wäre, der sich von den übrigen Theilen desselben ohne Beschädigung trennen ließe, ich verstehe vielmehr darunter die Kraft, das ganze System mit dem Geiste der Religion zu durchdringen. Ich verstehe darunter sowohl den Geist des religiösen Unterrichts, wie auch dessen Buchstaben, seine Zucht wie auch seine Lehre in der Schule, ich verstehe darunter den Geist, der dem Unterricht in weltlichen Gegenständen zu geben, wie auch die Form, in welcher der Unterricht in der Religion zu ertheilen ist . . . Möge die Kirche über die nationalen Schulen, und namentlich über den Lehrer, welcher das Leben und Herz der Schule ist, über seine Berufung, Lebensführung und Entlassung eine solche Aufsicht führen, wie sie im Interesse der Verwaltung ihres Amtes in Hinsicht auf den Unterricht in der Religion nothwendig ist". Den hier vertretenen Standpunkt hat Gladstone auch 1870 nicht aufgegeben, als ein neues Unterrichtsgesetz erging, welches, einer mehr freisinnigen Weltanschauung nachgebend, die confessionslosen Schulen (Board schools) ins Leben rief. „Es war", so bemerkte er bei der dritten Lesung der Bill im Unterhause, „für uns eine unumschränkte Nothwendigkeit der Ehre wie der Politik, die Unterrichtsinstitute, welche wir vorfanden, zu achten und zu beschützen". Die verächtliche Sprache, welche einige Mitglieder des Unterhauses damals über confessionelle Schulen sich erlaubten, hat Gladstone in derselben Rede mißbilligt und zurückgewiesen.[1])

A. Bellesheim.

(Schluß folgt.)

---

1) Samuel Wilberforce.

2) Tablet 91 (1898), 905.

XXIX.

Der Glaube an Oesterreichs Zukunft.

(Von einem alten Oesterreicher.)

Die Wiener dürfen sich mit Recht ihres Patriotismus rühmen, den sie durch ihre Kinder am 24. Juni d. Js. aus Anlaß des 50jährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät Franz Josephs I. an den Tag gelegt haben. Unter allen ähnlichen Feierlichkeiten wird schwerlich eine andere so tief ergreifend wirken als diese großartige Kundgebung von mehr als 70000 Wiener Schulkindern, die jubelnd und huldigend vor den Augen des Kaisers vorüberzogen. Die „Histor.-polit. Blätter" könnten ihre alte Sympathie für das altehrwürdige Habsburgerreich kaum besser bekunden, als indem sie einen Jubiläumsartikel mit der Erwähnung dieses Ereignisses einleiten. Ohne den gegenwärtigen Bürgermeister von Wien, Dr. Lueger, wäre dieser Kinderfestzug kaum zu Stande gekommen, dessen Eindruck am besten durch das schwerwiegende Wort des vielgeprüften Kaisers zum Ausdruck gebracht wurde: „Es war etwas Außerordentliches; *es ist mir dies ein Trost in dem vielen Kummer dieses Jahres*". Dr. Lueger hat nun auch in seiner warmen Ansprache an den Monarchen, womit der Festzug eingeleitet wurde, die Bedeutung dieser Feier in schwungvollster Weise hervorgehoben. „Aus den jubelnden Zurufen der Kinder", sagte er darin, „mögen Euere Majestät den Ruf der Treue für

jetzt und für die Zukunft hören. Aus den jubelnden Zurufen der Kinder mag für Jedermann hervorgehen: Oesterreich wird ewig stehen".

Aus dem Munde eines Redners, wie der heutige Bürgermeister von Wien ist, hört man diese alte, ehedem den Oesterreichern so geläufige und liebe Prophezeiung von Oesterreichs Bestande bis zum Zeitenende in der Gegenwart besonders gern, wo der Glaube an dieses Wort in und außer Oesterreich auch in manchem Herzen ins Schwanken kommen will, das mit glühender und inniger Liebe für das Habsburgerreich schlägt. Wer wollte es auch leugnen, daß ernstliche Bedenken gegen dieses Wahrwort heute dem treuen Oesterreicher die Jubiläumsfreude trüben müssen? Hat ja doch unter allen Reichen dieser Welt nur ein einziges die unfehlbare und sichere Verheißung ewigen Bestandes nicht bloß für alle Zeit, sondern über jede Zeit hinaus für sich, jenes Reich, das eben nicht von dieser Welt ist, das sich der königliche Gottessohn in seiner Kirche gegründet hat. Diese katholische weltumspannende Herrschaft Christi ist aber nicht an den Bestand irgend eines bloß irdischen Kaiser- oder Königreiches gebunden. Umgekehrt kann wohl die Existenz eines irdischen Herrscherthrones an die Treue gegen Christus und seine Kirche geknüpft sein. Somit kann auch das für die Ohren alter Oesterreicher so wohlklingende Wort: „Oesterreich wird ewig stehen!" nicht beanspruchen, ein Glaubensartikel im strengen Sinne zu sein. Was jedoch der denkende Patriot in Oesterreich von ganzem Herzen wünschen muß, um an jenes schöne Wort glauben zu können, ist nur, daß die sicheren Grundlagen unerschüttert bleiben mögen, auf denen das Habsburgerreich bisher im Sturm der Jahrhunderte geruht hat. So wird Sallusts wahres unumstößliches Wort zum Prüfstein für den Glauben an Oesterreichs Zukunft: Nam imperium facile his artibus retinetur, quibus initio partum est.

Wir wollen uns der schweren und auch schmerzlichen

Aufgabe unterziehen, in diesen Zeilen kritisch in der angedeuteten Weise den Glauben an Oesterreichs Zukunft zu beleuchten. Mit hoffnungsvollem warmen Herzen schreiben wir im Glauben an das Walten eines Gottes, der die Geschicke der Reiche wie jedes Einzelnen weise und liebevoll lenkt. Wir maßen uns nicht an, in die geheimnißvollen Pläne dieser Vorsehung schauen zu wollen; wir wissen aber auch, daß Gott dem Menschen freien Willen und Gesetze gegeben hat, nach denen er frei mitwirkend an der Gestaltung seiner Zukunft zu arbeiten hat. Wie diese Mitwirkung in Oesterreich beschaffen ist, läßt sich durch Thatsachen feststellen und danach ist auch ein Wort über Oesterreichs Zukunft möglich. Wenn bei dieser Untersuchung, die nicht von Freude am Nörgeln, sondern von Liebe zu allein nutzbringender Wahrheit eingegeben ist, manches scharfe Wort gesagt werden muß, so wird dasselbe hoffentlich nur kranke Augen und Herzen unangenehm berühren. Je klarer ein Uebel mit dem liebevollen Verlangen nach dessen Beseitigung dargelegt wird, desto sicherer und thatkräftiger kann das Heilmittel in Anwendung gebracht werden.

Gerade in Wien hat Rudolf v. Ihering 1872 jenen Vortrag gehalten, der seitdem unter dem Titel: „Der Kampf um's Recht" durch Uebersetzungen in's Bewußtsein aller gebildeten Völker übergegangen ist. Desto lieber nehmen wir die Worte Ihering's zum Maßstabe, den wir an die heutigen kirchlichen, politischen und socialen Verhältnisse Oesterreichs legen wollen. Vom Standpunkte des großen gesunden Menschenverstandes sind Ihering's Worte unumstößlich; wenn wir uns hie und da eine ergänzende Correktur derselben erlauben, so kommt es von unserem höheren christlichen Standpunkte her, der die Vernunft zur Voraussetzung hat. „Die Kraft eines Volkes", sagt nun Ihering, „ist gleich bedeutend mit der Kraft seines Rechtsgefühls; Pflege des nationalen Rechtsgefühls ist Pflege der Gesundheit und Kraft

des Staates. Unter dieser Pflege verstehe ich selbstverständlich nicht Schule und Unterricht, sondern die praktische Durchführung der Grundsätze der Gerechtigkeit in allen Lebensverhältnissen .... Festigkeit, Klarheit, Bestimmtheit des materiellen Rechts, Beseitigung aller Sätze, an denen ein gesundes Rechtsgefühl Anstoß nehmen muß, in allen Sphären des Rechts, nicht bloß des Privatrechts, sondern der Polizei, der Verwaltung, der Finanzgesetzgebung; Unabhängigkeit der Gerichte, möglichste Vervollkommnung der processualischen Einrichtungen — das ist ein sicherer Weg zur Hebung der Kraft des Staates als die höchste Steigerung des Militärbudgets Jede vom Volke als solche empfundene ungerechte Bestimmung oder gehässige Einrichtung ist eine Schädigung des nationalen Rechtsgefühls und damit der nationalen Kraft, eine Versündigung gegen die Idee des Rechts, die auf den Staat selbst zurückschlägt, und die er oft theuer mit Zinseszinsen bezahlen muß — sie können ihm unter Umständen eine Provinz kosten" .... „Für einen Staat also, der geachtet dastehen will nach außen, fest und unerschüttert im Innern, gibt es kein kostbareres Gut, das er zu hüten und zu pflegen hat, als das nationale Rechtsgefühl. Diese Sorge ist eine der höchsten und wichtigsten Aufgaben der politischen Pädagogik". — „Darüber aber, was dem Wesen des Rechtes entspricht oder widerspricht, hat die Ethik Aufschluß zu geben. Die Ethik aber, weit entfernt, den Kampf um's Recht zu verwerfen, erheischt ihn als Pflicht".

Ohne Kampf wird also nach Ihering das gesunde Rechtsgefühl weder dem Einzelnen noch den Völkern gewahrt bleiben. „Im Kampfe sollst Du Dein Recht finden" ist daher das Motto seiner berühmten Broschüre, die ein Signal zum Kampfe um's Recht sein soll. Denn „das höchste und wirksamste Problem für die Kunst und Literatur bleibt stets das Eintreten des Menschen für die Idee, heiße die Idee Recht, Vaterland, Glaube, Wahrheit. Dieses Eintreten aber ist stets ein Kampf".

Worum wird nun gegenwärtig in Oesterreich gekämpft? Ringt man um Ideen, um Recht, Glaube und Vaterland, und stehen diejenigen muthig im Kampfe, welche zur Vertheidigung dieser Ideen berufen sind? Das sind die Fragen, von deren Beantwortung auch der Glaube an Oesterreichs Zukunft sich nährt. Daß die Idee eines bloß nationalen Rechtsgefühles nicht genügt, um Oesterreichs Völkergemisch friedlich und stark zusammenzuhalten, liegt wohl auf der Hand; sie genügt vielleicht nicht einmal in einem Staate von einheitlicher Nationalität, denn das Recht ist ein über den Nationen stehender Begriff. Mit Naturnothwendigkeit äußert sich daher in Oesterreich das Verlangen nach einer völkerverbindenden Idee, oder je nach dem Standpunkte das Bedauern über den Mangel einer solchen. Die dritthalbstündige Rede, womit Professor Süß am 7. Januar 1897 Abschied von seiner Reichsrathsthätigkeit genommen hat, enthält am Schlusse mit aller Offenheit das diesbezügliche Bekenntnis des Liberalismus. Hierdurch wie durch die den Thatsachen widersprechende Verherrlichung des interconfessionellen Volksschulgesetzes hat die an sich bedeutungslose Rede eine gewisse Beachtung verdient.

„Die Hauptursache des Niederganges“, so bekundete der Redner seine liberale Grundsatzlosigkeit, „des öffentlichen Geistes ist aber in Oesterreich die, daß jene Eigenschaften, welche Montesquieu als vertu politique bezeichnet, bei uns kaum zu finden sind. Wir haben in Oesterreich keinen Mann, keine Idee, keine Fahne, an der sich die politische Jugend begeistern könnte. Jules Ferry sagte, die Regierung müsse die Fackel sein, die leuchtet und führt, und nicht ein Zwielicht, in dem sich alle Meinungen mischen können, und der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses Szilagyi erklärte: ‚Unverrückbar wie die Bahnen der Himmelskörper ist für uns die Bahn, welche der ungarische Staatsgedanke uns vorschreibt‘. Wo ist unser Ferry? Wo ist unser Szilagyi? Aber die großen Grundgesetze, nach welchen die Menschheit sich entwickelt, nach welchen Staaten und Menschen wachsen und

vergehen, sind unverrückbar, wenn sie auch theilweise verhüllt und verschwommen erscheinen. Das individuelle, das ökonomische und das politische Leben sind alle Glieder ein und derselben Kette, und hier gelten für alle Staaten der Welt die gleichen Grundsätze. Es ist einem einzelnen Staate nicht mehr gegönnt, sich aus der Einheit des Fortschrittes auszuschließen, und wenn er es thut, so schädigt er sich selbst. Aber auch innerhalb des Staates muß Gleichheit herrschen. Gleiches Gesetz und Recht muß bestehen für den Krieger, für den Richter, genau so aber auch für den Priester, und in dem Maße, als die Priester trachten, diesen Gesetzen nachzukommen, in dem Maße wird der Friede gefördert werden. Ich schließe mit den Worten des Unterrichtsministers: Möge die steigende Bildung dazu beitragen, um die Gegensätze in Oesterreich zu mildern"!

Der Appell an „die unverrückbaren Grundgesetze der Menschheit" von Seiten eines Liberalen, der kein Gesetz anerkennen will, als das von ihm gemachte, ist lächerlich. Das Wiener „Vaterland" [1]) schrieb daher damals richtig: „Was Professor Süß und die ihm applaudirende Linke heute wieder einmal bewiesen haben, ist nur ihre Grundsatz- und Gesinnungslosigkeit. Sie wollen nicht für, aber auch nicht offen gegen die Kirche, nicht für und doch auch nicht gegen das Elternrecht, nicht für und nicht gegen die sog. neutrale Moral sein, sie wollen nur herrschen und genießen". — Allein, so fragen wir, hat nicht die österreichische Regierung seit langem officiell eben nach diesem grundsatz- und gesinnungslosen Programm ihren politischen Eiertanz aufgeführt, indem sie wie Professor Süß die Idee und die Fahne nicht sehen wollte, welche den österreichischen Völkerbund durch die Jahrhunderte zusammengehalten hat? Ohne Einheit der religiösen Idee vor allem kann nun einmal kein sociales Leben bestehen, ausgenommen das Phantasiegebilde des socialdemokratischen Zukunftsstaates. Oesterreichs Völker haben bisher im katholischen Glauben ein Einheitsband gefunden.

1) Morgenblatt vom 8. Januar.



Sehen wir ab von der Frage, die für uns keine Frage ist, ob diese Religion die wahre ist, das steht fest, daß die Millionen der österreichischen Bevölkerung ein wohlverbürgtes Recht auf diesen ihren Glauben haben, daß Oesterreich im Kampfe für diesen katholischen Glauben sich seinen unsterblichen Ruhm erworben hat, daß die Cultur aller österreichischen Völker auf diesem katholischen Christenthum beruht, daß endlich der Habsburgerthron mit dieser religiösen Idee steht und fällt. Es darf von allen österreichischen Völkern mehr oder minder gelten, was der große Fürstbischof Vincenz Gasser von Brixen am 17. April 1861 im Landtage zu Innsbruck für Tirols Glaubenseinheit gesagt hat: „Für Gott, Kaiser und Vaterland haben die Tiroler noch immer freudig zum Stutzen gegriffen. Und, meine Herren, glauben wir denn, daß die beiden letzten Worte, für Kaiser und Vaterland, noch ihren Zauber behalten werden, wenn das erste mächtigste Wort gefallen ist? Denn es läßt sich nicht leugnen, ‚für Gott‘ bedeutet in der Ansicht der Tiroler nichts anderes als zum Schutze des katholischen Glaubens“. Der Oesterreicher hat bisher gewußt, was er sang in seinem Kaiserliede:

„Mächtig durch des Glaubens Stütze
Führ' er uns mit starker Hand!“

Sehen wir nun zu, wie die österreichische Regierung sich zu dieser religiösen Idee, die durchaus auch eine Rechtsidee ist, stellt und wie der berufene Vertreter dieser Idee, der Klerus, für dieselbe eintritt. Hieraus werden wir zuerst erkennen, wie es mit dem Glauben an Oesterreichs Zukunft bestellt ist.

Obgleich wir etwas Wohlbekanntes aufs neue sagen, müssen wir den Leser an die von Joseph II. geschaffenen Zustände erinnern. Es ist nämlich nothwendig immer wieder auf die Quelle der Uebel zurückzukommen. Als Kaiser Leopold II. die in ihrem Innern zerrüttete und in ihrem Bestande bedrohte Monarchie von seinem unglücklichen Bruder

überkam, suchte er mit Erfolg dadurch Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, daß er den Völkern Oesterreichs die Rechte zurückstellte, die ihnen Kaiser Joseph entzogen hatte. Der Verletzung der politischen Rechte folgte daher eine politische Reaktion; nicht minder nothwendig aber war eine kirchliche Reaktion, und Leopold II. betrat behufs Abstellung der Josephinischen Eingriffe in die Rechte der Kirche und die religiösen Ueberzeugungen seiner Unterthanen den allein richtigen Weg: er forderte die berufenen Wächter über die kirchlichen Rechte, die Bischöfe auf, ihre Beschwerden schriftlich vorzutragen. Drei dieser bischöflichen Vorstellungen hat Joseph Chmel 1850 veröffentlicht, und von berufener Seite ist über diese Publikation gesagt worden: „Die Kirchengeschichte Oesterreichs hat seit Kaiser Joseph II. (mit Ausnahme des Concordats) nichts Wichtigeres aufzuweisen als diese Aktenstücke, weil sie die Quellen sind, aus welchen die ganze weitere Gestaltung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Oesterreich floß".[1]) Durch die Schuld der „geistlichen Hofcommission", und durch die Uneinigkeit der Bischöfe ist damals trotz des guten Willens des Kaisers Leopold II. das Unrecht der Suprematie der Staatsgewalt über die Kirche bestehen geblieben. Um sehr vieles ist es seit 1849 und noch mehr seit 1855 besser geworden. Eine geistliche Hofcommission wie damals existirt nicht mehr; ein Bischof von der Gesinnung des damaligen Bischofs Joseph Anton Gall von Linz wird im österreichischen Episcopat vergeblich gesucht werden. Dagegen haben sich die vereinigten Bischöfe Oesterreichs in völliger Uebereinstimmung genöthigt gesehen, offen über das Unrecht zu klagen, welches die katholische Kirche und die Katholiken in Oesterreich erleiden. In dem gemeinschaftlichen Hirtenbriefe, der im Januar 1897

---

1) Albert Jäger, Kirchliche Reaktion unter Leopold II. Innsbrucker „Zeitschrift für kath. Theologie". 4. Jahrg. 1880. S. 196—239; 401—425.

aus Anlaß der bevorstehenden Reichsrathswahlen veröffentlicht wurde, werden die österreichischen Katholiken also angeredet: „Ihre erhabene Aufgabe hat die Kirche also von keiner weltlichen Macht, sondern von ihrem Stifter, unserm Herrn und Heiland Jesus Christus empfangen; sie kann sich dieselbe darum auch von keiner weltlichen Macht verkümmern und verkürzen lassen; sie muß ihren Anspruch festhalten, diese Aufgabe in voller Freiheit zu erfüllen. Nun haben aber euere Oberhirten wiederholt darüber geklagt, daß sich die Kirche in Oesterreich dieser Freiheit nicht erfreue, daß vielmehr die staatliche Gesetzgebung in das der Kirche zustehende Gebiet tief eingreife, daß die freie Entfaltung der in der Kirche wirkenden Kräfte vielfach gehemmt und das Wirken der Kirche und ihrer Diener einer drückenden Bevormundung unterstellt sei. Gewiß wollen wir gerne zugeben, daß ja in den letzten Jahren manches besser geworden ist; die Regierung und die parlamentarischen Körperschaften haben die gerechten Ansprüche und Beschwerden der Kirche mit unverkennbar größerem Wohlwollen behandelt als früher. Allein die infolgedessen eingetretenen Milderungen sind doch nur nebensächlicher Art, und die der Freiheit der Kirche abträglichen Gesetze stehen nach wie vor in Geltung". Insbesondere bezüglich der Schulgesetze sagen die Bischöfe: „Die Schulgesetzgebung und deren Handhabung, wie sie sich von Anfang an gestaltet hat, verbürgt und sichert keineswegs die religiöse Erziehung euerer Kinder, so wenig in der Volksschule als in den mittleren und höheren Schulen. . . . Auch heute müssen wir euch dasselbe zurufen, was wir bereits im Jahre 1890 ausgesprochen haben: Die jetzige Volksschule gewährt nicht die Sicherheit, daß euere Kinder katholisch erzogen und unterrichtet werden; ihr Unterricht und ihre Erziehung tragen nicht das Gepräge des katholischen Glaubens und Lebens. . . Thatsächlich erleidet ihr also durch die jetzige Schuleinrichtung Gewissenszwang".

Deutlicher können die Bischöfe doch kaum mehr reden.

Daß ihren Worten irgendwie staatlicherseits Beachtung geschenkt worden sei, ist unbekannt. Der Noth der Verhältnisse dankt es der Klerus, wenn gegenwärtig in einzelnen Fällen seine Thätigkeit mehr wie früher unterstützt wird. Im allgemeinen aber steht der Beamtenstand der Kirche in mißtrauischer Feindseligkeit gegenüber ähnlich wie z. B. Josephs II. und seiner Nachfolger; die quälende und unwürdige Behandlung der Seelsorger durch die weltlichen Behörden gehört zu den stehenden Klagen des österreichischen Klerus. Welche Unterstützung erhält beispielsweise der Pfarrer in der Beseitigung öffentlicher Aergernisse durch Concubinate? Seine diesbezügliche Anzeige hat bei der weltlichen Behörde mit seltenen Ausnahmen wenig Bedeutung, und er wird für unfähig angesehen zu beurtheilen, ob ein Aergerniß existire oder nicht. Im günstigen Falle schickt die Bezirkshauptmannschaft einen Gendarmen zur Untersuchung des betreffenden Falles an den betreffenden Ort; erfährt derselbe vom Bürgermeister oder einem tonangebenden Manne, daß die Gemeinde thatsächlich Anstoß nimmt, so wird vielleicht Abhilfe getroffen; das Zeugniß des Pfarrers aber hat keinen Werth. Folgendes hat sich kürzlich zugetragen: Ein Pfarrer bittet nach vergeblichen Versuchen bei der Gemeindevorstehung mündlich den zuständigen Bezirkshauptmann, die Aufhebung eines langjährigen höchst ärgerlichen Concubinates zu veranlassen. Der Angeredete gibt unter Achselzucken folgende Antwort: „Ich bin auch Untergebener. Der betreffende Concubinarier könnte sich, wenn ich einschreite, an die Statthalterei wenden und dann könnte ich Unannehmlichkeiten davon haben. Die Gemeinde kann es ja versuchen, das unsittliche Verhältniß zu beseitigen, aber ich als Bezirkshauptmann kann nichts dazu thun". Solche Verhältnisse geben doch wohl heute noch vollauf den österreichischen Bischöfen Grund zu denselben Beschwerden, die der Bischof Kerens von St. Pölten z. B. an Leopold II. gerichtet hat, da er als eine Hauptquelle der schlimmen Unordnungen und Sitten bezeichnete, „daß

der Amtseifer und das nöthige Ansehen der Seelsorger bei dem Volke unterdrückt werde". In einer Stadt der Salzburger Diöcese hat vor einigen Jahren sogar die letzte Instanz gegen den Pfarrer entschieden, daß „kein Aergerniß" bei einem Falle vorliege, woran thatsächlich die ganze Stadt den ärgsten Anstoß nahm. Ein hochgestellter Beamter hat sich freilich vertraulich dahin geäußert, diese Sache sei so heikel, weil man dann auch gegen die Maitressen der vornehmen Herren einschreiten müsse.

Ganz der neuesten Zeit angehörend ist indeß die schlimmste Untergrabung des religiösen Bewußtseins und des priesterlichen Einflusses durch die im Geiste Dittes gebildete Lehrerschaft. Jede Nummer der „Christlich-pädagogischen Blätter" meldet von horrenden Angriffen einer Reihe von österreichischen Lehrerzeitungen auf die geoffenbarte Religion überhaupt und auf den katholischen Klerus insbesondere. In den katholischen Tagesblättern bilden diese Klagen eine ständige Rubrik. Es genügt übrigens, hier auf die „Jammerbilder österreichischer Schulzustände" hinzuweisen, welche Franz Stauracz 1897 herausgegeben hat. Kann Oesterreich, so fragt man sich bei der Lektüre dieser Schrift, gedeihen, wenn die systematische Entchristlichung der Schule durch religionslose und socialdemokratische Lehrer geduldet wird? Das Uebel ist dabei schon so weit fortgeschritten, daß vielen Gutgesinnten die Reform der Lehrerseminarien ebenso ein Ding der Unmöglichkeit zu sein scheint, wie die Aufhebung der verderblichen interconfessionellen Schulgesetze.

Welch kleinlicher und schneidiger Bureaukratismus ganz im Gegensatze zu der bekannten österreichischen Gemüthlichkeit gegen die Pfarrer als Matrikenführer in Anwendung gebracht wird, wodurch vielen die Zeit zur eigentlichen Seelsorge verkümmert wird, ist ein altes Klagelied. Ebenso würde eine Enquete beim katholischen Klerus die Thatsache bestätigen, daß die akatholischen Confessionen in ihrer verschwindenden Minderheit seitens der weltlichen Behörden

gewöhnlich mehr Berücksichtigung erfahren als die Katholiken. Es ist fast, als ob man sich die Lüge übermäßig zu Herzen genommen habe, die Fürst Bismarck vor dem Ausbruche des Krieges i. J. 1866 durch sein Organ, die „Norddeutsche allgem. Zeitung" verbreiten ließ. Darin wurden nämlich „die Evangelischen (namentlich) Oesterreichs zur Wachsamkeit aufgefordert, da sich das Haus Habsburg zu aller Zeit als der Todfeind der evangelischen Kirche erwiesen habe". Wenn unter solchen Umständen die Volksschullehrer in ihren Fachblättern über die gemeinsamen Hirtenbriefe der Bischöfe als „über die bekannten frommen Wünsche der frommen Herren" spotten, wenn der raufflustige Duellgegner des ehemaligen Ministerpräsidenten Grafen Badeni im Reichsrathe die Bischöfe von Königgrätz und Trient mit Schimpfnamen belegt, die jedem Nachtwächter Material zu einer Injurienklage gäben, so darf man fragen: Ist die österreichische Regierung schuldlos an dem Niedergange der Religion und des Patriotismus, der nun einmal insbesondere in Oesterreich in dem 4. von der Kirche gepredigten Gebote sein Hauptstütze hat? Ist aber die Religion aus den Gemüthern der Menschen verschwunden, dann ist dem Recht seine Quelle abgegraben, weil das mit der Religion ertödtete Gewissen nicht mehr zwischen Recht und Unrecht unterscheiden kann. Mit einem beständig wiederholten Schwall von Phrasen hat sich die liberale Presse der letzten Zeit in Oesterreich bemüht, die Meinung zu verbreiten, daß die Schmähung und Bekämpfung des Klerus keineswegs eine Feindschaft gegen die Religion einschließe. Von der Führerin dieser Zeitungen, der „Neuen freien Presse", hat Minister v. Gautsch das beschämende Wort gesprochen: „Ohne die Neue freie Presse kann man in Oesterreich nicht regieren". Daß die österreichische Regierung aber ohne Klerus und Religion mit Völkern auszukommen glaubt, die noch tiefgläubig sind, bekennt sie durch die That. Der ehemalige Justizminister von Gleispach hat bekanntlich dieselbe „Neue freie Presse" im Reichsrathe als

ein ehrenwerthes Blatt vertheidigt. Vielleicht bringt ihn jetzt die Behandlung, welche ihm die Grazer deutsch radikale Bevölkerung angedeihen läßt, zum Nachdenken über die Eigenschaften seiner Clientin. Die Skandale der letzten Zeit in Graz, wo der Klerus den gröbsten Thätlichkeiten durch die Socialdemokraten ausgesetzt war, haben sich nicht ganz ohne Schuld der Statthalterei zugetragen. Die öffentlich besprochene Thatsache ist nicht widerrufen worden, daß in der vorjährigen Stichwahl zwischen dem socialdemokratischen Schneidergesellen Resel und dem allgemein geachteten und tüchtigen Professor Dr. Gutjahr, der an der Universität neutestamentliche Exegese vorträgt, die Beamten und zwar mit Gutheißung des Statthalters, des früheren Ministers v. Bacquehem, den Ausschlag zu Gunsten Resels gegeben haben. Erst als diese Begünstigung des niedersten Pöbels auch wiederholte grobe Angriffe auf das in Graz stationirte bosnische Militär zur Folge hatte, sind die nothwendigen Maßregeln ergriffen worden, ohne jedoch dem Klerus Genugthuung zu verschaffen. Daß der Zusammenhang der katholischen mit der österreichischen Idee in diesem Falle den Behörden klar geworden sei, muß immerhin noch bezweifelt werden.

Unmöglich können wir von diesem traurigen Kapitel scheiden, ohne die flagrantesten Rechtsverletzungen zu erwähnen, die im Jubiläumsjahre dem katholischen Oesterreicher den Rückblick auf das ablaufende halbe Jahrhundert trüben. Es ist zunächst die gewaltsame Unterdrückung der Glaubenseinheit in Tirol trotz Landtagsbeschlusses, trotz der Bitten des kaisertreuesten Volkes, trotz der erleuchtetsten Bischöfe, die mit glühendem Eifer weise Umsicht und Nachsicht verbanden. Wenn heute die geistig nicht mehr normalen Deutschradikalen in Oesterreich den unsinnigen Satz laut ausrufen: „Deutsch sein heißt lutherisch sein“, so können sie leider in jener damaligen Regierungsaktion gegen Tirol ihre Stütze sehen.

Diesem tödtlichen Schnitte in ein Lebenselement Oester-

reichs ist der Bruch des Concordates als weitere Folge des zaghaften, grundsatzlosen Nachgebens gegen den Terrorismus der Liberalen gefolgt. Den Vortrag des damaligen Cultusministers v. Stremayr vom 25. Juli 1870, der die Erklärung über „das in sich zerfallene und abgeschaffte Concordat" vom 30. Juli einleitete, kann der Oesterreicher heute nicht ohne Schamröthe lesen. Das ehemalige Placet wird zwar mit moralischer Indignation als eine Einrichtung verurtheilt, die wohl in dem Polizeistaat der letzten zwei Jahrhunderte, nicht aber auch in dem Rechtstaate unserer Zeiten statthaft erscheint. Die neue Einführung desselben wäre ein Unrecht „gerade gegen die katholische Kirche". Dagegen sei die vollständige Abolirung des Concordates eine Maßregel, die das Recht fordere, wodurch „die hoch erregte öffentliche Meinung beruhigt würde, wodurch Se. Majestät als der getreueste Sohn der Kirche auch für das Interesse der katholischen Religion in dieser schweren Stunde der Gefahr einstehen würde, indem dadurch ein Akt vollzogen würde, der es jedem guten Oesterreicher und eifrigen [1]) Katholiken ermögliche, seinen Patriotismus mit der Glaubenstreue zu vereinen". Die Stimme des weisen und milden Cardinals v. Rauscher, der in seinem herrlichen Hirtenbriefe vom 15. November 1855 das Concordat so hoffnungsvoll einbegleitet hatte, hatte in diesem Punkte kaum etwas zu bedeuten. Stremayr hatte ja in seinem Vortrage „bewiesen", daß „den Kirchenfürsten die Schwierigkeit ihrer Stellung ... in dem schweren Conflikte ihrer Gewissenspflichten kaum die Unbefangenheit des Blickes, aber auch dann nicht die Freiheit einer rückhaltslosen Meinungsäußerung zu Gunsten der bedrohten Staatsgewalt gestatten könne". Trotz aller

1) Bekanntlich hat Minister v. Stremayr seine beiden Töchter einem Protestanten, ohne daß die von der Kirche geforderten Garantien geleistet worden wären, zur Ehe gegeben. Die kirchliche Behörde hat freilich für die sogen. „passive Assistenz" mit auffallendem Entgegenkommen gesorgt.

Opiate zur Einschläferung der Gerechtigkeit und der Religion ist die Außerkraftsetzung des schon vorher mißhandelten Concordates ein neuer Faustschlag ins Angesicht der Kirche geblieben.

Heute aber, wo der Liberalismus in Oesterreich seine Orgien gefeiert hat, ist Rauschers schweres Wort in dem genannten Hirtenbriefe bereits zur That geworden: „Der Staat sorgt dadurch (indem er die Kirche in Erfüllung ihrer Sendung nicht hemmt, sondern fördert) zugleich für seine eigene Zukunft; manchmal kann er auf Kosten der christlichen Weltanschauung Vortheile gewinnen, welche als glänzend begrüßt werden; aber sie glänzen wie die Feste des Verschwenders, welchem das Elend auf dem Fuße nachfolgt".

Gegenüber dieser principiellen Stellung der österreichischen Regierung zu Religion und Kirche können einzelne christliche Kundgebungen und Milderungen schlechter Gesetze, so werthvoll sie an sich sein mögen, nach dem wahren Ausdrucke der Bischöfe, den Glauben an die Zukunft Oesterreichs nicht nachdrücklich stärken. Denn das Wort des Grafen Ferdinand Zichy in seinem Vortrage über die Freimaurerei in Oesterreich-Ungarn (am 1. April 1897) ist nur zu wahr:[1] „Ist es nicht nachweisbar, daß mit dem Sinken der kirchlichen Autorität die ethische Begründung dieses mächtigen Verbandes (der österreichischen Monarchie) geschwächt wird? Die christliche Weltordnung, sie allein erhält diese Monarchie".

(Zweiter Artikel folgt.)

1) Graf Zichy hielt von den 12 Vorträgen, die über diesen Gegenstand am 30. und 31. März und 1. April 1897 gehalten wurden, und die in dem Werke: „Die Freimaurerei Oesterreich-Ungarns. Wien 1897" erschienen sind, den Schlußvortrag.

XXX.

Die Juden in Frankreich.

Die unheimliche Dreyfusgeschichte hat die Aufmerksamkeit auf die Juden in Frankreich gelenkt, den Antisemitismus hell aufflackern machen. Judenfrage, Antisemitismus in einem Lande, welches unter 39 Millionen Einwohnern ungefähr 85,000 Juden zählt — das religiöse Bekenntniß ward schon unter dem Kaiserreich nicht mehr bei der Volkszählung berücksichtigt — muß als eine ungewöhnliche Erscheinung betrachtet werden. Die Juden hatten schon unter Philipp August eine allgemeine Plünderung auszustehen, erlitten noch weitere Verfolgungen und Bedrückungen, bis sie Karl VIII. ganz aus Frankreich vertrieb. Sie flüchteten nach Deutschland und dem päpstlichen Avignon. Sie kehrten einzeln wieder, die Judenabgabe (Leibzoll oder Judenschatz) wurde 1784 aufgehoben, nachdem ihnen allmählig wiederum Schutz und einige Rechte gewährt worden waren. Die französische Revolution brachte ihnen volle Freiheit und unbedingte Gleichstellung mit allen übrigen Einwohnern. Napoleon I. wollte, nachdem er das Conkordat abgeschlossen und den Protestanten eine Kirchenverfassung gegeben, auch den Juden eine Verfassung verschaffen. Er versammelte unter der Bezeichnung Sanhedrin eine größere Zahl in- und ausländischer Rabbiner und angesehener Juden in Paris, welche die Uebereinstimmung des jüdischen Gesetzes mit

den Grundsätzen des modernen Rechtes erklärten. 1807 wurde ein Consistorium für je 2000 Juden und ein Oberconsistorium in Paris eingesetzt. Jedoch wenige Jahre nachher wurden die Klagen über die Betrügereien und den Wucher der Juden so laut, daß Napoleon, namentlich in Elsaß-Lothringen, Ausnahmegesetze gegen sie einführte. Die Juden durften sich nicht frei niederlassen, ihre Geldforderungen waren unverbindlich für die Gläubiger, nebst noch anderen sehr drückenden Beschränkungen. Dieselben sind aber bald wieder aufgehoben worden, da sie sich als undurchführbar erwiesen.

Die politische und sociale Gleichstellung der Juden ist seither vollständig. Deßhalb finden sich Juden in allen Stellungen, in den amtlichen Stellen sind sie sogar viel zahlreicher, als sie es im Verhältniß zu den Ziffern der einzelnen Bestandtheile der Bevölkerung sein sollten. Es werden über zweihundert Offiziere, darunter Generäle (Hinstin, See, Lambert, Levy) und Obersten gezählt. Dazu vier oder fünf Präfekten (Cohn, Veil-Picard, See, Hendle), noch mehr Unterpräfekten, viele Einnehmer, namentlich auch Oberschatzmeister der Departemente (Stellen, welche 100,000 bis 200,000 Fr. einbringen), Ingenieure, höhere Bahn- und Bergbaubeamten. Jüdische Aerzte sind zahlreich, ebenso jüdische Schriftsteller und Musiker. Auch mehrere jüdische Minister, Leon Say, Raynal u. s. w. hat es schon unter der Republik gegeben; 1848 und 1870 befanden sich Juden (Cremieux u. s. w.) in der provisorischen Regierung. Jüdische Anwälte sind zahlreich, weniger die jüdischen Richter, da der Richterstand von altersher ein geschlossener Ehrenstand gewesen, die Gehalte deshalb stets niedrig geblieben sind, und darum auch jetzt noch nicht so leicht in denselben einzudringen ist, obwohl es kein gesetzliches Hinderniß gibt. Die Juden haben also die ihnen seit einem Jahrhundert gewordene Gleichberechtigung ungemein sich zu Nutze gemacht. Es soll auch gar nicht geleugnet werden, daß sich viele fähige Leute unter ihnen befinden. Hiezu trägt auch bei, daß sie fast alle in

Städten, sogar größeren Städten wohnen, wo ihnen Gelegenheit zur Aneignung höherer Bildung ausgiebig geboten ist.

Mit dem jetzigen Reichsland ist dasjenige Gebiet Frankreichs an Deutschland abgetreten worden, welches am stärksten mit Juden durchsetzt war. Manche davon sind nach Frankreich übergesiedelt, andere ziehen ihnen jetzt noch nach. Von den 85—90,000 Juden Frankreichs wohnen 45,000 in Paris, etwa 19,000 in den östlichen Grenzgebieten, die übrigen in den größeren Städten. In der Hälfte der Departements gibt es keine Synagoge, in vier oder fünf keinen einzigen Juden. Alle sind deutsche Juden, bis auf 5—6000 portugiesische Juden, die in Paris, Bordeaux und Bayonne eigene Synagogen besitzen. Die portugiesischen Juden sind leicht an den Namen zu erkennen, z. B. die unter dem Kaiserreich vielgenannten Gründer Pereire und Mirès gehörten zu denselben. Doch haben auch viele Juden ihre Namen französirt oder neue französische Namen angenommen.

Schon der Zahl nach, sowie bei der das ganze Land aufsaugenden Hauptstadt, kommen die Pariser Juden hauptsächlich in Betracht. Unter ihnen sind zwei ziemlich scharf getrennte Gruppen zu unterscheiden, nämlich die armen und die reichen Juden. Die armen Juden sind aus Elsaß, Lothringen, Deutschland, in letzter Zeit auch aus Polen und Rußland, eingewandert, vielfach aber schon im dritten Glied hier ansässig, obwohl sie immer noch die deutsche Sprache bewahrt haben, unter sich fast nur diese gebrauchen. Sie erwerben ihren Unterhalt als kleine Händler, Trödler, oft als Wanderhändler in den Straßen, Handwerker, Kaufgehilfen, Schreiber und in sonstigen niederen Stellungen. Durch Zufall lernte ich einmal einen Verein jüdischer Schneidergesellen zu gegenseitiger Unterstützung kennen, der über 120 Mitglieder zählte. Einzelne bringen es auch weiter, werden zu größeren Betriebsinhabern und Geschäftsleuten, lassen ihre Söhne zu gelehrten Berufen und dem Staatsdienst ausbilden.

Die reichen Juden sind fast alle hier schon als reiche Leute, Millionäre, angekommen, und zwar aus allen Ländern: Deutschland, Oesterreich, Rußland, Türkei, Rumänien, Italien, Holland; selbst aus Belgien, England, Spanien, Nordamerika, wo es nur wenige Juden gibt. Sie sind Bauherren, Börsenleute, Gründer, Großspekulanten. So z. B. die Ephrussi, welche unter dem Kaiserreich aus Odessa kamen, sich fast des gesammten Getreidehandels von Rußland nach Frankreich bemächtigten, deshalb ihre Millionen schnell vervielfachten; der türkische Rothschild genannte Graf Cornoudo, die Familie Cahen d'Anvers, die Oppenheim aus Köln, Hirsch aus Bayern. Bei den Erlanger, Heine, Koenigswarter, Schnapper, Haber, Seligmann, Hellmann, Goldschmidt, Manheimer, Bischoffsheim braucht man nicht nach der Herkunft zu fragen. Die russischen Juden, wie der Baron Günzburg, sowie auch die von anderen Ländern gekommenen tragen jedoch auch meist deutsche Namen.

Außer dem Geldgeschäft betreiben die Juden besonders auch den Handel mit alten und neuen Kunstwerken und Kunstsachen, bei dem hoher Gewinn, selbst bis 400—500 v. H. erzielt wird. Vor mehreren Jahren brachte die Versteigerung der hinterlassenen Sammlung alter Kunstgegenstände des Händlers Spitzer (aus Aachen und zeitweilig in Wien ansäßig) über neun Millionen. Eine viel größere Summe dürfte derselbe durch seinen Handel erworben haben. Der Handel mit Diamanten, Edelsteinen und Perlen ist fast ganz in Händen der Juden, auch sehr einträglich, erfordert natürlich eine namhafte Einlage. Alle Diamantenhändler sprechen deutsch unter sich. Der Schwiegervater des Hauptmanns Dreyfus, Hadamar, ist einer der reichsten Diamantenhändler.

Im Waarenhandel sind die Juden nicht besonders vertreten. Unter den oft ganz riesig großen Modewaarengeschäften (der Bon Marché hat 150 Mill. Umschlag jährlich), den Waarenhäusern wie man sie jetzt in Deutschland nennt, weiß ich keines, das in jüdischen Händen wäre. Juden sind

schon etwas mehr in den Herrenkleidergeschäften zu Hause, obwohl das großartigste und gediegenste derselben, und auch noch andere, sich in gut christlichen Händen befinden. Ebenso die Kürschnerei, sowie Kleidermacherei, Putzmacherei, überhaupt fast alle zur Mode gehörigen Betriebe und Geschäfte. Dies kommt aus zweierlei Gründen. In all diesen Fächern ist nicht bloß Fleiß und Gewandtheit, sondern auch Geschick und Geschmack, Erfindung, Sinn für Passendes und Mode erforderlich. In dieser Hinsicht werden hier begreiflicherweise die höchsten Anforderungen gestellt. Der Jude vermag denselben nicht zu entsprechen, es fehlt ihm an all diesen Eigenschaften, besonders an Geschicklichkeit und Geschmack, wenigstens vermag er die Christen nur ausnahmsweise zu erreichen. Er ist vorzugsweise Händler, Feilscher, Zwacker im Waarengeschäft. Der zweite Grund besteht darin, daß der Franzose auch ein guter Geschäftsmann, dabei sehr pünktlich, ehren- und gewissenhaft ist, sich nicht auf die kleinlichen Mittel des Zwackens und der Ueberlistung verlegt, worin die Stärke der Juden zu bestehen pflegt. Da die Juden ohnedies nicht zahlreich, haben die Christen diese Gebiete fast gänzlich behauptet. Sie sind es, welche die ehrlichen, geraden, den Grundsätzen des Christenthums entsprechenden Geschäftsgewohnheiten beibehalten, herrschend gemacht haben. Der Jude, welcher den Mitbewerb aufnehmen will, muß daher sich ganz diesen Geschäftsgewohnheiten anschließen. Dies thun auch thatsächlich die meisten Juden. Bei ihnen ist vielfach der Ehrgeiz, das Ehrbewußtsein entstanden, in dieser Hinsicht den Christen nicht nachzustehen. Deshalb hört man hier selten, wenigstens im Waarengeschäft, über jüdische Kniffe und Machenschaften klagen. Aehnlich befleißigen sich auch in anderen Ländern die Juden vielfach im Waarenhandel strenger Rechtlichkeit, wodurch sie Vertrauen erwecken und um so bessere Geschäfte machen.

Laut eingehender Beobachtungen darf angenommen werden, daß unter den ungefähr zwölftausend jüdischen Familien in Paris

etwa zweitausend als reich bezeichnet werden können, darunter einige hundert Millionäre, sogar auch einige Halb- oder Ganzmilliardenbesitzer, dann mögen noch zwei- oder dreitausend zu den Wohlhabenden gezählt werden. Alle übrigen sind kleine Leute, manchmal sogar arm, selbst sehr arm, wie z. B. die Mädchen, welche mit Blumen und kleinen Waaren hausiren. Diese kleinen und armen Juden wohnen zu Tausenden in der Umgebung des Rathhauses, auf den beiden Inseln und im Viertel der Marais beisammen. Die anderen Juden wohnen zerstreut in allen Geschäftsvierteln. Die ganz reichen Juden haben ihre Paläste in den neuen vornehmen Vierteln auf dem rechten Ufer, in der Umgebung der Elisäischen Felder, der St. Magdalena- und der St. Augustinkirche. Daß einige derselben sich auf dem linken Ufer, in Faubourg-Saint-Germain und dem Gros-Caillou niedergelassen, habe ich nicht erfahren, dürfte auch schwerlich der Fall sein. Die reichen steuern meist freigebig für die Unterstützung der armen Juden, wozu mehrere Vereine und Anstalten bestehen.

Die Macht der Juden besteht hauptsächlich im Hause Rothschild, dem zehn Milliarden zugeschrieben werden, dessen Besitz sich aber auf Paris, London, Brüssel, Frankfurt, Berlin, Wien, New-York, Rußland (Baku) u. s. w. vertheilt — und den paar hundert andern großen jüdischen Geldleuten, worunter mehrere, die hundert und selbst mehrere hundert Millionen besitzen. Diese Juden beherrschen den Geldmarkt, die Französische Bank steht ganz unter dem Einfluß Rothschilds. Bank und Börse, Staatsanleihen und Gründerei sind so recht das Geschäft derselben. Indessen sitzen in der Verwaltung zweier von den sechs großen Bahngesellschaften keine Juden, während dagegen die Rothschilds zu mehreren in der Nord- und der Ostbahn sich befinden. Wenige oder gar keine Juden befinden sich an der Leitung mehrerer der großen Bankgesellschaften, z. B. Crédit Lyonnais, Crédit foncier betheiligt. Doch sind dies nur Einzelheiten. Im Ganzen und Großen beherrschen die Juden hier den Geld-

markt, das Geldgeschäft, besonders da sie ja auch enge Verbindung mit dem Auslande besitzen. Das Pariser Rothschild-Haus arbeitet gleichzeitig auch stark an der Berliner Börse, die, besonders seit dem hiesigen großen Krach (1881) die Pariser vielfach überflügelt hat. Gerade auf diesem Gebiete kommen die schlimmsten Dinge vor. Den Krach der Union générale haben Juden hervorgerufen, bei dem Kupferkrach, dem Sturz des Comptoir d'Escompte und vielem anderen die Hand im Spiele gehabt, Nutzen daraus gezogen. Beim Panama haben Juden (Cornelius Herz, Baron Reinach, Oberndoerffer, Seligmann, Hellmann u. s. w.) die besten Brocken, bis zu zehn, zwölf Millionen, weggeschnappt. Unter dem Ministerium Meline ist auch die Gründerei der Reinach'schen Südfranzösischen Bahnen, bei der immerhin etwa zehn Millionen erbeutet wurden, nach mehreren Untersuchungen und Scheingefechten vor den Gerichten endgiltig eingesargt.

Während der letzten Jahre spielt besonders das Geschäft mit Papieren der Gold- und auch der Diamantgruben Südafrikas eine Rolle, hat viele Verluste, man spricht von ein, zwei Milliarden, einen Krach veranlaßt. Dieser fiel mit dem Dreyfus-Rummel zusammen und hat ein neues Börsengesetz gezeitigt, das hauptsächlich gegen die Juden gerichtet ist. An der Börse sind sechzig amtlich bestellte Makler (agents de change) thätig, die allein den Handel mit Staatspapieren vermitteln dürfen. Daneben gibt es 179 wilde oder freie Makler (la coulisse), welche in allen möglichen Papieren machen, zugleich auch starke Spekulanten, Börsentreiber sind, welche bei der Union générale, Panama, Goldkrach u. s. w., eine meist schlimme Rolle gespielt haben. Diese freien Makler sind zu zwei Dritteln Juden, freilich meist naturalisirt. Nach dem neuen Gesetz sollen sie alle abgeschafft, die Zahl und der Geschäftskreis der amtlichen Makler aber erweitert werden. Kein Jude, kein Ausländer, auch wenn er naturalisirt, soll Makler, selbst Angestellter bei einem solchen

werden können. Durchgeführt ist das Gesetz noch nicht. Aber viele der wilden Makler wollen deßhalb auswandern, besonders nach Brüssel übersiedeln. Deßhalb wird ein weiterer Rückgang der Pariser Börse vorausgesagt. Die Ankündigung des in der Kammer schon berathenen Gesetzes hat lähmend auf die Börsengeschäfte gewirkt.

Sobald irgend ein neues Unternehmen, Erfindung, auftaucht, sind die Juden auch bei der Hand, um sich derselben zu bemächtigen, indem sie Gelder einschießen, und dann die Sache an die Börse bringen, wo sie sofort ein Vielfaches damit gewinnen So hatte z. B. der schon genannte Cornelius Herz zwei Gesellschaften für elektrische Beleuchtung in Paris gegründet, die sich gegenseitig bekämpften und dadurch die Einführung dieser Beleuchtung Jahre lang verzögerten. Aber Herz und auch andere sackten unterdessen Millionen ein. Es ist gar nicht zu zählen, wie vieler Unternehmungen, Betriebe sich Rothschild bemächtigt hat. So besitzt er schon längst alle Quecksilbergruben, macht also den Preis. In letzter Zeit sind so ziemlich alle Erdölquellen bei Baku in seine Hände oder, durch theilweise abgefeimte Machenschaften, in seine Abhängigkeit gekommen, so daß er den Preis bestimmen kann. Wie die russische Getreideausfuhr ganz von Ephrussi und Genossen, auch der verschwägerten Rothschild, umfaßt worden, ist schon erwähnt. Die Guano-Lager Perus sind ganz in die Hände der Brüder Dreyfus gerathen, deren erster als Vertreter Mülhauser Baumwollfabriken nach Lima kam. Die Brüder verschafften sich die Guanopacht, übernahmen die Staatsanleihen, überschuldeten das Land, indem sie Staatsstreiche durch die Parteien ausführen und sich dann von denselben die Schuld steigern ließen. Das Land ist in Nöthen gerathen, aber die Dreyfus besitzen mehrere Zehnmillionen. Grevy war ihr Anwalt bei den vielen Rechtshändeln, die sie mit der Regierung Perus, auch bei der Ausgabe von Staatspapieren, hatten. Als Präsident der Kammer vertrat Grevy noch ihre Sache vor

Gericht und als Präsident der Republik ließ er einmal Peru durch französische Kriegsschiffe bedrohen. Der Finanzminister Sadi-Carnot verweigerte einmal die von Grevy geforderte Rückgabe des von den Dreyfus erlegten Stempels (etwa 150 oder 250,000 Fr.) für die Ausgabe eines Peru-Anleihens, und ward deßhalb zu dessen Nachfolger. Das bedeutendste Geschäft sind immer die Staatsanleihen. Tunis, Aegypten, Peru, Honduras ꝛc. haben oft nur die Hälfte, ein Drittel, selbst noch viel weniger von den Summen erhalten, die sie aufnahmen und dann schwer verzinsen mußten. Rothschild ist der größte Grundbesitzer in Frankreich (180,000 Hektaren gegen die 40,000 Hektaren der Ordensgemeinschaften); er bemächtigt sich der besten Weinberge, besitzt einige Tausend der (85000) Pariser Häuser, wo er die Miethen steigert. Mehrmals haben Ringe für gewisse Waaren, z. B. Zucker, Rüböl, bestanden, um die Preise zu werfen, wobei auch Zölle und Besteuerung eine Rolle spielten, nach Wunsch der Macher geändert wurden. Es würde zu weit führen, wollte man alle Geschäfte aufführen, welche nur behufs Ausbeutung der Erzeuger wie Verbraucher unternommen werden, meist von Juden.

Die Gleichstellung mit den Christen hat jedenfalls den Juden den Gelderwerb ungemein erleichtert. Seit hundert Jahren ist denn auch ihr Reichthum in nie geahntem Maßstab gewachsen. Gerade in den letzten Jahrzehnten, unter der Republik, ist dies Wachsthum noch gesteigert worden Es läßt sich daher begreifen, wenn einige schon voraussagen, in wenigen Jahrzehnten würden die Juden alles Vermögen an sich gezogen haben und so geldmächtig sein, daß nichts mehr ihnen widerstehen könne. Sicher ist z. B., daß ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Deutschland den Reichthum der Juden ganz riesig steigern würde, denn ein solcher Krieg würde, selbst wenn er auf diese zwei Länder beschränkt bliebe, mindestens zehn Milliarden neuer Staatsschulden hervorrufen, auch wenn keine Milliarden als Kriegsentschädigung

gezahlt würden. Die Kriege Napoleons I. haben, binnen etwa einem Jahrzehnt, den ersten Rothschild zum reichsten Mann Europas gemacht. Die folgenden Regierungen waren ihnen günstig. Besonders unter dem zweiten Kaiserreich und der dritten Republik ist das Rothschild'sche Vermögen lawinenartig angeschwollen.

Aber mit der bürgerlichen Gleichstellung der Juden hat auch ihre Zerreibung, Auflösung begonnen. Seit hundert, besonders seit fünfzig Jahren hat sich das Judenthum mehr zersetzt als früher seit der Zerstörung Jerusalems. Zwar etwas langsam haben sich die Juden auf alle bürgerlichen Berufe geworfen, wenn sie auch noch immer die weniger mühsamen und die gelehrten Berufe vorziehen. Gerade die gelehrten Juden, die jüdischen Künstler, Beamten u. s. w. nähern sich am meisten den Christen, verlieren am ehesten ihre Besonderheiten und Gewohnheiten. Durch ihr näheres Zusammenleben mit den Christen werden die Juden gleichgiltiger, geben nach und nach ihre religiösen Gebräuche auf, vergessen die Vorschriften des Talmud, die Fastengebote und Aeußerlichkeiten. Sie suchen in Kleidung und Aeußerem mehr und mehr den Christen zu gleichen, die Unterschiede zu verwischen. Man wirft ihnen oft vor, daß sie die religiöse Lauheit und Gleichgiltigkeit auch unter den Christen verbreiten und fördern.

Jedoch wirkt diese Gleichgiltigkeit nicht am wenigsten auf die Juden selbst. Die Einführung der Staatsehe hat bewirkt, daß manche laue Christen sich nicht mehr kirchlich trauen lassen. Besonders in Paris kommt dies oft vor, da ja auch gewisse Vereine, selbst Behörden solche unkirchliche Ehen fördern, das Beispiel geben. Die Juden machen mit besonders unbemitteltere unter ihnen gehen derartige Verbindungen mit Christen ein. Aber schließlich werden die daraus entsprossenen Kinder doch fast alle Christen, schon der besseren Verheirathung, der gesellschaftlichen Stellung

halber. Bei den wohlhabenden und reichen Juden verheirathen sich besonders viele Töchter mit Christen, lassen sich taufen. Vor einiger Zeit zählte ein Pariser Blatt etliche dreißig getaufte Jüdinen auf, welche mit vornehmen adeligen Herren verheirathet waren. Die Liste hätte noch verdrei- oder vervierfacht werden können, ohne vollständig zu sein. Mindestens vier Fräulein von Rothschild sind hier mit Adeligen verheirathet, darunter ein Herzog de Guiche. Eine Heine aus (Hamburg) ist Herzogin von Elchingen, eine andere ebenfalls getauft und adelig verheirathet. Eine Heine (aus Newyork) war in erster Ehe mit dem Herzog von Richelieu verheirathet, dessen Familie durch ihre Söhne fortgesetzt wird. Durch ihre zweite Ehe ist sie Fürstin von Monaco geworden. Die Richelieu besitzen ein Erbbegräbniß und gewisse Rechte in der von dem Cardinal erbauten Kirche der Sorbonne (St. Ursula). Bei einer Instandsetzung derselben, von der auch die Grabmale berührt wurden, trat die Fürstin als damaliges Haupt der Familie Richelieu ein. Die drei Töchter des Baron von Haber sind mit Christen verheirathet, ebenso die zwei Töchter des Bankherrn Goldschmidt. Eine Tochter des Grafen Rafael Cahen d'Anvers ist Fürstin von Lucinge-Faucigny (aus Savoyen), eine andere Gräfin du Taillée. Uebrigens ist die ganze Familie Cahen d'Anvers katholisch geworden. In meiner Nachbarschaft ist die älteste Tochter eines reichen Bankherrn mit einem Grafen verheirathet, die andere ebenfalls getauft, um sich ähnlich zu verheirathen. Unter den drei-, vierhundert reichsten Judenfamilien in Paris dürfte es nur wenige geben, von denen nicht ein oder das andere Mitglied getauft und christlich verheirathet wäre. Auch in den anderen wohlhabenderen jüdischen Familien sind manche getaufte Töchter mit höheren Beamten, Officieren und anderen angesehenen Christen verheirathet. Weniger zahlreich sind die Juden, welche sich taufen lassen, um Christinen zu heirathen.

Verheirathung ist also ein häufiger Anlaß zur Annahme

des Christenthums. Aber es gibt auch Bekehrungen ohne solchen oder sonstigen irdischen Anlaß. In den vierziger, fünfziger Jahren rief die Bekehrung des gelehrten Rabbiners Drach, nebst Familie, viel Aufsehen hervor. Nur die Frau blieb Jüdin, suchte dann wieder, dank reichlicher Unterstützung einiger Juden, ihre Kinder zum Judenthum zurückzuführen, was sogar Gerichtshändel verursachte. Ratisbonne, die Brüder Lemann, welche Priester geworden, der Musiker Hermann Cohen, welcher Karmelit wurde, sind zu nennen. Erwähnenswerth ist folgender Fall. Eine Amme, welche ein Kind in Paris abholte, fragte, ob dasselbe auch schon getauft sei, was verneint wurde. Einige Monate später berechnete die Amme einige kleine bei der Taufe gemachte Ausgaben. Das Kind war krank geworden und sie wollte es nicht ungetauft sterben lassen. Das Kind war aber genesen, die Eltern sagten nichts gegen die ungewohnte Auslage, schickten aber dasselbe, als sie es nach Paris zurückgenommen, in die christliche Schule. Später wurden die Eltern selbst Christen, wohnen jetzt in einem Pfarrhaus. Der Sohn hatte sich erst als Kaufmann versucht, wurde dann Priester und Pfarrer. Als solcher verwaltet er die Geldangelegenheiten seiner Pfarrei vortrefflich, ist auch hierin der Berather anderer Pfarrer und Anstalten geworden. Eine Pfarrei muß hier für den Unterhalt der (7—10) Geistlichen, Kirche und Schulen, Bauten, Waisenanstalten u. s. w. jährlich Summen aufbringen, die in die Hunderttausende gehen. Da ist zweckmäßige Verwaltung und Verwendung von höchster Wichtigkeit, indem die Gelder nicht so leicht aufzubringen, die Bedürfnisse aber stets noch größer zu sein pflegen. Von reichen Familien, die ganz katholisch geworden, sei diejenige des Barons Hermann von Oppenheim (aus Köln) genannt. Persönlich sind mir namentlich mehrere dem Mittelstande angehörige Juden bekannt, welche sehr eifrige Christen geworden sind. Wie viele Juden in den letzten Jahren hier Christen geworden sind, ist natürlich nicht

leicht festzustellen, und ich glaube auch nicht, daß die erzbischöfliche Behörde geneigt sein würde, darüber Ausweise zu ertheilen.

Es sind mir Fälle genannt worden, daß der Papst die Trauung von Juden mit Christen erlaubt haben soll. Zu vergewissern vermochte ich mich darüber doch nicht. Jedoch würden solche Ausnahmefälle mich angesichts der hier herrschenden Zustände nicht besonders wundern. Die Lauheit ist groß in vielen Kreisen, aber abfallen von der Kirche will doch keiner. Diese Lauheit ruft, wie schon gesagt, viele wilde Ehen hervor, während die Staatsehe ihrerseits manche Verbindungen zwischen Christen und Juden veranlaßt. Die Kinder all dieser Ehen werden Christen. Unter solchen Umständen kann es ja in manchen Fällen zugegeben werden, daß eine judenchristliche Staatsehe, die nun doch einmal nicht mehr verhindert noch rückgängig gemacht werden kann, auch kirchlich geschlossen wird.

Der Fall des Abgeordneten Naquet ist in den Blättern behandelt worden. Naquet, ein gelehrter Professor der Heilkunde, heirathete eine Christin, die ebenso lau und ungläubig war, als er selbst. Natürlich nur Staatsehe. Als jedoch das einzige Kind der Ehe schwer krank, von den Aerzten aufgegeben wurde, erinnerte sich die Mutter ihres Glaubens, betete wieder, machte inbrünstige Gelübde, um es dem Tode zu entreißen. Das Kind genas zum höchsten Erstaunen Aller. Die Mutter vergaß nun Gott nicht wieder, der, nach ihrer Ueberzeugung, ihr Gebet so auffallend erhört hatte. Sie wurde fromm, sehr fromm, erzog das Kind in derselben Richtung. Nun drückte sie aber ihre unerlaubte Ehe. In Rom wurde entschieden, da ihr Gatte nicht zur Annahme des Christenthums und zur Schließung einer kirchlichen Ehe zu bewegen, sei sie berechtigt, sich als die auch kirchlich rechtmäßige Gattin desselben zu betrachten und entsprechend zu leben. Was sie in der Zeit ihrer Glaubenslosigkeit gefehlt,

könne nicht mehr ungeschehen, müsse deßhalb in dieser Weise wieder gutgemacht werden.

Es mag hier an den aus Saarlouis gebürtigen Obersten Samuel erinnert werden, welcher unter dem Kaiserreich Haupt des Nachrichtenamtes war, durch welches jetzt Dreyfus entdeckt, verfolgt und vor das Kriegsgericht gebracht wurde. Samuel streifte oft in Deutschland umher, war jedenfalls hinterher, wenn Moltke und der Generalstab eine Reise machten, Feldübungen stattfanden. Er machte alle deutschen Mundarten nach, ahmte ebenso gut den schnarrenden Gardelieutenant als den schwäbischen Bauern nach, soll die deutschen Kriegsgeheimnisse ausnehmend erforscht, ausgekundschaftet haben. Wie wenig dies genützt, hat man 1870 wohl erfahren.

Die häufigen Verbindungen jüdischer Familien mit der hohen Welt haben auch natürlich gesellschaftlichen Verkehr zur Folge. Die Juden suchen es denn auch den Christen gleichzuthun in der Betheiligung, Förderung wohlthätiger, gemeinnütziger, wissenschaftlicher und künstlerischer Zwecke. Da Adel und reicher Bürgerstand in dieser Beziehung sehr freigebig zu sein pflegen, sind es die Juden auch, thun manchmal sogar ein übriges. Ihre Mittel erlauben es ihnen ja. Wenn die Rothschild selbst jedes Jahr zwei oder drei Millionen in dieser Weise ausgeben sollten, so hat dies doch das Anwachsen ihres Reichthums nicht beeinträchtigt.

Bei dem Bazarbrand, am 4. Mai 1897, befanden sich unter den 135 Opfern auch fünf oder gar sieben Jüdinen, natürlich aus den reichsten Familien. Damals hieß es, im Bazar de Charité sei der ganze Adel, das Faubourg Saint-Germain, vereinigt gewesen. Nun, unter den 135 Opfern befanden sich außer der Herzogin d'Alençon, nur 22 Adelige, von diesen aber gehörten nur zwei dem älteren, über Ludwig den XIV. hinausreichenden Adel an. Die übrigen waren junger, selbst jüngster, theils der Börse ent-

stammter Adel. Ein Kundiger wies in einer Zeitschrift seither nach, daß von den etwa 30000 adelige Namen führenden Familien nur etwa tausend über das sechzehnte Jahrhundert zurückgehen, worunter einige hundert ihren Stammbaum auf die Kreuzzüge zurückführen können. Thatsächlich sind auch viele der alten adeligen Namen verschwunden, oder werden nur durch Seitenlinien sowie weibliche Abstammung fortgesetzt. Dies verhindert aber nicht, daß die alten Ueberlieferungen sich auch in den jüngeren Familien fest eingelebt haben. Ebenfalls anläßlich des Dreyfus-Falles brachte eine Zeitschrift ein etwa tausend Namen begreifendes Verzeichniß adeliger Officiere, deren Vorfahren in dem Heer der Emigrirten gedient hatten. Darunter der General Mouton de Boisdeffre, Haupt des Generalstabes, sowie der Oberst Du Paty de Clam, ebenfalls im Generalstab, welche beide viel zur Verurtheilung des Hauptmanns Dreyfus beigetragen haben. Daraus wurde auch gefolgert, daß der Generalstab, der Officiersstand, heute noch ebenso royalistisch sei, als vor hundert Jahren, was vielleicht der Wahrheit näher kommt, als Fernerstehende glauben.

XXXI.

Das Martyrium des hl. Ignatius, Bischofs von Antiochia.

Zweiter Artikel.

Auch die Marterakten des hl. Ignatius bezeichnen einstimmig das Amphitheater Roms als die Stätte seines Todes, ja es zählt dieser Umstand zu den wenigen, welche die acta Colbertina (Antiochena) mit den acta Romana (richtiger Alexandrina) gemein haben, ein Beweis, daß es sich hier um eine uralte Tradition handelt. Da jedoch Delehaye auch die acta Colbertina — die einzigen, welche Anspruch auf Echtheit erheben dürfen — mit Berufung auf J. B. Lightfoot, The apostolic fathers P. II Vol. II Sect. I, London 1885, S. 363 f. verwirft, so wollen wir im Folgenden die Argumente des gelehrten Bischofs von Durham (der sich auf Zahn, Ignatius von Antiochia S. 41 f. und Uhlhorn, Die Ignatianischen Briefe S. 248 f. stützt) einer genaueren Prüfung unterziehen.

Nach Lightfoot S. 383 f. spricht vor allem

A die „innere Evidenz" gegen die Authenticität der acta Colbertina, denn

I. gerathen sie mit sich selbst in Widerspruch, indem die beiden in § 2 und § 7 gegebenen chronologischen Daten sich nicht miteinander vereinen lassen.

Antwort: Näher besehen beziehen sich die beiden Daten auf ganz verschiedene Dinge. In § 2 wird berichtet, daß Trajan, übermüthig geworden durch seine Siege über die Dako-Skythen (105 und 106), im neunten Jahre seiner Regierung — das Ende Januar 107 ablief — ein Edikt gegen die Christen erließ, worauf Ignatius sich selbst zur Anzeige brachte und in Antiochia zum Tode durch die Bestien verurtheilt wurde.

In § 7 dagegen ist erzählt, daß der Martertod des hl. Ignatius am 20. Dezember d. Js. 107 im zweiten Consulat des Senecio (mit Sura als Collegen) in Rom erfolgte.[1])

Da selbstverständlich zwischen dem Erlaß des Edikts, der Urtheilsfällung und der Urtheilsvollstreckung ein längerer Zeitraum anzunehmen ist, zumal der langwierige Transport des Gefangenen von Syrien nach Rom zu bewerkstelligen war, so löst sich der angebliche Widerspruch in die schönste Harmonie auf.

II. widersprechen sie den echten Episteln des Ignatius, indem sie vorgeben a) daß Ignatius die ganze Strecke von Seleucia (der Hafenstadt von Antiochia) bis Smyrna zu Schiff zurückgelegt habe (§ 3). Ignatius dagegen sagt

1) im Briefe an die Römer § 9, daß „auch solche Kirchengemeinden, welche nicht an seinem Wege lagen,

---

1) Eusebius reiht in seiner Chronik (zum 10. Jahre des Trajan) den Martertod des hl. Ignatius unmittelbar an den des heil. Simeon, Bischofs von Jerusalem, an, der nach Hegesippus (s. Euseb. h e. III, 33) im Proconsulat des Tiberius Claudius Atticus Herodes (105—107) erfolgte, und es ist in der That höchst wahrscheinlich, daß es sich in beiden Fällen um eine Christenverfolgung handelt, da ja Judäa damals keinen besonderen Verwaltungsbezirk bildete, sondern zur Provinz Syrien gehörte. Vgl. Hieronymus de vir. ill. 16, wo die alte griechische Uebersetzung (des Sophronius?) das zehnte Regierungsjahr des Trajan statt des elften (des lateinischen Textes) bietet.

von Stadt zu Stadt vor ihm hergingen“ (richtiger: „Stadt für Stadt vor ihm erschienen“);

2) im Briefe an die Philadelphier § 7, daß er „mitten unter ihnen gewesen sei“;

3) im Briefe an die Römer § 5, daß er die Reise „zu Land und zu Wasser“ zurückgelegt habe,

was mit jener Annahme nur schwer in Einklang zu bringen ist.

Antwort ad 1). Die vom Wege abseits liegenden Kirchen, auf welche Ignatius im Römerbriefe § 9 anspielt und in deren Namen er den Römern von Smyrna aus Grüße sendet, sind zweifellos keine anderen, als die Gemeinden von Tralles (vertreten durch den Bischof Polybius), Magnesia am Mäander (vertreten durch den Bischof Damas, die Presbyter Bassus und Apollonius, den Diakon Sotion), Ephesus (vertreten durch den Bischof Onesimus, die Presbyter Euplus und Fronto, den Diakon Burrhus und Crocus), Philadelphia (vertreten durch den — leider ungenannten — Bischof und andere Abgesandte), welche den hl. Ignatius ebenso wie die Smyrnäer (vertreten durch den Bischof Polykarp u. a. m.) nach seiner Ankunft in Smyrna begrüßten und an die er beim Abschiede seine berühmten Briefe richtete. Sie hat auch Eusebius h. e. III, 37 (Laemmer) im Auge, wenn er mit sichtbarer Anlehnung an die Stelle des Römerbriefes sagt, daß Ignatius bei seiner Reise durch Asien die Gemeinden der einzelnen Städte, bei welchen er Einkehr hielt, sowohl mündlich im Glauben bestärkt, als auch schriftlich an die Lehren der Apostel erinnert habe, und weder Hieronymus (de vir. ill. cap. 16) noch Rufinus (in seiner Uebersetzung der h. e. des Eusebius) hat diese Worte des Eusebius anders als von einer Seefahrt der Küste Asiens entlang verstanden.[1]) Vermuthlich hielt sich das Schiff, dessen An-

1) Nur ein Stubengelehrter konnte auf den Einfall kommen, einen Greis, wie Ignatius, unter militärischer Eskorte in der heißesten



näherung längst signalisirt war, nach seinem Eintreffen mehrere Tage in Smyrna auf, einestheils um seine Ladung zu löschen und neue Waare an Bord zu nehmen, anderntheils um günstigen Wind abzuwarten. So konnte sich die Nachricht von der Ankunft des Martyrers weithin verbreiten und die Delegirten der genannten Städte fanden Zeit, ihn in Smyrna aufzusuchen,[1]) ehe er weiterbefördert wurde. Sie waren es auch, welche die erhaltenen Schreiben ihren Gemeinden überbrachten, nur der Brief an die Philadelphier konnte, wie der an die Smyrnäer und an Polykarp, wegen plötzlicher Abfahrt des Schiffes erst von Alexandria in Troas aus durch Burrhus an seine Adresse expedirt werden, während Crocus die Besorgung des Schreibens an die Römer übernahm.

ad 2). Die Stelle des Briefes an die Philadelphier § 7 ist von Lightfoot falsch wiedergegeben. Es ist nämlich statt ἐκραύγασα μεταξὺ ὤν, ἐλάλουν μεγάλῃ φωνῇ vielmehr zu lesen: ἐκραύγασα, μεταξὺ ὢν ἐλάλουν, μεγάλῃ φωνῇ, wie das unpassende Asyndeton, der Mangel jeder

---

Jahreszeit — der Brief an die Römer ist vom 24. August datirt — auf dem unsäglich beschwerlichen Landwege über das Taurusgebirge nach Smyrna schleppen zu lassen, während die Seefahrt — welche auch der Schreiber dieses im Juli 1874 zu machen so glücklich war — die bequemste und darum auch kürzeste Route bot!

1) In Smyrna trafen die Straßen von Philadelphia (Sardes) und Ephesus (Tralles, Magnesia) zusammen. Ephesus war nach Strabo XIV, 2 p. 663 von Smyrna 320 Stadien (= 40 röm. M.), Magnesia 440 Stadien (= 55 röm. M.), Tralles 580 Stadien (= 71 röm. M.) entfernt, welche Weglängen ebenso wie die von Philadelphia bis Smyrna (ca. 600 Stadien = 75 röm. M.) im Nothfalle zu Wagen in einem Tage zurückgelegt werden konnten. Ebendiese Städte sind auch unter den „vorderen“ Kirchen der Epistel an Polykarp § 8 zu verstehen, an welche Ignatius durch Polykarp die Aufforderung richten ließ, die Gemeinde von Antiochia zum erlangten Frieden zu beglückwünschen.

rhetorischen Steigerung und der Anklang an Joh. XI, 43 φωνῇ μεγάλῃ ἐκραύγασεν beweisen; vgl. ad Philad. § 6 καὶ πᾶσι δέ, ἐν οἷς ἐλάλησα. Gemeint ist die Schaar der Gläubigen, welche sich in Smyrna — der Brief ist in Troas geschrieben — um Ignatius versammelt hatte und unter der sich auch Gegner des Bischofs von Philadelphia befunden haben mögen. Wäre Ignatius selbst in Philadelphia gewesen, so würde er in seinem Briefe an diese Gemeinde ebenso wie in dem Schreiben an die Smyrnäer (§ 9) für die eigene Aufnahme und nicht bloß (§ 11) für die seiner Abgesandten Philo und Agathopus gedankt haben. Zudem hätte er Sardes berühren müssen und gewiß wäre auch diese alte Christengemeinde von ihm mit einem Briefe bedacht worden, wovon aber nichts verlautet.

ad 3). Die Worte des Römerbriefs § 5 „zu Land und zu Wasser" sind durch den der Seereise vorausgehenden Transport des hl Ignatius auf dem Landwege von Antiochia nach Seleucia (= 120 Stadien oder 15 röm. M.) hinlänglich gerechtfertigt.

b) daß Ignatius wie Polykarp Schüler des Apostels Johannes und Polykarps „συνακροατής" gewesen sei (§ 3), während aus dem Briefe des Ignatius an Polykarp § 1 erhellt, daß beide erst bei dieser Gelegenheit miteinander bekannt wurden.

Antwort: Die Worte des Ignatius an Polykarp § 1 „ὑπερδοξάζω καταξιωθεὶς[1]) τοῦ προσώπου σου" dürfen nicht urgirt werden, da sie aus dem Munde eines Mannes stammen, der sich in seiner Demuth den „Letzten aller Antiochener", „Auskehricht" und „Mitsklave der Diakone" nennt (vgl. ad Smyrn. § 11 und 12, ad Rom. § 4 und 9, ad

---

1) Diesen Ausdruck gebraucht Ignatius mit Vorliebe s. ad Ephes. § 20, ad Magnes. § 1, ad Trall. § 12, ad Rom. § 2, ad Philad. § 10, ad Smyrn. § 11, ad Polycarp. § 7 und 8.

Ephes. § 2, 8 und 18, ad Trall. § 13, ad Philad. § 4, ad Magn. § 2). Sie bedeuten nicht mehr als unser „Es freut mich, Dich gesehen zu haben“ und es ist darin ebensowenig, wie in der deutschen Phrase, deutlich ausgesprochen, ob dieses Sehen ein erstmaliges Sehen oder ein Wiedersehen war. Ueberdies konnten Beide Schüler des Johannes gewesen sein, ohne sich jemals gesehen zu haben, denn der Ausdruck „συνακροατής“ muß nicht unbedingt auf ein gleichzeitiges Hören gedeutet werden.[1])

c) daß die Christenverfolgung unter Trajan eine allgemeine war, während aus den Briefen des Ignatius hervorgeht, daß die Kirchen in Kleinasien sich des Friedens erfreuten und auch in Antiochia noch während der Reise des Heiligen Ruhe eintrat (s. ad Philad. § 10, ad Smyrn. § 11, ad Polyc. § 7).

Antwort: Trajan hat überhaupt die Verfolgung der Christen nicht direkt anbefohlen, sondern nur durch ein Edikt alle „Hetärien“ (Privatvereine) verboten (s. Plin. ep. X, 97). Da aber gerade die Christen durch dieses Edikt schwer betroffen wurden, wenn auch nicht alle Statthalter des Reiches dasselbe mit gleicher Strenge zur Durchführung brachten — sie schritten meist nur auf Denunciation hin oder gedrängt durch Volkstumulte gegen die Christen ein, s. Plin. a. a. O., Euseb. h. e. III, 33 — so konnte der Verfasser der acta Colbertina allerdings auf die Meinung kommen, daß Trajan die Ausrottung der Christen beschlossen habe. Nach der

1) Auch Chrysostomus in s. Ignatium martyrem § 1 und Sokrates h. e. VI, 8 heben an Ignatius rühmend hervor, daß er mit den Aposteln verkehrt habe und von ihnen unterwiesen worden sei. Wirklich müßte es seltsam zugegangen sein, wenn Ignatius, der nicht nach 40 p. Chr. n. geboren sein kann, da er um's Jahr 68 bereits Bischof wurde, nicht die meisten Apostel, vor allem aber den langlebigen Evangelist Johannes von Person gekannt und „gehört“ hätte



Verurtheilung des Ignatius trat nur eine theilweise Ruhe ein, die jeden Augenblick durch einen neuen Ausbruch der Volkswuth in Frage gestellt werden konnte. Ignatius hatte daher alle Ursache, auf seinem letzten Gange um das Aufhören der Verfolgung zu beten (s. acta Colbert. § 6). Dauerte doch nach dem Zeugniß des jüngeren Plinius die Verfolgung in Bithynien bis zum Jahre 112 fort und selbst da hat Trajan laut ep. X, 98 nur das Aufsuchen der Christen und die Berücksichtigung anonymer Anzeigen, nicht aber die Bestrafung der überführten Bekenner untersagt.

III. berichten sie Umstände, welche mit den Thatsachen der Geschichte nicht vereinbar sind, denn die Geschichte schweigt von einer Anwesenheit Trajans in Antiochia und von einer Expedition gegen die Parther, die vor dem Jahre 114 erfolgt wäre.

Antwort: Diesem oft wiederholten Einwand gegenüber muß immer wieder betont werden

1) daß wir keine zusammenhängende vita des Trajan besitzen und daß unsere höchst lückenhafte Kenntniß der Jahre 107—114 seiner Regierung nur nothdürftig aus Münzen und Inschriften ergänzt wird;

2) daß nach Domninus (Bischof von Antiochia gest. 559), dessen Bericht Johannes Malalas XI p. 270 f. anführt, der Einzug des K. Trajan in Antiochia am 7. Januar einem „Donnerstag" stattfand, was nur einmal unter der Regierung Trajans und zwar im Jahre 107 zutraf. Dieses Zeugniß ist von der vielbestrittenen Autorität des Malalas ganz unabhängig, der den hl. Ignatius erst nach dem Erdbeben des Jahres 115 durch Trajan verurtheilt werden läßt.

IV. ist ihre Sprache von Zeit zu Zeit so, wie sie ein zeitgenössischer Schriftsteller kaum gebraucht haben würde. So z. B. waren die einleitenden Kapitel, welche die den Hintergrund der Erzählung bildenden politischen Ereignisse vorführen, für ihn und seine Leser ebenso überflüssig, wie

die Angabe (§ 6), daß „nur die stärkeren Gebeine des Martyrers verschont geblieben seien“ und daß diese „nach Antiochia zurückgebracht (vielmehr „fortgebracht“ sc. von Rom) und dort (Zusatz Lightfoots) als kostbarer Schatz in einem Sarkophag niedergelegt wurden“.

Antwort: Lightfoot geht hier von der unerweislichen Voraussetzung aus, daß das Schriftstück -- dem jede Adresse fehlt — an die Antiochener gerichtet gewesen sei. Diese brauchten allerdings über die näheren Umstände des Verhörs ꝛc. nicht unterrichtet zu werden. Anders verhält sich aber die Sache, wenn die Empfänger in einer anderen Provinz des Römerreiches lebten und von Ignatius und seinem Martyrium nur unzureichende Kenntniß hatten.

B. Auch die „äußeren Zeugnisse“ sind ausnehmend mangelhaft. Nicht ein einziger Zeuge kann für ihre Existenz beigebracht werden, der vor dem Ende des 6. Jahrhunderts gelebt hätte.

Antwort: Allerdings läßt sich nicht erweisen, daß Eusebius und Chrysostomus unsere Akten kannten, da sie keine Stelle daraus anführen. Wie aber, wenn diese Marter-akten schon damals, wie heute, mit dem Römerbriefe zu einem Ganzen verbunden waren und von Eusebius und Chrysostomus unter diesem mitinbegriffen wurden? Ist doch nach Zahn a. a O. S. 110 f. nicht zu bezweifeln, daß der Römerbrief — der allein, was wohl zu beachten ist, ein bestimmtes Datum trägt — seine eigene Geschichte hat und nicht zu jener Collektion gehörte, welche Polykarp auf Verlangen der Bewohner von Philippi bald nach der Abreise des Ignatius veranstaltete und dieser Gemeinde übersandte (s. Polykarps Brief an die Philipper § 13). Wie wir im ersten Artikel sahen, setzt Chrysostomus in seiner Predigt auf den hl. Ignatius den Hergang beim Tode des Martyrers als bekannt voraus, es muß also doch einen Bericht hierüber gegeben haben, und ein gleiches läßt sich aus den

Worten des Eusebius h. e. III, 37 schließen. Was endlich Evagrius anlangt, der zuerst einen Passus aus den acta Colbertina beibringt, so meldet er ausdrücklich, daß er seine Nachrichten Johannes dem Rhetor[1]) und anderen Autoren verdanke; er kann mithin nicht als der „älteste" Zeuge für die Existenz dieser Akten angesehen werden.

Auf solche Weise glaubt Lightfoot bewiesen zu haben, daß die acta Colbertina nicht als authentisch betrachtet werden dürfen, doch räumt er immerhin die Möglichkeit ein, daß sie ein älteres Document enthalten und so ein Residuum echter Tradition bewahrt haben.

„Solch ein Residuum — wenn es überhaupt existirt — wird man in denjenigen Partieen sehen dürfen, welche angeben, von Augenzeugen erzählt zu sein und in welchen die erste Person Plural gebraucht ist[2]) . . . Da ist zum wenigsten eine Natürlichkeit in ihrer Einführung, ohne jeden Versuch, sie zu rechtfertigen oder zu erklären. Zudem machen mir einige Umstände der letzten Hälfte der Erzählung, welche den Verdacht anderer erregt haben, durchaus den Eindruck der Wahrhaftigkeit oder wenigstens Wahrscheinlichkeit". Und damit wendet er sich gegen Hilgenfelds Hypothese, daß das Verlangen zu Puteoli zu landen dem hl. Ignatius

---

1) Johannes der Rhetor schloß sein Geschichtswerk nach Evagrius IV, 5 mit dem Jahre 526 ab; vgl. über ihn noch Evagrius II, 12, III, 10 u. 28, der ihn von seinem Verwandten und Landsmann Johannes von Epiphania (s. V, 24) wohl unterscheidet.

2) Auch dieses „ἡμεῖς" wurde von der negativen Kritik unserer Tage angefochten und doch tritt es ganz naturgemäß zum erstenmale da auf, wo eine Verschiedenheit in der Gemüthsstimmung bei Ignatius und seinen Begleitern sich ergab, s. § 5: „Da günstiger Wind eingetreten war, fuhren wir einen Tag und die darauffolgende Nacht widerwillig weiter, da wir über die uns bevorstehende Trennung von dem Heiligen betrübt waren, ihm dagegen ging alles nach Wunsch, da er eilig aus der Welt trachtete, damit er zu jenem käme, den er liebte".

vom Verfasser der Akten nur darum imputirt worden sei, um „dessen Reise nach Rom der des Apostels Paulus möglichst ähnlich zu machen“. Auch bekämpft er die Ansicht derjenigen, welche in der Vision der Augenzeugen (in der Nacht nach dem Martyrium des hl. Ignatius s. § 7) etwas Verdächtiges finden wollten, und schließt endlich mit den Worten: „ich wäre geneigt zu glauben, daß der Martyrologist der letzten Hälfte seiner Erzählung einen gleichzeitigen Brief der Begleiter des Martyrers, der einen Bericht über die Reise von Philippi aus und über den Tod enthielt, einverleibt habe“.

Gibt man dies aber einmal zu, so hat man auch kein Recht mehr, an der Zuverlässigkeit der darin mitgetheilten Details zu zweifeln, zumal der Verfasser eine genaue Kenntniß der römischen Zustände verräth.[1]) Nicht nur ist das Consulat des Senecio ganz richtig von ihm angegeben, sondern

---

1) Der Verfasser der acta Colbertina weiß § 2 von dem Siege Trajans über die Dako-Skythen in seinem neunten Regierungsjahre (106), von welchem in der Chronik des Eusebius — welche Lightfoot gerne als seine Quelle hinstellen möchte (a. a. O. S. 448) — nichts zu finden ist. Er kennt § 6 den 20. Dezember als einen besonderen Festtag der Römer (= Tag der Sigillaria s. Macrobius, Saturn. I, 11; Ausonius, ecl. de feriis Rom. v. 31 sq.), mit dem die Saturnalien (die „unlauteren“ Spiele § 5) zu Ende gingen, und gibt die Dauer der Seefahrt von Puteoli bis Portus richtig an (s. § 5). Auch seine Behauptung, daß Ignatius bereits in Antiochia durch Trajan verhört und verurtheilt worden sei, kann recht wohl richtig sein und ist durch Berufung auf den im Römerbrief erwähnten Rettungsversuch der römischen Mitbrüder nicht widerlegt, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß das römische Volk bei den Festspielen in der Arena das Begnadigungsrecht auszuüben befugt war. Noch weniger darf das Schweigen des Eusebius gegen ein solches Verhör geltend gemacht werden, denn da Eusebius überhaupt nichts von einem Verhöre sagt, könnte man mittels dieses argumentum ex silentio ebensogut schließen, daß Ignatius ungehört verurtheilt worden sei (sic!).

er zeigt sich auch mit dem römischen Festkalender wohlvertraut und der Versuch Lightfoots S. 416 f., statt des 20. Dezember, den die Akten bieten, den 17. Oktober als den wahren Todestag des hl. Ignatius zu erweisen, muß schon darum eitel genannt werden, weil die Römer ihre Thierhetzen nicht an jedem beliebigen Tage, sondern nur bei bestimmten festlichen Gelegenheiten, vorzugsweise aber an den Saturnalien (s. Lactant. div. inst. VI, 20) abzuhalten pflegten.[1]) Vollends über den Ort des Martyriums hat nie eine andere Meinung bestanden, und Delehaye ist daher durchaus im Unrecht, wenn er dem römischen Amphitheater den Charakter einer Marterstätte absprechen will.

B. Sepp.

---

1) Man wird den 17. Oktober vielmehr als den Tag der Translation der Gebeine des hl. Ignatius von Rom nach Antiochia anzusehen haben, welches Fest allmählig die Feier des Todestags in den Hintergrund drängte. Am deutlichsten tritt dies in der syrischen Version der acta Colbertina zu Tage, wo in § 7 — im Widerspruch mit § 6 — der 17. Oktober an die Stelle des 20. Dezembers gerückt ist, wie Chrysostomus und das syrische Martyrologium von 411 das Fest des hl. Ignatius auf das der hl. Pelagia (8. Oktober) folgen lassen.

Berichtigung:

Im ersten Artikel Bd. 121, Heft 7, S. 518 Z. 3 f. sind die Worte: „identisch mit dem Rhetor Johannes des Evagrius?" zu streichen.

XXXII.

Die Entstehung der Volkswirthschaft.

Wir besitzen in Deutschland noch keinen Abriß der Wirthschaftsgeschichte. Alle wirthschaftsgeschichtlichen Arbeiten bewegen sich auf beschränktem Boden und innerhalb beschränkter Zeiträume. Die Ursachen davon sind verschiedene. Einestheils waren die Verhältnisse in Deutschland fast zu allen Zeiten sehr verschiedene. Die deutsche Zersplitterung ließ es erst in unseren Tagen zu einer einheitlichen Volkswirthschaft kommen. Sodann lenkten die Geschichtsforscher in erster Linie ihre Aufmerksamkeit auf die politische Geschichte. Die Vorherrschaft Rankes und seiner Schule hinderte lange die Forscher, auch die wirthschaftlichen Verhältnisse zu berücksichtigen. Endlich läßt es das herrschende System der Detailforschung als ein allzu kühnes Wagniß erscheinen, gleich ein so umfassendes Gebiet zu durchwandern, wie das der deutschen oder allgemeinen Wirthschaftsgeschichte. Wer das dennoch versucht, wie Lamprecht oder Bücher, der muß sich gefaßt machen, von allen Seiten den Vorwurf der Construktion zu hören.

Trotzdem oder vielleicht gerade deßhalb ist das mir vorliegende Werk Büchers: „Die Entstehung der Volkswirthschaft" (Vorträge und Versuche, Tübingen, Laupp 1898) sehr dankenswerth. Was Bücher bietet, sind zwar nur Versuche, aneinandergereihte Vorträge, die Lücken

sind natürlich ungeheuere und Bücher ist weit davon entfernt, das ganze Gebiet der Volkswirthschaft umfassen zu wollen. Aber es stellt doch einen genialen Versuch dar, einen Einblick in den Gesammtverlauf der Wirthschaftsentwicklung, gleichsam die philosophischen Umrisse, das nakte Gerippe der Wirthschaftsentwicklung anzudeuten.

Der Versuch hat natürlich viel Widerspruch gefunden; es läßt sich auch nicht leugnen, daß viele Punkte unzureichend begründet und anfechtbar sind. Aber der Referent muß wenigstens für sich bekennen, daß er aus dieser, wenn auch kühnen Construktion mehr gelernt hat, als aus einer bändereichen Materialanhäufung ohne leitende Gesichtspunkte. Materialiensammlungen bestehen in der Regel besser vor der Kritik, sie rufen weniger Widerspruch hervor, aber Versuche jener Art sind doch viel fruchtbarer und belehrender. Was uns an den Dingen interessirt, hat ein bedeutender Forscher gesagt, ist doch das philosophische daran.

Bücher geht aus von dem wirthschaftlichen Urzustand, von der einfachsten Form der menschlichen Bedürfnißbefriedigung, wie man sie bei den Wilden beobachten kann, und schildert dann die **Hauswirthschaft**, die fast das ganze Alterthum hindurch herrschte. Dem System zulieb hat Bücher an der Wirthschaft der Alten fast etwas allzu einseitig das haus- und naturalwirthschaftliche Element betont. Eduard Meyer hat gegen diese Einseitigkeit angekämpft, aber im allgemeinen scheint mir Bücher doch Recht zu haben. Bei solchen Zusammenfassungen und Uebersichten muß man doch in erster Linie das Typische, das Charakteristische hervorheben. Man muß das Nebensächliche, das Untergeordnete zurücktreten lassen dürfen, sonst sind Zusammenfassungen überhaupt nicht möglich.

Auf die Hauswirthschaft folgt die Stadtwirthschaft. Der Uebergang wird durch die Märkte vermittelt. Der Markt ändert noch nichts am naturalwirthschaftlichen Charakter der Arbeit. Von einer Geldwirthschaft ist noch keine Rede.

Sehr interessant ist, was Bücher über die Entwicklung des Marktwesens beibringt.

Ein Markt setzt eine gewisse Entwicklung des Handwerks und Handels voraus. Die Entwicklung des Handwerks vollzieht sich in folgenden Stufen: Zuerst kommt das Hauswerk, entweder durch den Familienvater oder seine Knechte besorgt. Dann kommt das Lohnwerk, entweder als Stöhrarbeit im Umherziehen oder als Heimwerk betrieben. Der Arbeiter erhält beim Heimwerk den Rohstoff von den Kunden und wird mit einem Stücklohn bezahlt. Er verfügt bereits über eine eigene Betriebsanlage, z. B. einen Backofen oder eine Malzdarre. Das eigentliche Handwerk beginnt aber erst mit dem Preiswerk, bei dem der Handwerker über alle Produktionsmittel verfügt und auch den Rohstoff liefert, der Handwerker ist Kapitalist geworden. Seine Arbeit ist aber immer noch Kundenwerk, das Handwerk ist auf Kunden angewiesen. Erst mit dem Verlag und der Fabrik emancipirt sich die Produktion und arbeitet auf Absatz.

Das städtische Handwerk hatte bekanntlich ein Bannrecht. Zufuhr- und Absatzgebiet des städtischen Marktes fielen zusammen. Die Bauern brachten Lebensmittel und erhielten dafür Gewerbserzeugnisse. Obwohl das Geld die Vermittlung übernahm, hatte der Güterverkehr doch den Charakter eines Tauschhandels. Die Städte und ihre Bannmeile waren geschlossene Wirthschaftsgebiete. Darüber hinaus gab es wenig Handel. Der Großhandel befaßte sich mit Produkten, mit Gewürzen und Südfrüchten, mit Pelzen, feinen Tüchern und wohl auch, was Bücher übersieht, mit Metall- und Edelmetallstoffen.

Von einer Geldwirthschaft kann also nur in einem beschränkten Grade die Rede sein,[1]) von einer Creditwirthschaft vollends gar nicht. Wohl gibt es Creditgeschäfte, aber nur

1) Vergl. Tübinger Zeitschrift der gesammten Staatswissenschaft. 1898. S. 730.

scheinbare. Sowohl der Rentenkauf, der Immobiliarcredit als der Mobiliarcredit trägt den Charakter eines Baargeschäftes, wie im Anschluß an Heusler[1]) näher ausgeführt wird. Nur scheint Bücher der Theorie zulieb etwas zu weit zu gehen. Das Creditwesen ist doch ziemlich entwickelt im Ausgang des Mittelalters.[2])

Die Stadtwirthschaft dauerte bis zum Schlusse des Mittelalters. Dann erst begann nach Bücher mit der politischen Centralisirung und der Verstärkung des beweglichen Kapitals die Volkswirthschaft. Andere wie Schmoller und Wagner setzen vor der Volkswirthschaft eine Mittelstufe: die Territorialwirthschaft.

Mit zunehmender Cultur, mit der höheren Wirthschaftsentwicklung wird die Menschheit auch seßhafter. Die Gewohnheit zu wandern, die der Menschheit seit der Urzeit anhaftet, verliert sich durch Jahrhunderte nicht. Handwerk und Handel wird Jahrhunderte lang nomadisirend betrieben.[3]) Diesem Entwicklungsproceß scheint nun freilich die heutige Beweglichkeit zu widersprechen, aber die heutige Beweglichkeit ist individuell, während der frühere Wandertrieb ganze Völker und Stämme beherrschte.

Ein wesentliches Moment des wirthschaftlichen Fortschrittes ist endlich die Arbeitstheilung und die Arbeitsvereinigung. Ursprünglich gibt es bekanntlich keine gesonderten Handwerke. Auf der Stufe der Hauswirthschaft bringt jeder selbst hervor, was er braucht, er schafft sich seine Nahrung, Wohnung und Kleidung selbst. Aber dieser Zustand konnte sich nicht erhalten. Wann änderte er sich nun und was war die Ursache der Aenderung? Smith erklärt den Tausch als die Ursache, Bücher (292) verwirft diese

1) Institutionen des deutschen Privatrechtes II, 128 ff.

2) Kostanecki, Der öffentliche Credit im Mittelalter.

3) S. die Bemerkungen von Nostitz-Rieneck in diesen Blättern. Bd. 121, S. 297.

Erklärung und meint, man habe allmählig eingesehen, daß die Zersplitterung der Arbeitskräfte unvortheilhaft, qualificirte Arbeit, Berufsarbeit aber vortheilhaft sei. Das ist wohl richtig, aber der Smith'schen Erklärung liegt doch ein tieferer Sinn zu Grunde. Zuerst mochten Einzelne besonders Gutes leisten auf diesem oder jenem Gebiete und erst ihr Angebot brachte jene Erkenntniß. Die Bedürfnisse wurden größere und der „Tausch" kam ihnen entgegen. Damit entstand die Berufsbildung und Berufstheilung, die Specialisirung und ein Austausch unter den verschiedenen Produkten.

Indessen vereinigte noch Jahrhunderte lang, ja bis in unsere Zeit herein, ein und derselbe Arbeiter mehrere Berufe. Die Handwerker waren zugleich Krämer und trieben nebenbei Landwirthschaft. Bis in die neueste Zeit herein galt, was wir zur Ergänzung Büchers hier anfügen, die Landwirthschaft als der „goldene Boden" des Handwerks selbst in kleineren Städten. Alle Städte des Mittelalters, selbst die größten nicht ausgenommen, hatten etwas dorfartiges an sich und selbst innerhalb der Mauern wurde Ackerbau und Viehzucht betrieben. Die Schweine liefen frei umher in den Straßen und erst am Schlusse des Mittelalters regte sich der Polizeigeist gegen diese ungebundene Freiheit.

Auf dem Lande hat sich diese Arbeitsvereinigung bis heute erhalten, hier ist der Schmied zugleich Schlosser, der Maurer zugleich Pflasterer, Maler und Tapezierer (Bücher S. 249). Bücher behandelt diese Arbeitervereinigung nicht so geringschätzig, als man gewöhnt ist, er sieht sogar etwas Erfreuliches darin. Andererseits sucht er freilich auch das günstige Vorurtheil, das wir von den Handwerkerverhältnissen früherer Jahrhunderte haben, bedeutend herabzustimmen. Er zeigt, daß die alten Meister trotz aller Concurrenzbeschränkungen es schwer hatten, sich über Wasser zu halten, und daß nicht erst die Gewerbefreiheit den kümmerlichen Zustand des Gewerbes verschuldet habe.

Eine höhere Stufe stellt ohne Zweifel der heutige Groß-

betrieb dar. Die moderne Arbeitstheilung ist bedingt durch zwei Ursachen, den Fortschritt der Technik und die Vermehrung des Kapitals. Das Kapital spielt eine wichtige Rolle in der Wirthschaftsentwicklung, das Kapital ermöglicht das selbständige Handwerk und die große Unternehmung. Die gewaltige Arbeitszerlegung und Arbeitervereinigung, wie sie sich mit dem Maschinengewerbe verbindet, erfordert große Kapitalien.

Heute gehen die Berufe in eine Unzahl von Specialleistungen auseinander, es bilden sich neue sociale Gruppen, neue Stände. Nun entsteht die Frage, ob diese Specialisirungen auf Vererbungen beruhen und Vererbungen nach sich ziehen. Diese Frage veranlaßt Bücher, die modernen Vererbungstheorien ins Auge zu fassen. Mit vollem Rechte tritt er dem Unfug gegenüber, der heute mit der Vererbung getrieben wird, und stellt der Vererbung den Einfluß, den die Erziehung und das Leben üben, entgegen. Er sagt unter anderem:

„Die Vererbungstheorie trägt die unerfreulichen Gesichtszüge einer Socialphilosophie der beati possidentes. Sie ruft dem Niedergeborenen, der in sich die Kraft zu verspüren meint, eine höhere Stellung des Berufslebens auszufüllen, zu: Laß alle Hoffnung schwinden; deine körperliche und geistige Verfassung, deine Nerven, deine Muskeln, die Kausalkette von vielen Generationen hält dich am Boden fest. Deine Vorfahren sind seit Jahrhunderten Leibeigene gewesen; dein Vater und Großvater waren Taglöhner, du bist zu einem ähnlichen Berufe bestimmt. Ich brauche nicht auszuführen, wie sehr die Consequenzen dieser neuen Lehre unserem sittlichen Bewußtsein, unserem Ideal der socialen Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen“.

Bücher hätte noch darauf hinweisen können, wie verschieden die Vererbungsfrage von den Naturforschern beantwortet wird. Die Darwinisten übertrieben die Vererbung, weil sie sie brauchten, um den Fortschritt der Natur-

rassen zu erklären. Nach ihrer Theorie müßte es nach einigen tausend Jahren ganz andere Menschen geben. Dagegen hat neuerdings Weismann die Vererbung erworbener Eigenschaften in einem großen Buche bestritten, freilich nicht ohne manche Schwankungen zu machen.

Bücher behandelt in seinem Buche noch verschiedene andere Fragen, theils geschichtlicher theils systematischer Natur, die zu dem Titel nicht passen; so z. B. die Anfänge des Zeitungswesens, die verschiedenen Arten der Arbeitsgemeinschaft. Auch ist dasjenige, was Bücher zu seinem Thema beibringt, in den verschiedenen Aufsätzen zerstreut, wir haben versucht, es oben kurz zusammenzustellen. Aber was er bietet, ist alles sehr klar, das Buch eignet sich vortrefflich zur Einführung in die Nationalökonomie und Wirthschaftsgeschichte, wozu es auch so fleißig benützt wurde, daß es eine zweite Auflage erlebte. Bewunderungswürdig ist namentlich der Scharfsinn, mit dem zusammengesetzte Erscheinungen zerlegt werden, und die Combinationsgabe, mit der das Verwandte zusammengestellt, in Begriffe formulirt und die Gesetze der Entwicklung herausgestellt werden.

Eines haben wir in dem Buche aber vermißt, einen Hinweis auf die große sociale Wirkung des Christenthums.

Einen kleinen aber werthvollen Beitrag hiezu liefert die schöne Schrift von Simon Weber; „Evangelium und Arbeit, apologetische Erwägungen über die wirthschaftlichen Segnungen der Lehre Jesu“ (Freiburg 1898). Diese Arbeit ist um so verdienstlicher, je unklarer die Vorstellungen über die Stellung Jesu zu Arbeit und Reichthum sind. Von der einen wie von der andern Seite wird sein Bild in dieser Hinsicht verzerrt. Schon lange warfen die Sprachführer „der Leute von Besitz und Reichthum“ Christus und dem Christenthum vor, es sei der Arbeit, dem Reichthum, dem Fortschritte feindselig. Christus der Freund der Armen und Bedrückten wurde gewissermaßen als Lazaroniheld dar-

gestellt. Die Socialdemokraten haben dieses Bild, wie es namentlich Renan zeichnet, mit Vergnügen übernommen, das Revolutionäre daran stärker betont und Christus gar als ersten Socialdemokraten hingestellt. Auf der andern Seite warf man, weniger Christus, als dem Christenthum vor, es sei zu conservativ und heilige das Eigenthum.

Da ist es nun ein großes Verdienst, das Verhältniß Christi und des Christenthums, oder wie Weber kurz sagt, des „Evangeliums“ zur Arbeit objektiv darzustellen. Diese Aufgabe hat sich Weber gestellt und auch vortrefflich gelöst. Er hat mit einem großen Fleiß alle Stellen der hl. Schrift, die sich auf die Arbeit beziehen, zusammengetragen und einer eingehenden apologetischen Besprechung unterstellt. Er behandelt zuerst Christus als Arbeiter, wie er in seiner Jugend das Zimmermannsgewerbe ausübte; in seinem spätern Leben habe Christus die Grundsätze, denen er selbst gefolgt war, nicht verleugnet, wie manche weismachen wollen. Er habe in seiner Lehre die Arbeit empfohlen, er sei ein Lehrer der Arbeit gewesen — dabei werden auch die Stellen des alten Testamentes, die so eindringlich die Arbeit empfehlen, herangezogen. Endlich sei Jesus kein principieller Gegner des Reichthums gewesen. Alle diese Thesen werden eingehend behandelt.

Trotzdem hat der Verfasser eine Thatsache übersehen. Petrus wohnte lange Zeit in Joppe bei einem Gerber Simon (Apostelg. 9, 43; 10, 6. 17, 32); diese Thatsache ist aber bedeutender als sie aussieht. Die Lederarbeiter galten bei den Juden als unrein und wohnten gewöhnlich in einem besonderen Stadttheil, sie zählten im Mittelalter zu den unehrlichen Leuten. Wenn Petrus mit einem Gerber umging, wollte er sie in der Achtung offenbar heben, es war ähnlich, wie wenn Jesus mit Zöllnern verkehrte, und doch lag vielleicht mehr darin, nämlich eine Schätzung auch niedriger Arbeit.

In der Natur der Sache liegt es, daß die Darstellung

leicht an die andere Einseitigkeit anstreift, zu viel Sociales, Arbeits- und Erwerbsfreundliches in dem Christenthum zu sehen. Die Versuchung ist sehr stark, der Verfasser hat sich wohl bemüht, dieser Versuchung zu entgehen, aber ganz ist es ihm nicht gelungen. Es wurde schon von A. Franz[1]) darauf hingewiesen, daß Weber aus dem Satz Christi „der Arbeiter ist seines Lohnes werth" zuviel schließt. Christus wollte über den „gerechten" Arbeitslohn nichts Bestimmtes aussagen, keine Lohntheorie geben. Denn es kommt die merkwürdige Variante vor „der Arbeiter ist seiner Nahrung werth" (Weber S. 87). Daraus könnte man schließen, daß auch nach Christus der Lohn das Existenzminimum bieten kann und muß, von einem vollen Arbeitsertrag keine Rede sein kann. Das Existenzminimum ist aber ein Ergebniß des „ehernen Lohngesetzes". Was man aus Luk. 6, 35 für Fehlschlüsse über das Zinsennehmen machte, ist bekannt.

Eine leichte Neigung zu Einseitigkeiten zeigen auch die Ausführungen des Verfassers über „die wirthschaftlichen Segnungen der Lehre Jesu". Diese Segnungen behandelt das letzte Drittel des Buches in den Kapiteln Reichthum und Arbeit, Arbeit und Armuth, Arbeitstriebe des Evangeliums u. s. f., wobei Weber sich hauptsächlich an die Werke von Ratzinger anschließt. Wir möchten hier nur einen Punkt zur Sprache bringen, die Bevölkerungsfrage. Weber theilt die veraltete Anschauung, die „Bevölkerung sei im Mittelalter kaum geringer gewesen als heute" (S. 188)[2]) Die günstige Anschauung von der mittelalterlichen Bevölkerungs-

1) Literarische Rundschau 1898 Heft 7.

2) Diese Anschauung, die noch in der zweiten Auflage der Volkswirthschaftslehre von Ratzinger auftritt, ist in meiner Besprechung des Buches im 117. Bande (1896) dieser Blätter S. 876 bestritten worden und habe ich mir erlaubt auf die Ausführungen meiner von Weber übersehenen Kulturgeschichte des Mittelalters II, 301 hinzuweisen, wo außer den deutschen auch die englischen und französischen Bevölkerungsverhältnisse behandelt sind (s. auch Historisches Jahrbuch 1898 S. 336).

verhältnissen stammt zum großen Theil von Arnold her.[1]) Arnold schätzte die Bevölkerung von Köln auf 120000, von Mainz und Straßburg auf 90000, Worms und Ulm auf 60000, Speier, Frankfurt und Basel auf 50000 Einwohner. Diese Schätzung wurde aber bedeutend erschüttert, als eine Nürnberger Volksaufnahme von 1449 bekannt wurde, wornach die Stadt nur 20000 Einwohner zählte, statt etwa 100000, wie man glaubte. Für Frankfurt wurde die Bevölkerung auf 9—10000, für Basel auf 10000 im Jahre 1446, 8000 im Jahre 1454 berechnet. Die letztern Ziffern stützen sich auf die Zählungen, die bei Huldigungen und Steuererhebungen angestellt wurden. Die Nürnberger Zählung von 1449 erfolgte, da eine Belagerung zu befürchten war und eine Brotversorgung ins Auge gefaßt werden mußte. Bei den mittelalterlichen Angaben dieser Art wurden meist nur die eigentlichen Bürger gezählt, die Kinder blieben ungerechnet. Nun handelt es sich darum, diejenige Bevölkerung zu schätzen, die nicht mitgerechnet wurde, nicht nur die Kinder, sondern auch die fluktuirende Bevölkerung und die Ausbürger. Dieser letztere Bevölkerungstheil kann natürlich verschieden geschätzt werden, sehr wahrscheinlich war er groß, wie Hoeniger im Unterschied von Bücher annimmt. Auch muß bei der großen Kindersterblichkeit des Mittelalters die Zahl der Kinder ziemlich hoch angesetzt werden. Auf Grund dieser und anderer Hinzurechnungen kommt Hoeniger zu etwas höheren Ziffern, als wie sie Jastrow und Bücher ausrechneten.[2]) So nimmt er für Nürnberg statt 20 30000, für Frankfurt statt 10 etwa 14 bis 16000 Einwohner an. Aber auch diese Ziffern sind weit entfernt von der Schätzung Arnolds. Hoeniger sieht

1) Arnold, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte. 1854. II, 142 ff.

2) Die Volkszahl deutscher Städte in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft. 1891. I S. 126.

eine Bestätigung seiner Ansicht darin, daß 1450 die Zahl der Communikanten der Hauptkirche in Frankfurt auf 12000 geschätzt wurde; es geschah dies in einem päpstlichen Schreiben, worin die Nothwendigkeit der Errichtung zweier neuer Pfarreien neben der alten betont wird. Was für die Städte gilt, gilt auch für das Land. Wo eine bestimmte Zahl feststellbar ist, ist sie auch hier geringer als heute, wenn der Abstand auch nicht so groß ist, wie bei bedeutenden Städten.

G. Grupp.

XXXIII.

Cardinal Matthäus Lang.

Zumeist nach Salzburger Archivalien hat der als gründlicher Forscher hochgeschätzte Pater Willibald Hauthaler eine Biographie des „Cardinals Matthäus Lang und eine Darstellung der religiös-socialen Bewegung seiner Zeit“ (1517 bis 48) in Angriff genommen und gibt in zwei Abtheilungen die Geschichte aus den Jahren 1517—24.[1])

Matthäus Lang stammte aus einer bürgerlichen Familie und war ein Augsburger Kind. Er gehörte zu jenen interessanten Glückskindern, welche ihr Talent aus sehr einfachen Verhältnissen zur Höhe des Glückes emportrug. Er studirte in Ingolstadt, Wien, Tübingen und widmete sich kurze Zeit an letzterer Universität dem Lehrberufe. Die Thätigkeit in Kanzleien bot weit bessere Aussichten, weßhalb Lang zuerst in die Kanzlei des Erzbischofs Berthold von Mainz eintrat, um alsbald den Weg in die kaiserliche Kanzlei zu finden. Bald war er der einflußreichste Beamte des Kaisers Maximilian, welcher ihn mit Pfründen

---

1) Separatabdruck aus den Mittheilungen für Salzburger Landeskunde.

überhäufte. Pfarreien, Propsteien, Abteien wurden ihm in Fülle übertragen, obwohl Lang Laie war. Im Jahre 1500 wurde er Dompropst in Augsburg und bald darauf auch in Constanz. In Augsburg gehörten alle Mitglieder des Kapitels dem Adel an, weßhalb gegen die Uebertragung der Dompropstei an einen Bürgerlichen Vorstellungen an den Kaiser gerichtet wurden. Dieser antwortete kurz abweisend: „Wäre Matthäus Lang zu seinen und des Reiches Diensten nützlich und gut, so müsse er auch den Kanonikern zu einem Dompropst nicht übel anstehen. Lange müsse Dompropst bleiben um so mehr, da ihn der päpstliche Legat für tauglich gehalten und mit dieser Würde ausgezeichnet hätte“. Schon drei Jahre später wurde Lang Coadjutor des Bisthums Gurk, im Jahre 1505 wirklicher Bischof von Gurk, ohne daß er indeß die kaiserliche Kanzlei verließ. Er blieb Beamter und Laie. Im Jahre 1511 erreichte der kaiserliche Kanzleibeamte sogar die hohe Würde eines Cardinals. Jetzt war es sein Bestreben, sich die Nachfolge im Erzbisthume Salzburg zu sichern, was ihm gleichfalls gelang. Im Jahre 1514 wurde er Coadjutor, 1519 Nachfolger des Erzbischofs Leonhard von Salzburg. Am 23. September 1519 hielt er seinen Einzug in Salzburg. Jetzt erst bequemte er sich, am 24. September sich die Priesterweihe, am 25. September die Bischofsweihe ertheilen zu lassen. Das weltliche Leben wurde nach wie vor fortgesetzt. Der Hauptaccent bei dem Fürsterzbischofe lag auf dem Fürsten, der Erzbischof verschwand im Hintergrunde. Wie in Salzburg war es leider bei den meisten deutschen Erzstiften und Fürstbisthümern. Kein Wunder, daß die lutherische Opposition gegen solche Zustände in der Kirche tobenden Wiederhall fand.

Der Darstellung der Schwierigkeiten, welche das Lutherthum in seinen Anfängen im Reiche im Allgemeinen, im Salzburgischen im Besonderen hervorrief, ist die Arbeit Hauthalers gewidmet. Auf Grund eines überreichen Materials gibt uns der Verfasser ein ebenso anschauliches als lebendiges Bild der religiös-socialen Bewegung der damaligen Zeit. Er zeigt uns die Unzufriedenheit und Unruhe im Volke, die Spaltung im Klerus, die überschäumende Opposition des lutherisch gesinnten Theiles der Geistlichen, die tiefe Mißstimmung der Volksmassen,

welche jeder Zeit zur Erhebung bereit waren und im Salzburgischen den sogenannten „lateinischen Krieg“ veranlaßten, in welchem Cardinal Lang Salzburg verlassen mußte. Nur durch Unterstützung von österreichischen Truppen (1000 Mann) konnte er seine Rückkehr erzwingen. Die Hilfstruppen wurden aus Geldern der Bruderschaften und Landkirchen besoldet. „In der beißenden Benennung: ‚lateinischer Krieg‘ liegt ein nicht mißzuverstehender Fingerzeig auf jene seit Erzbischof Leonhard ununterbrochene Reihe lateinisch ausgebildeter Universitätsjuristen, welchen das alte deutsche Rechtswesen und die bequemen Formen bürgerlicher Verwaltung fremd und widerwärtig waren, die aber als Kanzler, Hofräthe, Anwälte, Advokaten das Ohr des Fürsten um so sicherer besaßen, je mehr sie die Fürstengewalt betonten und das Verharren bei den uralten Rechtsgewohnheiten als Ungehorsam und Auflehnung darzustellen wußten“.[1])

Hauthaler entwirft ein lebensgetreues Bild von der Predigtweise und dem Treiben der sogenannten Reformatoren, Stephan Agricola in Rattenberg, Jakob Strauß in Hall, Wolfgang Ruß in Altötting, welche als Lutheraner in Norddeutschland endeten. Strauß soll am Schlusse seines Lebens zur Kirche zurückgekehrt sein. Die eingehendste Würdigung findet Staupitz, welcher so lange seine Hoffnungen auf Luther gesetzt hatte, bis er bitter enttäuscht wurde. In einem Gutachten über Stephan Agricola (Kastenbauer aus Röteln bei Ellwangen) sagte Staupitz, ersterer hätte sich an die Lehre des Apostels Paulus (I. Cor. 14) erinnern sollen, daß die heiligen Schriften mit Bescheidenheit gelehrt werden sollten. Der Prediger solle erbauen, nicht niederreißen, ermahnen, nicht reizen, trösten, nicht verdammen. Aber nichts von all dem sei zu beobachten. Agricola habe wohl viel Wahres gesprochen, aber sehr wenig zur Erbauung, zur Ermunterung, zum Troste“.[2]) — Die Prädikanten wendeten sich an

---

1) Ziller: Salzburger Stadtgeschichte II, 421.

2) **Multa vera locutus est**, sed ad edificationem, exhortationem, consolationem pauca et utinam nonnulla. Ideo absque mo-

die Leidenschaften des Volkes und geißelten die Mißbräuche, welche im kirchlichen Leben sich eingeschlichen hatten. Das Geld, Judas mit den 30 Silberlingen, war für die Kirche verhängnißvoll geworden. Hatte sich doch der pfründereiche Cardinal Lang neben Salzburg von Kaiser Karl V. noch das Erzbisthum Cartagena übertragen lassen, dessen Erträgnisse erhoben wurden, ohne daß der Erzbischof seinen spanischen Sprengel jemals sah. Er ließ sich durch einen Weihbischof und Generalvicar vertreten.

Alle besseren katholischen Geister erhoben die Forderung einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Der Regensburger Convent vom 7. Juli 1524 beschloß heilsame Reformen, deren Durchführung geeignet gewesen wäre, die Hauptklagen der Neuerer verstummen zu machen. Als das Reformationsmandat von Regensburg bekannt wurde, jubelten die Katholiken, während die Lutheraner in Schmähungen sich ergingen. Letztere fürchteten, daß ihrer Agitation der Boden unter ihren Füßen entzogen werde. Leider blieb das Reformationsmandat vielfach todter Buchstabe. Immerhin war der Grund zur Besserung gelegt.

Mit dem Regensburger Convente von 1524 schließt Hauthaler's Untersuchung. Die Fortsetzung läßt hoffentlich nicht allzulange auf sich warten.

---

destia evomuit etiam sacrosancta dei evangelia, praedicans evangelium contra evangelium! Charakteristische Zeichnung der Prediger des „neuen“ Evangeliums!

XXXIV.
Zur Benediktinerregel.

Die Geschichte zeigt uns, wie Möhler sagt,[1]) unter den mannigfaltigsten äußern Gestalten überall dem Wesen nach das, was wir Mönche nennen. In den Asketen des zweiten Jahrhunderts erscheinen die Anfänge des christlichen Mönchthums; bald verbreitet sich dasselbe von Aegypten aus nach Palästina, Syrien, Mesopotamien, Persien, Armenien und Kleinasien. Der Einfluß des Mönchthums im Orient wurde immer größer, aber mit der äußeren Ehre und Machtstellung war auch der Boden für Selbstüberhebung und Hochmuth geschaffen; die bürgerliche Gesetzgebung wurde gar oft mißachtet; an Stelle der im Glaubensleben sich offenbarenden Gottes- und Nächstenliebe trat Falschheit und sittlicher Verfall; nicht selten führte übel verstandene Askese zur Verzweiflung, zum Wahnsinn und Selbstmord; in den dogmatischen Streitigkeiten des 5. und 6. Jahrhunderts machten sich orientalische Mönche manchmal recht unliebsam bemerkbar.

So war das Mönchthum im Orient bereits von seiner Höhe herabgestürzt, als es im Abendland neu aufzuleben begann; hatte es doch an Ambrosius, Augustinus u. a. mächtige Förderer in Wort und That gefunden. Bis nach Deutschland und auf die britischen Inseln drang gar bald die Lehre von den evangelischen Räthen und das Leben nach denselben; doch es fehlte das einigende Band: die keltischen Stämme folgten mehr dem Beispiel der ägyptischen Vorbilder, während die Romanen mehr zu Basilius hinneigten, dessen Regel ihnen durch die Uebersetzung des Rufinus bekannt geworden. Schon bei

1) Geschichte des Mönchthums in der Zeit seiner Entstehung und ersten Ausbildung. Gesammelte Schriften und Aufsätze. Herausg. v. Döllinger. 2. Bd. S. 165.

Cassian finden wir die Klage: tot propemodum typos ac regulas vidimus usurpatas quot etiam monasteria cellasque conspeximus (Instit. l. II. c. 2.).

Da erscheint nun als Markstein in der Geschichte des Mönchthums die Regel des Patriarchen der Mönche des Abendlandes, St. Benedikts von Nursia (ca. 480—543). Wer die Bedeutung des Benediktinerordens für das Gesammtgebiet der Geschichte anerkennt, der wird sich auch für das Lebensgesetz dieses Ordens interessiren. „Die alte Welt war in Schutt und Trümmer gefallen ... Die Zufluchtsstätten alles dessen, was im früheren Mittelalter Geistesbildung genannt werden durfte, waren die Klöster, besonders jene nach der Regel des hl. Benedikt, deren Wirken noch bis auf unsere Tage den Geist reiner Humanität athmet“.[1]) Unter das Joch dieser Regel hatten sich jene Männer ebenso gebeugt, welche unserem deutschen Vaterland Cultus und Cultur gebracht haben, wie später die großen Mauriner.

Wenn sich in neuerer Zeit neben dem Theologen und Historiker auch der Philologe besonders für die Benediktinerregel interessirt, so liegt der Grund hiefür nicht bloß in der dankbaren Anerkennung der Thatsache, daß jene kostbaren Pergamentcodices, die heute den Stolz unsrer Bibliotheken bilden, aus alten Benediktinerklöstern stammen, und Mitglieder dieser Klöster uns die tiefen Gedanken von Cicero, Seneca, die klassischen Verse von Vergil, Ovid und Horaz erhalten haben: auch die Sprache der Benediktinerregel ist für den Philologen, der sich mit Vulgärlatein beschäftigt, nicht ohne Bedeutung. Darum hat uns auch Eduard von Wölfflin vor drei Jahren eine neue Ausgabe der Regel St. Benedikts geboten.[2])

In allerjüngster Zeit ist ein Schritt weiter gethan worden in dieser Richtung: Ludwig Traube hat uns in den Ab-

1) Dr. Carl von Spruner, Die Wandbilder des bayrischen National-museums historisch erläutert. München 1868. S. 23.

2) Benedicti Regula Monachorum. Recensuit E. W. Lipsiae in Aedibus B. G. Teubneri 1895. Vgl. Histor.-polit. Blätter 1896, 2, S. 259 ff.

handlungen der k. b. Akademie der Wissenschaften mit einer Textgeschichte der Regula S. Benedicti erfreut.[1]) Es ist in diesen Blättern nicht der Platz, dem verehrten Verfasser im Einzelnen nachzugehen auf den schwierigen, mühevollen Wegen seiner historischen, philologischen und paläographischen Forschungen; aber jeder Kenner wird uns recht geben, wenn wir der vorliegenden Studie ein ähnliches Lob ertheilen, wie es jüngst mit Bezug auf den Sprachgebrauch Cassiodors einer andern Arbeit Traube's gespendet wurde: Heute stellt an Traube's Index rerum et verborum schwerlich Einer eine Frage, ohne gründliche Belehrung zu finden.[2])

Der durch Gründlichkeit ebenso wie durch Noblesse[3]) ausgezeichnete Mitarbeiter der Monumenta Germaniae offenbart diese Eigenschaften in reichem Maß auch bei der Veröffentlichung der uns beschäftigenden Textgeschichte. Auf Grund von sieben Handschriften aus dem 8.—10. Jahrhundert und ältesten Commentaren und Citaten hebt der Verfasser 25 bald kürzere, bald längere Abschnitte aus dem Text der Regel aus, um daran zu zeigen, wie der Gesetzgeber selber geschrieben hat, und was mit diesem Urtext im Lauf der Jahrhunderte geschehen ist. Wir sehen, wie um das Jahr 560 der Abt Simplicius von Monte Cassino, der zweite Nachfolger Benedikts, eine editio princeps veranstaltet, und später Karl der Große sich eine Abschrift aus dem Original der Benediktinerregel von Abt Theodemar erbittet. Bereits im zweiten Decennium des 9. Jahrhunderts, in den Reformtagen von Aachen, fühlt Reginbert, der damalige Bibliothekar von Reichenau, das Bedürfniß nach einer Zusammenstellung des authentischen Regel-

1) Textgeschichte der Regula S. Benedicti. Von L. T. Mit 4 Tafeln. Abh. d. k. b. Akad. d. W. III. Cl. XXI. Band. III. Abth. 601—731 (auch separat).

2) Cassiodoriana von Th. Stangl in: Blätter f. d. bayerische Gymnasialschulwesen 1898, Bd. 34, S. 252 (auch separat).

3) Der ruhige, vornehme Ton, in welchem z. B. von der angeblichen Sendung des hl. Maurus nach Gallien gesprochen wird, steht in wohlthuendem Gegensatz zu der Sprache des XYZ in den Studien und Mittheilungen aus dem Bened.- u. Cist.-Orden XIX (1898) S. 108—110.

textes mit der traditio moderna. Zwei junge Reichenauer Mönche, Tatto und Grimalt, später hervorragende Zierden ihres Hauses, die von ihrem Abte Haito in die Musterschule Benedikts von Aniane nach Inda geschickt waren, besorgten eine genaue Abschrift des Exemplars Karl des Großen, und diese Abschrift ist nichts anderes als die heutige St. Galler Handschrift 914. Im Jahre 896 fiel das Originalexemplar der Benediktinerregel dem Brand zum Opfer, der das zwischen Capua und Cassino gelegene Kloster Teano zerstörte, wohin die Mönche von Cassino nach der Zerstörung ihres Klosters durch die Sarazenen im Jahre 883 sich und ihre Schätze geflüchtet hatten. Neue Abschriften im karolingischen Reich auf Grund des Normalexemplars Karls des Großen machen die große Anzahl von Handschriften der Regel leicht erklärlich.

Das Resultat der Untersuchungen, welche staunenswerthe Gelehrsamkeit mit lichtvoller Klarheit verbinden und in einer von liebevollem Verständniß getragenen Sprache geführt sind, faßt der Autor selbst in den Worten zusammen: „Benedikt selber hat öfters hin und her tastend nach dem richtigen Ausdruck gesucht — und es entstanden die Satzdoubletten. Er oder der nächste Abt nach ihm, Constantinus, oder weniger wahrscheinlich der dritte Abt, Simplicius, hatten in dem ursprünglichen Text später einige Lücken entdeckt — und es entstanden die Kapitel des Nachtrags. So stammt denn unsere ganze Ueberlieferung, die reine, wie die interpolirte, nicht nur aus Monte Cassino, sondern wirklich, wie sie vorgibt, aus dem Handexemplar des Ordensstifters".

Da die Textgeschichte der Benediktinerregel mittelbar auch der Geschichte des Ordens selbst dient, sehen wir der Fortsetzung der schönen Forschungen, in denen Traube vielfach mit dem unermüdlichen P. Edmund Schmidt von Metten wetteifert, mit besonderem Interesse entgegen. Allen Schwierigkeiten gegenüber scheint sich auch Traube den Wahlspruch des Benediktinerordens angeeignet zu haben: Ecce labora et noli contristari (S. Greg. Dial. II, 6).

P. Rupert Jud, O. S B.

XXXV.

Der Glaube an Oesterreichs Zukunft.

(Von einem alten Oesterreicher.)

II.

Fragen wir nun weiter, von Jherings Hand geführt, wie es mit dem Widerstande der Katholiken gegen dieses Unrecht steht. Die Behauptung des Rechtes bezw. der Kampf ums Recht ist nämlich ebenso eine Pflicht des Berechtigten gegen sich selbst, wie gegen das Gemeinwesen. Daß es sich hier vor allem, wenn auch nicht allein, um eine Pflicht des Klerus handelt, ist bei seiner Stellung als Führer des gläubigen Volkes selbstverständlich. Hier müssen wir nun zunächst eine Bemerkung Jherings kritisiren, die dem österreichischen Volkscharakter Unrecht thut. „Das Verhalten eines Menschen oder Volkes", sagt er richtig, „angesichts einer Rechtskränkung ist der sicherste Prüfstein seines Charakters". Er vergleicht nun unter diesem Gesichtspunkt den Engländer mit dem Oesterreicher.

„Sein Reichthum hat dem Rechtsgefühl des englischen Volkes keinen Abbruch gethan, und mit welcher Energie sich dasselbe selbst in bloßen Eigenthumsfragen bewährt, davon haben wir auf dem Continent oft genug Gelegenheit uns zu überzeugen an der typisch gewordenen Figur des reisenden Engländers, der dem Versuche einer Prellerei von Seiten der Gastwirthe und Lohnkutscher mit einer Mannhaftigkeit entgegentritt, als gelte es das Recht Altenglands zu vertheidigen, zur Noth seine Abreise verschiebt und den zehnfachen Betrag

von dem ausgibt, was er sich zu zahlen weigerte. Das Volk lacht darüber und versteht ihn nicht, — es wäre besser, wenn es ihn verstünde. Denn in den wenigen Gulden, die der Mann hier vertheidigt, steckt in der That Altengland; daheim in seinem Vaterlande begreift ihn ein jeder und wagt es daher auch nicht so leicht ihn zu übervortheilen. Ich versetze einen Oesterreicher von derselben socialen Stellung und denselben Vermögensverhältnissen in dieselbe Situation; wie wird er handeln? Wenn ich meinen eigenen Erfahrungen in dieser Beziehung trauen darf, so werden es von Hundert nicht Zehn sein, die das Beispiel des Engländers nachahmen. Die Andern scheuen die Unannehmlichkeit des Streites, das Aufsehen, die Möglichkeit der Mißdeutung, der sie sich aussetzen könnten, eine Mißdeutung, die ein Engländer in England gar nicht zu fürchten braucht und die er bei uns ruhig in den Kauf nimmt: kurz sie zahlen. Aber in dem Gulden, den der Engländer verweigert und der Oesterreicher zahlt, liegt mehr als man glaubt, es liegt darin ein Stück England und Oesterreich, liegen *Jahrhunderte ihrer beiderseitigen politischen Entwicklung und ihres socialen Lebens*".

Ich könnte Iherings Erfahrung durch ein Erlebniß bestätigen. Auf einer Orientreise war unsere kleine Reisegesellschaft vor Antritt eines mehrtägigen Rittes mit dem Dragoman übereingekommen, über die geforderte anständige Entlohnung hinaus noch ein Viertel des ganzen Preises als Bakschisch für die Muker zu zahlen, damit dieselben uns während und nach der Reise mit ihren Belästigungen verschonten. Es war wohl keiner von uns naiv genug, um an eine völlige Befreiung von den bekannten Bakschischbewerbungen zu glauben. Richtig trat der Dragoman, nachdem er vor dem Abschiede seine blinkenden Napoleonsdor erhalten hatte, noch als Fürsprecher für die Muker um eine Bakschischzulage auf. Ein Tiroler widersetzte sich entschieden einer Mehrzahlung. „Wir müssen nach Grundsätzen vorgehen", sagte er, „und fest bei der vertragsmäßigen reichlichen Summe bleiben, sonst verwöhnen wir die Leute".

„Aber Herr N.“, erwiderte hierauf ein gutmüthiger, wohlgenährter Wiener in seinem gemüthlichen Dialekte, „wo kämen wir hin, wenn unser Herrgott auch immer nach Grundsätzen mit uns vorgehen wollte!“ Natürlich wurde er von dem Tiroler belehrt, daß unser Herrgott immer nach Grundsätzen handle. Allein das hatte der barmherzige Wiener im Ernste auch nicht leugnen, sondern nur in seiner Weise ausdrücken wollen, daß Gott in seiner Barmherzigkeit uns viel besser behandelt, als wir es nach der strengen Gerechtigkeit verdienten. Es wurden also noch ein paar Goldstücke darauf gegeben, und ich gestehe mit Genugthuung, daß mir diese österreichische Zahlungstheorie jedenfalls christlicher vorkommt, als jene eines Engländers vor einigen Jahren in Tirol, der nach einer Hochtour großmüthig seinem Führer 1 fl., sage einen Gulden, über die nicht gerade splendide Taxe zahlte, nachdem ihn derselbe mit großem Zeitverluste und eigener Lebensgefahr aus einer durch Waghalsigkeit verschuldeten höchst peinlichen Lage errettet hatte. Die katholischen Oesterreicher von jeder Pflichtverletzung in der Behauptung des Rechtes loszusprechen, fällt mir gar nicht ein, da ich im Gegentheil daran gehe, sie derselben anzuklagen. Wohl aber möchte ich die österreichische Gutmüthigkeit an sich, ohne deren Mißbrauch gutheißen zu wollen, wesentlich als eine Folge ihrer katholischen Lebensauffassung vertheidigen und dabei den Zweifel aussprechen, ob die Engländer in der katholischen Zeit denselben „Kampf ums Recht“ führten, wie nach den Tagen der „jungfräulichen“ Elisabeth. Ob überhaupt der reisende Engländer auf dem Continente der getreue Typus seines Volkes ist, mag als Nebenfrage unerörtert bleiben. Für die scheinbare und schlecht benannte „Grundsatzlosigkeit“ unseres Wieners im Orient aber können wir aus den strengen Grundsätzen der katholischen Gnaden- und Tugendlehre den Fürsten der Theologen, Thomas von Aquin, anführen, bei dem wir den klassischen Ausspruch finden: „Die Gabe der Frömmigkeit richtet sich bei Spenden

nach dem Maße Gottes".[1]) Der Kürze wegen verzichten wir auf interessante Belege dieser Oesterreicher- und Habsburger Tugend, indem wir nur die Namen Ferdinand II., Leopold I. und aus diesem Jahrhundert Karolina Augusta nennen. Auch die sprichwörtlich gewordene „österreichische Sanftmuth", die nach den Rathschlägen des Evangeliums nicht gleich bereit ist, eine ungerecht erhaltene Ohrfeige zurückzugeben, ist nicht ohne weiteres als ein Mangel an Rechtsgefühl auszulegen.

Dennoch denken wir nicht daran, jegliche Rücksicht und jede Nachgiebigkeit der Katholiken und insbesondere des Klerus in Oesterreich gegenüber der Staatsregierung als eine verdammliche Pflichtverletzung zu bezeichnen. Allein es gibt bestimmte Grenzen, über die hinaus Nachgeben und Schweigen nicht mehr den Charakter katholischer Geduld und Pietät trägt und wo das unschuldig angegriffene Recht unter allen Umständen nur ein katholisches „Non possumus" fordert. Jeder wahre Katholik muß durch solche Maßnahmen gegen seinen Glauben tief verletzt in christlicher Weise reagiren. Insoferne wären die Worte des Cardinals Rauscher in dem schon genannten Hirtenbriefe ein Aufruf zum heiligen Kampfe: „Von den Begnadigten, welche die Kirche ihre Mutter nennen, hat die Fürsehung mehr als dreißig Millionen, also weit über den siebenten Theil ringsher um Oesterreichs Thron vereinigt. Ihnen allen ist an den Wohlthaten der Vereinbarung ein gleicher Theil beschieden, sie alle haben gleiches Interesse,

---

1) „Donum pietatis in communicationibus divinam mensuram habet" (III. dist. 34. qu. 3. a. 2 quaest 1 c.) Einer der besten Thomaskenner gibt hierzu die gerade für unsere Frage zutreffende Erklärung: „Versatur igitur donum pietatis circa eandem quidem materiam, circa quam virtus cardinalis iustitiae cum virtutibus sibi adiunctis operatur sub altiore tamen rationis filiationis divinae". (Weiss, S. Thomae Aqu. de septem donis spiritus sancti doctrina. Viennae 1895. p. 170.)

daß der Same reiche Frucht bringe fürs ewige Leben, und ihre Verbindung zum Ganzen desselben Staates gewinnt eine neue Weihe. Weil sie Oesterreich angehören, gehören ihnen die Segnungen des Concordats an, und indem sie für die Blüthe und die Kraft eines Reiches wirken, welches sich den höchsten Gütern des Christen zur starken Burg darleiht, wirken sie für die höchsten Güter des Christen und für Den, zu welchem sie uns hinführen".

Allein wie viele haben damals von diesen mehr als dreißig Millionen auf dieses Wort gehört und wie viele Oesterreicher beherzigen es heute? Blicken wir zuerst auf die tonangebenden gebildeten Klassen der Bevölkerung. Von den k. und k. Beamten haben wir zum Theil schon gesprochen. Ueberzeugungstreue und praktische Katholiken sind unter ihnen rühmenswerthe Ausnahmen. Wie gerne möchten wir uns durch den Zahlenbeweis genöthigt sehen, diesen Satz als unwahr zurückzunehmen! Mit den Professoren und Lehrern an den Universitäten und Mittelschulen ist es kaum besser gestellt, wenn wir die immer noch zahlreichen Geistlichen abrechnen, die Gymnasien leiten oder an solchen wirken. Auf manchen gläubigen Arzt kann man in allen österreichischen Kronländern hinweisen, der seine Christenpflichten ebenso musterhaft erfüllt, wie er tüchtig in seinem Berufe ist. Allein zur Regel gehört dies noch weniger als bei den schon genannten Ständen. Von dem Officiersstande aber würde trotz des Eifers des gegenwärtigen Feldbischofs wohl die Mehrzahl heute ebenso durch Unglauben und Frivolität Anstoß erregen, wie dies 1866 seitens der Verwundeten in preußischen Lazarethen geschehen ist. Es ist eine leidige Thatsache, daß den Söhnen des Volkes beim Militär die Erfüllung der religiösen Pflichten entgegen dem Reglement direkt und indirekt durch viele Vorgesetzte erschwert wird. Die Geldmacht ist vorwiegend in jüdischen Händen. So bleibt noch der katholische Hochadel zum Eintreten für den

Glauben berufen. Daß viele diesen Beruf erfüllen, ist erfreulich; wer möchte leugnen, daß viel mehr geschehen könnte Bei diesem Ueberblicke wird man daher leider die Worte eines Redners als zutreffend bezeichnen müssen, die am 12. Mai d. Js. in einer großen Versammlung österreichischer Priester gefallen sind: „Es ist keine Uebertreibung, wenn wir hören müssen: Die Intelligenz wird ungläubig oder ist praktisch atheistisch, wenn auch innerlich noch nicht vollkommen davon überzeugt".

Den Grund davon haben wir vorzüglich in der Entchristlichung der Mittel- und Hochschulen zu suchen, die im Princip vom Staate gefördert wird. In dieser Beziehung steht es in Oesterreich nicht viel anders als in Deutschland. Im deutschen Reichstage ist im Februar 1893 vom Abgeordneten Dr. Porsch darauf hingewiesen worden, wie „der Unglaube zu Gunsten der Socialdemokratie auf den Hochschulen gezüchtet werde". Der Cultusminister Bosse hat darauf die optimistische, vieldeutige Antwort gegeben: „Ich bin vielmehr der Ueberzeugung, daß in den akademischen Kreisen noch ein so lebhaftes religiöses Interesse vorhanden ist, daß dieser weitgehende Pessimismus, wie ihn Porsch dargestellt hat, nicht begründet ist".

In dem Artikel dieser Zeitschrift (Bd. 117, S. 585—609) „Forschungsfreiheit, Lehrfreiheit und das Recht des christlichen Volkes" ist von Frhrn. v. Hertling in und zwischen den Zeilen die ganze Haltlosigkeit des Liberalismus in diesem Punkte dargelegt worden. Mit gewisser Genugthuung könnten wir darauf hinweisen, daß der österreichische Unterrichtsminister von Gautsch am 16. Februar 1888 im Reichsrathe einen klareren Blick für die Mißstände unter der akademischen Jugend bekundet hat, wenn ihn auch sein Liberalismus hinderte, der Sache auf den Grund zu schauen. Die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Regelung der Studentenverbindungen begründete er u. a. folgendermaßen:

„Ich bin weit entfernt davon zu behaupten, daß Univer-

sitätsvereine irgend etwas Schädliches sind . . . aber ich kann auch nicht anders als hier sagen, daß sich in gewissen Vereinen leider Tendenzen gezeigt haben, welche ich nicht anders bezeichnen kann, denn als nationale (?) Verirrung, und es ist tief zu bedauern, und ich sage es nicht ohne patriotische Beklemmung und in der Erfüllung einer traurigen Pflicht, daß bisweilen in manchen dieser Vereine auch Erscheinungen zu Tage getreten sind, welche geradezu eine antiösterreichische Gesinnung bekunden. Ich will nicht erwähnen, daß auch da und dort sich eine ganz eigenthümliche Richtung des akademischen Geistes geltend macht, welche vielleicht mit den Anforderungen akademischer Bildung im grellen Widerspruch stehen. . . . Ich gelange zu einem Punkte, der bereits vielfach in der öffentlichen Meinung berührt wurde, das ist das Verhältniß dieses Gesetzentwurfes zu demjenigen, was man akademische Freiheit nennt. Und dieser Punkt scheint mir wichtig zu sein, weil jeder Anwurf, der auf diesem Gebiete gegen einen Unterrichtsminister gemacht wird, wirklich ernsthaft genommen werden muß. Ich könnte sagen, daß von den alten Privilegien der Universitäten nichts mehr übrig geblieben ist, als der goldene Kern der akademischen Freiheit, jener goldene Kern, der — ich darf es hinzufügen — in Oesterreich ja gewährleistet ist: die Lehr- und Lernfreiheit. Ich will zugeben, daß man unter akademischer Freiheit noch mehr versteht als Lehr- und Lernfreiheit. Aber ich werde niemals zugeben, daß die akademische Freiheit bestehen kann in der Freiheit zu verwildern, in der Freiheit zu verflachen, in der Freiheit ausgebeutet zu werden. Ich verstehe unter akademischer Freiheit die Möglichkeit für den Studierenden, sich selbständig an der Universität zu entwickeln, Kenntnisse zu sammeln und in diesem Sinne eine Vorbereitung für das künftige, für das politische Leben zu erwerben. Ich will nicht, wie man von diesem Gesetzentwurfe vermuthete, das politische Leben unserer Studentenschaft tödten. Aber ich will es unmöglich machen, daß man die akademische Jugend — erst schuldig werden läßt und dann überläßt man sie der Pein. Meine Herren! Wenn Sie in meiner Lage wären, würden Sie über manche Vorkommnisse ganz anders denken. In meinem Bureau spielt sich manches ab, was tief

zu bedauern ist, zu bedauern von demjenigen, der sich mehr einen wahren Freund der Jugend, als einen Politiker nennt. Ich will aber nicht vernichtete Existenzen, ich will nicht eine mißverstandene akademische Freiheit. In diesem Sinne ist der Gesetzentwurf gedacht, und wenn man den Gesetzentwurf dann reaktionär nennt, hohes Haus, dann nehme ich diesen Ausdruck auch entgegen. Es ist überhaupt eine eigenthümliche Sache um die Reaktion. Nennen Sie den Gesetzentwurf ‚reaktionär'— für mich ist er Rückschritt zur Ordnung, nicht aber der Fortschritt zur Zügellosigkeit".

Man darf nicht vergessen, daß diese goldenen Worte aus dem Munde desselben Mannes gekommen sind, der gesagt hat: „Ohne die ‚Neue Freie Presse' kann man in Oesterreich nicht regieren". Das ist eben das große Unglück Oesterreichs, daß die Regierung zwischen gut und böse schwankend, planlos und charakterlos die Früchte des guten Baumes haben möchte, dessen Wurzeln sie abgräbt. Der Minister will keine Freiheit zugestehen, um sittlich zu verwildern, zu verflachen, ausgebeutet zu werden. Die religiöse Verwilderung, Verflachung und Ausbeutung dagegen wird durch die confessionslose Schule, durch die geduldete Züchtung des Unglaubens an den Mittel- und Hochschulen officiell gefördert. Beispielsweise verweisen wir unsere Leser auf den Hohn, womit der Professor an der Grazer Universität Dr. L. Gumplowicz in seinem „Allgemeinen Staatsrecht" (2. Aufl. Innsbruck 1897) über die „Mythen" des Christenthums und sogar über die Existenz eines allmächtigen Schöpfers spricht. Nach ihm hat „diejenige Weltanschauung, die den Menschen in Leib und Seele spaltet, sein Dasein in Zeit und Ewigkeit scheidet, der geschaffenen und vergänglichen Welt einen ewigen Gott und Schöpfer entgegenstellt", ihr Ende gefunden. Was mag dieser Herr im mündlichen Vortrage sich erst erlauben? Freilich verwahrt sich die Regierung dagegen, die Religion beseitigen zu wollen, praktisch aber huldigt man der socialdemokratischen Phrase: Religion ist Privatsache, und gestattet schrankenlose Freiheit, in der Schule Irrglauben oder

Unglauben zu verbreiten. Ein Christenthum ohne Dogma, eine Sittlichkeit ohne feste theoretische Grundlage, ist das Ziel, das eben unerreichbar ist.

Wollte Jemand unsere Darstellung zu scharf und zu schwarz nennen, so können wir zu unserer Rechtfertigung noch auf den großen Fortschritt hinweisen, den die Klärung in der österreichischen Schulfrage soeben auf den beiden Lehrertagen zu Meran (1.—4. August) und Brünn (7.—10. August) erfahren hat. Daß die katholischen Lehrer in Meran zum erstenmale einen solchen Tag begangen und dabei ihren Glauben ebenso wie ihre Kaisertreue energisch ausgesprochen haben, erscheint uns als ein höchst glückliches Ereigniß. Ebenso werthvoll jedoch kommen uns die deutlichen und klaren Forderungen des liberalen und radikalen deutsch-österreichischen Lehrerbundes zu Brünn vor, die an Feindschaft gegen jede geoffenbarte Religion und gegen die Kirche alle früheren Erklärungen überbieten. Die vollständigste Trennung zwischen Kirche und Schule wurde in Brünn beantragt. Der erste Paragraph des gegenwärtigen Volksschulgesetzes erhielt das Prädikat „berüchtigt", weil er als Ziel der Volksschulbildung „sittlich-religiöse Erziehung" fordere. Eine Sittlichkeit allein, getrennt von der Religion und Confession, sei in der Schule zu lehren. Die religiöse Erziehung müsse der Kirche allein zugewiesen werden, denn die Schule denke nur an das Diesseits, während die Kirche die Aufgabe habe, für das Jenseits zu erziehen. Daß die Kinder auch für die Eltern zu erziehen seien, wurde mit aller Entschiedenheit in Abrede gestellt, von einer Erziehung für Gott natürlich ganz geschwiegen. Nur dafür habe die Schule zu sorgen, daß die Kinder für sich selbst, für den Staat und ihr Volk gebildet werden. Diese ungeheuerliche Verletzung des ersten und klarsten Rechtes, welches die Eltern entsprechend ihren Pflichten auf ihre Kinder haben, sowie die Verhöhnung der religiösen bezw. kirchlichen Rechtsansprüche ist aber nur eine folgerichtige Entwicklung der intercon-

fessionellen Schulgesetze. Fürstbischof Zwerger hat bereits 1871 in seinem Buche: „Die Volksschule in ihren Beziehungen zu Familie, Kirche und Staat“ mit seiner bekannten Klarheit und ruhigen Entschiedenheit (u. a. S. 171) diese Folgen geschildert. Mit ihrer eigenthümlichen Unverfrorenheit haben denn auch die in Brünn versammelten Lehrer den Kaiser als „Schützer der freien Schule“ gefeiert. Solche Consequenzen müssen denn doch jedem die Augen über das Ziel öffnen, wohin die 1868 sanktionirte Entwicklung der österreichischen Schulverhältnisse steuert.

Bereits zeigt auch die Regierung das Bestreben, wiederum Religion in die Schule zu bringen; sie stößt aber dabei auf den Widerstand der durch ihre eigene Schuld religiös verwilderten und ausgebeuteten Elemente. In der Sitzung des Kärntner Landtages vom 17. Februar d. Js. hatte die Regierung „die Wiedereinführung des (auf ein Minimum reducirten) Religionsunterrichtes in der Oberrealschule“ beantragt. Mit 24 gegen 8 Stimmen wurde dieser Antrag abgelehnt, trotzdem der eifrige und thatkräftige Fürstbischof von Gurk Dr. Joseph Kahn in seiner ruhigen und überzeugenden Weise die Nothwendigkeit dieses Antrages dargethan hatte. Der Landtag beschloß im Gegentheil, der Religionsunterricht sei principiell aus der Realschule auszuschließen. Gerechterweise ist diesem extremen Beschlusse kürzlich die kaiserliche Sanktion verweigert worden; allein die Entchristlichung der Gemüther gedeiht bei der principiellen Stellung, welche der Religion und dem Religionslehrer im interconfessionellen Schulgesetze angewiesen ist, ruhig weiter.

Nimmt nun auch Kärnten als Hochburg des Liberalismus — und der Unsittlichkeit eine extreme Stellung ein, so ist doch eine ähnliche Entfremdung von positiver Religion der gebildeten Klassen in allen Kronländern Oesterreichs Thatsache. Die Demonstrationen der Studenten in Wien, Graz, Prag aus der letzten Zeit haben auch regelmäßig ebenso antikirchlichen wie antiösterreichischen Charakter

getragen. Letzteren skandalösen Vorgängen gegenüber hat die Regirung einen bedauerlichen und verspäteten Mangel an Energie gezeigt. Wie dagegen die wenigen katholischen Studentenverbindungen in ihrem patriotischen und religiösen Auftreten behandelt worden sind, wie in Graz sogar ein katholischer Theologe, der Professor der Kirchengeschichte in seiner Eigenschaft als Rector magnificus die ihm zustehende Vertheidigung der katholischen Carolina nicht gewagt hat, ist mit Entrüstung über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus bekannt worden. Nun zeigen bereits die Gymnasiasten bei feierlichen Anlässen offene Abneigung gegen Oesterreich. Beim Schlußgottesdienst einer Mittelschule in Innsbruck Anfang Juli d. Js. schwieg eine Anzahl Schüler, die sich deutsch-nationale Abzeichen angelegt hatten, beim Absingen der Kaiserhymne oder summte in vernehmlicher Weise statt des Textes den des Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles". Es ist nicht bloßer Zufall, daß ein gottesdienstlicher Anlaß zu antipatriotischer Manifestation mißbraucht wird. Diese „moderne Bildung" der österreichischen Intelligenz ist nun auf dem besten Wege, in die Massen der Bevölkerung mittelst der Volksschule hinabzusickern. Die Brünner Versammlung des deutsch-österreichischen Lehrerbundes hat dies nach obigem aufs deutlichste gezeigt. Die deutschradikale bezw. antiösterreichische Färbung des Brünner Lehrertages hatte auch hier zur harmonischen Grundlage die stürmischen Rufe der Versammelten: „Pfui den Römlingen!" „Nieder mit dem Klerikalismus!" „Hinaus mit den Pfaffen!" Gesinnungsgenossen der Brünner Versammlung haben bei einem Schulfeste in Steiermark aus Anlaß des Kaiserjubiläums die Festbroschüre des Grazer Stadtschulinspektors Reis: „Oesterreich über alles!"[1]) nicht zur Vertheilung an die Kinder gelangen lassen wollen, weil sie „schwarzgelb" sei.

---

1) Kurze Geschichte unseres Vaterlandes für Jugend und Volk dargestellt. Graz. Moser.



Solche Thatsachen zeigen deutlich, daß die Forderungen der Brünner Versammlung nicht blos Lufthiebe waren. Die katholischen Lehrer in Meran haben dagegen die Nothwendigkeit der confessionellen Schule, die in Oesterreich so ziemlich mit der katholischen Schule identisch, dargelegt und wollen die Erziehung von der Religion durchdrungen wissen. Somit „ist die österreichische Lehrerschaft in zwei Lager getrennt; in Meran und Brünn wurde jetzt Heerschau gehalten. Jetzt muß auch dem Blindesten klar werden, wo Oesterreichs Schulmänner versammelt waren, die pflichtgetreu die Jugend für Kaiser und Kirche erziehen, und wo Schulmänner waren, die selbst dem Umsturze angehörend, auch die Jugend ins Verderben ziehen werden. Die kleinere Schaar ist die kaisertreu katholische Lehrerschaft; . . . der Brünner Lehrertag aber erfordert einen feierlichen Protest des christlichen Volkes, ein entschiedenes Einschreiten der Regierung. Nicht länger mehr darf die Mehrheit des österreichischen Lehrerstandes sich in offenen Gegensatz zum Volke, zur Kirche stellen; nicht länger mehr dürfen die Kinder — das theuerste Gut christlicher Eltern — glaubenslosen Lehrern anvertraut sein“.[1])

Indeß haben beide Lehrerversammlungen doch Eins mit einander gemeinsam, die Unzufriedenheit mit den bestehenden Schulgesetzen. Die Regierung mit ihrem „gemäßigten“ Liberalismus fällt hier zwischen zwei Stühlen durch. Jener Theil der Lehrer, welcher noch die „goldene“ Mitte des interconfessionellen Indifferentismus festhalten möchte, oder der selbst indifferent zuwartet, von welcher Strömung er schließlich erfaßt werden wird, kann sich lange nicht halten. Bei den gegenwärtigen Jubiläumsfeiern finden ja diese Halben noch ihre Stelle. Als Musterleistung dieser vorsichtigen Haltung sei beispielsweise die Ansprache erwähnt, welche der erwähnte Verfasser der Jubiläumsbroschüre: „Oesterreich über alles!“

1) „Reichspost“. Nr. 184 vom 13. August.



bei dem Schulfeste in Graz am 12. Juli d. Js. an „die Schüler und Schülerinen“ gehalten hat. Der Name Gott wird darin nicht ein einzigesmal genannt. Daß in der Tugendreihe von Schulkindern auch die Frömmigkeit einen Platz hat, scheint überwundener Standpunkt zu sein, denn die Kinder werden nur ermahnt tapfer, ehrenhaft und blind gehorsam zu sein. Daß auch katholische Blätter an dieser religionslauen Rede nichts auszustellen hatten, zeigt, mit wie wenigem man in Oesterreich bereits zufrieden zu sein gelernt hat.

Kaum etwas anderes aber dürfte so sehr zur Beleuchtung der religiösen und sittlichen Halbheit dienen, welche durch die beiden erwähnten Lehrertage in die Enge getrieben wird, als die soeben erschienene Jubiläumsschrift eines durchaus edelgesinnten Officiers: „Die Pflege der Disciplin. Abwehr materialistischer Angriffe auf das Heer und die Religion. Zur Feier des 50jährigen, glorreichen Regierungs-Jubiläums Sr. Majestät unseres erhabenen und gütigen Kaisers, Königs und Kriegsherrn Franz Joseph I. von Franz Perčević Edler von Odavna, k und k Oberstleutnant im 27. Infanterie-Regimente“ [1]) Interessant ist dieses von vieler Belesenheit zeigende Buch zunächst, weil es Stellung nehmen will gegen die der Religion zugefügte Rechtsverletzung und die Gefahr anerkennt, welche Oesterreichs Armee von den Angriffen auf die Religion durch materialistische, socialdemokratische und liberale Doktrinen droht.

„Wir wissen“, heißt es, „was Disciplin ist; wir wissen, daß sie aus den Faktoren: Subordination, Pflichttreue und Ordnung besteht; daß sie unbedingt auf Moralität basirt sein muß, denn jede andere Grundlage ist im Momente der Gefahr und Noth unhaltbar. Hiebei fühle ich mich verpflichtet zu erwähnen, daß allen diesen Faktoren die Religion als Grundlage dienen muß. Man kann darüber sagen, was man will,

1) Graz, Selbstverlag 1898. 223 S. 8°.



aber Moral ohne Religion ist nicht denkbar, nicht haltbar. Moral und Religion entstammen einer Wurzel, die aus einem Boden, das ist aus denselben Grundsätzen die treibenden Säfte zieht".

Indem der Verfasser vor allem an seine jungen Kameraden denkt, schildert er die Gegenwart also:

„In unserm akademischen Nachwuchs gährt und brodelt es ganz absonderlich. Ganze Schichten der Jugend, die zuerst berufen ist, die Ideale der Väter hochzuhalten, wenden sich von denselben hochmüthig ab . . . Man hat unsere junge Generation in der Negation alles Bestehenden groß gezogen. Es ist eine Aera eingetreten, wo nur derjenige für wissenschaftlich gebildet gehalten wird, der die Religion geringschätzt. Unsere von diesen modernen Ideen angehauchte Jugend lächelt vornehm über die Religion und schämt sich, das Zeichen der Religion zu machen, in der sie aufgezogen und zu der sich ihre Eltern bekennen; schämt sich einer Religion, welche die Urquelle der Civilisation ist, ja welche die eigentliche Ursache seiner geistigen Freiheit ist". „Der Officier", heißt es am Schlusse, „soll dem Manne den Werth der Religion und der daraus keimenden Moral klarstellen. Die religiöse Anschauung, die der Soldat tief im Herzen tragen soll, gibt ihm Ausdauer und Festigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten. Es ist eine der höchsten und dennoch dem schlichten Manne verständliche Wahrheit: Wer seinem Gott treu bleibt, bleibt seinem Kaiser treu. Die Religion ist ein Bedürfniß unseres Standes, — sie ist uns nothwendiger, als die Gewehre, denn was nützen die Gewehre, wenn sie in unverläßlichen Händen wären; — die Religion ist die Fahne, unter der wir den Allmächtigen verehren; sie heiligt auch unsere Soldatenfahne, zu der wir schwören, ehrlich und treu zu bleiben dem Kaiser und Vaterland; daher muß man das religiöse Empfinden des Soldaten achten und pflegen . . . Nur so können wir den Feinden des Heeres und der Religion — also den Feinden des Staates — den Boden für ihre unedlen Angriffe entziehen und so die Menschheit vor gewissenlosen Egoisten bewahren. Wir brauchen in der Kaserne keine Katechismusvorträge zu

halten, — aber wir müssen im Interesse der Disciplin, im Interesse der ganzen Menschheit, welche ohne Disciplin nicht existiren kann, dem Manne den Werth der Religion erklären und betonen: Die Religion ist der Prüfstein des Charakters. Nichts auf Erden vermag auf den Charakter so veredelnd einzuwirken, wie die Religion der Liebe. Somit sorgt die Religion auch für das materielle Wohl des Menschen, denn das Einzige, was dem Menschen Ehre, Achtung und Erfolg auf die Dauer sichern kann, ist nur ein edler Charakter!"

Welcher wahre Oesterreicher sollte nicht solche Worte eines pflichtbewußten österreichischen Stabsofficiers an seine jungen Kameraden im Jubiläumsjahre mit Jubel bgrüßen! Dann ist der Glaube an Oesterreichs Zukunft gewiß kein leeres Traumbild, wenn die Führer des österreichischen Heeres von solcher Gesinnung beseelt sind. Allein ein trauriges Aber hinkt nach. Was versteht Herr von Perčević unter Religion? Die scharfe Logik, die er gegen die Leugner des Daseins Gottes in Anwendung bringt, verläßt ihn, sobald er auf die Verschiedenheit der Religionsbekenntnisse zu sprechen kommt. Die christliche Religion nennt er unübertrefflich im Vergleich zu den andern Confessionen. Daher schreibt er: „Die christliche Religion ist die Stütze des Pflichtgefühls, der Treue und der Verläßlichkeit beim Soldaten, daher für unsern Stand von höchster Wichtigkeit". Im unmittelbar darauffolgenden Satze aber fährt er fort: „Ueberhaupt sind alle Religionen gleich (!) achtungswerth, weil sie alle das gleiche Ziel verfolgen: Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes, jede nach ihrer Art". Die Wahrheit, daß in jeder Religion ein achtenswerther Kern ist, ohne daß deßhalb jede Religion gleich achtenswerth ist, leuchtet dem Verfasser so wenig ein, daß jeder Bekämpfer der positiven Religion seine schöne Empfehlung der Religion mit Schillers schalem Distichon wegblasen kann:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen
Die du mir nennst. — Und warum keine? — Aus Religion".

Der Verfasser selbst huldigt einem proteusartigen Pantheismus, welcher der Allerweltsreligion des „Einigen Christenthums“ des Herrn v. Egidy auf's Haar gleicht. Die ausgezeichnete Charakteristik dieser harmlosen Versöhnungsmenschen, welche Freiherr von Grotthuß in seinen „Problemen und Charakterköpfen“ (1898 S. 1 ff.) gegeben hat, kann daher auch als ein Beitrag zur Würdigung der Lage Oesterreichs angesehen werden. Solche Menschen sind nämlich die typischen Repräsentanten einer Uebergangszeit. So auch Herr von Perčević. Für seinen „Glauben an nur Einen Gott und nur Eine Menschheit“, über dem jeder positive wirkliche Glaube in Brüche geht. ruft er daher Göthe, Friedrich den Großen, Renan, Leo XIII., Peter Rosegger, den Talmud, den Koran, Bismarck u. s. w. in bunter Reihenfolge zu Zeugen auf. Trotz seiner achtenswerthen Belesenheit kann dem Verfasser mühelos der Nachweis erbracht werden, daß er von Christenthum und noch weniger von Katholicismus kaum eine Idee hat. Bei alledem ist es ja schon ein gutes Zeichen und wir begrüßen es als eine Stütze für den Glauben an Oesterreichs Zukunft mit Freude, daß ein hochgestellter Soldat dieses ernste Thema behandelt und so viel Wahres gesagt hat. Aber diesem ersten Schritte muß eben nothwendig der zweite folgen, die Erkenntniß der christlichen Glaubenswahrheit. Gegenüber einer solchen bodenlosen Verschwommenheit des religiösen Bewußtseins, auf dem keine Moral aufzubauen ist, hat Cardinal von Rauscher eben die Worte über den Religionsunterricht in jeder Schule allen Oesterreichern einprägen wollen: „Das höchste Gesetz des Unterrichts ist die Wahrheit. Der Katholik beklagt diejenigen, welche es für nothwendig erachten, in dem, was Gott und sein Reich betrifft, die Wahrheit erst noch zu suchen; er selbst aber sucht sie nicht; er hat sie gefunden. Man würde es für eine maßlose Thorheit halten, wenn ein Lehrer im Namen der Freiheit das Recht ansprechen würde, in den Naturwissenschaften, in der Geschichte und Erdbeschreibung seinen Schülern Unwahres vorzutragen. Soll

dasjenige, was man bei Aufzählung der Käfer und Würmer nicht erlauben will, nur dann gestattet sein, wenn es sich um das Heil der unsterblichen Seele handelt? Mit vollem Rechte verlangt man also, daß der Lehrer der katholischen Jugend, insoweit sein Unterricht Religion und Sittlichkeit betrifft, die Lehre der katholischen Kirche rein und unverfälscht wiedergebe, und bei anderen Gegenständen nichts einmische, was der katholischen Wahrheit zuwiderläuft. Darüber zu urtheilen steht dem katholischen Bischofe zu, denn er ist in seinem Bereiche zum Hüter des Glaubens bestellt; deßwegen wird der ganze Unterricht der katholischen Jugend mit der katholischen Lehre im Einklang stehen, und der Bischof darüber wachen, daß kein Mißklang sich einschleiche".

Hiernach leuchtet uns ein schöner Hoffnungsstern für den Glauben an Oesterreichs Zukunft in der Reaktion, welche die katholischen Lehrer in Meran gegen die interconfessionelle Schule bekundet haben. Die Regierung kann sich unmöglich noch lange in ihrer Halbheit behaupten. Sie hat nur die Wahl, ob sie mit den Meraner Lehrern dem katholischen Volke sein Recht auf eine katholische Schule zurückgeben, oder mit den Brünnern weiter den Raub am katholischen Gewissen fortsetzen will. Hat man seiner Zeit einen Dittes in Deutschland finden können, der den Haß gegen die Kirche der österreichischen Lehrerschaft eingeimpft hat, so werden heute wohl ebenso in Oesterreich selbst, oder sicher auch in Deutschland, wenn schon das Ausland helfen soll, tüchtige Kräfte mit christlicher und katholischer Ueberzeugung zu gewinnen sein, die ohne vorläufige Gesetzesänderung in die Pädagogien wieder christliche Gesinnung einzuführen befähigt sein werden. Nochmals aber erwähnen wir das klassische Buch des Fürstbischofs Zwerger über die Volksschule als ein Mittel zur Reform der Schule. Als das Buch 1871 erschien, lag die österreichische Intelligenz im Betäubungsschlafe des Liberalismus. Es darf ohne Umschweif eine Schande genannt werden, daß ein solches höchst

zeitgemäßes Buch bis heute noch nicht eine zweite Auflage erlebt hat. Ob der Klerus hiebei nicht auch das Seinige zu thun vielfach unterlassen hat? Heute greift, wie das Perčević'sche Buch zeigt, das Erwachen doch auch in Kreise ein, von denen man es bisher kaum erwartete. Um so mehr darf man hoffen, daß das christliche Volk gegen die Rechtsverletzung Stellung nimmt, die ihm in den Angriffen auf die Religion seiner Kinder durch die „modernen" Lehrer widerfährt. Die Verbreitung des Zwerger'schen Buches könnte nicht wenig hiezu beitragen.

In der That bleibt nach der geschilderten indifferenten und glaubensfeindlichen Stellung der sog. Intelligenz der Kampf für den Glauben, der Oesterreichs Völker bisher vereinigt und damit den Bestand des Habsburgerreiches gesichert hat, dem Volke unter der Führung des Klerus überlassen, dem nur ein sehr schwacher Bruchtheil überzeugungstreuer gebildeter Katholiken und ein Theil des katholischen Adels zur Seite steht. Wenn auch die Neuschule sowohl wie die Lehrer sich keineswegs der Liebe des Volkes erfreuen, so hat man sich mit österreichischer Geduld gewöhnt, die Last zu tragen. Bei den letzten Reichsrathswahlen haben nicht wenige Lehrer ostentativ socialdemokratisch gewählt; nirgends aber hat man auch in durchaus gutgesinnten Gemeinden gehört, daß die Bevölkerung die Entfernung eines solchen Lehrers von der Behörde nachdrücklich gefordert hätte. Die Energie des Bürgermeisters Lueger von Wien gegen diese „Jungen" unter den Lehrern hat leider in dieser Weise keine Nachahmung gefunden. Die socialdemokratische Propaganda verdankt es nicht zuletzt der Neuschule, daß sie unter den Völkern Oesterreichs viel Boden gewinnen konnte. Und doch war es nirgends leichter ihr erfolgreich Widerstand zu leisten, als hier, wenn eben in Oesterreich der Fond des Katholicismus benützt und gepflegt worden wäre. Nicht mehr „ein sehr kleiner Theil der Bevölkerung", wie die Bischöfe 1867 sagen konnten, erhebt laut seine Stimme gegen

die Kirche und — gegen Oesterreich; vielmehr ist es nur ein Häuflein von Getreuen, die unter dem Namen der Klerikalen, wie sie mit oder wider Willen genannt werden, für den Glauben und das alte Oesterreich zuverlässig einstehen. Allein statt der festesten Einheit, die hier noth thut, begegnet uns Entzweiung sogar im Klerus, auf welchem nach der Lage der Verhältnisse die Hauptlast ruht. Ein allgemeiner österreichischer Katholikentag scheint bei der gegenwärtigen Lage unmöglich zu sein. Die Spaltung zwischen der katholischen Volkspartei und der christlich socialen offenbart sich im luxuriösen Streite der beiderseitigen Presse, die entsprechend der geschilderten Gesinnung der sogenannten Intelligenz noch immer mit Existenzsorgen zu kämpfen hat. Wir denken nicht daran, für die eine oder andere Partei als die allein berechtigte einzutreten, in der festen Ueberzeugung, daß beide Parteien nicht bloß nebeneinander das gemeinsame Ziel der Reform und Erhaltung Oesterreichs anstreben können, sondern daß sie vorläufig gegenseitig aufeinander angewiesen sind. Wir erlauben uns zum mindesten über den Zeitungen zu stehen, wodurch die Parteien vertreten werden.

Die beiden hervorragenden Reden, welche Baron Di Pauli im Namen der katholischen Volkspartei am 24 März d. Js. und Prinz Alois Liechtenstein als Vertreter der Christlich-Socialen am 28. April d. Js. im Reichsrathe über die Lage gehalten haben, imponirten in gleicher Weise dem ganzen Hause durch ihre Würde und ihren Gehalt. Es ist einfach nicht einzusehen, warum auf Grund dieser Erklärungen ein Zusammengehen unmöglich sein soll. Am entschiedensten kommt das österreichische Programm in der katholischen Volkspartei zum Ausdruck. Allein eben deßhalb leidet dieselbe unter den Verhältnissen, welche auf der ganzen Monarchie lasten. Trotz ihres alle Nationalitäten einladenden Programmes besteht die katholische Volkspartei doch fast nur aus Mitgliedern deutscher Nationalität. Die christlich-sociale Partei bringt ganz entsprechend den Umständen ihrer Entstehung in natio-

naler Beziehung mehr die Stellung zur Geltung, welche die Deutschen in der österreichischen Monarchie nach historischer Entwicklung einzunehmen berechtigt sind. Daß sie die religiösen Forderungen der Katholiken vernachlässigt und die berechtigten Ansprüche der Slaven im Princip nicht anerkannt hätte, wird der christlich-socialen Partei nicht nachgewiesen werden können. Umsomehr wird aber ihre principielle Stellung im gegenwärtigen Nationalitätenkampfe gerechtfertigt, als Baron Di Pauli in der angeführten Rede folgenderweise die Vertreter der slavischen Nationalitäten anzureden sich genöthigt sah: „Indem wir, offen eine gewisse deutsche Gemeinbürgschaft anerkennen, sind wir uns des Opfers wohl bewußt, das wir durch diese Anerkennung bringen, indem wir dabei entschieden gewisse Parteiwünsche im allgemeinen Interesse zurückstellen müssen. Wir zählen aber allerdings darauf, daß man slavischerseits nicht vergessen wird, daß gerade die deutschen Katholiken es waren, die zu jeder Zeit für Gerechtigkeit und Billigkeit eingetreten sind, auch wo die slavischen Völker Oesterreichs nicht in der Majorität gewesen sind. Wir zählen darauf, daß wir schon als Katholiken für Gerechtigkeit eintreten müssen, und daß es in unseren Augen keine ungleichwerthigen Völker geben kann".

Von einer nachhaltigen Wirkung dieses Appells zu Gunsten der specifisch katholischen Interessen ist gleichwohl von den Slaven und insbesondere von den Czechen wenig zu erwarten. Es wird immer ein Ruhm des deutschen Klerus bleiben, daß er nie die Sache der Religion in der Art mit der Nation vermischt oder gar das religiöse dem nationalen untergeordnet habe, wie der slavische. Als Beispiel diene folgende Thatsache. In einer böhmischen Bischofsstadt suchte gelegentlich der Reichsrathswahl ein czechischer Priester einen deutschen Confrater für den czechischen Candidaten zu bestimmen. Der Deutsche erwiederte: „Streng genommen können wir weder für den deutschen noch für den czechischen Candidaten stimmen, denn sie sind beide liberal".

Hierauf antwortete der czechische Priester wörtlich: „Wenn der deutsche Candidat auch der entschiedenste Katholik wäre, so könnte ich ihm doch meine Stimme nicht geben, denn ich muß als Czeche wählen“. Wir schließen nicht von diesem einzelnen Falle auf die Allgemeinheit. Allein die Verhältnisse sind doch genügend bekannt, um behaupten zu können, daß diese Gesinnung im czechischen Klerus nicht vereinzelt ist, während man unter deutschen Priestern kaum einen finden wird, der nicht einen entschiedenen Katholiken czechischer Nation einem liberalen Deutschen vorziehen würde. Eine berechtigte Unterstützung der deutschen Nationalität, die durch die Badenischen Sprachverordnungen sicher geschädigt worden ist, wird nun aber unter diesen Umständen einem katholischen Abgeordneten deutscher Nation noch nicht als ein Zeichen der Billigung des Liberalismus ausgelegt werden können, auch wenn er in diesem Punkte materiell mit den Deutschnationalen zusammentrifft, die im Uebrigen dem Liberalismus huldigen. Gleichwohl hat das „Linzer Volksblatt“ die tüchtigsten katholischen Abgeordneten wie den Professor Schöpfer und durchaus katholische Zeitungen von derselben Tendenz des Liberalismus verdächtigt. Den Beweis dafür, daß die jungczechische Partei in religiöser Beziehung besser sei als die deutschnationale und daß die katholische Volkspartei daher mehr recht habe mit derselben zur vereinten Majorität zusammenzutreten, als die Christlich-Socialen mit den Deutschnationalen, hat das Linzer Organ nicht erbracht. Inzwischen haben auch die Südslaven gezeigt, wie sie zur Förderung der katholischen Interessen stehen. Bei der am 20. August stattgehabten Versammlung der slovenischen Studentenschaft in Laibach stellten katholische Studenten den Antrag, die katholischen Principien zur Basis ihrer Bemühungen um eine slovenische Universität in Laibach zu machen. Mit erdrückender Majorität aber wurde dieser Antrag von den Vertretern des radikal-slavischen Standpunktes abgelehnt. Aehnlich hat die slovenische Lehrerschaft am 2. August in Laibach die nationalen Interessen in einer

Weise in den Vordergrund gestellt, die von dem Vorgehen der in Meran versammelten katholischen Lehrer deutscher Nationalität auffallend abstach.

Von Anfang an wurde die christlich-sociale Partei von den Blättern der sog. alt-conservativen katholischen Richtung mit beständigem Mißtrauen betrachtet. Die Christlich-Socialen haben sich inzwischen den Haß der Liberalen ebenso zugezogen, wie die Conservativen; sie haben manches unreine Element abgestoßen; sie haben durch ihre Rührigkeit, die leider den Conservativen zumal vor der christlich-socialen Erhebung nur zu sehr fehlte, Erfolge errungen, die doch keine Kleinigkeiten sind. Daß die Wahlmänner der 5. Curie in Wien nicht den Socialdemokraten angehören, verdankt man an erster Stelle den Christlich-Socialen. Die in Meran versammelten katholischen Lehrer haben deutlich gezeigt, wie innig verwandt ihre Sache mit der christlich-socialen Partei ist. Ihr katholisches Glaubensbekenntniß haben die ersten Führer der christlich-socialen Partei bei der Fahnenweihe der marianischen Congregationen in Wien am 22. Mai d. Js. in feierlicher Weise zum Ausdruck gebracht. Gleichwohl wollen conservative Blätter den Verdacht gegen die aufrichtige Gesinnung und die solide Grundlage dieser Partei immer noch nicht aufgeben. Einen willkommenen Anlaß zur Beurtheilung beider Parteien hat neuestens die „Kölnische Volkszeitung" durch ihren Artikel: „Was nun in Oesterreich?" geliefert. Wir glauben mit den Grazer Vorgängen nicht weniger bekannt zu sein als mit den Wiener Verhältnissen. Die sanguinischen Hoffnungen nun, welche der Verfasser jenes Artikels z. B. an die Bildung einer starken österreichisch-patriotischen Partei in Graz knüpft, mußte einem Grazer seltsam erscheinen. Wir dürfen ihn zur Bestätigung dessen ruhig an die Redaktion des katholischen „Grazer Volksblattes" verweisen, das sich, wenn auch nicht immer mit Glück, bemühte den Streit im eigenen Lager zu vermeiden. Daher mußte auch das Wiener „Vaterland" den ihm sonst so sympathischen Artikel der

„Kölnischen Volkszeitung“ als nicht ganz zutreffend bezeichnen. Die christlich-sociale „Reichspost“ aber hat die von leidenschaftlicher Einseitigkeit nicht freien Vorwürfe gegen die Christlich-Socialen mit jener anständigen Ruhe beleuchtet, die sonst eine hervorragende Eigenschaft des großen Kölner Centrumsblattes bildet.

Wenige Tage vor jenem Streite am 7. August hatte der christlich-sociale Führer Prinz Alois Liechtenstein in der Festversammlung des christlich-socialen Arbeitervereins „Austria“ eine Rede gehalten, welche ganz gelegentlich das maßvolle Programm der Partei darlegte. Eine bessere Widerlegung des Vorwurfs, die christlich-sociale Partei sei plan- und maßlos, gibt es kaum als diese Rede. „Wir üben“, sagte er, „Treue und Liebe zum angestammten Herrscherhause und haben davon glänzende Proben abgelegt. Wir fühlen uns in freudiger Uebereinstimmung mit unserer Kirche, halten den Glauben der Väter fest und bekennen ihn muthig offen; Bürger und Bauer, Arbeiter und Handwerker, Adelige und Geistliche finden sich in unseren Reihen ein, marschiren Schulter an Schulter ins Gefecht . . . Wir wollen ein physisch und geistig gesundes, kerniges und frohes Volk; das ist nur möglich, wenn das Kind dem Unterricht, dem Spiele und der frischen Luft, die Frau dem Herde und den Kleinen, die sie erzieht, all ihre Zeit widmen; wenn der Mann, der Ernährer der Seinen, Muße hat neben seiner Arbeit zur Anbetung Gottes, zur Erhebung und Fortbildung seines Geistes, zum friedlichen, berechtigten Genusse seiner Häuslichkeit und seines Familienlebens u. s. w.“. Warum stimmt nach solchen Worten das katholische „Vaterland“ dem Vorwurfe der Plan- und Maßlosigkeit der Christlich-Socialen zu, anstatt ihn im Interesse der Einigkeit abzulehnen? Es ist wahr, daß die christlich-sociale Partei und ihre Organe an die österreichischen Verhältnisse hie und da allzusehr den für Wien geltenden Maßstab anlegt; schlimmer ist, daß zur christlich-socialen Presse Blätter gerechnet werden, die wie

das „Deutsche Volksblatt“ den christlichen Principien durchaus nicht allerwege gerecht werden. Allein sind diese Mängel, um deren Beseitigung sich die Besten bemühen, wohl ein genügender Grund für katholisch conservative Blätter, sich einer Partei gegenüber durchaus ablehnend zu verhalten, welche nicht wenige der tüchtigsten Kämpfer für die katholische Kirche und das Habsburgerreich unter ihrer Fahne zählt und deren Hauptorgan die „Reichspost“ an katholischer Entschiedenheit das Wiener „Vaterland“ in letzter Zeit wiederholt übertroffen hat? Klarer katholischer und österreichischer kann man doch z. B. nicht die Wahrheit sagen und damit der guten Sache dienen, als wenn es nach der unerhörten Rede des Abgeordneten Wolf vom 8. Juni in der „Reichspost“ (Nr. 130) heißt:

„Nicht daß eine solche Rede gehalten werden konnte, sondern daß sie geduldet wurde, ist das traurige Zeichen der sittlichen Decadence unseres Parlamentes. Und ist es nicht auch ein Zeichen der beispiellosen Schwäche unserer Regierung, daß kein Minister gestern aufgestanden ist, die Invektiven dieses Redners (wir sagen nicht gegen den Bischof von Trient sondern) gegen das Kaiserjubiläum wenigstens mit einem kräftigen Worte zurückzuweisen! Ist es nicht ein Zeichen von unerklärlicher Gleichgültigkeit, wenn kein Minister im Parlament das Wort ergreift, um gegen die offene Drohung mit Revolution und gegen die Anrufung reichsdeutscher, also fremdländischer Einmischung in die österreichischen inneren Kämpfe im Namen der Rechtsordnung des Staates Protest einzulegen? Wenn das Parlament, wenn die Regierung derlei duldet, muß man da nicht zur Befürchtung kommen, daß sich das, was jetzt noch im Munde eines Wolf als Spiegelfechterei erscheint, schließlich doch erfüllt, daß das Volk das Vertrauen verliert in Regierung und Volksvertretung, daß es wirklich die Fundamente des Staates erschüttert glaubt, dem Pessimismus, der Verzweiflung und damit jenem Zustand verfällt, in welchem es willenlos dem rabiatesten Agitator folgt — gleichviel wohin! Wir können nicht scharf genug auf diese radikalen, wenn auch

noch so unsinnig erscheinenden Wühlereien der Clique Wolf-Schönerer hinweisen. Sie hat gestern ganz klaren Wein eingeschenkt über ihre Tendenzen: dieselben lauten nicht bloß: ‚Los von Rom‘! o nein, vor allem: ‚Los von Oesterreich!‘ . . . Videant consules ne quid detrimenti capiat Austria“.

Gelegentlich des großen Aergernisses, welches das Duell Badeni's hervorrief, hat die christlich-sociale Reichspost offen und in den Grenzen der kirchlichen und staatlichen Gesetze der christlichen Entrüstung Ausdruck gegeben. Zum Lohne dafür ist sie dreimal nach einander beschlagnahmt worden. Das „Vaterland“ wußte diesen Fall rücksichtsvoller zu behandeln und entging dadurch der Confiscation. Es fällt uns nicht ein, die hohen Verdienste des „Vaterland“ geringzuschätzen; es verfügt über ausgezeichnete Kräfte, wie z. B. die Rede seines Redakteurs Koller über „die ungarische Freimaurerei seit 1867“ bewiesen hat; in der Reihe der lehrreichen zwölf Vorträge über „die Freimaurerei Oesterreich-Ungarns“, die in Wien vom 30. März bis 1. April 1897 gehalten wurden, ist diese Rede vielleicht die gehaltvollste gewesen. — Aber es war doch keine Stellungnahme dieses größten katholischen Blattes zu jener ärgerlichen Verletzung der kirchlichen und staatlichen Ordnung, wenn es darin über das Badeni'sche Duell hieß: „Wie wir darüber denken, brauchen wir nicht erst zu sagen. Die kirchlichen und staatlichen Vorschriften über das Duell sind allgemein bekannt. Auch den beiden Duellanten. Es kann auch niemand darüber im Zweifel sein, welche Wirkung das von so hoher Stelle gegebene Beispiel haben muß“. Allein mit der Ueberzeugung, daß die Redaktion des „Vaterland“ in ihrem Innersten ein solches Aergerniß verurtheilt, ist eben den Lesern des Blattes nicht Genüge geschehen.

Wir führen diese Mängel nicht an, um die katholisch-conservative Presse herabzusetzen, sondern um zu zeigen, daß sie nicht berechtigt ist, die Mängel der christlich-socialen Blätter übermäßig streng zu rügen, vor allem aber zum

Nachweise, daß die Entzweiung zwischen beiden Parteien unnöthig und deßhalb ein Frevel gegen die gemeinsame Sache ist. Umsomehr betonen wir dies, weil eben der Klerus selbst, auf dem die Hauptpflicht der Glaubensvertheidigung und der Sache Oesterreichs ruht, in diese Entzweiung hineingezogen ist.

Den Grund dieser Entzweiung finden wir in einer verschiedenen Auffassung des Klerus von seiner Pflichterfüllung; von seiner Stellung zu den Aufgaben der Gegenwart überhaupt und zu dem unglücklich verschobenen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat in Oesterreich insbesondere. Die soeben vollzogene Mischehe der katholischen Prinzessin Dorothea von Coburg mit dem protestantischen Herzog von Schleswig-Holstein hat recht deutlich diese Verschiedenheit der Auffassung illustrirt. Die Ehe konnte bekanntlich kirchlicherseits nicht eingesegnet werden, weil die von Mischehen geforderten Garantien nicht geleistet wurden. Um in solchen Fällen wenigstens die Gültigkeit der Ehe herbeizuführen, gestattet die Kirche in ihrer Milde zuweilen die sog. passive Assistenz des zuständigen Pfarrers. Der Pfarrer von St. Stephan ließ sich durch die allzumenschliche Rücksicht auf den fürstlichen Stand der Nupturienten verleiten, ein Mehreres zu thun, und zog sich dadurch die wohlverdiente scharfe Mißbilligung des Papstes zu. Inwieweit hiedurch die höhere kirchliche Behörde, die in Abwesenheit des Cardinals von Wien die Geschäfte führte, getroffen wurde, haben wir hier nicht zu untersuchen. Das Vorgehen des betreffenden Pfarrers in diesem Falle ist nun typisch für einen Theil des österreichischen Klerus, der durch freundliche Rücksicht auf Privatbedürfnisse oder auf Staatsgesetze, welche die Freiheit der Kirche ungerecht beschränken, trotz der entgegenstehenden kirchlichen Bestimmungen erreichen möchte, was nur entschiedenes Eintreten für die Sache Gottes und der Kirche erreichen kann. Dieser „milden Praxis“, welche nicht mit Unrecht als Ueberbleibsel josephinischer Servilität betrachtet wird, gegen-

über tritt ein anderer Theil des Klerus entschieden für die kirchliche Autorität ein und verwirft derartige Rücksichtnahmen als verderbliche Beugung des Rechtes. Der von dieser Gesinnung erfüllte Theil des Klerus empfand daher die päpstliche Mißbilligung des Pfarrers von St. Stephan mit großer Genugthuung. Bezeichnender Weise waren auch die beiden hervorragendsten katholischen Tagesblätter Wiens über diesen Fall verschiedener Ansicht. Das katholische ‚Vaterland‘ suchte den Pfarrer von St. Stephan zu entschuldigen, während die christlich-sociale ‚Reichspost‘ energisch im Sinne der päpstlichen Mißbilligung geschrieben hatte. Hoffentlich hat nun das Urtheil von Rom einer Praxis überhaupt ein Ende bereitet, das den erstbezeichneten Theil des Klerus oft gehindert hat, für die Rechte der Kirche pflichtmäßig einzutreten. So ist es von den pflichtgetreuen Katholiken als großes Aergerniß empfunden worden, daß Graf Badeni's Aussöhnung mit der Kirche nach seinem ärgerlichen Duell sich in einer Weise vollzog, die den Feinden der Kirche Anlaß zum Spotte bot. Im Februar d. Js. blieb in Marburg ein duellsüchtiger Student, der in leichtsinnigster Weise einen Officier gefordert hatte, auf der Stelle todt. Zum allgemeinen Aergerniß der Katholiken ist die Leiche dieses Menschen bei einem prunkhaften Begräbnisse von einem Ordenspriester zu Grabe begleitet worden. Daß bei dem strengen bezüglichen Kirchengesetze, das in Oesterreich sicher keine Ausnahme erleidet, das Ansehen der Kirche auf diese Weise tief geschädigt wird, liegt auf der Hand. Die kirchliche Beerdigung angesehener Selbstmörder, an deren Geistesverwirrung trotz des etwaigen ärztlichen Zeugnisses kein vernünftiger Mensch glauben kann, ist in Oesterreich an der Tagesordnung. Derselben milden Behandlung erfreuen sich gewöhnlich zum allgemeinen Schaden vornehme Leute, die noch auf dem Sterbebette notorisch die Gnadenmittel der Kirche verschmäht haben. Daß ein Priester, der in diesem Falle seine Pflicht thut, stets auf die Unterstützung seines Ordinariates rechnen könnte, wie z. B. seiner

Zeit der Propst Jahnel von Berlin der Bestätigung des Cardinals Kopp von Breslau sich erfreute, als er die kirchliche Beisetzung des Berliner Oberbürgermeisters Forckenbeck verweigerte, möchten wir nicht behaupten. — Im Reichsrathe hat sich der berüchtigte deutsch-radikale Abgeordnete Wolf in ärgerlichster Weise gerühmt, daß er als Pathe bei einer Taufe erst dann zugelassen worden sei, nachdem er mit dem Abfall zum Protestantismus gedroht habe. Nirgends ist ein Widerruf dieser Wolf'schen Behauptung zu lesen gewesen. die eine Pflichtverletzung des betreffenden Priesters in sich begreift, die ärgerlicher ist, als die Worte des Abgeordneten selbst. Nach allem Spott, den dieser Mann über die Kirchengesetze ausgegossen und nach aller Frechheit, die er ausgezeichneten Bischöfen öffentlich angethan hat, würde eine namentliche Excommunikation desselben kaum befremden. Anstatt dessen kann er, durch die Drohung seinen längst erfolgten Abfall äußerlich zu bekunden, Priester terrorisiren. Diesen Mißbrauch katholischer und österreichischer Sanftmuth begünstigen aber nicht wenige Priester durch eine Rücksichtnahme gegen Leute, die zum Aergerniß gereichen. Hand in Hand damit geht ein noch nicht überwundener kirchlicher Bureaukratismus, der die eigentliche Seelsorge, namentlich den religiösen Unterricht lähmt. Nur so läßt sich der Erfolg der listigen und umfangreichen Sektenarbeit, wie er in Wien trotz eines sehr großen Theiles seeleneifriger Priester in der letzten Zeit zu Tage getreten ist, erklären.

Ein Theil des österreichischen Klerus hat auch seine Aufgabe im Sinne der Arbeiter-Encyklika des heil. Vaters über die sociale Frage noch nicht begriffen. Mit der Schablone der täglichen Verrichtung zufrieden, betrachtet er eifrige Mitbrüder als Friedensstörer, die den Bedürfnissen der Zeit entsprechend mehr thun und Unrecht offen Unrecht nennen. Hiernach müssen wir sagen, daß ein Theil des österreichischen Klerus das noch nicht leistet, was er leisten könnte und unter der Noth der Verhältnisse leisten sollte. Umgekehrt aber

stärkt das unseren Glauben an Oesterreichs Zukunft, daß der Geist ernster katholischer Frömmigkeit und apostolischen Seeleneifers den größeren Theil des Klerus durchdringt und in beständigem Fortschritt begriffen ist. Der Geist des großen und starken Bischofs Rudigier von Linz drängt mehr und mehr die feige Furcht zurück. Seine Prophezeiungen beginnen sich zu erfüllen und seine Worte beseelen heute mehr wie je den größeren Theil des österreichischen Klerus. „Wir kommen", hat er 1869 über die folgenreichste Vergewaltigung der Kirche durch den Staat in der Schulfrage gesagt, „zu einem Frieden zwischen Kirche und Staat nicht, wenn nicht der Kirche ihr Recht auf die Schule gewahrt wird. Unterdrückung ist nicht Friede, und in einem Reiche, welches die Freiheit zum obersten Grundsatze macht, muß die Unterdrückung nicht Grundsatz werden. . . . M. H., das kann ich sagen, die Schule ist einer Reform, einer Verbesserung bedürftig. Aber sie wird nicht besser, sie wird verfallen, wenn diejenigen Gesetze, die gegenwärtig angestrebt werden, ins Leben treten; verfallen wird sie, verfallen wird sie! . . Und Sie dürfen überzeugt sein, die katholische Kirche und ihre Vertreter werden sich diesen Paragraph (2 des Gesetzes vom 25. Mai 1868) nie gefallen lassen, sie werden sich nie freiwillig absetzen lassen".

Wer den Klerus in den einzelnen Kronländern kennt, weiß, daß überall unter den Deutschen ebenso, wie unter den Polen, Czechen, Südslaven und Italienern nicht selten Männer von apostolischem Eifer und wissenschaftlicher Strebsamkeit angetroffen werden. Auf ihnen, unter Führung eines Episkopates, der mit den josephinischen Anschauungen gründlich gebrochen hat, ruht vor allem der Glaube an Oesterreichs Zukunft. Hiezu gesellt sich das eigentliche Volk, dessen tiefer Glaube und Patriotismus in allen Kronländern bloß erweckt zu werden braucht. Die großartige Bozener Protestversammlung, welche durch das energische und höchst zeitgemäße Verbot der „Bozener Zeitung" durch den Fürstbischof

von Trient veranlaßt wurde, hat gezeigt, wie es zunächst im Tiroler Volke steht. Die bevorstehende einzigartige Pilgerfahrt der Tiroler ins heilige Land im Oktober wird dies noch deutlicher offenbaren. Die Wiener Männer haben in Maria=Zell sich von den Tirolern kaum beschämen lassen. Der christlichen Frauenbewegung in Wien gebührt aber nicht weniger Beachtung. Unsere guten katholischen Brüder im Reiche, zumal in Preußen, zeigen bei ihren oft wenig schmeichelhaften Worten über „den österreichischen Katholicismus" nur zu oft, daß ihre Kenntniß der österreichischen Völker recht oberflächlich ist, so sehr sie auch recht haben, wenn sie eine Erweckung der Oesterreicher wünschen. Es gehört kein Wunder dazu, damit der Glaube an Oesterreichs Zukunft sich nicht als Täuschung erweise. Einem Wunder ist es vielmehr ähnlich, daß die Sünden auf die Glaubenstreue der katholischen Völker in Oesterreich nicht schlimmere Folgen gehabt haben. Eine christliche Reform der Lehrerseminarien und infolge dessen der Volksschule, die ohne viel Geschrei seitens der Regierung durch Heranziehung wahrhaft tüchtiger Männer eingeleitet werden könnte, ist freilich eine erste unbedingte Nothwendigkeit, soll der Glaube an Oesterreichs Zukunft nicht ins Schwanken gerathen. Die Confessionalität der Mittelschulen wäre ein ebenso dringendes Bedürfniß.

Der Blick auf den vielgeprüften Jubelkaiser und das Haus der Habsburger ermuthigt uns in unserem Glauben. Was Franz Joseph I. während des preußischen Culturkampfes zu Gunsten der vertriebenen Ordensleute gethan hat, verdient rühmend anerkannt zu werden. Als die liberale Springflut ihren Höhepunkt in der Forderung der Aufhebung der religiösen Orden erreichte, hat er sein entschiedenes Veto entgegengestellt. Gewiß vermöchte in manch anderem Punkte ein kaiserliches „Ich will" oder „Ich will nicht" sehr großartige Wirkungen hervorzurufen. Man vergesse aber nicht, wie viele Heimsuchungen die 50 Regierungsjahre des Kaisers zu einer Reihe von Leiden gemacht haben. Mit dem Blicke

des gläubigen Christen angeschaut, sind derartige Prüfungen, mögen sie verschuldet oder unverschuldet sein, eine sicherere Gewähr für die Zukunft, als eine Reihe von Siegeszügen, in denen die Souveränität des Gewissens keine Führerrolle hatte.

Freilich haben wir im Vorausgehenden nur die religiöse Lage Oesterreichs ins Auge gefaßt; ebenso wichtige Forderungen stellen die nationalen und wirthschaftlichen Verhältnisse der österreichischen Völker, soll die Monarchie Bestand haben. Die Erwägung dieser Forderungen muß einem eigenen Artikel vorbehalten werden. Das läßt sich indeß von der Lage Oesterreichs auf jedem Gebiete sagen: Ohne entschiedenen Kampf aller gutgesinnten Elemente ums Recht kann sich nur der unheilbare Optimist mit dem Worte beruhigen: „Oesterreich wird ewig stehen!“ Käme doch ein Bischof Ketteler und redete er wirkungsvoll den katholischen Oesterreichern, die von einem katholischen Oesterreich heute nur mit vielen Beschränkungen reden können, ins Herz, was er am Schlusse der 21. Generalversammlung der deutschen Katholiken gesagt hat: „Lasset uns kämpfen und lasset uns gut kämpfen! Die Christen sind zwar an sich alte Kämpfer und kampfgeübt; für unsere Zeit befinden wir uns aber noch in dem Zustande junger Adler, die erst eine Zeit lang probiren, um dann ihren hohen Flug nehmen zu können. Die Zukunft gehört dem Christenthum — das versteht sich von selbst — und weder dem Liberalismus, noch dem Socialismus. Wir müssen aber vielleicht noch manches Lehrgeld bezahlen, bis wir den Kampf für diese Zeit wohl verstehen. Unsere Schwäche für unsere Zeit besteht lediglich in unserer Kampfesweise. Wir müssen die gezogenen Geschütze erst finden, mit denen wir unseren Gegnern zu Leibe gehen können!“ —

Möchte im Jubiläumsjahr der Kampf ums gute Recht das zu bessern beginnen, was ein fauler Friede in vieler Augen schier unheilbar gemacht hat in diesem herrlichen Oesterreich, das nicht nur durch seine Hochzeiten, sondern ebenso auch durch seine Kämpfe ums Recht groß geworden ist!

XXXVI.

W. E. Gladstone in seiner Stellung zum Katholicismus.
(1809—1898.)

(Schluß.)

Hervorragende Dienste leistete Gladstone der katholischen Kirche in den Verhandlungen des Parlaments über die vom Minister Lord Russell Anfangs 1851 eingebrachte Titelbill, welche, als englische Antwort auf die Errichtung der Hierarchie durch Pius IX., den katholischen Bischöfen die Führung ihrer geistlichen Titel untersagte. Von der Macht des anglikanischen Fanatismus, der wie ein verheerender Samum über Altengland dahinfuhr, erfaßt und betäubt, stellten beide Parteien des Hauses sich auf Seiten der Regierung. Nur eine verschwindende Zahl unabhängiger Anglikaner aus dem Anhange Sir Robert Peel's, sammt den irischen Abgeordneten, traten ihr entgegen. Gladstone's Reden gegen die Bill gehören zu seinen eindrucksvollsten oratorischen Leistungen. Den Minister Russell bekämpfte er mit den nämlichen Waffen, deren dieser sich in der Debatte über die Erhöhung der Dotation von Maynooth bedient hatte. Wie Rom, bemerkte er weiter, besitzt auch England sein: semper eadem, und einmal auf eine Politik der Toleranz eingeschworen, „kann England seine Schritte ebensowenig zurücklenken, als der Strom, welcher diese Riesenstadt badet, zu seiner Quelle hinaufzusteigen vermag.

Die tiefe und unwiderlegliche Richtung unserer Zeit auf Freiheit der Religion können wir nicht ändern. Unsere Aufgabe besteht darin, deren Anwendung zu leiten und zu überwachen. . . . Allerdings befinden wir uns hier nur in Gruppen von Zweien oder Dreien. Wir handeln indeß, weil wir die Ueberzeugung der Gerechtigkeit haben und sicher sind, die Macht der öffentlichen Meinung auf unserer Seite zu sehen".[1]) Vom Parlament und der Königin angenommen, ist das Gesetz todter Buchstabe geblieben. Gladstones Voraussage hat sich erfüllt. Und 1871 ist es ihm während seines ersten Ministeriums beschieden gewesen, die entseelte Hülle zu bestatten. Lautlos ist das Titelgesetz, welches durchaus nicht jene Harmlosigkeit besaß, welche Ward ihm zubilligt,[2]) aus der Reihe der Reichsstatuten gestrichen worden. In durchaus bescheidenen, aber die objektive Wahrheit mit vollkommenster Treue wiederspiegelnden Worten gedenkt Gladstone in seinem 1868 veröffentlichten „Ein Kapitel einer Selbstbiographie" seiner isolirten Stellung im Kampf gegen die Titelbill also: „Es möge mir die Bemerkung gestattet sein, daß es bei einem Vertreter der Universität Oxford durchaus kein Zeichen von Kriecherei oder Selbstsucht war, wenn er in dieser Weise der großen Masse der liberalen wie der conservativen Partei entgegentrat".[3])

Eine der edelsten Thaten Gladstone's auf dem Gebiete der Gesetzgebung war die Entstaatlichung der **anglikanischen Kirche in Irland**, welche mit dem 1. Januar 1871 eintrat. Allerdings war dies häßliche Gewächs bei allen einsichtsvollen Männern längst verurtheilt. „Die irische Staatskirche", bemerkte Lord Brougham im Oberhause, „habe ich als Anomalie bezeichnet, aber sie ist das in solchem Maße,

1) Ward, Life of Wiseman II, 28. Russell 112.

2) A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland III, 520—516: Kritik des Titelgesetzes.

3) Gladstone, A Chapter of Autobiography.

daß sie jedes Princip des gesunden Menschenverstandes beschimpft".[1]) Dennoch war der Widerstand groß, da zahlreiche materielle Interessen der anglikanischen Geistlichkeit, wie des Adels mit der Erhaltung dieses Krebsschadens sich verknüpften. Aber Gladstone gelang der kräftige Wurf, dessen segensreiche Wirkungen auf die irischen Katholiken sich ergossen, die sich wie von einem Alp befreit vorkamen. In dem nämlichen Jahre 1871 ergingen unter Gladstone zwei andere wichtige Gesetze zu Gunsten der Katholiken. Ein zur Erlangung gewisser Aemter für katholische Bewerber geforderter, sehr beleidigender Eid wurde abgeschafft und ihnen der Zugang zu den höchsten Posten eröffnet.[2]) Sodann empfingen die Katholiken das Recht zum Eintritt in die Landesuniversitäten Oxford, Cambridge und Durham und zum Genuß ihrer Bursen und Einkünfte.[3]) Um die begründeten Forderungen der katholischen Iren, welche von den unter Peel 1845 errichteten vier confessionslosen Collegien fast keinen Gebrauch machten, endlich zu befriedigen, brachte er 1873 seine irische Universitätsbill ein. Hätte er als weiser Staatsmann den irischen Bischöfen die Bill zur Begutachtung vorher unterbreitet, dann wären manche Härten vermieden worden. So aber erklärte der Episkopat, die Bill ablehnen zu sollen. Demgemäß stimmten die Abgeordneten im Unterhause, und mit dem Gesetzentwurfe fiel das Ministerium Gladstone.[4])

---

1) A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland III, 607—617. O'Connor Morris 205.

2) W. Lilly and John Wallis, A Manual of the Law specially affecting Catholics. London 1893. Vergl. darüber meine Abhandlung im Archiv für kathol. Kirchenrecht 70 (1893) 153—163, sowie meinen Artikel „Katholikenemancipation" im Staatslexikon der Görres-Gesellschaft III, 622.

3) Lilly-Wallis 45.

4) Dublin Review 72 (April 1873) 449. The Irish University Bill. O'Connor Morris 218.

Der abgetretene Ministerpräsident schwur Rache. Schon während des Vatikanischen Concils hatte er, wie wir aus Purcell's Biographie des Cardinals Manning wissen, eine sonderbare Haltung eingenommen. Die Fäden zwischen Gladstone und dem Professor von Döllinger, mit dem er nach einer Aussage von 1892 seit 1845 in Beziehungen stand,[1]) hielt damals Sir John Acton in der Hand. Wenn England damals eine Verbindung mit dem Kaiser Napoleon III. zur Vergewaltigung des Vatikanischen Concils ablehnte, dann ist das den durch Klarheit und Schärfe ausgezeichneten Berichten Mannings beizumessen, welche der damalige Agent der englischen Regierung in Rom und nachmalige Botschafter am Hofe zu Berlin, Lord Odo Russell, durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten an das Londoner Cabinet kommen ließ. Was Gladstone, der alle Convertiten mit Argusaugen bewachte,[2]) tief verstimmte, war die allerwärts das größte Aufsehen erregende Conversion des Colonialministers und Hauptes der englischen Freimaurer, Marquis von Ripon. Gewisse Fanatiker geben Gladstone, dem Vorgesetzten Ripon's, diesen Schritt zur Schuld. Im Herbst 1874 erschien Gladstone in München. Ob er damals mit dem Professor von Döllinger seinen neuen Feldzug wider Rom entworfen, darüber wird Gladstone's Biographie eines Tages nähere Auskunft ertheilen. Uebrigens verdient hier die Thatsache Anerkennung, daß Gladstone und Döllinger, wenngleich in der Abneigung wider Rom eines Sinnes, in anderen wichtigen Fragen, wie der Bedeutung der etablirten Staatskirche und der irischen Selbstverwaltung, weit auseinandergingen. Ja, Gladstone hielt Döllinger für einen Freidenker.[3])

---

1) Nineteenth Century. July 1898 p. 28: This I can only illustrate by saying that I was in close relations with Dr. Döllinger (begun in 1845).

2) Nineteenth Century p. 21: Conversions from Anglicanism to Rome, of which he was an alert observer.

3) E. Michael, Ignaz von Döllinger, eine Charakteristik. 3. Auflage (1894) S. 450.

Gladstone's Broschüren gegen Pius IX., das vatikanische Concil und die Unterthanentreue der durch das Concil beeinflußten englischen Katholiken wiederholen lediglich die Vorwürfe des Janus und der Quirinusbriefe. Janus und Quirinus sind numerisch identisch, wie die Philosophen sagen, mit dem verlebten Stiftspropst von Döllinger. Schon Gladstone's Angriffe gegen Rom in dem „Ritualism and Ritual" überschriebenen Artikel der ‚Contemporary Review' im Oktober 1874 ließen das Schlimmste befürchten. Einwendungen seiner Freunde gegen diesen Artikel setzte er Anfangs 1875 entgegen die Broschüren „The Vatican Decrees", „Vaticanism" und „Rome and the newest Fashions in Religion". Die drei Broschüren erschienen dann gesammelt in einem Bande, wobei der zweiten noch ein beißender Artikel Gladstone's über die Anreden des Papstes aus der ‚Quarterly Review' beigegeben wurde.

Diese vier Abhandlungen verdienen den Vorwurf der Lieblosigkeit, Undankbarkeit, Oberflächlichkeit. Sie sind lieblos, weil sie die Religion achtbarer Bürger, insbesondere deren Unterthanentreue bezweifeln. Sie zeugen von Undankbarkeit gegen zahllose Katholiken, welche in politischen Kämpfen treu zu Gladstone gestanden. In theologischer und kanonistischer Hinsicht haftet ihnen eine geradezu verblüffende Leichtfertigkeit an, welche Erzbischof Manning vom Standpunkt des Kirchenrechts,[1]) Newman[2]) (der nachmalige Cardinal) in theologischer Beziehung aufdeckten. Nicht minder ging[3])

1) The Vatican Decrees in their bearing on civil Allegiance. By Henry Edward (Manning) Archbishop of Westminster. London 1875. Deutsche Uebersetzung von F. Graf Hompesch-Bollheim. Mainz 1875.

2) A Letter addressed to His Grace the Duke of Norfolk on occasion of Mr. Gladstone's recent Expostulation. By John Henry Newman. London 1875.

3) Mr. Gladstone's Expostulation unravelled by Bishop Ullathorne. London 1875.

Bischof Ullathorne von Birmingham mit der ebenso „unprovocirten wie unerwarteten“ Broschüre ins Gericht. Die Broschüre „Die vatikanischen Dekrete“ erreichte eine Auflage von über hundertfünfzigtausend Exemplaren. Doch Gladstone hatte sich getäuscht. Die Presse hat die Zumuthung, die alte Anklage des Mangels an Patriotismus gegen die Katholiken zu erneuern, abgelehnt. Der berühmte Brief Newman's an den Herzog von Norfolk gab den Ausschlag. Gladstone's Herausforderung an die Katholiken: Rechtfertigt euch wegen euerer Loyalität, die nach dem Vatikanum zweifelhaft geworden, blieb gegenstandslos. In England sucht man ihm heute in katholischen Kreisen mildernde Gründe zuzubilligen. Man verweist auf seine Liebe zur Freiheit, seine Richtung auf Toleranz in Sachen der Religion, den Einfluß „gewisser bedeutender Männer in Deutschland“.[1]) Mag sein — daneben bleibt die Forderung bestehen, Gladstone hätte als angesehener Staatsmann vor der Abfassung so leichtfertiger Arbeiten sich bei katholischen Bischöfen in England, als den geborenen Hütern der Kirche, Raths erholen sollen.

Diese Niederlagen hielten Gladstone nicht ab, im Jahre 1888 in ‚Nineteenth Century‘ Studien über den Charakter der Reformation in England, dann weiter über die Stellung des seligen Cardinals Fisher zum Suprematseid zu liefern, die allgemeines Erstaunen erregten. Das Urtheil des Guardian, des anerkannten Hauptorgans der englischen Hochkirche, vom 4. Juli 1888 klang noch milde. Mr. Gladstone, bemerkte das Blatt, „fühlt sich manchmal gedrängt, in Controversen einzutreten, welche ihn nicht betreffen, und mit ungenügender Kenntniß und Vorbereitung sich über dieselben zu äußern“. Eine ebenso verbindliche wie gründliche Widerlegung hat ihm damals ein Mann gewidmet, der seit seinem Rücktritt zur Kirche seine reichen Geistesgaben dem

1) Dublin Review 123 (1898) 31.



Studium der englischen Reformation gewidmet und die Ergebnisse seiner Forschungen in einer langen Reihe wissenschaftlicher Werke niedergelegt hat. Die beiden Artikel von P. John Morris in der Dublin Review über Gladstone's grundstürzende Mißverständnisse und Ungenauigkeiten wiegen ganze Bände auf und gehören zu den hervorragendsten auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte.[1]) Gladstone war übrigens nobel genug, Morris Gehör zu schenken, was der letztere wohlthuend anerkannte. Seine Beleuchtung der Anklagen Gladstone's wider Cardinal Fisher besitzt ein aktuelles Interesse, weil es sich um einen von Leo XIII. beatificirten Prälaten handelt. Gladstone's rhetorische Deklamationen haben keinem echten Anglikaner die Ueberzeugung beigebracht, daß Cranmer und die übrigen reformirenden Bischöfe, welche England dem apostolischen Stuhle entzogen, nicht die Väter der heutigen anglikanischen Staatskirche seien. Selbst dann, wenn Gladstone die Leistung des Suprematseides durch Cardinal Fisher bewiesen hätte, was ihm aber nicht gelungen, weil das eben nach Lage der Dinge unmöglich ist, so würde seine Continuitäts-Idee daraus nicht den mindesten Vortheil ziehen.

Von der Idee der apostolischen Succession in der Staatskirche beherrscht, ist Gladstone 1896 noch einmal in dem Streit mit Rom auf den Plan getreten. Auf einem Umwege, in Form eines Briefes an den anglikanischen Erzbischof Maclagan von York, richtete er an Leo XIII. die Bitte um Erklärung der Gültigkeit der anglikanischen Weihen.[2]) Hier bekennt er sich zur Zweigtheorie, der Gleichberechtigung der katholischen, griechischen und angli-

1) Dublin Review 103 (1888) 243: Mr. Gladstone and the Elizabethan Settlement of Religion. Dublin Review 106 (1890) 111: Mr. Gladstone and Blessed John Fisher.

2) Vgl. meine Abhandlungen über die anglikanischen Weihen in dieser Zeitschrift 119 (1897) 427—445, sowie im Archiv für kathol. Kirchenrecht 77 (1897) 457—498.

kanischen Kirche, und bittet den Papst, diese Verhältnisse anzuerkennen und sich mit der Staatskirche zur Vertheidigung der Lehren von der Dreifaltigkeit, Menschwerdung und apostolischen Succession zu verbünden. Ein Mittel zum Erweis der Gleichberechtigung dieser Kirchen erblickt er in der Gültigkeit der anglikanischen Weihen. Die Sprache, die er dem Papste widmet, entbehrt nicht einer gewissen Schmeichelei und sticht merkwürdig ab von jenem drastischen Sarkasmus, mit dem er 1875 Pio Nono behandelt hatte. Den katholischen Theologen ist bald darauf die Times in ihrem Leitartikel vom 1. Juli 1896 beigesprungen, indem sie ausführte, durch Erfüllung solcher Wünsche würde der Papst von seinen Grundsätzen abfallen und sich mit seinen Vorgängern in Widerspruch setzen. Die hier einschlagenden Punkte der katholischen Lehre von den Sakramenten und der apostolischen Succession waren Gladstone völlig unbekannt. Außerdem hat sich Gladstone von der Gewalt der Papstes ein durchaus falsches Bild gemacht. Lehren die katholischen Theologen, daß dieselbe am Naturrecht, der göttlichen Verfassung der Kirche, und dem Schatze der in ihr hinterlegten Wahrheit ihre Grenzen besitzt, dann bezeichnete Gladstone irrthümlich die letztere als hinfällig, weil der Papst gegebene Definitionen der Lehre vermöge seiner Infallibilität nach Belieben deuten könne. Die Zumuthung aber an den heil. Vater, zur Vertheidigung des Geheimnisses der Menschwerdung mit Anglikanern einen Bund zu flechten, hat die Thatsache außer Acht gelassen, daß gerade damals unter den Augen der anglikanischen Bischöfe dieses Dogma angetastet wurde, ohne daß einer derselben sich auch nur gerührt hätte. Die Dogmen der „Dreifaltigkeit und Menschwerdung als das unantastbare Mindestmaß des christlichen Dogmas aufstellen", wie das Gladstone in dem ‚Nineteenth Century' 1895 gethan, wird von Meynell richtig als „eine willkürliche Austheilung" bezeichnet.[1])

---

1 Nineteenth Century 1898. July p. 26.



Es entsteht die Frage, ob Gladstone das schwere Unrecht, dessen er sich 1875 gegen die englischen Katholiken schuldig gemacht, nach Kräften wieder abgestellt habe? Von einem förmlichen Widerruf ist nichts bekannt geworden. Dagegen darf die Geschichte eine Reihe von concludenten Handlungen verzeichnen, welche sich nur in dem Sinne einer Versöhnung der von Gladstone in ihren heiligsten Ueberzeugungen gekränkten katholischen Mitbürger erklären lassen. Wiederholt hat er katholische Mitglieder in die von ihm geleiteten Cabinete aufgenommen. Den Convertiten Marquis von Ripon erhob er zum Vicekönig von Irland. Wenn heute ein katholischer Ire, Charles Russell, den hohen Posten eines Lord-Oberrichters von England bekleidet, dann hat er es nicht in letzter Linie Mr. Gladstone zu verdanken. Weil das Erleichterungsgesetz von 1871 Zweifel darüber bestehen ließ, ob die Aemter eines Lordkanzlers von England, sowie eines Vicekönigs von Irland auch Katholiken zugänglich seien, brachte Gladstone 1891 eine diese Ungewißheit beseitigende Bill ein, die leider von der conservativen Opposition verworfen wurde.[1]) Im Jahre 1892 hatte Meynell Gladstone abschriftlich einen Brief eingehändigt, in welchem Cardinal Newman bemerkt hatte, Gladstone werde mit Bezug auf die Polemik von 1875 erwiedern, man habe ihn mißverstanden, er habe befriedigende Erklärungen von Katholiken über ihre Loyalität empfangen, und seine Aeußerungen besäßen auch heute noch ihren Werth gegenüber denjenigen, wider die sie zuerst gerichtet worden — die nämlichen Personen, fügte Newman fein bei, die ich selbst als übertrieben, tyrannisch und Feuerbrände bezeichnet hatte. Gladstone, um seine Meinung über diesen Brief befragt, erwiederte am 15. Oktober 1892 aus Schloß Hawarden: „Mehr als Dreiviertel darin ist wahr. Meine Ansicht über die vatikanischen Dekrete war strenge. Ich hatte sie kundgegeben noch vor

1) Lilly-Wallis 43.

den Streitschriften, obwohl ich, wie ich glaube, noch Minister-präsident war. Ein Buch über Dr. Döllinger von Dr. Michael (Jesuit) behauptet, bis dahin sei ich als Krypto-Katholik angesehen worden. Was ich damals war, das bin ich jetzt. In wenigen Worten kann ich mich beschreiben: streng anti-römisch in gewissem Betracht, aber von tiefer Abneigung erfüllt wider die Aufregung theologischer Zwistigkeiten in diesen gefahrvollen Tagen, zum Schaden der allgemeinen Interessen, welche den besonderen vorgehen. Nur mit Widerstreben habe ich damals mich geäußert, weder das Motiv, noch die Sprache waren theologischer Natur".[1])

Auch mit Cardinal Manning ist Gladstone wieder in Verbindung getreten. Sein Brief an Meynell bald nach dem Tode des Cardinals, wo Gladstone sich auf einer Reise in Italien befand und dem alten Freunde nicht persönlich einen Scheidegruß zu geben vermochte, enthält eine kurze, aber schöne Darlegung über Beginn, Wärme, Erkaltung und Wiederbelebung der Freundschaft. „Ich glaube", schloß Gladstone, „daß sein (Mannings) Leben derart über das Fleisch erhaben und mit Frömmigkeit erfüllt war, wie das Leben Vieler, die man mit Recht berühmt nennt".[2])

Neben diesen direkten und unmittelbaren Beziehungen Gladstone's zu katholischen Personen und Verhältnissen, lassen sich in seiner Thätigkeit auch solche Dienste aufweisen, welche erst indirekt, aber doch nicht weniger machtvoll für den Katholicismus Zeugniß ablegen. Diese Dienste bewegen sich auf den Gebieten der Apologie und der Staatsverwaltung. In erster Linie nennen wir die Vorrede zu der von Law 1884 besorgten Neuausgabe des in schottischer Sprache verfaßten Katechismus des letzten katholischen Erzbischofs Hamilton von St. Andrews aus der Zeit

1) Nineteenth Century 1898. July p. 28.

2) Nineteenth Century 28.



der Reformation (1552).[1]) Für uns liegt die Bedeutung der Vorrede in der Thatsache, „daß der erste Lord des Schatzes Ihrer Majestät" es nicht unter seiner Würde hält, einen katholischen Katechismus zu bevorworten. „Vor einem Vierteljahrhundert, schreibt der Ministerpräsident, habe er als Rektor der Universität Edinburg den Katechismus gesehen und alsbald die Veranstaltung einer Neuausgabe betont". Ohne Antipapismus geht es bei Gladstone nicht ab. Deßhalb bemerkte er, das Buch fehle ihn als „une sorte de catholicisme sans pape". Allerdings wird der Name des Papstes darin nicht genannt. Falsch aber wäre es, den vorreformatorischen schottischen Katholiken deßhalb einen Katholicismus ohne Papst andichten zu wollen. Denn anderseits wird ebensowenig die Lehre vom hl. Meßopfer abgehandelt, woraus sicher Niemand folgern kann, dasselbe sei 1552 in Schottland nicht mehr dargebracht worden. Dagegen empfangen andere Unterscheidungslehren der Katholiken, wie die Mariologie, nebst den Lehren vom Fegfeuer und dem Gebet für die Verstorbenen allseitige Beleuchtung. Auch ist zu beachten, daß die deutschen Katechismen von Dietenberger, Wicelius und Johann von Maltiz ebensowenig wie Hamilton über Papst und Meßopfer handeln, daß überhaupt solche Pastoralschriften aus örtlichen und zeitlichen Gesichtspunkten zu betrachten sind.

Zu denjenigen theologischen Werken, aus der Periode des ödesten Latitudinarismus der anglikanischen Kirche, welche noch irgendwie die Ehre des Christenthums zu retten suchten,

---

1) The Catechism of John Hamilton Archbishop of St. Andrewes 1552, edited with Introduction and Glossary by Thomas Graves Law, Librarian to the Signet Library, Edinburgh. With a Preface by the Right Hon. W. E Gladstone, D. C. L., first Lord of Her Majesty's Treasury. Oxford. Clarendon Press. 1884. Vergl. dazu meine Besprechung in der Literar. Rundschau. 1885. Sp. 5. Ueber Hamilton vergl. meine Geschichte der katholischen Kirche in Schottland 1 (Mainz 1883) 380.

gehört die Analogy des Bischofs Joseph Butler[1]) von Durham. Das Buch erschien 1736, übte nach Ausweis der Apologia des Cardinals Newman, auf diesen, wie auf viele andere Oxford-Männer bestimmenden Einfluß aus und behauptet auch heute noch einen ehrenvollen Platz in der Literatur. Gladstone hat sich eingehend mit Butler's Stellung in der Entwicklung der Theologie befaßt und dann eine neue Ausgabe der „Analogy" in der Universitätspresse in Oxford vor einigen Jahren herausgegeben.[2]) Was den Werth des Buches in apologetischer Hinsicht betrifft, so gehen die Ansichten darüber weit auseinander. Im Lichte des Katholicismus aufgefaßt, welcher Natur und Uebernatur genau unterscheidet und an der Bedeutung der natürlichen Gottesbeweise festhält, enthält Butler's Analogy eine gute Vertheidigung des Christenthums. Bewegt man sich auf dem Standpunkt der zu Ausgleichen mit dem religiösen Irrthum stets bereiten Staatskirche, dann ist zu bemerken, daß das Buch mehr als einen Mann, wie James Mill und Martineau, zu erklärten Atheisten gemacht hat. Dem Zuge seiner Zeit folgend, hat Butler des Guten zu viel gethan in der Anhäufung von Zweifeln gegen das Christenthum. Der gleißnerischen Macht derselben hat seine Widerlegung nicht stets die Wage gehalten. Was hierorts unser Interesse erregt, das ist die Erscheinung, daß Gladstone als ehrwürdiger Greis von 84 Jahren seiner christlichen Ueberzeugung in so edler Weise noch Ausdruck gegeben.[3])

Die gesammte Presse hat bei Gladstones Hinscheiden das stets ungetrübte Glück seiner Ehe in sinnvoller Weise hervorgehoben. Die große Bedeutung, welche das Familienleben auch heute noch in England besitzt, hat Gladstone

---

1) Dictionary of National Biography 8 (London 1886) 67.

2) John Henry Overton, The Church in England. London 1897. II, 223.

3) Literarische Rundschau 1897, Sp. 131.

nach der angedeuteten Richtung dem englischen Volke besonders sympathisch gemacht. Gladstone's echt christliche Ehe wurzelte in seiner erhabenen, katholischen Anschauung über die Bedeutung der Ehe unter Christen. Hier verdient er unsere ungetheilte Anerkennung als eine Säule, die nicht wankt und nicht weicht inmitten tiefgehender Veränderungen, denen der gesammte anglikanische Episkopat heute zum Opfer gefallen ist. Mit der ganzen Macht seiner energischen Natur und kraftvollen Beredsamkeit hat Gladstone 1856 und 1857 die Ehescheidungsbill des Ministers Lord Palmerston bekämpft. Mehr denn siebenzig Mal ist er damals für die Unauflöslichkeit des Ehebandes eingetreten.[1]) Und als ihm die Beseitigung des Gesetzentwurfes nicht gelang, suchte er wenigstens nach Kräften dessen Härten zu mildern. Gladstone's Standpunkt war der eines Katholiken. Die Ehe bezeichnete er im Parlament als ein „Geheimniß", dessen Würde hoch über bürgerlichen Verträgen stehe. Die betreffenden Stellen des Neuen Testamentes erklärte er in einem Artikel im Juliheft der Quarterly Review in durchaus katholischem Sinne, indem er dem Ehebruch eine das gottgeknüpfte Band der Ehe aufhebende Wirkung absprach und nur zeitweilige Trennung von Tisch und Bett erlaubte. Tiefer Ernst durchwaltete die Schilderung der grundstürzenden Folgen des neuen Gesetzes für die öffentliche und private Sittlichkeit, insbesondere aber die Schädigung, welche die Stellung der Frau auf Grund des neuen Gesetzes erfahren werde. „Weder die Entstaatlichung der Kirche", schrieb Gladstone am 2. November 1857, „noch sogar der Verlust dogmatischer Wahrheit scheint mir die größte Gefahr für uns zu sein, sondern der Verlust jener elementaren Grundsätze von Recht und Unrecht, auf welchen das Christenthum sich erhebt". Und nun kommt eine scharfe Anklage und eine drohende Faust. „Wenn der Sinn derjenigen, welche die Kirche lenken

---

1) Russell 134.

und derjenigen, welche sie ausmachen, ausgesprochen anti-katholisch ist, dann habe ich kein Recht, ein Versteck im Bereiche ihrer Besitzungen dadurch zu suchen, daß ich sie in einem Zustande der Stummheit erhalte". Der ganze Brief ist eine Verurtheilung des Verrathes, welchen die anglikanischen Bischöfe am Christenthum begehen.[1]) Wer hätte nach solchen Stimmungen Gladstone's nicht erwarten sollen, daß er sich im Schatten der katholischen Kirche alsbald niederlassen würde?

Gladstone, im Lichte eines Vertheidigers der Unauflöslichkeit des christlichen Ehebandes strahlend, gewinnt für uns eine noch größere Bedeutung angesichts der Verhandlungen des geistlichen Parlaments der Kirchenprovinz Canterbury im Monate Juli 1898, während diese Zeilen zu Papier gelangen. Das Ergebniß der Entwicklung der Hochkirche seit dem Erlaß des Gesetzes über Ehescheidung 1857 lautet: Ihre Bischöfe haben die Unauflöslichkeit des Ehebandes preisgegeben. Schon im Jahre 1888 hat das pananglikanische Concil zu London den Ehebruch als Grund zur Scheidung der Ehe dem Bande nach und zur Wiederverehelichung also geschiedener Eheleute anerkannt. „Weil die Worte des Herrn", schrieben die Bischöfe, „ausdrücklich die Scheidung verbieten, ausgenommen wegen der Unzucht und des Ehebruchs, so darf die christliche Kirche in keinem andern Falle die Ehescheidung anerkennen, oder die Verehelichung einer gegen dieses Gesetz geschiedenen Person bei Lebzeiten des andern Gatten billigen". Dieser Beschluß darf uns nicht Wunder nehmen, weil das Ehescheidungsgesetz 1857 unter unausgesetzter Beihilfe der Bischöfe, die im Oberhaus sitzen, zu Stande gekommen ist. Zur Ehre der anglikanischen Christen sind die Thatsachen zu verzeichnen, daß diese durchgehends das Verhalten der Bischöfe mit schwerem Tadel belegen und krampfhaft an der Unauflöslich-

1) Russell 137.



keit der Ehe festhalten, daß der „Guardian", das offizielle Organ der Hochkirchlichen, nach wie vor die Unauflöslichkeit der Ehe als Grundgesetz der Kirche bezeichnet, und daß das Unterhaus beider Convocationen von York und von Canterbury in dem nämlichen Sinne Beschlüsse gefaßt hat. York hat das 1895 gethan. Im laufenden Monat Juli 1898 hat das Unterhaus von Canterbury sich ebenso ausgesprochen. Dagegen haben die Bischöfe im Oberhaus der Convocation die Beschlüsse des Concils von 1888 über die Trennung des Ehebandes durch Ehebruch feierlich bestätigt und veröffentlicht. Die Verwirrung in kirchlichen Kreisen ist deßhalb im Steigen begriffen.[1])

Nach althergebrachter Auffassung der katholischen Schulen behandelt die Moralphilosophie auch die Lehre vom Staat und den Pflichten der Staatsmänner. Auch hier hat Gladstone den katholischen Standpunkt vertreten. Die herrlichen Worte, welche er in seinem Buch „Ein Kapitel einer Selbstbiographie" niedergelegt, sind von bleibendem Werthe. Allerdings liegt auch für ihn der Hauptzweck des Staates im Schutz des Lebens und des Eigenthums der Unterthanen. Aber um diesen Hauptzweck lagern sich noch andere, ebenso bedeutende Ziele, welche ein gewissenhafter Staatsmann anzustreben hat. Dazu gehört namentlich die Beschirmung der Kirche und ihrer Interessen. Die öde Rechtsphilosophie Macaulay's, gemäß welcher Regieren nichts anderes heißt als Politik treiben, lehnt Gladstone ab. Nach Gladstone hat auch der Staat ein Gewissen. Mehr, als es auf den ersten Blick scheinen dürfte, berührt diese merkwürdige Schrift des einsichtsvollen Staatsmannes und Rechtsphilosophen sich mit dem Syllabus Pius IX. vom 8. Dez. 1864.[2])

Die englische Uebersetzung der geradezu als eine Fälschung zu bezeichnenden „Geschichte des Kirchen-Staates" (Storia

---

1) Tablet 92 (1898) 85. 95.

2) Dublin Review 64 (1889) 229.

degli stati romani) von Farini rührt entweder aus der Feder Gladstone's selbst her, oder ist unter seiner Oberleitung entstanden. Was aber die berüchtigten Briefe betrifft, welche Gladstone, von den Feinden der bestehenden Rechtsordnung getäuscht, 1851 aus Neapel an Lord Aberdeen über die Mißhandlung politischer Gefangenen in den neapolitanischen Gefängnissen richtete, so bemerkt ein Kenner der Verhältnisse dazu Folgendes: „Auf Grund der Versicherung wüthender Freimaurer ließ Gladstone sich in dem Maße verblenden, daß er die berühmten Briefe über die Mißwirthschaft der Bourbonen, insbesondere die kannibalische Behandlung politischer Gefangenen innerhalb wie außerhalb der Gefängnisse, schrieb. Oeffentlich haben seine Freunde ihm seinen Irrthum vorgehalten; er selbst hat später denselben theilweise widerrufen. Als die italienischen Sektenhäupter seiner nicht mehr bedurften, haben sie wegen seiner gutmüthigen Politik bitter gehöhnt, ohne ihm jedoch als Feind des Papstes und des Kirchenstaates puren Weihrauch vorzuenthalten. Aber Gladstone's Verleumdung (la calunnia gladstoniana) hat maßgebende Bedeutung gewonnen in allen liberalen Geschichtswerken, Wörterbüchern, Lehrbüchern der Staatsschulen und wird heute noch mit feiger Treue in den Nachrufen wiederholt, welche die religionsfeindliche Presse Gladstone widmet".[1]) Man könnte sich zufrieden geben, wenn die Verleumdung bloß auf das Papier beschränkt geblieben wäre. Leider hat sie 1860 und 1870 ihre Dienste gethan, indem sie den Männern des Umsturzes beim Ansturm wider den Kirchenstaat und die übrigen rechtmäßigen Fürsten Italiens mächtige Waffen in die Hand drückte.

Persönlich ist Gladstone Pius IX. im Oktober des Jahres 1866 nahegetreten. Auf der Heimkehr ließ er sich in Florenz bei einer Zusammenkunft mit dem italienischen Ministerpräsidenten Baron Ricasoli bewegen, den Inhalt

1) Civiltà cattolica. Quaderno 1151. 4 giugno 1898. p. 639.



seiner Unterredung mit dem Papste in italienischer Sprache zu Papier zu bringen. Als die Briefe und Urkunden Ricasoli's 1894 dem Druck übergeben werden sollten, hat Gladstone das Ersuchen um Erlaubniß zur Veröffentlichung seines Berichts abschlägig beschieden. Die Rücksicht auf seine amtliche Stellung hat ihn verständnißvoll bei diesem Schritte geleitet Sofort nach seinem Hinscheiden im Monat Mai 1898 hat nun die Nuova Antologia in ihrer Juni-Nummer den Bericht Gladstone's abgedruckt. Auf Veranlassung des ehemaligen Erzbischofs von München, des Cardinals Grafen Reisach, der trefflich englisch sprach, erbat sich Gladstone durch Cardinal Antonelli bei Pius IX. Freitags eine Audienz, welche sofort für Sonntag Mittag gewährt wurde und dreiviertel Stunde gedauert hat.

Einige Mittheilungen aus Gladstone's Bericht dürfen hier nicht übergangen werden. Als Gladstone in der Unterredung die nämliche Stellung einzunehmen wünschte, in welcher er der Königin von England Vortrag halte, also stehenden Fußes, bemerkte der Papst scherzend: „Würde die Königin Ihnen befehlen, Platz zu nehmen, so würden Sie gehorchen". „Ich erwiederte, heiliger Vater, es erübrigt mir nur, zu gehorchen, Roma locuta est, indem ich das berühmte Wort des hl. Augustinus bei einer bekannten Gelegenheit, ich meine gegen die Donatisten, gebrauchte. Der Papst lächelte und fügte den Schluß des Wortes: Causa finita est hinzu". Nachdem der Papst sich nach dem Befinden der Königin erkundigt, kam er auf die englischen Colonien und den Fenianismus[1]) zu reden. „Der Papst sprach mit Wärme gegen den Fenianismus und erklärte, die irische Geistlichkeit sei ihm entschieden feindlich und diese Feindseligkeit habe er bei jeder Gelegenheit gebilligt. Se. Heiligkeit sagte, die irischen Bischöfe seien der bestehenden Ordnung der Dinge

1) Ueber die Stellung der irischen Geistlichkeit handelt meine Geschichte der kath. Kirche in Irland III, 59. 630.

treu, wenngleich sie einige Veränderungen wünschten. In einigen Punkten, erwiederte ich, haben sie Recht. Dann erläuterte ich den Stand der Universitätsfrage[1]) und die von den vorigen Regierungen getroffenen Maßregeln. Ausführlich verbreitete der Papst sich über die Lage Italiens. Er bemerkte, „er wünsche den Frieden zwischen dem Kirchenstaat und Italien zu fördern und er erinnerte mich an den Satz: Il faut s'entendre . . . Die italienische Einheit hat er im Princip nicht beanstandet, er schien sie in der Theorie zuzugeben und einzusehen, daß sie einige praktische Vortheile haben werde". Das italienische Volk nannte der Papst religiös, „aber das Benehmen der Regierung religionsfeindlich". „Seine Heiligkeit anerkannte den allgemeinen Zug der Zeit zum Repräsentativ-System, offenbarte keine Abneigung wider diese Form der Regierung, bemerkte aber, die italienischen Wahlen seien nicht wirklich frei, auch gebe es viel Furcht und Gleichgiltigkeit unter den Guten, und große Anmaßung unter den Bösen". „Ich sagte, ich könne nicht umhin, die großen Vortheile zu erkennen, welche Europa aus der italienischen Einheit empfangen werde. Zu einer einzigen Nation geworden, werde Italien jenes Schlachtfeld schließen, auf dem Oesterreich und Frankreich für ihre besonderen Werke gestritten, es würde eine Quelle beständiger Intrigue verstopfen und ein Element der Schwäche und der Gefahr durch einen friedliebenden, starken, conservativen Staat ersetzen".[2]) Diese Auszüge genügen. Im Lichte der Mailänder Empörung vom Monat Mai 1898 muß der Geschichtsschreiber sagen: Die Befürchtungen Pius IX. haben ihre Erfüllung gewonnen, die Hoffnungen des englischen Staatsmanns sind zerronnen. Politisch geeinigt, ist Italien auf socialem und volkswirthschaftlichem Gebiete am Rande des

1) Ueber die irische Universitätsfrage vgl. meinen Aufsatz im „Katholik" 1890, I, 42—46.

2) Tablet 91 (1898) 937—938.

Abgrundes angelangt. Während Pius IX. zu Gladstone sagen konnte: „die Produktion in Italien ist unendlich und unerschöpflich", muß der italienische Bauer, dem unmenschlichen Steuerdruck unterliegend, heute seine herrliche Heimat verlassen, um an Amerikas Gestaden den Kampf ums Leben auszufechten.

Wenn auch die politische Gestaltung Italiens den englischen Staatsmann unbefriedigt ließ — wie mit geheimnißvollen Fäden hat es ihn zu den Geistesheroen des Landes uralter Cultur gezogen. Er gehört zu den größten Bewunderern von Horaz und Dante. Seine Uebertragungen des Venusiners sind Gemeingut der englischen Nation. Wenn seine Dantestudien sich auch mehr mit äußern Fragen, wie mit dem Besuche Englands durch Dante, befaßten, so zeugen sie doch immer für Gladstone's ideale Richtung, wenn wir auch bedauern, daß er die Höhe Dante'scher Weltanschauung nicht erklommen hat.[1])

So steht Gladstone vor uns als Staatsmann, Redner, Theologe, Apologet und Schöngeist. Mehr als eine Seele schien in seiner Brust zu wohnen. Und doch sind die einzelnen Phasen seiner persönlichen Entwicklung, sowie die weitauseinanderliegenden Thätigkeiten dieses wunderbar begabten Mannes auf das engste miteinander verbunden. In der Natur des jugendlichen Tory sind bereits Spuren des künftigen liberalen Ministers zu entdecken. Und der allerwärts gefeierte Volksmann, welcher den Schwerpunkt des Verfassungslebens aus den Kreisen der Aristokratie in die breiten Schichten des Mittelstandes verlegte, hat in loyaler Treue nie gewankt. Die tiefste Grundlage, der informirende

---

1) Ueber Gladstone's Dantestudien handelt eingehend: Dante, sein Leben und sein Werk, sein Verhältniß zur Kunst und Politik von Franz Xaver Kraus. Berlin 1897. Ueber die Bedeutung dieses ausgezeichneten Werkes habe ich mich eingehend verbreitet im Augustheft des Katholik 1898.

Gedanke all seiner Thätigkeit lag in der Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums, die sein gesammtes Handeln wie mit höherem Lichte übergoß. In seinen staatsmännischen Reden offenbart sich die Sicherheit des Theologen, und seine theologischen Controversen werden verstärkt durch die Rhetorik des Staatsmannes. Seine literarischen Arbeiten liegen ferne ab von kalter Philologie, selbst in ihnen blitzt das allgemein menschliche Interesse durch, der Gedanke der Humanität, von welcher Gladstone so tief erfüllt war.

Nachdem der Sarg mit der Leiche des Staatsmannes in die Gruft gesenkt war, ließ ein Freund Erde aus Gethsemane darauf werfen — ein tiefsinniger Zug, welcher die Geistesrichtung Gladstone's treffend beleuchtet.

Aachen. Alfons Bellesheim.

XXXVII.

Moderne Dichter als Zeitspiegel.

I.

Wie eng Nietzsche mit unserer Zeit zusammenhängt, wurde in unserer Studie über Nietzsche zur Genüge aufgezeigt. Das moderne Geistesleben, philosophisches und künstlerisches, ist voll von ihm. Er wurde von der Zeit beeinflußt und hat sie wieder beeinflußt. Man sieht dies am besten an den Dichtern, die heut in aller Mund sind, vor allem an Ibsen, Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann.

Eine Besprechung dieser Dichter wird von selbst zur Fortsetzung unseres Aufsatzes über Nietzsche's Bedeutung für unsere Zeit.

Die geistige Herrschaft Nietzsche's ist ein schlechtes Zeugniß für unsere Zeit, sie beweist deutlicher als die Statistik und als eine Sittenschilderung, wie die Mächte des Bösen an Einfluß gewinnen, wie die moderne Welt das süße Gift mit Vergnügen trinkt, die eine falsche Philosophie bietet. Nietzsche ist ein Beweis für die Nervosität unserer Zeit, für das ungesunde Hasten nach neuen Genüssen, neuen Erregungen. Die Welt lechzt nach dem Unerhörten, nach dem nie Erfahrenen, nach dem ewigen Wechsel.

Genau den gleichen Eindruck macht die moderne Dichtung. Nachdem sie alle Gebiete durchlaufen hat, nachdem sich der Naturalismus erschöpft hat, ist die Dichtung nahe daran, wieder symbolisch, wieder mystisch zu werden. Mit der Darstellung der brutalsten Triebe, mit der Darstellung des Eckelhaften verbindet sich ein seltsames Sehnen nach Uebersinnlichem. Das zeigt sich bei allen drei Dramatikern, so auch bei Ibsen.

Die Gesellschaft, in die sie uns führen, ist gewöhnlich eine ganz schlimme. Ihre Helden sind in der Regel nervenkrank, Ibsen und Hauptmann stellen mit Vorliebe Geisteskranke und erblich belastete Menschen dar. Um ihre Stücke zu verstehen und würdigen zu können, muß man Psychiater sein So eingehend werden uns die Erscheinungen des Alkoholikers, Syphilitikers, der Hysterischen, die Erscheinungen der moralischen Empfindungslosigkeit,[1]) der beginnenden Gehirnerweichung, der Nymphomanie, des Sadismus und Masochismus geschildert.[2])

Deßhalb fehlt in der Regel auch den Helden die volle Verantwortlichkeit, sie stehen unter dem Banne ihrer Umgebung und der Vererbung. Die Vererbung und die Um-

---

1) Moral insanity z. B. Rebekka West in Rosmersholm.

2) Masochismus ist die Lust, vom Geliebten zu leiden (vgl. Kleists Käthchen von Heilbronn), Sadismus die Lust, den Geliebten oder die Geliebte leiden zu machen, zu quälen.

gebung liegt wie eine Schicksalsmacht auf ihnen. Die alte Schicksalstragödie kehrt wieder. Eine Willensfreiheit gibt es überhaupt nicht; „wollen heißt wollen müssen".

Sie müssen freilich wollen, weil sie Sklaven ihrer Naturtriebe, Sklaven ihrer Leidenschaft, ihrer Genußsucht, ihres Ehrgeizes sind.

Den Mittelpunkt der Dichtungen bildet das alte Problem der Liebe. Aber die Liebe, wie sie behandelt wird, ist eine ganz moderne. Es fehlt ihr aller Duft, der reine Reiz der Keuschheit, die süße Scham. Aller Idealismus ist verflogen. Es handelt sich nicht um die Liebe des Jünglings und der Jungfrau zu dem, an den sich das Herz ewig binden will. Ueber diese Illusionen ist man in der modernen Gesellschaft hinaus. Die Jünglinge wollen vor allem leben, und erst wenn sie gelebt haben, denken sie an eine dauernde Verbindung.[1])

Daß die Ehen in dieser Gesellschaft nicht glücklich sind, wäre selbstverständlich, auch wenn keine übertriebenen Anforderungen an sie gestellt würden. Frau und Mann sollen sich gegenseitig vollständig genügen, es sollte vollständige Harmonie herrschen, sonst ist nach Ibsen die Ehe nichts, eine falsche Ehe, eine Scheinehe, die nur die Gewohnheit heiligt. Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß nach Ibsen genau wie nach Nietzsche die meisten Ehen nichts taugen. Er nennt sie übertünchte Gräber. Die Frau ist meistens nur eine Sklavin. Bessern kann man nun solche Ehen nicht. Eine Geige kann man flicken, eine Glocke aber nicht. Die Glocke ist etwas Ganzes, sie besteht aus einem Gusse, die Geige ist aber etwas Zusammengesetztes. Eine solche Glocke nun ist nach Ibsen die Liebe. Warum sie freilich eine Glocke ist, und warum die Ehe nicht auch einer Geige verglichen werden kann, braucht Ibsen nicht weiter zu beweisen.

---

1) Man denke an Erhard in Ibsens Borkmann.



Wo eine solche Glocke sich findet, da soll man sie anschlagen, sie läuten. Wo die reine volle Liebe blüht, wäre es ein Verrath, sie zu ersticken. Wer aus Ruhmgier oder aus anderen Rücksichten diese Liebe opfert, begeht eine Sünde, ja eine unverzeihbare Sünde, die Sünde wider den hl. Geist, wie Ibsen meint. „Die große, unverzeihbare Sünde — das ist die Sünde, die man begeht, wenn man das Liebesleben tödtet in einem Menschen", heißt es in Borkmann.

Wenn sich die Eheleute nicht genügen, haben sie das Recht, auseinander zu gehen. Die Folge der falschen Ehe ist ein fortwährendes Spiel mit dem Ehebruch, nur wird dieser in der Regel strenger beurtheilt als im Romane. Während im Roman der glückliche Ehebruch auftritt, werden im Schauspiel gewöhnlich die Conflikte, die durch ihn entstehen, behandelt; dieselben nehmen meistens einen tragischen Ausgang. Entweder treiben die Ehebrecher den braven Ehetheil in den Tod oder geben sich selbst den Tod oder werden beide Todesarten mit einander verbunden, wie in Ibsens Rosmersholm, und ist das Ende ein reines Nichts. Der Selbstmord ist der große Löser aller Conflikte, er ist beinahe eine heilige That, jedenfalls eine Heldenthat.

Mit Tod und Mord enden auch die älteren Schauspiele sehr häufig, aber doch wird nirgends der Selbstmord in dieser Weise verwerthet wie bei den neueren. Schon diese Bevorzugung des Selbstmordes zeugt von der ganzen Ungesundheit der Luft, in der sich diese Dramen abspielen. Natürlich wirken diese Dramen und Dichtungen wieder ansteckend. Daher kommen wohl zum Theil die vielen Selbstmorde der Liebespaare.

Die Personen sind durch und durch vom Egoismus erfüllt. Das individuelle Lebensglück gilt selbstverständlich als das höchste Ziel. Sehr selten ist die Aufopferung im Dienste des Gemeinwohles. Das Höchste, wozu sie sich erschwingen, ist das Opfer für die eigene Ehre, für die Ehre und das Glück der Wesen, mit denen sie das Schicksal zusammenkettete. Von Religion ist natürlich keine Rede.

Zwar treten gerne Pastoren auf, aber an die Pflichten gegen Gott zu erinnern, wagen sie nicht. Die conservativen Pastoren vertheidigen die bestehende Ordnung, die herrschenden Moralanschauungen der Gesellschaft — die „Gespenster“, wie sie Ibsen nennt. Die liberalen sind sehr gefällig, einschmeichelnd, sie gehen auf alle Launen ein und hegen eine heilige Scheu vor den Naturtrieben.

Mit der Religion verhält es sich bei Ibsen wie mit der Ehe. Ibsens Grundsatz ist entweder alles oder nichts; er stellt zu übertriebene Anforderungen. Entweder soll man sich Gott ganz hingeben und alles glauben, alle Wunder glauben oder sich gar nicht darum bekümmern. Das ist kein Gott, meint er, dem man nur einen Tag in der Woche widmet.

Die Religion erzieht hier nicht zum Opfer und weiht nicht das Opfer. Wenn daher auch eine Selbstaufopferung vorkommt, fehlt ihr die Tiefe, fehlt ihr die Weihe, die heilige Ehrfurcht, die fromme Ergebung. Wohl werden trotz des plattesten Egoismus, trotz der schalsten Gesinnung die Theatermenschen als Adelsmenschen, als Herrenmenschen dargestellt. Ihr Adel besteht aber nur darin, daß ihr Egoismus weitsichtig und folgerichtig genug ist, um sich großer Mittel zu bedienen. Ihr Adel besteht darin, daß sie sich nicht unterordnen, sondern von allen Grundsätzen der Ordnung, von den herrschenden Moralanschauungen sich emancipiren. Sie zwingen die Menschen zu ihren Zwecken, schöner ausgedrückt, heben sie zu ihrer „Höhe“ empor.

Die Selbstverwirklichung soll nach Ibsen zugleich die Hingabe an die Gesellschaft einschließen. Das wäre möglich, wenn die individuellen Zwecke mit den Gesellschaftszwecken zusammenfielen, wenn die Gesellschaftsideale das Individuum erweiterten. Aber die Gesellschaft hat eben nach Ibsen keine Ideale, sie hält dem Einzelnen nur Phantome, Gespenster, Irrlichter vor, keine leuchtenden Sterne. Daher hat der Einzelne das Recht, sich um die Gesellschaft und ihre For-

derungen nicht zu bekümmern. Nur ein Herrenmensch muß er natürlich sein und Conflikte darf er nicht scheuen. „Wenn man sich selbst unterdrückt, hat man kein Leben, und wenn man sich zur Geltung bringt, gibt es Krieg". Aber lieber den Krieg als die Selbstvernichtung. „Ich habe eine große Entdeckung gemacht", heißt es bei Ibsen im Volksfeind, „der größte Mann ist derjenige, der allein steht".

Das sind ungefähr die grundsätzlichen Anschauungen, die in der Dramatik herrschen. Nun obliegt uns noch, einige concrete Beispiele dieser Dramatik vorzuführen.[1])

Den Vortritt hat natürlich Ibsen. Dieser Norweger ist der bedeutendste Dramatiker der Gegenwart, er hat großen Einfluß gewonnen nicht bloß auf die deutsche Literatur, sondern auch auf die französische. In seinen frühesten Stücken war er noch Romantiker, wurde aber bald zum Revolutionär und begann gegen die „gesellschaftlichen Lügen" zu Felde zu ziehen. Den Idealen erkannte er nie relative Bedeutung zu Wenn ihre Zeit um ist, werden sie zu Lügen, zu Gespenstern. Diese Lügen zu bekämpfen, die conventionellen Lügen, wie sie M. Nordau genannt hat, auszurotten, hält Ibsen für seine Aufgabe.[2]) Er will daher den Menschengeist revolutioniren. „Die Menschen", schreibt Ibsen im Jahr 1870, „wollen nur Specialrevolutionen, Revolutionen im Aeußern, im Politischen. Um was es sich handelt, das ist das Revoltiren des Menschengeistes". Die rücksichtslose Wahrheit soll verkündet werden, mag darüber

1) Wir bedienen uns dabei theilweise der kurzen Skizzen, die Freiherr von Grotthuß in dem Buche „Probleme und Charakterköpfe" (Stuttgart 1898) von den modernen Stücken bietet, auf die wir schon in einem frühern Heft (S. 94) hingewiesen. Die meisten der modernen Stücke kennen wir übrigens aus eigener Lektüre, zum Theil auch vom eigenen Hören und Sehen.

2) Nordau rechnet zu diesen Lügen nicht nur die Ehe, sondern auch das Königthum von Gottes Gnaden, das Eigenthum, die Confessionen. **Magna ingenia conspirant:** Nietzsche—Ibsen—Nordau!

der Einzelne oder die Gesellschaft zu Grunde gehen, die ihr Leben von einer Lüge zehrt. Mag das schwache Flämmchen, das durch eine Lebenslüge erhalten wird, erlöschen, die Wahrheit, die „ideale Forderung“, wie sie Ibsen nennt, muß verwirklicht werden. Darnach handelte er und ließ er seine Personen handeln.

In den „Stützen der Gesellschaft“ werden dunkle Ehrenmänner gezeichnet, die in Aemter und Würden stehen, kurz als Stützen der Gesellschaft gelten. Umgekehrt ist im „Volksfeind“ der Held ein Idealist, der die Lüge zerstören will, auf der das Wohl seiner Stadt beruht. Das Bad, die Nährquelle der Stadt, steht im falschen Ansehen. Das Wasser ist nicht nur nicht heilkräftig, sondern das Gegentheil davon. Dr. Stockmann entdeckt das und will seine Entdeckung in die Welt verbreiten, aber er wird als Volksfeind in die Acht erklärt. Er läßt wirklich seine Hände von der Sache, errichtet eine Schule, in der er Gassenjungen „zu freien vornehmen Menschen heranziehen“ will.

Der Held der „Wildente“ Gregor Werle ist ein Abbild von Ibsen. Er läuft mit seinen idealen Forderungen herum und sucht jedem, der ihm begegnet, die „Lebenslüge“ zu nehmen Vor allem hat er es auf die Familie seines Freundes Ekdal, eines Photographen abgesehen. Dieser sinnt über einer Erfindung und ist sicher, sie noch zu machen, das hält ihn aufrecht im Elend. Sein Vater, ein entlassener Forstmann, hat nur noch einen Trost, er freut sich an einem Phantasiewald, an einer Phantasiejagd. Seine Tochter Hedwig tröstet sich an einer Wildente. Da fährt Werle mit seiner idealen Forderung in den Kreis dieser bescheidenen Leute. Hedwig soll die Wildente und damit die Lebenslüge erschießen, erschießt sich aber selbst. Man könnte beinahe meinen, Ibsen wollte seinen eignen Idealismus verspotten; jedenfalls zeigt er, daß die ideale Forderung mit der „Lebenslüge“ auch das Lebensglück zerstört.

In den meisten Stücken wendet Ibsen die „ideale Forderung“

auf die Ehe an und untersucht das Problem der Ehe nach allen Seiten. In den „Gespenstern“ lebt eine edel angelegte Frau mit einem Wüstling in aufgezwungener Ehe. Sie wollte sich schon lange scheiden, aber der Pastor schreckt sie mit den „Gespenstern“ der Sitte und Zucht. Die Folge der Ehe ist denn auch eine abschreckende: der Sohn Oswalds, erblich belastet mit unheilbarem Siechthum, entwickelt ein abnormes Geistesleben. Er wird Künstler und ist mit reicher Phantasie begabt, aber der Hypertrophie folgt die Atrophie. Das Ende ist Blödsinn.[1])

In „Rosmersholm“ lebt der ideal angelegte Pastor Rosmer mit einer hysterischen, überempfindlichen Frau, der für die Gedankenwelt des Pastors das volle Verständniß fehlt, und die zudem ihre Kinderlosigkeit schwer bedrückt. Da kommt nun eine berückende Erscheinung in ihren Kreis, Rebekka West, eine erblich Belastete von dunkler Herkunft. Der Pastor schließt ihr seine Seele auf, und sie beschleunigt seinen Bruch mit dem ererbten Glauben. Sie reizt die Empfindlichkeit der Frau so geschickt, daß diese sich verzweifelt in den Bach stürzt. Damit laden sich aber beide, Rosmer und Rebekka, eine Schuld auf das Herz, und diese drückt sie nieder. Sie können nicht als Frau und Mann neben einander leben und sühnen ihre Schuld durch freiwilligen Untergang. „Es gibt keinen Richter über uns“, sagt Rosmer, „und darum müssen wir sehen, daß wir selbst Justiz üben.“ Zu dieser Adelsgesinnung Rebekka zu erheben, hielt Rosmer für sein letztes Werk. Ein Kritiker findet, daß Ibsen hier sich zu jenen Aetherhöhen erhob, wo das Menschliche an das Gotthafte streift! „Einer solch herrlichen Vollendung gegenüber muß Alles zurücktreten, was man einem Andern gegen-

1) Ueber die Gespenster schrieb eine treffliche psychiatrische Studie Dr. Sadger in der Allg. Zeitung 1894, Beil. Nr. 229. Grotthuß hat die für Ibsen so charakteristischen „Gespenster“ merkwürdigerweise gar nicht berücksichtigt.



über sonst billig zu tadeln fände".[1]) Sonderbare Erhabenheit, die auf uns lächerlich wirkt! Mehr Recht hat offenbar Grotthuß, wenn er schreibt, einen solchen Gang der Ereignisse könnte man herausklügeln, wenn die Menschen todte Rechenmaschinen wären, so aber müsse man annehmen, daß wir Wahnsinnige vor uns haben — bei Rebekka liegt der Wahnsinn ohnehin nahe.

Von einer neuen Seite erscheint das Problem der Ehe in der „Nora". Zwei Ehegatten leben glücklich, aber der Gatte hält seine Frau für eine große Puppe und versteht sie nicht zu erziehen, versteht ihre Eigenart nicht. Nun hat aber die Frau einmal, um ihrem kranken, bedrängten Gatten zu helfen, einen Wechsel gefälscht. Als die Sache aufzukommen drohte, richtet sich die ganze Wuth des Mannes gegen die Frau. Obwohl nun alles wieder in Ordnung geräth, hält sich die Frau für entwürdigt, für nicht verstanden und läuft davon.

Das Gegenstück von Nora ist „die Frau vom Meere". Die Frau vom Meere stand unter dem Zauber eines alten Seemannes, einem Zauber, der mit dem nahe verwandt und verknüpft ist, den das Meer auf seine Anwohner ausübt. Ihr jetziger Gatte ist ein Arzt, und sie lebt mit ihm nicht unglücklich, nur dauert der alte Zauber immer noch. Er erwacht aufs Neue, nachdem der Seemann zurückkehrt. Aber ihr Gatte gibt ihr freie Wahl. Nun entscheidet sie sich fürs Bleiben. Hätte er ihr nicht die Freiheit gegeben, so wäre sie sicher davongelaufen.

Von einem ganz anderen Stoffe als Nora und die Frau vom Meere ist Hedda Gabler. Sie hat etwas von dem intriganten, „moralfreien" Wesen der Rebekka West, sie beherrscht die Männer, ist ungemein stolz und hat einen abenteuerlichen Sinn. Man könnte glauben, sagt Grotthuß, sie

1) Sadger in seiner psychiatrisch interessanten, ästhetisch aber überschwänglichen Studie in der Allg. Ztg. 1894, Beil. 162, 164, 165.

trüge einen Stein statt des Herzens im Busen, aber einen glühenden. Sie spielt immer mit Pistolen und leidet offenbar an Sadismus, d. h. liebt es, ihre Liebhaber zu quälen. Die Tochter eines Generals hat sie verschiedene Liebhaber gehabt und heirathete einen braven Geschichtsforscher, nur um eine Stellung zu haben, aber ihr Mann ist ihr zu zahm. Kurze Zeit nach der Verheirathung knüpft sie Beziehungen zu einem Beamten an und geht auf dessen Vorschlag ein, im „Dreieck" zu leben. Da taucht ein früherer Liebhaber, der geniale Nebenbuhler ihres Mannes, Lövborg, auf. Diesen treibt sie zum Selbstmord, sie hält es ihm als ideal vor, „in Schönheit zu sterben". Der arme Lövborg geht wirklich in den Tod, und da der Beamte die Schuldige kennt, fürchtet sie, in Abhängigkeit von ihm zu gerathen, und schießt sich „in Schönheit" durch die Schläfe. Der„ Tod in Schönheit" ist ihr Ideal.

Der „Baumeister Solneß" ist wieder ein Abbild Ibsens: ein groß angelegter Charakter, der in unglücklicher Ehe lebt. Da kommt ein junges Mädchen, dem er einst als Kind große Hoffnungen erweckt hatte. Der Baumeister geräth unter ihren Zauber, und jene verlangt von ihm eine kühne That: er soll auf den von ihm gebauten Thurm hinaufklettern und die Fahne aufstecken, wie er es früher einmal gethan. Der Baumeister wagt es, stürzt aber vor dem Ziele herab und die Jungfrau tröstet sich, daß es doch „ihr Baumeister" war. Es steckt ein Stück Sadismus in ihr.

Wieder ein unglückliches Ehepaar tritt auf: die Eltern von „Klein Eyolf". Durch ihre Schuld geht das liebe Kind zu Grunde. Der todte Knabe aber thut was der lebendige nicht vermochte, er bindet die entfremdeten Eltern zusammen. In ihrem Gemüthe geht eine „Umwandlung" vor. Die Frau will sich der verwahrlosten Kinder annehmen, da sie für die Arbeiten des Mannes doch keinen rechten Sinn hat. Klein Eyolf ist eines der wenigen Stücke mit befriedigendem Ausgange. Hier kommen auch einige Aufblicke auf ein höheres

Leben vor. Nach oben sollen wir sehen, heißt es — „zu den Gipfeln hinauf — zu den Sternen — und zu der großen Stille!“ Wir sind nicht allein mit der Erde verwandt, sondern „auch ein wenig mit dem Himmel und dem Meere“.

Im letzten Stück Ibsens tritt endlich ein echter und rechter Nietzschischer Uebermensch auf. Es ist „John Gabriel Borkmann“, ein gefallener Bankdirektor. Die Machtbegierde war in ihm übermächtig, er hegte ungeheuere Pläne, wollte Millionen aus dem Boden stampfen und Tausende beglücken. Aber seine Berechnung schlug fehl und anstatt als Sieger umjubelt zu sein, wandert er ins Gefängniß. Da fühlte er sich „wie ein Napoleon, der in der ersten Feldschlacht zum Krüppel geschossen wird“. Die Schmach, die damit auf das Haus Borkmann kam, sollte nach dem Willen der Frau ihr Sohn Erhard tilgen. Das sollte seine Mission sein. Der Sohn aber will nichts von einer Mission wissen, er will genießen und leben.

Das sind die wichtigsten Stücke Ibsens. Es wäre vergebens sich über die verderbliche Moral hier zu ereifern, die uns geboten wird. Denn das ist ja klar, daß hier die reine Anarchie auf moralischem Gebiete gelehrt wird. Eine Moral gibt es für Ibsen so wenig wie für Nietzsche, und diese Stimmung ist weit verbreitet. Aendern kann man das nicht, man kann nur zusehen, wie sich die Dinge weiter entwickeln. Die Anarchie muß sich ausleben, die Geister wollen sich austoben. Hoffen wir, daß sie die Rückkehr zu gesunden Grundsätzen, zu den alten Idealen wiederfinden! Schwache Ansätze dazu liegen in der stark symbolischen mystischen Richtung der jüngsten Literaturerzeugnisse vor. Manches muthet uns ganz romantisch an. Die Rückkehr zur Romantik liegt im Kreislauf der Dinge.

G. Grupp.



XXXVIII.

Zeitläufe.

Das „Abrüstungs"=Verlangen des Czaren. Spanien in Frage.

Den 12. September 1898.

Als diese Zeilen gerade mit der Ueberschrift: „Die neue Weltlage" versehen werden sollten, da überraschte der Czar alle Völker mit seinem Vorschlag vom 24. August zur Abrüstung und zur Berufung einer internationalen Conferenz zu diesem Zwecke des Friedens. Alle Welt war auf's Aeußerste überrascht. Bis jetzt waren alle Beschlüsse der alljährlichen Zusammenkünfte der „Friedensvereine" in den Wind gesprochen, jetzt schien es, als wenn der Czar die leidenschaftlichen Aufrufe der Frau Bertha von Suttner studirt habe. Freilich konnte er sich sagen: er sei das Zünglein an der Wage, und habe für seinen Machtbereich vorderhand genug von Salonichi bis an's Schwarze Meer, von Batum über Nordasien bis an's Gelbe Meer, und müsse Zeit und Muße haben zur Verdauung.

Die Kundgebung wünscht, daß allen Völkern des in Waffen starrenden Europa „die Wohlthaten wahren und dauernden Friedens" gesichert werden. Damit ist deutlich gesagt, daß der in bekannten Thron- und anderen Reden ständig gefeierte „Friede" eine Unwahrheit sei. Unverblümt sagt der Czar: „Im Namen des Friedens haben große Staaten mächtige Bündnisse miteinander geschlossen; um den Frieden besser zu wahren, haben sie in bisher unbekanntem

Grade ihre Militärmacht entwickelt und fahren fort, sie zu verstärken, ohne vor irgend einem Opfer zurückzuschrecken“. Das treffe, fährt er fort, „die Volkswohlfahrt an ihrer Wurzel“, und es sei deßhalb wahr, „daß, wenn diese Lage sich noch weiter so hinzieht, dieß in verhängnißvoller Weise zu eben der Katastrophe führen würde, welche man zu vermeiden sucht, und deren Schrecken jeden Menschen schon bei dem bloßen Gedanken schaudern macht“.

Selbstverständlich ist die Frage aufgeworfen worden, ob der Czar sich mit irgend einer Macht zum Voraus über sein Auftreten verständigt habe. Man hat auf Berlin gerathen. Aber das Organ des ehemaligen Reichskanzlers und Begründers der neuen Macht Preußens hat sofort daran erinnert: „Fürst Bismarck hat ähnlich wie Graf Moltke den Krieg für ein Glied der göttlichen Weltordnung gehalten, ohne welches eine Stagnation eintreten würde“. Wie zu erwarten war, hat man sich in Paris sogleich den Kopf zerbrochen, wie sich denn in der beabsichtigten Friedensconferenz Frankreich und das Deutsche Reich an dem Einen Tische ausnehmen würden? Von den preußischen Manöverfeldern ist auch sofort wieder eine feurige Rede zum Preise des bewaffneten Friedens bekannt geworden. Bis jetzt würdigt man hauptsächlich in England, wo der Krieg überhaupt nicht als ein Glied der göttlichen Weltordnung gilt, die Kundgebung von der Newa als eine große internationale Thatsache, welche eine dauernde Ehre für den Czaren seyn werde.

Jedenfalls wird sein Vorgehen die nächste Zukunft in hervorragender Weise beschäftigen. Aber noch eine Frage. Am Schlusse seiner Kundgebung sagt der Czar: „Die internationale Conferenz würde zugleich ihr Zusammengehen besiegeln mit einer solidarischen Weihe des Rechts und der Billigkeit, auf denen die Sicherheit und die Wohlfahrt der Völker beruhen“. Aber warum hat denn der Czar nicht eine internationale Conferenz, gleichviel ob Nordamerika

mitthun wollte oder nicht, zusammenberufen, ehe das letztere seinen allem Recht und aller Billigkeit frechen Hohn sprechenden Angriff auf Spanien zu unternehmen wagte?[1]) Jetzt liegt die vollendete Thatsache vor, die auch den Russen bereits zu denken gibt, und dem alten Europa noch lange zu denken geben wird.

Seitdem das Geld und die Uebermacht der nordamerikanischen Union den Stern eines der ruhmreichsten Völker der lateinischen Sprachgemeinschaft zum Erlöschen gebracht hat, beeifert sich namentlich die jüdische Presse, die Schuld dem Katholicismus zuzuschreiben. Ein besserer Kenner der spanischen Urgeschichte, Professor Picard in Brüssel, hat vor Jahren auf deren Eigenart hingewiesen, nämlich auf die Vermischung der arischen und semitischen Raçen. „Bedenken Sie, daß Spanien durch sieben Jahrhunderte unter der Herrschaft der stagnirenden semitischen Raçe stand, und Sie haben den Grund seiner niedrigen Bildungsstufe. Warum ist die Inquisition gerade von Spanien und nicht von einem anderen christlichen Lande ausgegangen, und warum hat sie sich gerade in Spanien und nicht anderswo solange gehalten". Dazu bemerkte der Redner, daß der Unterschied zwischen Juden und den Muselmanen, die von Marocco aus Spanien überschwemmten, unbedeutend sei, es sei ein und dieselbe Raçe.[2]) Aber daß diese Vermischung auf das katholisch erzogene gemeine Volk keine Verschlechterung ausübte, geben die Amerikaner selbst zu in der Anerkennung der Ehrenhaftigkeit und des Heldenmuthes der spanischen Soldaten. Der als entschiedener National-Amerikaner bekannte Erz-

---

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter". 1898. Bd. 121. S. 905. „Ueber die innere Lage Spaniens vor dem Kriege". Sodann die „Zeitläufe" über den Krieg Nordamerika's gegen Spanien. Band 121, S. 749 ff. und Band 122, S. 288 ff.

2) Aus dem „Journal de Bruxelles" s. Wiener „Vaterland" vom 21. März 1890.

bischof Ireland hat in dem Gottesdienst bei der Siegesfeier in seinem Dom zu St. Paul gesagt:

„Es ist unwahr, zu sagen, daß die Spanier grausam und blutdürstig sind; sie sind eine ritterliche Nation, die werth ist, daß ihnen die Blüthe der amerikanischen Ritterschaft auf dem Schlachtfeld entgegensteht. Es ist nicht wahr, wie einige Zeitungen sagen, daß sogar die spanischen Frauen die Zeichen der Verkommenheit an sich tragen; es gibt keine sittenreinern Frauen auf der ganzen Erde, als die Frauen von Spanien, keine treueren Gattinen und achtenswerthere Töchter, als die Spanierinen. Es ist nicht recht, drei oder vier Jahrhunderte zurückzugreifen, um dem Wappenschild Spaniens von heute Flecken anzukleben".

„Es ist nicht wahr, daß die spanische Raçe heruntergekommen ist und nichts für die Civilisation gethan hat. Sie haben den ganzen südamerikanischen Continent civilisirt, indem sie Millionen der eingeborenen Raçen in den Schooß des Christenthums führten und darin bewahrten. Zur spanischen Raçe gehören nicht nur die Spanier von Europa, dazu gehört ganz Südamerika, Mexiko — Völker und Nationen, welche selbst nach dem Berichte von amerikanischen Schriftstellern in wirthschaftlicher Entwicklung in solchem Grade fortgeschritten sind, daß sie die Bewunderung herausfordern und mit anderen stolzen Nationen den Wettstreit aufnehmen".[1])

Namentlich bezüglich der Philippinen ist immer wieder behauptet worden, daß die dort ansässigen Mönchsorden, die seit Jahren die Colonie ausbeuteten und die Eingeborenen vorsätzlich der Aufklärung zu entziehen suchten, an den dortigen unerträglichen Zuständen die Schuld trügen. Ein unterrichteter Berichterstatter hat dazu bemerkt, indem er die „specifisch spanische Mißwirthschaft" zugibt, er sei weit entfernt, klerikale Ideen zu hegen, und doch müsse er diese Behauptung, die eigentlich durch nichts erwiesen sei, in's

1) Aus dem „Northwestern Chronikle" vom 15. Juli s. „Augsburger Postzeitung" vom 3. August d. Js.

Reich der Fabel verweisen. „Die philippinischen Inseln, etwa 1200 an der Zahl, haben eine Bevölkerung von über 6 Millionen Einwohner, ein Gemisch von Mongolen und Malayen, die der europäischen Cultur nur bis zu einem gewissen Grade zugänglich zu seyn scheinen. Spanien konnte auf den Philippinen hierin nicht mehr leisten, als England in Indien und die Niederländer auf Java und Borneo.“ [1]) In anderen Berichten werden auch die Tagalen als Eingeborene genannt, neben chinesischen Mestizen.

Manila auf der Hauptinsel Luzon, welche vierthalb Millionen Einwohner zählt und größer als Süddeutschland erscheint, ist, wie auch Havana auf Cuba, eine mit allen Einrichtungen des modernen Lebens und Verkehrs versehene Großstadt. „Sie besitzt eine große Menge von Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, welche sich jedoch meist in den Händen des Klerus befinden, so auch die Thomas-Universität, welche durch Dominikaner-Patres geleitet wird“. [2]) Jesuiten wirken nur auf der Insel Miadomar. Es ist bezeichnend, daß die Handelsfirmen in Manila, als sie zum bevorstehenden Friedensschlusse ihre Vorschläge unterbreiteten, zwar die Ausweisung der großgrundbesitzenden Mönchsorden verlangten, aber zugaben: „Gegen die Jesuiten und gegen die freien Priester liegen solche Beschwerden nicht vor“. [3]) Die Freimaurerei hat auch den Insurgenten auf Luzon wie auf Cuba ihre eingeborenen Führer geliefert: Rizal, den ersten, der als Gefangener nach Barcellona gebracht und dort standrechtlich erschossen wurde, und seinen Nachfolger Aguinaldo, beide academisch gebildet. Vor sechs Jahren hat der ehemalige Sekretär des deutschen Consulats in Manila eine Schrift, die jetzt in zweiter Auflage vorliegt, über die Inselwelt herausgegeben.

---

1) Aus Madrid in der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 5. Juni ds. Js.

2) Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung“ v. 22. Mai ds. Js.

3) Berliner „Germania“ vom 30. August d. Js.

„Wenn auch der Verfasser nicht der katholischen Weltanschauung, wie wir sie haben, nahesteht, so kennt er sie doch, was man ja von den meisten darüber urtheilenden Schriftstellern nicht sagen kann, und so nimmt er sich der vielgeschmähten spanisch-kirchlichen Regierung an mit dem Eifer eines Mannes, der auf seinem Nebenmenschen keine ungerechte Schmach sitzen läßt. Namentlich das Rizal'sche Buch ‚Noli me tangere,' das von der deutschen liberalen Presse als authentisches Werk über die grausigen Zustände freudig begrüßt worden ist, zerpflückt er ziemlich unbarmherzig in einem längern Aufsatze, der nicht übel ‚Das durchgegangene Steckenpferd' betitelt wird. Uebertreibungen und grobe Verleumdungen werden in Hülle und Fülle nachgewiesen, und es wird auch gezeigt, daß manche wirkliche Mißstände auf Kosten der liberalen Herrschaft im iberischen Mutterlande zu setzen sind". [1])

Zum Verständniß der „specifisch spanischen Mißwirthschaft" im Mutterlande muß man immer wieder auf den unseligen König Ferdinand VII. zurückgehen. [2]) Unter seinem Absolutismus kam die Freimaurerei in Spanien zur Blüthe, und die amerikanischen Spanier in den Colonien rissen sich los von ihrer Heimath. Es waren harte Kämpfe, wie jetzt wieder, aber gegen die eigenen Volksgenossen jenseits des Weltmeers. Von 1826 an hat kein spanischer Soldat mehr das amerikanische Festland betreten, obgleich vierzig Millionen Spanier in Mittel- und Südamerika leben. Ueber die Regierungsweise, die seitdem in der ehemaligen Weltmacht das Scepter führte, schrieb aus Anlaß der letzten Cortes-Wahlen ein katholisches Blatt in Madrid:

„Die Wahlen bringen es dahin, der Regierungskunst jenen gewissen geheimnißvollen und ernsten Nimbus zu nehmen, mit

---

1) Aus der „Kölnischen Volkszeitung" vom 20. Mai d. Js. Die Schrift führt den Titel: „Ultramar. Kritische Skizzen von Arthur Tannert".

2) „Zeitläufe, über die innere Lage Spaniens vor dem Kriege" a. a. Ort.

dem sie vor der Oeffentlichkeit erscheinen soll, und womit einst die Stirne der Könige umgeben war, in denen das geheiligte Princip der Autorität verkörpert war. Denn wenn man sieht, daß der Deputirte ein Werk des Zwanges oder der Bestechung ist, und daß dieser Deputirte sich an die Fersen des Regierungschefs heftet, um es zum Director, Unterstaatssecretär und schließlich zum Minister zu bringen, so geht der Glaube an die hohe Bedeutung eines öffentlichen Funktionärs gänzlich verloren. Das spanische Volk würde eine andere Art von Regierung verdienen, und wenn schon nicht das Ideal einer christlichen Regierung, das ja in der Geschichte bei der Verderbtheit der menschlichen Natur schwer zu verwirklichen ist, wenigstens eine solche, welche die Tugend der politischen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit an den Tag legt, die vor Allem darin besteht, die Principien und Lehren, die man als gut vertheidigt, redlich und ohne Hinterhalt zur Anwendung zu bringen. Das parlamentarische System vertheidigen und es dabei zu Schanden machen, ist eine Niedrigkeit; die Wahlfreiheit und das allgemeine Stimmrecht proclamiren und es dabei zu nichte machen, ist eine Gemeinheit".[1])

Bei diesem System ist es in Spanien üblich, daß jede Regierung beliebig ihre Mehrheit selber macht, und mit fast mathematischer Sicherheit den Ausgang der Wahlen vorher bestimmen kann. Es besteht zwar in Spanien das allgemeine Stimmrecht, aber nach der wirklichen Lage der Dinge liegt es ganz in der Hand der Machthaber, den Ausdruck des Volkswillens zum gefügigen Werkzeug ihrer Absichten zu gestalten. In der That bestimmte Canovas bei den letzten Wahlen für seine Partei eine absolute Mehrheit von 280 Abgeordneten, für die Oppositionsparteien räumte er 120 Plätze ein, darunter für die nahe verwandten Liberalen 80, für die Republikaner etwa 10 und für die Carlisten den Rest. Ein Socialdemokrat berichtete unter dem Ausdruck

---

1) Aus dem „Movimiento Catolico“ s. Wiener „Vaterland“ v. 17. April 1896.

des Bedauerns, daß seine Partei gar keine Aussicht habe, nach Berlin:

„Hier in Spanien ist das parlamentarische Leben bis auf die Stufe eines sinnlosen Faschingtanzes herabgesunken; und das allgemeine Wahlrecht mit seinen anderen hochklingenden Beiwörtern ist eine elende Farce geworden. Parlament und Wahlrecht, diese Errungenschaften der bürgerlichen Gesellschaft, in denen man das letzte Ziel freiheitlicher Bestrebungen fand, sind in Spanien so mißachtet und verhaßt, so mißbraucht und prostituirt, daß die Zahl derer, welche den Absolutismus oder gar die Diktatur herbeisehnen, eine sehr große ist. Das ist nur zu verständlich; denn die allgemeine Corruption ist so tief in das Volk gedrungen, daß parlamentarische Quacksalbereien dem Uebel nicht mehr abhelfen können. Hier kann nur eine baldige Diktatur mit unumschränkter Gewalt vor einer plan- und ziellosen Revolution, die Alles verschlingen würde und die nicht allzu lange ausbleiben kann, retten".[1])

Der Name „Corruption" ist zur Kennzeichnung des spanischen Staatswesens geradezu sprichwörtlich geworden, und es ist natürlich, daß das Uebel in den Colonien des Reichs den weitesten Spielraum zur Ausbeutung fand. Mehr als alles Andere zeigen die in den obern Regionen hervortretenden Erscheinungen, wie schwer die Aufgabe ist, die von den regierenden Parteien zu erfüllen wäre, wenn Spanien nicht noch weiter in den bodenlosen Abgrund versinken soll. Selbst bei der Bildung des jetzigen liberalen Ministeriums ist es vorgekommen, daß der neue Justizminister sofort wieder ausgemerzt werden mußte, weil er in einen Proceß wegen Unterschleif verwickelt war. Auch der General Weyler soll als Gouverneur von Cuba ein sehr reicher Mann geworden seyn, und sich auch deswegen unmöglich gemacht haben. Zur selben Zeit veranlaßte ein neuer Skandal in der Gemeindeverwaltung der Hauptstadt einen bezeichnenden Bericht aus Madrid:

1) Aus Madrid im Berliner „Vorwärts" vom 21. März 1896.



„Die Corruption ist in der That der Krebsschaden Spaniens. In seinem Privatleben mag der Spanier ein ganz anständiger und ehrlicher Mann sein, der es nicht über sich bringen kann, am Gute seines Nebenmenschen sich zu vergreifen. Sobald er sich aber dem Gute einer Gemeinschaft wie des Staates oder der Gemeinde gegenübersieht, dann schwindet jede moralische Rücksicht und das Gut wird ein vogelfreies, von dem sich Jeder so viel nehmen kann, als er Macht dazu hat. Der Spanier theilt zwar diese Eigenschaft, die geringe Achtung vor dem Gemeingut, mit den Romanen überhaupt, allein er ist darin allen übrigen Romanen weit voraus. In der Regel muß die politische Partei den Schleier hergeben, hinter dem sich das Geschäftemachen im Großen verbirgt. Man thut so, als ob es im höchsten Interesse der Partei und somit des Staates liege, wenn man die fettesten Stellen für sich nimmt und gut bezahlte Sinekuren an Freunde und Anhänger vertheilt. So handelt jede Partei, wenn sie an's Ruder kommt. Es ist unglaublich, wie viel Staatsmittel auf diese Weise verschleudert werden. Da gehen Beamte auf Staatskosten in die Bäder und auf lange Reisen, dort beziehen Leute einen großen Gehalt, ohne daß sie irgend eine Arbeit thun. Noch schlimmer sind die direkten Eingriffe in die Kassen, die Unterschleife, die Veruntreuung von Staats- und Gemeindegeldern, die Steuerhinterziehung, die Schmuggelei. Alle diese erbaulichen Dinge werden zum Theil in Gemeinschaft mit den Beamten betrieben, die dafür, daß sie ein Auge oder auch beide Augen zudrücken, ihren Antheil am Ertrag der Betrügerei bekommen. Gelangt einmal ein Betrug an die Oeffentlichkeit, durch die Presse oder durch einen kecken Volksvertreter, dann wird wohl zuweilen ein Proceß angestrengt, aber es erfolgt keine Verurtheilung, oder wenn sie erfolgt, dann wird sie nicht vollzogen, denn die Bestechung thut ihre Wirkung bis in sehr hohe Kreise hinein. Anderseits ist das Schicksal Derjenigen, die gegen die Corruption auftreten, nicht sehr beneidenswerth".

---

1) Aus dem Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 9. Oktober 1897.

Die monarchische Partei, behauptete der obengenannte Socialdemokrat in Madrid, habe vollständig abgewirthschaftet. Aber die Carlisten konnte er damit nicht meinen, denn er sagt selbst: dieselben würden von der liberal-conservativen Regierung unter Canovas „mit Glacehandschuhen angefaßt und als Liebling behandelt, denn man wisse, daß sie entschlossen seien, bei günstiger Gelegenheit sich zu erheben". In der That hatten diese liberalen Monarchisten, als die Wahlen 1892 zum ersten Male auf Grund des allgemeinen Stimmrechts stattfanden, mit der Partei der „Legitimität" einen harten Kampf zu bestehen, und zwar nicht nur in den Baskenländern, sondern auch in Catalonien, Valencia und andern Provinzen. Die carlistischen Vereine blüthen zu neuem Leben auf, Don Carlos erließ wieder Manifeste an „sein Volk", und die Regierung war nicht ohne Sorge.[1]) Als nach zwei Jahren der heilige Vater bei dem Empfang der spanischen Pilger in Rom denselben den Gehorsam gegen die regierende Dynastie und die bestehenden Behörden nachdrücklich an's Herz legte, erklärte einer der vornehmsten Führer der legitimistischen Partei in einer Unterredung zu Paris: In politischer Beziehung könne er die Behauptung aufstellen, „daß wir alle Don Carlos bis zum Tode treu bleiben werden; der Tag ist nicht mehr fern, an dem eine Revolution die jetzige königliche Familie vertreiben wird, 200,000 treue Kämpfer werden Don Carlos nach Madrid geleiten".[2]) Nebenbei gesagt, betreibt die Partei auch den Anschluß des Generals Weyler an ihre Sache, und diese steht auf Grund des von Don Carlos feierlich beschworenen Aufrufs an das spanische Volk vom 29. Juni 1869.[3])

Der Prätendent hat wiederholt bestimmt erklärt, er wolle, solange der Krieg dauere, Spanien nicht beunruhigen

---

1) Wiener „Neue freie Presse" vom 6. August 1892.
2) Aus Madrid s. Münchener „Allg. Zeitung" v. 8. Mai 1894.
3) „Kölnische Volkszeitung" vom 16. December 1894.

und das Unglück nicht vollmachen. Zur Zeit weilt er in der Schweiz und sein Versprechen gilt wohl auch für seinen Sohn. Es sind in der letzten Zeit zwar wiederholt Nachrichten von Unruhen in den Provinzen aufgetaucht. Sie sind bald carlistisch, bald republikanisch, bald gar anarchistisch genannt worden. Wahrscheinlich waren es die üblichen Nothaufstände in den zur Verzweiflung getriebenen Landstrichen. Es wird sogar berichtet, daß sich Mütter empörten gegen die Einberufung ihrer Söhne, um auf die cubanische Mordstätte ausgeliefert zu werden.

Jedenfalls haben die Republikaner im Volke keinen Boden. In vier Fraktionen gespalten, haben sie vor zwei Jahren sogar beschlossen, bei den nächsten Wahlen sich nicht zu betheiligen.[1] Der geistreiche ehemalige Präsident der spanischen Republik Castelar wollte sich vor sechs Jahren ganz aus dem politischen Leben zurückziehen. Er sagte: nicht auf die Form, sondern auf die Sache kommt es an; „kurz Alles, was den Werth einer Republik in den Augen des praktischen Politikers ausmache, sei durch das jetzige monarchische Regime vollständig gewährleistet".[2] Als im Jahre zuvor das Ansehen des Carlismus wieder zu steigen schien, wurde aus Madrid berichtet:

„Es scheint dieses Auftauchen des carlistischen Gespenstes der Sache Alfonso's XIII. nur zu dienen, denn die Republikaner, wohl einsehend, daß bei einem Sturze des jungen Königs die liberalen und conservativen Alfonsisten dem mit einigen Tropfen demokratischen Oeles gesalbten Neucarlismus sich zuwenden würden, haben voll Schrecken die republikanische Wühlarbeit eingestellt und erklären sich bereit, ein liberales Ministerium zu unterstützen; selbst der unverbesserliche Revolutionär Ruiz Zorilla hat ‚Feuer einstellen' commandirt.[3])

Bei den carlistischen Kämpfen der Jahre 1874 bis 1876

---

1) Wiener „Reichspost" vom 3. April 1895.

2) Correspondenz der Berliner „Germania" vom 5. August 1893.

3) Wiener „Neue freie Presse" vom 6. August 1892.

standen auch diese Blätter auf der Seite des Manifestes vom 29. Juni 1869. Es war vorauszusehen, was der Triumph der „praktischen Politiker“ aus Spanien herausschlagen würde. Jetzt ginge ein solcher Bürgerkrieg dem armen Lande gerade noch ab. Es hat als Colonialmacht für immer abgespielt. Es wäre sogar zu wünschen, daß die Friedensverhandlungen es auch noch von den Philippinen befreiten, und Spanien nicht in die Lage brächten, dort vorderhand noch für Nordamerika kostspieligen Wächterdienst zu leisten. Das Land muß ganz neue Bahnen einschlagen. Der Schritt des Generals Polavieja ist sehr bezeichnend, der in einem Manifest erklärt: er sei von vielen Seiten aufgefordert worden, sich an die Spitze einer neutralen Partei zu stellen. „Die jetzt bestehenden Parteien hätten sich überlebt. Sie seien der Hauptgrund des Unglücks, welches das Land betroffen hat“. Er werde, wenn die Königin-Regentin ihm die Möglichkeit geben werde, an alle gutgesinnten Männer appelliren und die Verbindung mit den bisherigen Parteien zurückweisen.[1])

Die Colonialmacht hat den regierenden Parteien genützt und die innere Colonisation brachgelegt, so daß die Welt mit Erstaunen hören mußte, wie das dereinst so berühmt reiche Land zum großen Theil in eine Wüste verwandelt sei. Das gemeine Volk hat nichts von diesen Besitzthümern jenseits der Meere gehabt, es ist durch die Abgaben und die Blutsteuer bis auf die Haut ausgezogen worden. Jetzt kehren hunderttausende hungernder Soldaten, stellenlose Beamte und Officiere in die Heimat zurück und pochen trostlos an die Thüre um Hülfe, während die Noth des Landvolks selbst zum Himmel schreit. Die Lasten des Krieges haben die ohnehin schlimme Finanzlage an den Staatsbankerott gebracht. Es besteht nur mehr die Hoffnung, daß Frankreich beispringt, und das wird nicht umsonst geschehen.

1) Telegramm aus Madrid vom 7. September.



Eine Bethätigung nach außen wird nur mehr im Gefolge Frankreichs möglich seyn, und da fällt dem Beobachter unwillkürlich wieder — Marocco ein, das zerrüttete Räubernest. Von der Einen Seite der Säulen des Herkules, von Ceuta aus, sieht ja Spanien selbst in diese afrikanische Schande Europa's hinein, und Frankreich hält sich dabei für gleichberechtigt betheiligt. Es ist auch kaum anzunehmen, daß der Czar erst durch die neuen Gräuel auf Kreta daran erinnert werden müßte, welches die erste Aufgabe seiner internationalen Friedensconferenz seyn müßte: der Orient, soweit er das mittelländische Meer berührt.

XXXIX.

Das Anwachsen der Socialdemokratie noch einmal.

Unsere beiden früheren Artikel über obiges Thema haben auch jetzt noch nicht den Widerspruch der Presse des Evangelischen Bundes hervorgerufen; dagegen hat das socialdemokratische Hauptorgan, der Berliner „Vorwärts" dieselben zum Gegenstand eines Angriffs gemacht.

Auf der Crefelder katholischen Generalversammlung hatte Herr Pfarrer Lehnen einige unserer Ausführungen sich zu eigen gemacht, u. A. den Satz: „Ueber zwei Millionen socialdemokratischer Stimmen in protestantischen Gegenden, noch nicht hunderttausend Stimmen in katholischen Gegenden, sicherlich nicht von katholisch erzogenen Wählern — das gehört auch zu den Früchten der Reformation"!

Der „Vorwärts" meint nun, daß in dieser Behauptung eine zu optimistische Darstellung zu Gunsten des Katholicismus liege, und rechnet heraus, daß die „katholischen Gegenden" für die Socialdemokratie nicht weniger als 575,200 Stimmen abgegeben hätten, gegen 483,997 bei den Wahlen vom Jahre 1893.

Die „Germania" hat hierauf bereits erwiedert, daß „diese Rechnung ein großes Loch" hat. Der „Vorwärts" rechnet

nämlich zu den „katholischen Gegenden“ ganz Bayern, also z. B. auch Erlangen, die Pfalz u. s. w., ferner ganz Schlesien, also auch das überwiegend protestantische Mittel- und Niederschlesien; ganz Westfalen, Baden und Elsaß-Lothringen. „Wie ist es denkbar“, sagt die „Germania“, „daß alle für Socialdemokraten in Schlesien und Westfalen beispielsweise abgegebenen Stimmen ‚dem katholischen Deutschland‘ aufs Kerbholz geschrieben werden sollen, obwohl doch Schlesien nur zu 53,2 und Westfalen gar nur zu 51,5 Procent katholisch ist? Das socialistische Organ muß schon wenigstens bis auf die Reichstagswahlkreise zurückgehen, um eine einigermaßen sichere Rechnung zu machen“.

In der That, geschieht das nicht, so müßte man auch alle socialdemokratischen Stimmen, welche in dem zu 76% protestantischen Elberfeld-Barmen oder in dem zu 77% protestantischen Wahlkreise Remscheid-Lennep der Socialdemokratie zugefallen sind, „der katholischen Rheinprovinz“ in Rechnung stellen.

Selbst in den einzelnen über 70% katholischen Wahlkreisen sind socialdemokratische Stimmen zumeist von Protestanten abgegeben worden; ja wie wir im zweiten Artikel berichteten, stammen die dreihundert socialdemokratischen Stimmen im katholischen Ermland (Braunsberg-Heilsberg und Allenstein-Rössel) nach Versicherung ermländischer Blätter ausschließlich von Protestanten.

Wenn also der Vorwärts aus ganz Bayern, Baden, Schlesien u. s. w. 575,200 Stimmen socialdemokratische Stimmen herausrechnet, so beweist dies nur, daß der Procentsatz, welcher von Protestanten für socialdemokratische Stimmen in confessionell gemischten Gegenden aufgebracht wurde, ein geringerer ist als der, welcher dort sich geltend macht, wo die Protestanten, wie z. B. in den sächsischen Ländern, fast ausschließlich ansässig sind und mit Katholiken in keinerlei Verkehr stehen.

Daß im ganzen deutschen Reiche über zwei Millionen socialdemokratischer Stimmen abgegeben worden sind, ist auch soeben bestätigt worden durch die offizielle Wahlstatistik, welche vor einigen Tagen das Bureau des Reichstags amtlich herausgegeben hat. Fraglich kann es nur erscheinen, wieviel Stimmen von „katholisch erzogenen“ Wählern abgegeben worden sind. Dies läßt sich natürlich nicht mit mathematischer Ge-

nauigkeit feststellen. Selbst in den überwiegend katholischen Großstädten wie München, Köln, Düsseldorf u. s. w. gibt es heute schon einen bedeutend höheren protestantischen Procentsatz als vor zwanzig und dreißig Jahren; andrerseits steht dem aber die Thatsache gegenüber, daß bei den letzten Wahlen die socialdemokratischen Stimmen am Rhein, in den katholischen Theilen Bayerns — mit Ausnahme von München — und in den katholischen Bezirken Württembergs erheblich zurückgegangen sind. Schon hieraus ergibt sich, daß die betreffenden katholischen Wähler, welche 1893 für die Socialdemokratie gestimmt hatten, ihr Votum nicht ernst genommen hatten, während die Socialdemokratie im ganzen Deutschen Reiche 318,567 Stimmen gewonnen hatte.[1])

Einen erheblichen Zuwachs hat die Socialdemokratie in den katholischen Gegenden diesmal nur in Oberschlesien erzielt, zwar nicht, daß sie, wie in protestantischen Gegenden, stark genug gewesen wäre, alte Sitze anderer Parteien d. h. hier Centrums-

---

1) Das Gewinn- und Verlustconto sämmtlicher Parteien stellt sich nach der amtlichen Berechnung des Reichstagsbureaus wie folgt: Es haben an Stimmen gegen 1893 verloren:

Deutsch-Conservative	165380
Deutsche Reichspartei	106897
Deutschsociale Reformpartei	41414
Centrum	14223
Nationalliberale	21446
Freisinnige Vereinigung	63536
Deutschfreisinnige Volkspartei	112699
Deutsche Volkspartei	58264
Elsaß-Lothringer	7287
Unbestimmt und zersplittert	81747

Es haben an Stimmen gegen 1893 gewonnen:

Polen	13685
Socialdemokraten	318567
Bayerischer Bauernbund	20745
Welfen	4351
Bund der Landwirthe	121374
Antisemiten, die nicht der Reformpartei angehören	19599

Bei den Wahlen von 1893 erzielten die Socialdemokraten insgesammt 1,786,738 Stimmen. Sie haben also jetzt eine Gesammtsumme von 2,105,305 Stimmen erzielt.

sitze zu erobern; indeß hat der Vorstoß, den sie jetzt in den oberschlesischen Industriebezirken unternommen, immerhin Anspruch auf Beachtung. Bekanntlich sind in Oberschlesien schon im Jahr 1893 zum Theil nicht diejenigen Candidaten gewählt worden, welche von der offiziellen Parteileitung aufgestellt worden waren; dennoch sind die gewählten Candidaten der Centrumsfraktion beigetreten. Schon dieser Umstand beweist, daß die Mehrzahl der oberschlesischen Wähler, auch wenn sie formell der Centrumsparteiparole gegenübertritt, damit nicht eine Feindseligkeit gegen das Centrum als solches oder gar gegen den Katholicismus bewiesen haben will. Den Hauptgrund zur Entstehung dieser Unterströmungen bilden nationale Bestrebungen. Es sind großpolnische Projekte, welche die Losreißung Oberschlesiens von Preußen und die Wiederherstellung des alten polnischen Reiches unter einem souveränen Herrscher erstreben. Das Centrum ist bekanntlich für solche mit völkerrechtlichen Verträgen nicht zu vereinbarende Ziele ebensowenig zu haben, wie in Hannover, Hessen und im Elsaß. Und darum suchen die großpolnischen Agitatoren Oberschlesiens, welche ihre Leitung nicht aus Breslau oder Oppeln, sondern aus Posen, Krakau und Warschau erhalten, das oberschlesische Volk vom Centrum abzuziehen. Es gegen den Katholicismus aufzustacheln, wagen sie nicht oder wollen es vielleicht auch nicht einmal. Am liebsten wäre ihnen ein Candidat, der zum koło d. h. zur polnischen Fraktion ginge. Da aber ein solcher sich öffentlich nicht aufstellen läßt und an einem Polen, der, wie ihre bisherigen Freunde, dem Centrum beitritt, ihnen nichts gelegen ist, so versuchen sie das Volk — faute de meilleur — zur Socialdemokratie zu bringen. In wirthschaftlicher Beziehung kam ihnen dabei die infolge der Grenz- und Viehsperre kurz vor den Wahlen eingetretene Erhöhung der Fleischpreise sehr zu statten. Jedenfalls aber kann man aus der letzten Abstimmung im oberschlesischen Industriebezirke kein Definitivum schaffen; sicherlich haben die oberschlesischen Wähler noch mehr wie die Rheinländer und Bayern nur probeweise für die Socialdemokratie gestimmt, und muß man, bevor man ein Urtheil über ihre Stellung zum Katholicismus abgeben kann, unter allen Umständen erst die nächsten, ja die zweitnächsten Wahlen abwarten.

Nehmen wir einmal an, es seien in Oberschlesien 25000 socialdemokratische Stimmen abgegeben worden, so kämen auf das übrige Deutschland, wenn wir die „Hunderttausend" beibehalten, 75000. Wem diese Stimmenzahl als von katholischen Wählern herrührend, zu niedrig gegriffen erscheint, dem wollen wir bereitwilligst noch ein zweites Hunderttausend zulegen. Unser ursprünglicher Satz würde dann lauten: „An zwei Millionen socialdemokratischer Stimmen in protestantischen Gegenden, an zwei Hunderttausend in katholischen Gegenden: das gehört auch zu den Früchten der Reformation!"

Da nun die Katholiken im Deutschen Reiche ein starkes Drittel bilden, so müßten sie, wenn der Zug nach der Socialdemokratie in ihren Reihen in gleicher Weise lebendig wäre wie bei den Protestanten, statt zwei Hunderttausend an acht Hunderttausend Stimmen jetzt aufgebracht haben![1])

---

1) Ein Correspondent katholischer Blätter hat soeben auf Grund der detaillirt vorliegenden Wahlen von 1893 ausgerechnet, wie viel von den damals für die Socialdemokratie abgegebenen 1,786,738 Stimmen von Katholiken abgegeben sein müßten, wenn diese — was bekanntlich nicht der Fall — in gleichem Eifer wie die Protestanten für die Socialdemokraten gewählt hätten. Der Autor kommt dabei zu folgendem Resultat:

Landestheile und Staaten	Socialdemokratische Stimmen 1893	Davon können auf den katholischen Volkstheil höchstens fallen:
Ostpreußen	23336	834
Westpreußen	11770	4098
Berlin	151122	12881
Brandenburg	127852	6351
Pommern	37318	871
Posen	4953	2504
Schlesien	102023	39895
Sachsen	121676	6461
Schleswig-Holstein . .	75746	1675
Hannover	82075	7508
Westfalen	64324	23027
Hessen-Nassau . . .	57653	15341
Rheinprovinz	103459	55767
Summa Preußen	963307	177213

Es bleibt also dabei: in der Form des Katholicismus vermag das Christenthum seine geistige Herrschaft über das Volk auszuüben, nicht aber in irgend einer andern Form.

Daß dem so sei, hatte schon vor fünfzig Jahren der geistreiche Franzose Nicolas in seiner klassischen Schrift „Ueber das Verhältniß des Protestantismus und sämmtlicher Häresien zu dem Socialismus“ (Uebers. von H. Müller. Mainz 1853) eingehend nachgewiesen.

Altbayern . . .	41786	37316
Oberpfalz und Regensburg	6519	5979
Franken	53036	18543
Schwaben . . .	10302	8044
Rheinpfalz . . .	14309	6458
Summa Bayern	125952	76340
Sachsen	270654	8820
Württemberg . . .	42801	8131
Baden	37559	19322
Hessen	37519	13455
Mecklenburg (beide) . .	32230	283
Sachsen=Weimar . .	13283	377
Oldenburg . . .	9479	1070
Herzogthümer . . .	84214	2273
Fürstenthümer . . .	31041	421
Freie Städte . . .	92513	3357
Elsaß=Lothringen . .	46186	35204
Summa Deutsches Reich	1786738	346266.

Hierzu bemerkt unser Autor: „Auf den nicht=katholischen Volkstheil entfallen also mindestens 1,440,472. Diese Zahlen stellen dem Katholicismus ein glänzendes Zeugniß aus. Der katholische Volkstheil bildet ein starkes Drittel der Nation, aber er bringt, wenn man auch zu seinen Ungunsten rechnet, noch nicht ein Fünftel von der socialdemokratischen Stimmenzahl auf. Von je 1000 Nichtkatholiken werden mehr als 45 socialdemokratische Stimmen aufgebracht; von je 1000 Katholiken dagegen noch nicht einmal 20. Die Widerstandskraft des katholischen Volkstheils gegenüber der socialdemokratischen Verführung ist also **mehr als doppelt so stark.** Und das alles ergibt sich auf Grund einer Rechnung, wobei wir zu Ungunsten der Katholiken von der Annahme gleichmäßiger Rekrutirung innerhalb der einzelnen Wahlkreise ausgegangen sind“.

XL.

Zur achten Jahrhundertfeier der Gründung von Citeaux.

Als der Cistercienserorden vor sieben Jahren (1891) in wahrhaft glänzender Weise das achthundertjährige Andenken an die Geburt des hl. Bernhard feierte, erschienen u. a. im Auftrage des Provinzialcapitels der österreichisch-ungarischen Ordensprovinz als Weihegabe die Xenia Bernardina, herausgegeben von den beiden großen Gelehrten des Ordens: Dr. Leopold Janauschek (Zwettl) und Benedikt Gsell (Heiligenkreuz). Die „Histor.-polit. Blätter" haben in Band 108 S. 296—299 darüber des Näheren gesprochen und gleichzeitig ihrer Bewunderung über das schöne Werk rückhaltslos Ausdruck gegeben.

Der genannten Jubelfeier folgte sozusagen auf dem Fuße eine zweite, die heuer einfallende Jubelfeier der vor achthundert Jahren erfolgten Gründung von Citeaux, jener ruhmgekrönten Abtei, welche die Vorsehung zum Mutterhause des nach ihr benannten Ordens der Cistercienser auserkoren hatte. Auch dieses Erinnerungsfest wurde im Orden von Citeaux mit geziemender Pracht und Würde begangen, indem in allen Kirchen der Stifte und Klöster sowie in denen der incorporirten Pfarreien feierliche Triduen abgehalten wurden, an denen das gläubige Volk überall sehr regen Antheil nahm, zumal da der heilige Vater für dieses Jubiläum allen Gläubigen, welche in einer dem Orden einverleibten Kirche während der Feier des Triduums die hl. Sacramente empfingen, einen vollkommenen Ablaß unter den gewöhnlichen Bedingungen zu gewähren geruhte. — Dieses Jubiläum zeitigte gleichfalls eine ganze Reihe literarischer Früchte, welche alle in mehr oder weniger eingehender Weise sich mit der Jubelfeier beschäftigen und theils als selbständige Broschüren, theils als eingestreute Abhandlungen und Artikel in Zeitschriften und Tagesblättern erschienen sind. Von all diesen Schriften hat hauptsächlich

eine[1]) unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen und, wir müssen gestehen, wir haben sie mit großem Interesse und wahrer Befriedigung gelesen; denn es wird uns da endlich einmal ein klares, übersichtliches und historisch treues Bild von der Gründung der Abtei Citeaux geboten. Indem der Verfasser bei seinen Forschungen sich an die alten, sicheren Quellen der Ordensgeschichte hält und sich ausschließlich nur auf sie stützt, wird es ihm möglich, die vielen verworrenen und irrthümlichen Ansichten, Einseitigkeiten und Uebertreibungen, die hinsichtlich der Gründung von Citeaux im Umlaufe sind, zu corrigiren und der schlichten, lauteren Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Freilich mußte dabei der Verfasser zu einer von der hergebrachten vielfach abweichenden Auffassung und Darstellung dieser so denkwürdigen Gründung gelangen; denn Wahrheit und Irrthum haben unter sich nichts gemein. — Besonders ist es das „Exordium Parvum“, worauf der Autor mit Recht sich immer wieder beruft, jene Erstlingsgeschichte des Cistercienserordens, welche auf den hl. Stephan, den dritten Abt von Citeaux, selbst als ihren Urheber hinweist, die aber leider wegen der vielen Schwierigkeiten, die eine gut zutreffende Uebersetzung ins Deutsche bietet, von fast allen neueren Schriftstellern mit ängstlicher Scheu umgangen wird.[2])

---

1) Die Gründung der Abtei Citeaux. Ein Gedenkblatt zur achten Jahrhundertfeier. 1098—1898. Von P. Gregor Müller. 48 S. groß 8°. Bregenz J. N. Teutsch 1898. Preis 40 Kr. oder 70 Pfg. (Sonderabdruck aus der „Cistercienser=Chronik“. 10. Jhrg. Nr. 107—110).

2) Man richtet sich lieber nach neueren Historikern, welche aber fast durchwegs französischen Mustern gefolgt sind. Von diesen sagt Dom Hugo Séjalon: „Omnes enim rerum Cisterciensium scriptores, saltem in Gallia, etiam ex hodiernis, qui jure et merito auctoritate graviores et eruditione majori pollentes aestimabuntur, posthabitis fontibus primariis et monumentis authenticis, famoso libello, cui titulus: Histoire de la Réforme générale de l'Ordre de Citeaux, obtrectationibus et calumniis referto atque, hoc nomine, a Parisiensi Senatu suppresso, plenam adhibentes fidem, narrationem contexerunt ut veritati damnosam, ita et ipsorum perspicacitati, Ordinique Cisterciensi dedecoram“. (Nomasticon Cist. Ed. II. Solesme 1892, pag. 560).

Es sei uns gestattet, den Inhalt der Schrift mit wenigen Worten wiederzugeben, wie er in neun Kapiteln dargethan ist:

1. Die Gründung von Molesme bereitet sich vor. Hier werden wir vorerst bekannt gemacht mit der Person des hl. Robert, mit seiner Herkunft und seinem Wirken als Prior von Moutier-la-Celle, als Abt von St. Michael in Tonnerre, dann wieder als Prior von Saint-Ayoul, und schließlich als Leiter der Einsiedler von Colan.

2. In Molesme. Der hl. Robert geht mit einigen Gefährten von Colan nach Molesme (1075), einer Schenkung der Grafenfamilie von Maligny, und errichtet daselbst ein Kloster. Dieses hatte anfänglich mit bitterer Noth zu kämpfen, hob sich aber nach wenigen Jahren derart, daß schon um 1090 mehrere Priorate, und 1097 sogar eine neue Abtei von hier aus bevölkert wurde. Gelegentlich der Gründung dieser Abtei, Aulps genannt, begegnen uns urkundlich zum erstenmale zwei Namen in Molesme, deren Träger in der Geschichte von Citeaux eine hochwichtige Rolle spielen: Alberich als Prior und Stephan (Harding) als Sekretär. — Das Märchen, daß der hl. Stephan zuerst als Soldat gedient, dann als Mönch in S. Claude de Joux und hierauf als Abt im Kloster Béze gelebt habe, ist hiemit wohl deutlich genug widerlegt. Wir bedauern, daß diese irrthümliche Stelle sogar in Max Heimbucher's Werk: „Die Orden und Congregationen der katholischen Kirche" (I. Bd. S. 222) Aufnahme fand, von wo sie in jüngster Zeit die „St. Benedicts-Stimmen" (August-Heft 1898) wieder entlehnten.

3. Regel und Gebräuche. Der Verfasser eröffnet uns hier einen tieferen Einblick in die inneren Verhältnisse Molesmes und zeigt uns, wie der hl. Robert eifrig bemüht war, der von unten ausgehenden Bewegung zu Gunsten einer strikten Beobachtung der hl. Regel in gütlicher Weise zum Siege zu verhelfen, nachdem er als Oberer einer besseren Richtung nicht gut sich entgegenstellen durfte. Damit ist nicht etwa gesagt, daß in Molesme die Disciplin im Argen gelegen habe.

4. Niedergang, aber nicht Untergang. Dieses Kapitel liefert den Beweis zugleich mit dem vorigen, daß die Zustände in Molesme durchaus nicht so schlimm waren, wie sie der Ausdruck „Verfall" vermuthen läßt. Es gab wohl mancherlei Uebelstände, aber eigentliche Unordnungen kamen noch nicht vor. Die betrübenden Conflikte und Ausschreitungen, auf die man so gerne anspielt, gehören einer späteren Zeit an. Alte und neuere Schriftsteller reden von Molesmes Verfall, aber keiner sagt uns, worin derselbe bestand und wie er herbeigeführt wurde. Hier nun wird Molesme's Niedergang aus-

führlich behandelt, wobei die herkömmlichen Uebertreibungen auf das richtige Maß zurückgeführt werden.

5. Ein hochwichtiger Entschluß. Die Vertreter der strengeren Richtung unter den Mönchen fassen den Plan, Molesme zu verlassen und ein neues Kloster zu gründen, wo sie ungehindert die hl. Regel in ihrer vollen Strenge beobachten könnten. Nicht der hl Robert ist es jedoch, welcher hierbei die Initiative ergreift, sondern der hl. Alberich und wahrscheinlich auch der hl. Stephan. Der hl. Robert erscheint uns nach der Darstellung des Autors als solcher, welcher gewähren läßt und den anderen sich zuletzt einfach beigesellt, wodurch dann freilich das Unternehmen gefördert wird.

6. Nach Citeaux. So lautete gleichsam das Losungswort der von Molesme wegziehenden Mönche. Sie gingen nicht fort ohne bestimmtes Ziel, sondern wußten sehr wohl, wohin sie sich wenden sollen; das Exordium Parvum und -Magnum lassen dies deutlich erkennen. Bei manchen Schriftstellern erscheinen sie geradezu als ein Häuflein Abenteurer, die sich bei der Suche nach einem geeigneten Platze dem blinden Zufall überließen. — Das Bild auf Seite 34 zeigt uns die Lage und das Aussehen Citeauxs in der Gegenwart. Wie die Gegend damals aussah, davon geben die beiden Exordien eine geradezu abschreckende Beschreibung. Es war ein abgelegener, unfreundlicher, sumpfiger Erdenwinkel inmitten finsterer Wälder und grausigen Dornengestrüppes; aber gerade deßhalb und weil er von Menschen gemieden war, fanden die Mönche den Platz für besonders geeignet zu einem wahrhaft klösterlichen Leben [1])

7. Das Neue-Kloster. Alle Quellen bezeichnen übereinstimmend den 21. März 1098 als den Tag, an welchem der hl. Robert in Citeaux das mitgebrachte Kreuz aufpflanzte und von der erwählten Stätte Besitz nahm. Das hier errichtete Kloster führte bis in die Zeiten des hl. Stephan den Namen: das „Neue-Kloster" (Novum Monasterium), und erst von da an tritt der Name Citeaux" oder „Cisterz" in den Vordergrund. Der Autor befaßt sich hier mit der Etymologie der letzteren

1) Die Wahl dieses Ortes, resp. dessen oben geschilderte Beschaffenheit wurde für die kommenden Klostergründungen im Cistercienserorden ein maßgebender Faktor, indem das Mutterkloster Citeaux denselben als das Vorbild der culturellen Arbeit voranleuchtet. Das Programm ihrer Thätigkeit ist hauptsächlich „Handarbeit und Urbarmachung des Bodens", wodurch sie für einen großen Theil Europas zum Segen geworden sind.



beiden Bezeichnungen und gibt anschließend daran die kurze Entwickelungsgeschichte des Neuen-Klosters.

8. Molesme verlangt den hl. Robert zurück. Der Weggang des hl. Robert brachte den Molismensern keinen Segen; sie geriethen gar bald in arge Bedrängniß, so daß sie nun Alles daransetzten, die Rückkehr des frommen Abtes zu erwirken, und zuletzt wenden sie sich sogar an den hl. Vater.

9. Rückkehr des hl. Robert nach Molesme. Papst Urban II. kam den ungestümen Bitten der Mönche von Molesme insoferne entgegen, daß er, „von seinen Brüdern genöthiget", die Rückkehr gestattete, „so es geschehen könne"; er gab dazu aber weder Befehl, noch übte er sonst einen Zwang auf den Abt aus, weßhalb das Lob „vir obediens loquetur victorias" dem hl. Robert nicht unbedingt gebührt. Robert ging freiwillig nach etwa anderthalbjähriger Abwesenheit in sein früheres Kloster zurück.

Aus all dem nun ist ersichtlich, daß der hl. Robert wohl Gründer von Citeaux, nicht aber Gründer des Cistercienserordens ist, da dieser Orden sich erst nach seiner Rückkehr zu entwickeln begann. Zwei andere Männer haben auf diesen ehrenden Titel berechtigten Anspruch: der hl. Alberich und der hl. Stephan.

Zum Schluß noch einige interessante Daten über den gegenwärtigen Stand des Cistercienserordens. Wie ein Jubiläumsartikel[1]) des Wiener „Vaterland" auf Grund des Jubiläums-Schematismus nachweist, umfaßt der Cistercienserorden gegenwärtig 30 Mannsklöster und 17 Frauenklöster, die auf sechs Provinzen vertheilt sind. Unter dem Ordenspersonal zählen 644 Priester, 179 Priestercandidaten (d. i. 133 Kleriker und 46 Novizen) und 146 Laienbrüder. Unter den 644 Priestern finden wir einen Bischof, 24 Doctoren der Theologie, 22 Doctoren der Philosophie, 3 Doctoren der Rechte und mehrere Doctoranden, 3 Universitätsprofessoren, 118 Gymnasialprofessoren und 2 k. k. Landesschulinspektoren.

Seit 1888 ist auch im deutschen Reiche, wo es dereinstens viele Klöster dieses segensreich wirkenden Ordens gab, wieder eine Niederlassung der Cistercienser zu treffen, Marienstatt in Hessen-Nassau; aber man darf wohl hoffen, daß ihr im kommenden Jahrhundert noch die eine oder andere wird folgen können. Wir möchten dies herzlich wünschen. R. K.

1) „Das Vaterland", Wien 1898, Nr. 132 u. 133.

XLI.

Moderne Dichter als Zeitspiegel.

II.

Die Umkehr zur Mystik, zur Romantik zeigt sich am deutlichsten an Gerhart Hauptmann, wohl dem tüchtigsten deutschen Dramatiker. Hauptmann ging von dem Naturalismus aus. Seine frühesten Stücke schildern die ekelhafteste Wirklichkeit und liefern die trübsten Gemälde menschlichen Lebens ohne jegliche Lichtseite.

Das Stück „Vor Sonnenaufgang“ führt uns in eine verkommene Bauernfamilie, deren Glieder alle durch den Alkohol verdorben sind. Nur eine Rose ragt aus dem Sumpfe, Helene. Ein socialistischer Schwärmer verliebt sich in sie. Da er aber die Geschichte ihrer Familie kennen lernt, kehrt er ihr den Rücken und sie ersticht sich „vor Sonnenaufgang“.

Einen etwas besseren Ausgang nimmt das zweite Stück „Das Friedensfest“. Es handelt sich hier um eine im Unfrieden lebende Familie und ihre Versöhnung. Ein Sohn ist durch ein edles Mädchen und dessen Mutter erweicht und geläutert worden, er kehrt in die Familie zurück und bittet den Vater um Verzeihung. Dieses Ereigniß wirkt erschütternd und versöhnend auf die Familienglieder und sie feiern ein Friedensfest. Wohl fallen sie in den alten Unfrieden zurück, aber der eine Sohn ist durch die Liebe gerettet.

Die unglückliche Ehe wird ganz im Sinne Ibsens be=

handelt in den „Einsamen Menschen“. In den Kreis zweier Gatten, die sich nicht recht verstehen, tritt ein geistreiches Mädchen, eine junge Studentin, und der gelehrte Mann findet bei ihr den geistigen Schwung, den er bei seiner Frau vermißt. Die Folge des Verhältnisses ist ähnlich wie in Rosmersholm, nur nicht so tragisch. Die Frau wird krank und nach vergeblichen Versuchen eines Nebeneinanderbestehens trennt sich die Studentin und der Mann ersäuft sich. Der große unverstandene Idealist ist, wie Grotthuß richtig sagt, im Grunde nur ein großer kleiner Selbstling, er hat kein Gefühl für das tiefe Leiden seiner Gattin.

Auf ein anderes Feld führen uns die „Weber“, sie sind frei von dem ewigen Thema der Liebe, aber voll von revolutionärer Luft. Sie bieten ein socialistisches Zeitbild: auf der einen Seite die armen Weber durch Hunger und Krankheit schrecklich geplagt, auf der andern Seite die hartherzigen Fabrikanten. Der Gegensatz ist so schroff wie möglich gezeichnet. Zwischen beiden Kreisen gibt es keine Versöhnung, keine Vermittlung. Die Revolution ist eine nothwendige Folge, aber die Revolution endet nur zum Schaden der Arbeiter. Die Vergeltung erfaßt den Frommen und Unfrommen, den Schuldigen und Unschuldigen. Die Religion bietet keine Versöhnung. Der Pastor hilft den Fabrikanten, nur ein junger Candidat tritt für die Arbeiter ein. Der Schluß wirkt trostlos: der fromme Weber, der vom Aufstand abrieth, setzt sich an den Webstuhl, aber eine Kugel fliegt durchs Fenster und er sinkt todt um.

Das Arbeiterelend ohne Versöhnung bildet auch den Hintergrund von „Hanneles Himmelfahrt“, jenes merkwürdigen Stückes, das eine gewisse Umkehr einleitete. Hannele, ein Maurerskind, liegt fieberkrank im Armenhaus in einer rohen wüsten Umgebung. Sein Vater hatte es furchtbar mißhandelt, aber der Kranken erscheinen im Fiebertraum tröstende Bilder: liebliche Engel, der Heiland in der Gestalt ihres Lehrers. Leider sind diese Träume nur Schäume,

der Tod ist das unerbittliche Ende. Das letzte Wort behält — der Arzt. Das Mystische, das Romantische ist ein bloßer Apparat, eine Ausstattung, eine Feerie. Ein Glaube liegt ihm nicht zu Grunde, wohl aber eine Sehnsucht nach Höherem.

Der romantische Apparat ist noch vermehrt in der „Versunkenen Glocke". Gute und böse Genien in großer Zahl schweben durch das Stück. Gute Geister, darunter das herrliche Rautendelein, wohnen auf den Bergen. Böse Geister haben das Meisterwerk des Helden, die Glocke in den See gezogen. Er selbst wurde krank, aber er erhebt sich zu den Bergen, er verläßt die Niederungen des Thales, befreit sich von der hausbackenen Moral und vom Kirchenglauben, zerbricht die Schranken der Sitte, verläßt Weib und Kind, die sich ertränken, und wird ein Uebermensch; Rautendelein wird ihm Weib und Muse zugleich, bei ihr lebt er in freier Schöpferkraft. Die versunkene Glocke, sein Meisterwerk, klingt aber im See des Thales und es zieht ihn wieder hinunter. Er zerbricht die „Schwinge seines Geistes", Rautendelein. Er verflucht und verläßt sie, die ihm Schaffenskraft und blühende Fülle gegeben hat, „den leichten sonnig-heiteren Geist seines freien Menschenthums, seiner freien Kunst". Die Tiefe hat den Meister zurückgerufen, aber nur, um seinen Abfall zu rächen. Gehetzt und verfolgt sehnt er sich nach den Bergen, aber Rautendelein ist für ihn verschwunden. Nur einmal noch sieht er sie wieder und stirbt dann. Er stirbt mit den Worten: „Die Sonne kommt, die Nacht ist lange".

Die Sonne im Sinne Hauptmanns wird kommen, wenn der Heiland am Kreuze „ein Jüngling in den Maien herniedersteigen wird". Dann beginnt das „dritte Reich", wie es auch Ibsen vorauszusehen meint, wo Christenthum und Heidenthum, Geist und Fleisch versöhnt sind. Dann schweigen die alten Glocken mit ihrem melancholischen bim-bam, sie sind auf ewig versunken.

Dieses Reich wird nie kommen, diese Sonne wird nie scheinen. Erst wenn eine neue Erde geschaffen wird, wenn das Paradies wieder kommt, läßt sich eine solche Hoffnung verwirklichen. So aber bleibt alles Phantasie. Der Uebermensch, der Glockengießer auf der Höhe, ist ein gewöhnlicher Ehebrecher, darüber hilft alle Romantik nicht hinweg.[1])

Trotzdem ist Hauptmann immer noch edler und ernster als Hermann Sudermann. Sudermann schildert das glänzende gleißende Laster, ohne die Maske von ihm zu ziehen. Genialität und Laster ist bei ihm verknüpft. Das Laster prunkt unter dem Scheine einer höheren Lebensanschauung. Der Held von „Sodoms Ende" ist ein verkommener Maler Willy, dessen Leitung und Erziehung die Frau eines Finanzmannes übernahm. Sie ist seine Muse, eine Muse ganz andern Schlages als Rautendelein. Alle Schaffenslust ist ihm denn auch erstorben, aber er ist reich an blendenden Einfällen und er spürt in sich „den Rausch der Genialität, der in Genüssen kommt", er hört „in seinem Hirnschädel den Sturm und Drang einer werdenden Zeit brausen". Doch was hilft das? Er leidet am Siechthum und stirbt dahin, wie Oswald in den „Gespenstern" Ibsens.

In der „Heimat" tritt Magda, eine gefeierte Sängerin, mit ihren freien Moralanschauungen den engen Anschauungen ihrer Familie entgegen. Von der Höhe ihrer Triumphe schaut sie auf die spießbürgerlichen Begriffe herab, die in ihrer Heimat gelten. Ihr alter Vater, ein Oberstlieutenant tritt ihr mit Energie entgegen, aber er muß erfahren, daß seine Tochter nach seinen Begriffen die Ehre verloren, und diese Erkenntniß trifft ihn wie ein Schlag. „Du Dirne",

---

1) Daher sind wir vollständig einverstanden mit der scharfen Kritik, die Kreiten jüngst in den ‚Stimmen aus Maria-Laach' der Dichtung Hauptmanns angedeihen ließ. (Bd. 54 S. 299).

ruft er und erhebt die Pistole gegen sie, aber in demselben Augenblicke sinkt er vom Schlag gerührt zurück.

Vor diesen beiden Stücken lag die „Ehre". Hier wird ein sociales Problem behandelt wie in den „Webern". Zwei Lebenskreise liegen dicht nebeneinander im Vorderhaus und im Hinterhaus: dort wohnt ein reicher Händler und hier ein armer Arbeiter je mit einer Familie. Der Sohn des Vorderhauses mißbraucht die Tochter des Hinterhauses, aber die Schande wird mit 40000 Mark getilgt, die „Ehre" ist wieder hergestellt. Der emporgekommene Sohn des Hinterhauses Robert beschwört nun die Seinigen, das Sündengeld wieder zurückzugeben, er will den Verführer fordern. Aber die Seinigen verstehen ihn nicht. Die Tochter des Vorderhauses liebt Robert. Die Ihrigen wollen sie verfluchen; da Robert aber ein großes Glück macht, willigen sie ein. Roberts Freund, Graf Trast, macht ihn nämlich zu seinem Genossen in einem großen Geschäfte. Trast hatte sich einst einer Duellverpflichtung entzogen, war nach Indien gegangen und Millionär geworden. Er bekämpft die veralteten Ehrbegriffe und vertritt das Ehrenrecht der Arbeit und der Pflicht.

Man sieht daraus, daß auch Sudermann edlerer Ideen fähig ist. Wagt er es doch auch in einem seiner neuesten Stücke den Ehebrecher als Ehebrecher darzustellen und den Verführer unterliegen zu lassen. Es geschieht das im „Glück im Winkel". Ein armes Mädchen hatte Schutz gesucht vor den Nachstellungen eines Landjunkers Kurt von Röcknitz in der Ehe mit einem einfachen Schullehrer. Nun verfolgt aber der Adler die Taube auch in den Winkel, beinahe fällt sie in seine Klauen, aber rechtzeitig noch rettet sie die Geradheit und Milde ihres Mannes. Freilich wird der Verführer, der Junker, mit glänzenden Farben geschildert, er ist ein Mann von überschäumender Naturkraft und unverwüstlichen Lebensinstinkten. Kurt ist ein Uebermensch, wie Willy und Magda, nur anderer Art. Statt des künstlerischen Genies vertritt er den praktischen Realismus des Lebens.

Ein Uebermensch besonderer Art ist „Johannes" im letzten Stück Sudermanns. Johannes ist ein Mann der starren Gerechtigkeit, ein Mann des Hasses. Er zog sich auf seine einsame Höhe zurück und haßt das Treiben der Menschen und ihre Buhlereien. Sein Messias ist ein jüdischer Volkskönig, der kommen wird „mit goldenem Panzer angethan, das Schwert gereckt über seinem Haupte". Als kühner Strafprediger tritt er besonders auf gegen Herodes und Herodias. Als die beiden gemeinsam den Tempel betreten wollen, war er nahe daran, mit seinen Jüngern Steine auf sie zu werfen. Schon hatte er den Stein erhoben, da entsinkt er ihm, er erinnert sich an das Wort „Liebe", das ihm von verschiedenen Seiten entgegenschallte. Namentlich hatte er von einem mächtigeren Propheten in Galiläa gehört, der die Liebe verkündigte. An die Liebe kann er freilich nicht recht glauben, die Liebe erscheint ihm als etwas kleines, etwas schmutziges. „Wißt ihr, in welches Gewand sich die Sünde vornehmlich kleidet, sagt er, wenn sie unter die Leute geht . . . Hört und behaltet es: Liebe nennt sie sich am liebsten. Alles, was klein ist und sich duckt, weil es klein ist". Hier spricht deutlich Nietzsche aus Johannes. Das Princip der Liebe bedeutet den Sklavenaufstand in der Moral. Die Herrenmenschen können dieses Princip nicht brauchen. Mitleid, Liebe, Erbarmung bricht die Herrscherkraft, lähmt die Adelsnatur.

Daß dieser Johannes nicht biblisch ist, braucht nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Aber auch als freie Phantasieschöpfung ist Johannes mißlungen. Er ist doch kein rechter Uebermensch, er ist ein Zauderer, er ist angekränkelt von der Reflexion. Von einer Charakterentwicklung ist keine Spur. Da er auch kein Prophet ist, begreift man nicht recht, warum er die Liebeswerbungen der Salome zurückweist. Verführerisch genug ist Salome geschildert, nur hat sie etwas emancipirtes, sie hat etwas von einer frechen Jüdin an sich. Man sieht wohl, daß Sudermann

hier besser zu Haus ist, als in der Theologie. Verführungsscenen zu malen ist ihm offenbar eine Lust und versteht er weit besser, als religiöse Dinge. Theologische Fragen sind für solche Geister zu tief. Daher mögen sie die Hand von diesen Sachen lassen! Es ist vergebens von dieser Seite her eine Belebung des Interesses für religiöse Fragen zu erhoffen, wie es Grotthuß thut.

Nicht besser als Hauptmann und Sudermann sind die kleineren Geister der modernen Literatur. Es gibt noch schlimmere darunter, z. B. Richard Voß. Voß bekämpft direkt das Christenthum, was bei den andern doch nur mehr indirekt geschieht. In „Dahiel, dem Convertiten", schildert Voß einen Juden, der durch seine Bekehrung zum Ausbund aller Laster wird. Die Priester, die hier dargestellt werden, sind grausame Fanatiker, lieblose Pharisäer, Frevler am Heiligthume des Höchsten. Voß lebt äußerlich in den glücklichsten Verhältnissen, besitzt eine Villa in Berchtesgaden. Trotzdem spricht aus seinen Dramen die tiefste Unzufriedenheit, ein revolutionärer Pessimismus. Auch Hauptmann lebt in glänzenden Verhältnissen. Man sieht daraus, wie wenig Reichthum, Genuß und Ruhm gegen den Pessimismus, gegen die Unzufriedenheit hilft, wie arm die moderne Weltanschauung die Menschen macht.

Trotzdem darf man an der modernen Literatur nicht verzweifeln, ebensowenig wie an der modernen Cultur. Die Verzweiflung ist ebensowenig angebracht, wie die rückhaltlose Bewunderung. Ich betone das eigens, weil jüngst die moderne Cultur selbst von katholischer Seite mehr gelobt wurde, als sie es verdient. Allzuviel Lob verdient weder die moderne Cultur, noch das Mittelalter; eine ideale paradiesische Zeit gab es nie mehr.

Die moderne Literatur wird und muß eine Umkehr machen. Ist sie auch in ihrem dunklen Drang des rechten Weges noch nicht bewußt, so wird ihr doch das Bewußtsein noch aufdämmern. Nicht mit Unrecht meint Grotthuß, das

was die moderne Literatur erstrebt und worauf sie zuletzt hinausläuft, sei schon in Goethes Faust vorgebildet. Im Faust stecke schon das was die Modernen mit ihrem Uebermenschen wollen. Die versunkene Glocke erinnert direkt an Faust. Die Verbindung mit Helena ist für Faust dasselbe, was die Beziehung des Glockengießers zu Rautendelein. Aber das Ende ist bei Faust ein praktischer Beruf. Hierin findet er Genügen, die Arbeit für das Wohl der Gesammtheit befriedigt ihn. Zuletzt retten die Engel sein Unsterbliches, die „Liebe von Oben hat an ihm Theil genommen“. Diese Rettung ist nur etwas gar zu leicht gemacht. Nachdem der Bund mit der Erdmacht, mit Mephistopheles fast die ganze Lebenszeit ausfüllte, ist das Bischen Arbeit für das Wohl der Nebenmenschen doch keine genügende Sühne. Zuletzt noch spricht Faust den Grundsatz aus, man solle den Blick nicht nach oben richten, sondern auf die Erde; er will von Hilfe und Gnade von oben offenbar nichts wissen. Trotzdem rettet ihn die Gnade. Das geht denn doch nicht! Grotthuß beurtheilt die Dinge als Protestant zu leicht.

Aber immerhin verdient die gute Gesinnung von Grotthuß alle Anerkennung. Wiewohl etwas unentschieden, bringt er immer den christlichen Standpunkt zur Geltung. Er verlangt mit Recht, daß sich die Künstler bescheiden, daß sie auf die Bedürfnisse des Publikums Rücksicht nehmen, daß sie die ewigen Gesetze des Schönen nicht mißachten. In der ungesunden Großstadtluft verlernen die Künstler die gesunden Grundsätze des Lebens und Schaffens. Das Großstadtpublikum ist aber noch lange nicht das ganze Volk.

Die ungesunde Cultur, welche die modernen Dichtungen widerspiegeln, ist eine *Großstadtcultur*. Das darf nie vergessen werden. Man würde fehl gehen, wollte man diese Schilderungen verallgemeinern. Der Geschichtsschreiber der Zukunft muß sich sehr hüten, aus diesen Gemälden einen Schluß auf den Culturzustand der ganzen

Zeit zu machen. Die Sitten und Lebensanschauungen in den meisten Schichten des Volkes sind doch gottlob noch bessere, als wie sie uns in den modernen Dichtungen begegnen, und es ist nur zu wünschen, daß die gesünderen Kreise des Volkes mehr zur Geltung gelangen, als die Großstadtkreise. Dem flachen Lande muß sein Recht wieder gegeben werden. Die Vernachlässigung des Landes, die Centralisirung muß aufhören.

Zum Schlusse obliegt uns noch kurz auf das Buch von Grotthuß „Probleme und Charakterköpfe" (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer), das wir mehrfach angeführt haben und dem wir manche Anregung danken, noch kurz einzugehen.[1]) Es stellt eine der besten Studien über die moderne Literatur dar und hat manche Vorzüge vor den verwandten Studien von Adolf Stern und Bartels. Das Buch behandelt außer den erwähnten Autoren den modernen Lyriker Detlev v. Liliencron, Tolstoi, Echegaray, Maupassant. Leider behandelt es Liliencron und Maupassant viel zu milde, wie auch Sudermann viel zu gut wegkommt. Jene beiden haben doch recht lüderliche Sachen geschrieben, besonders Liliencron mit seiner Dirnenpoesie; es ist das um so auffallender als Grotthuß sonst für die Behandlung des Erotischen deutliche Schranken zieht. Sehr gefreut hat uns das Lob des Novellisten Riehl, den er mit Recht gegenüber Dahn und Ebers auf den Schild hebt. Das fade Geschreibsel von Dahn wird mit treffendem Spott behandelt und Ebers' Butzenscheibenromane nicht minder. Wer sich für moderne Literatur interessirt, möge zu dem Buche von Grotthuß greifen; er wird reiche Belehrung ernten.

G. Grupp.

1) Vergl. den Nietzscheartikel in diesen Blättern S. 94.

XLII.

Schäden und Rückschritte auf dem Gebiete der christlichen Archäologie.

I.

Vor fünfzehn Jahren wurde ich von meinen Vorgesetzten nach Rom gesandt, um mich dortselbst ausschließlich dem Studium der christlichen Alterthumskunde zu widmen. Nach einer allgemeinen Orientirung wandte ich mich speciell der altchristlichen Kunst, und an erster Stelle den Katakombenmalereien zu; diese hatten als die ältesten unveränderten Aeußerungen der neu entstandenen christlichen Lehre, die nach dreihundertjährigem Ringen sich das römische Weltreich unterwerfen sollte, von jeher einen besonderen Reiz auf mich ausgeübt. Die Katakombenmalereien sind es auch, welche das Interesse der „christlichen" Archäologen am meisten in Anspruch genommen haben. Als gegen Ende des 16. Jahrhunderts durch einen glücklichen Zufall die verschollenen unterirdischen Grüfte der wissenschaftlichen Forschung erschlossen wurden, wandte man die erste Sorge ihren Gemälden zu: der Dominicaner Alfonso Ciacconio ließ sie durch fünf Zeichner copiren. An diesen Copien ist allerdings fast nur der gute Wille Ciacconio's zu loben; sie selbst haben einen ganz minimalen Werth. Das unbegrenzte Vertrauen, welches der gelehrte Dominicaner in seine Zeichner setzte, wurde von diesen in unglaublicher Weise mißbraucht. Bei einem Bilde z. B., das drei betende Gestalten — Mann, Frau und Kind — darstellte, ließ der Zeichner auf seiner Copie die

Frau beiseite, verwandelte den Mann in den mit dem Kopfe nach unten gekreuzigten Apostel Petrus und das Kind in die Büste desselben Apostels! Ciacconio, der das Fresco offenbar nie gesehen hat, schrieb zu den Figuren die erklärenden Worte: „Petrus ante martyrium; idem crucifixus".[1]) Die Copie fiel der Vergessenheit anheim; nur die Figur des gekreuzigten Petrus wurde von S. d'Agincourt reproducirt.[2]) Ciacconio wollte seine Copien in einem Werke veröffentlichen, dessen Titel die Vorstellung, die man in seinem und den folgenden Jahrhunderten von den Katakomben hatte, kennzeichnet: *„De coemeteriis vetustis urbis Romae, intra quae ss. martyrum et Christi confessorum corpora in primitiva ecclesia sepeliebantur, et de illorum vestigiis et ruinis nuper repertis"*; zum Glück kam er nicht dazu, das Werk zu schreiben.

Bosio, der „Columbus der Katakomben", ging systematisch zu Werke, indem er alle von ihm freigelegten Malereien, je nach den einzelnen Coemeterien, copiren ließ. Er beschäftigte drei Zeichner: den Sienesen Santi Avanzini, den Römer Giovanni Angelo Toccafondo und einen „Maler und Kupferstecher" Sebastiano Ful(gentii?) von unbekannter Herkunft. Die meisten von den Tafeln, die in der nach Bosio's Tode erschienenen „Roma Sotterranea" veröffentlicht wurden, stammen von Avanzini und Toccafondo; Sebastiano wurde mehr als Kupferstecher verwendet und copirte nur wenige Gemälde. Copien Bosio's erhielten durch die von dem Oratorianer Aringhi besorgte lateinische Uebersetzung der ,Roma Sotterranea' die weiteste Verbreitung. Später brachten sie noch einmal Bottari und in neuester Zeit Garrucci zum vollständigen Abdruck, während einzelne von ihnen fast in alle größeren archäologischen Schriften übergegangen sind.

Für mein Studium der altchristlichen Malerei benutzte

1) Wilpert, ,Die Katakombengemälde u. ihre alten Copien', Taf. XIII, S. 25.

2) ,Storia dell'arte' VI tav. XII, 21.



ich anfänglich Garrucci's Werk. Ich war damals in dem Glauben befangen, daß die veröffentlichten Copien der Katakombengemälde durchaus getreu wären. Als ich dann in die unterirdischen Grüfte hinabstieg, um die Fresken selbst zu studiren, war es mir oft beim besten Willen nicht möglich, das Original mit der Copie in Einklang zu bringen. An der Glaubwürdigkeit der letzteren wagte ich nicht zu zweifeln; wie konnte ich das auch als Anfänger? Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß Andere besser gesehen hätten als ich. Eine solche Selbstbefriedigung konnte auf die Dauer nicht Stand halten; ich wandte mich von dem Studium dieser Copien ab und hielt mich nun an die Werke de Rossi's, in denen mir bessere Abbildungen geboten wurden. Ein kleiner Fund, den ich hier anführen will, brachte mich bald in persönliche freundschaftliche Beziehungen zu dem großen Meister. Ich untersuchte die Malereien einer Kammer des Domitillacoemeteriums, welche de Rossi in seinem ‚Bullettino' (1879 Taf. I—II, S. 94) veröffentlicht hat. Eine seiner Copien gibt das Original völlig verändert wieder. Wir sehen auf de Rossi's Tafel links die durch den Nimbus ausgezeichnete sitzende Madonna und rechts von ihr drei nimbirte männliche Gestalten, also eine „Verkündigung Mariä". Das Original dagegen führt uns die drei Jünglinge mit dem beschützenden Engel im Feuerofen vor.[1]) Wer die von mir publicirte Copie[2]) dieses Frescos mit derjenigen de Rossi's vergleicht, wird das Versehen auf den ersten Blick etwas seltsam finden; wer jedoch das Original kennt, dem muß es begreiflich erscheinen. Das Fresco ist nämlich sehr verblichen und die Luft der von der Außenwelt hermetisch abgeschlossenen Kammer so schwer und dick, daß die Be-

1) Die Scene wurde als „Verkündigung" von Liell in seinem Buche über die ‚Madonnendarstellungen' (S. 211, Fig. 8) wiederholt und neuestens mit einigem Zweifel von Kraus in der ‚Geschichte der christlichen Kunst' aufgeführt (S. 188.

2) ‚Römische Quartalschrift' 1889, Taf. VIII, 2, S. 296 ff.

leuchtung in ihr wesentlich an Intensivität verliert. Immerhin lag ein Versehen vor, und wenn es dem Meister widerfahren konnte, auf welche Irrthümer mußte man sich da nicht bei den Zeichnern Bosio's gefaßt machen! Diese Erwägung hatte die heilsame Folge, daß ich mich von dem Banne der alten Copien vollständig befreite und die Katakombengemälde seitdem mit ganz anderen Augen betrachtete.

Meine Vermuthung hinsichtlich der Unzuverlässigkeit der alten Copien sollte sich leider nur zu sehr bewahrheiten. Nach längerem Studium der Originalmalereien hatte ich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer neuen Herausgabe derselben gewonnen. Eine solche verlangte aber Zeit, da ich in jeder Beziehung auf mich allein angewiesen war. Von meinen Vorarbeiten sind bereits einige erschienen. Es war vor allem nothwendig, die Tafeln der ‚Roma Sotterranea' Bosio's einer kritischen Untersuchung zu unterwerfen und das Brauchbare von dem Unbrauchbaren zu scheiden. Ich that es in der Schrift ‚Die Katakombengemälde und ihre alten Copien' (1891), deren Resultat ich kurz zusammenfassen möchte.

Von den drei Zeichnern Bosio's verdient nur Avanzini den Namen eines Copisten; er war sich im Allgemeinen seiner Aufgabe bewußt und suchte sie auch nach Kräften zu erfüllen. Irrthümer weisen zwar auch seine Copien in großer Anzahl auf, die Schuld davon lag aber nicht so sehr an ihm, als in den äußeren Verhältnissen: entweder war sein Auge durch die ungetreuen Copien Ciacconio's beeinflußt, oder die Originalgemälde waren schlecht erhalten, also schwer zu erkennen. In solchen Fällen arbeitete seine Phantasie mehr als es statthaft war. Einige Beispiele mögen als Beleg dienen. Bei einem aus Blattranken herauswachsenden Kopf verwandelte er die Ranken in Schlangenleiber und dadurch ein einfaches Ornament in das der Katakombenmalerei fremde Medusenhaupt.[1]) Auf einem Decken-

1) Garrucci, ‚Storia' II tav. 40, 1.



gemälde in San Pietro e Marcellino ist über einem ähnlichen Laubwerk ein Topf gemalt; der Copist machte aus den Blättern eine Palme und aus einigen Flecken ein Lamm, dem er den Topf auf den Rücken lud. So entstand das „eucharistische Lamm", das in der christlichen Archäologie zu großer Berühmtheit gelangte.[1]) Hat Avanzini hier etwas Wesentliches hinzugefügt, so ließ er auf den Fresken der Getreideausladung in der Bäckergruft von S. Domitilla etwas Wesentliches, nämlich die Tiberbarken, aus denen das Getreide verladen wird, beiseite und fertigte so für die Roma Sotterranea Copien an, welche das Kreuz der Interpreten wurden.[2]) Ein Soldat, der mit gezücktem Schwerte dasteht, erhielt die Gestalt des Abraham, der seinen Sohn zu opfern sich anschickt. Da die kurz gegürtete Soldatentunica einem Patriarchen wenig ansteht, so gab ihm Avanzini noch die tunica talaris, wodurch der Krieger nun mit der „Kleidung des Hohenpriesters des Alten Bundes" ausgestattet war.[3]) Isaak mußte ganz neu geschaffen werden. Der Copist zeichnete ihn, wie er kniet und mit gefalteten Händen betet.

Die Verwandlung des Kriegers in Abraham hatte insoferne böse Folgen, als sie mit dazu beitrug, daß die Fresken eines kleinen heidnischen Hypogäums der Via salaria nova von vielen Archäologen als christliche ausgegeben wurden. Das Bild, welches in der Arcosolwölbung dem Krieger gegenüber gemalt ist,[4]) zeigt eine größere männliche Figur, welche die Rechte auf die Schulter einer kleineren Gestalt gelegt hat und mit der Linken das Ende einer Blattguirlande hält. Avanzini's Hand hat beide Figuren alterirt, der rechten statt

---

1) Garrucci, ‚Storia' II tav. 48. 2.

2) Vgl. Wilpert, ‚Scenen aus dem realen Leben' in R. Q. 1887, Taf. II—III.

3) Kraus, ‚Realencyclopädie' I, 4.

4) Garrucci, ‚Storia' II tav. 69, 1. Auf die Irrthümer Avanzini's, die ich im Folgenden hervorhebe, bin ich erst bei meinen letzten Untersuchungen aufmerksam geworden; sie werden hier zum ersten Male berichtigt.

der Blattguirlande einen Stab in die Hand gegeben und zwischen beide eine dritte männliche Figur hineingezeichnet. Den Interpreten, alten wie neuen, ist es trotzdem gelungen, einen Schrifttext zur Erklärung der Copie beizubringen. Die meisten sehen hier „Moses, die Boten zur Erforschung des gelobten Landes aussendend",[1]) während Garrucci an den Moment der Parabel denkt, wo der Arbeitsverdinger mit den unzufriedenen Arbeitern rechtet. Auch an den Malereien des „Arcosols des Athleten",[2]) welches in demselben heidnischen Hypogäum liegt, brachte Avanzini Veränderungen an. Seine „Victorien", in denen einige deutsche Archäologen mit berechtigter Verwunderung die Venus erkannten, sind in Wirklichkeit halbwüchsige, männliche Gestalten, die auf dem Rücken und der linken Achsel mit der Chlamys bedeckt sind und in der erhobenen Linken einen nicht mehr festzustellenden Gegenstand haben; sie gleichen ganz und gar jener stattlichen Reihe von Guirlanden tragenden Jünglingen, welche eine Wand des Tricliniums der Casa celimontana de ss. Giovanni e Paolo schmücken. Der von dem Hund begleitete Läufer, der eine ähnliche Bekleidung hat, ist sodann mit grünem Laub bekränzt und hält in der Rechten, allem Anscheine nach, einen Hasen oder Kaninchen bei den Ohren. Garrucci hat daraus einen Fisch gemacht und den Läufer für Tobias ausgegeben. Kraus ist ihm darin gefolgt, mit dem geringen Unterschiede, daß er nach Heusers Vorgang (Realencyclopädie II, 872) in dem vom Läufer gehaltenen Gegenstande „Herz, Galle und Leber des Fisches" sieht.[3]) So wurde auch hier ein heidnisches Bild in ein christliches umgestaltet. Schließlich erwähne ich noch zwei Gemälde, bei denen das Sujet durch die von Avanzini angebrachten Veränderungen gleichfalls ein anderes wurde. 1. Unter

1) Kraus, ‚Realencyclopädie' II, 481; derselbe ‚Geschichte der christlichen Kunst' I, 143.

2) Garrucci, ‚Storia' II tav. 68, 2.

3) Kraus, ‚Geschichte der christl. Kunst' I, 148.

seinen Copien der Mahlscenen von San Pietro e Marcellino befindet sich eine, welche vor dem Sigma vier unförmliche Gefäße aufweist,[1]) infolge deren das Mahl von vielen Archäologen als eine Darstellung der „Hochzeit zu Kana" erklärt wurde. Von dieser kannte man noch bis vor wenigen Jahren kein Beispiel in der cömeterialen Malerei.[2]) Um das Fresco selbst prüfen zu können, ließ ich im Winter 93 die zu zwei Drittel verschüttete Kammer, so weit es nothwendig war, ausgraben und sah nun, daß dort vor dem Sigma vier dreifüßige Tische *(orbes)*, nicht Gefäße, gemalt sind. Das Bild hat also mit der Hochzeit von Kana nichts zu schaffen. 2. Das Deckengemälde des cubiculum quartum in der Ostriankatakombe bietet unter andern Bildern die linke Hälfte eines Noe, der in Orantenstellung aus dem gewohnten Kasten herausragt und von der Taube den Oelzweig empfängt. Auf Avanzini's Copie[3]) verschwand Taube und Kasten; der Oelzweig wurde zu einem dürftigen Baum und Noe ein nackter Mann, der auf den Baum zeigt. Man erkannte nun in diesem einstimmig Jonas.

Wir wiederholen, daß der Zustand der Erhaltung aller dieser Fresken, aus dem heutigen trostlosen zu schließen, schon zur Zeit Avanzini's ein schlechter gewesen sein muß, ein Umstand, der seine Schuld vermindert. Auf eine solche Nachsicht kann Toccafondo, der zweite Copist Bosio's, keinen Anspruch erheben. Er war weder Zeichner noch Copist,[4]) und verband mit seiner Unfähigkeit eine unbegrenzte Willkür:

1) Kraus, ‚Roma sotterranea' 2. Aufl. S. 267; derselbe ‚Geschichte der christl. Kunst' I, 129, Fig. 61.

2) Zwei Beispiele aus dem 3. Jahrhundert habe ich (1895) in San Pietro e Marcellino entdeckt. Das eine vergegenwärtigt nur den Akt des Weinwunders, das andere führt diesen mit dem Hochzeitsmahle vor. Beide sind noch unedirt.

3) Garrucci, ‚Storia' II tav. 65.

4) Das Gleiche gilt vom dritten Copisten, von dem wir wegen seiner geringen Copirthätigkeit hier absehen können.

„Nach Belieben brachte er Bärte an, kürzte oder verlängerte die Kleider, gab nackten Figuren Gewänder und entkleidete angezogene; nach Belieben änderte er die Reihenfolge der Scenen, ließ ganze Gruppen oder wichtige Bestandtheile derselben aus und führte neue ein, wodurch jede Aehnlichkeit der Copie mit dem Original verloren ging".[1]) Daher kein Wunder, daß Garrucci, ohne es zu wissen, von einem Gemälde zwei Copien veröffentlicht hat: eine nach Toccafondo, und eine zweite, bessere, nach einer Photographie.[2]) Bei der Copie der noch heute gut erhaltenen Darstellung der vier Magier, welche Toccafondo in eine Martyrscene umgewandelt hat,[3]) kann man sich des Verdachtes einer absichtlichen Täuschung um so weniger entziehen, als der Copist sonst als ein sehr zweideutiger Charakter bekannt ist.

So beschaffen sind also die Copien, welche in der ‚Roma Sotterranea' Bosio's zur Veröffentlichung kamen. Unser Urtheil über sie kann natürlich kein günstiges sein; ihr einziger Werth besteht darin, daß sie uns mit dem Inhalt einer großen Zahl von Fresken, von denen jetzt viele zerstört oder verschollen sind, bekannt machen und da, wo sie fehlerhaft sind, ihn uns errathen lassen. Wäre es übrigens Bosio beschieden gewesen, selbst sein Werk zu publiciren, so wären manche seiner Tafeln ganz anders ausgefallen. Wir besitzen z. B. von einem Fresco der Domitillakatakombe zwei verschiedene Copien, eine schlechte von Toccafondo und eine relativ gute von Avanzini. Letztere ließ Bosio anfertigen, nachdem er sich von der Unbrauchbarkeit der ersteren überzeugt hatte. Und doch kam statt ihrer eine Copie in die Oeffentlichkeit, die nach der Zeichnung Toccafondo's vom Kupferstecher Sebastiano frei entworfen wurde. Hier, wie in anderen Fällen, liegt die Schuld nicht am Verfasser der

---

1) Wilpert, ‚Die Katakombengemälde und ihre alten Copien' 48.
2) Garrucci, ‚Storia' II tav. 34, 1 und 36, 2.
3) Wilpert, ‚Alte Copien' Taf. XXI—XXII.

‚Roma Sotterranea‘, sondern an denen, die die Herausgabe derselben besorgt haben. Die in den eckigen Klammern beigefügten Zusätze beweisen in der That, daß Severano seiner Aufgabe nicht gewachsen war.

Ist der Werth der alten Copien ein so begrenzter, so muß auch der Gebrauch, den man von ihnen machen soll, sich gleichfalls auf das geringste Maß bescheiden. Es war daher verfehlt, es war ein Rückschritt, daß Garrucci sie noch einmal sämmtlich in sein großes Sammelwerk aufgenommen hat. Dadurch wurden sie zum Gemeingut der Gelehrten, welche bei ihrer Benutzung leider nicht immer mit der nöthigen Vorsicht und Zurückhaltung verfahren sind und sich nun vielfach vom Studium der Originalmalereien dispensirt glaubten. Es entstanden und entstehen, zumal in Deutschland, archäologische Aufsätze, Artikel und selbst Bücher, welche Katakombengemälde behandeln und von Autoren verfaßt sind, die nie eine Katakombe betraten oder von den Malereien derselben eine ungenügende Kenntniß hatten. Dieser Uebelstand, der gänzliche Mangel der Autopsie verbunden mit einer rückhaltlosen Hingabe an die alten Copien, macht sich in vielen Artikeln der ‚Realencyclopädie‘ von Kraus, namentlich in denjenigen über die biblischen Darstellungen, unangenehm bemerkbar: alle Irrthümer, die wir an den Copien der Roma Sotterranea Bosio's hervorgehoben haben, finden wir dort verwerthet. Gegen einige derselben habe ich mich bereits vor zehn Jahren in einem Aufsatze der ‚Zeitschrift für katholische Theologie‘ gewendet. Damals konnte ich zur Entschuldigung der Verfasser jener Artikel (Heuser, Münz, de Waal u. a.) noch den Umstand geltend machen, daß „der Hinweis auf die geringe Zuverlässigkeit der alten Copien viel zu wenig durch faktische Belege erhärtet“ worden sei. Seitdem habe ich durch meine Schrift über die alten Copien und durch andere Arbeiten diesem Bedürfniß in dem weitesten Umfange abgeholfen. Man kann es daher nicht als einen wissenschaftlichen Fortschritt bezeichnen, wenn Prof. Kraus

in seiner ‚Geschichte der christlichen Kunst‘ alle jene abgeschafften und berichtigten Irrthümer noch einmal wieder aufleben ließ. Ich habe diesen heiklen Punkt schon an anderer Stelle berührt,[1]) und jetzt sehe ich, daß der gleiche Vorwurf auch von Anderen gegen ihn erhoben wurde. Prof. Kraus erwidert unter anderm, daß er seine „guten Gründe habe, nicht alles“ in meinen Schriften „Gebotene ungeprüft und als definitiv zu übernehmen“.[2]) Die höfliche Ablehnung der Resultate meiner Arbeiten kann doch nicht auf die kritische Prüfung, der ich das Bildermaterial unterwarf, abzielen; sie kann auch nicht die Funde betreffen, durch welche ich die Kenntniß des altchristlichen Bilderschatzes um neue oder seltene Sujets bereicherte: in beiden Fällen handelt es sich ja nicht um Meinungen sondern um Thatsachen, denen Prof. Kraus selbst eine „hervorragende Bedeutung“ zuerkannt hat.[3]) Wenn sie in seiner Kunstgeschichte trotzdem in keiner Weise berücksichtigt wurden, so geschah es deßhalb, weil er das für den Abschnitt über die „altchristliche Malerei“ in seiner ‚Realencyclopädie‘ niedergelegte Material abgedruckt hat, ohne sich die Mühe zu nehmen, es mit den Ergebnissen der neueren Forschung in Einklang zu bringen. Eine solche Revision hätte dem Verfasser allerdings keine geringe Mühe verursacht; denn in dem der „altchristlichen Malerei“ gewidmeten dritten Buche, wie auch im vorhergehenden, gibt sich eine überraschende Unsicherheit hinsichtlich der Katakombengemälde Roms kund. Diese Unsicherheit zeigt sich nicht etwa bloß bei den weniger bekannten Coemeterien, sie ist eine allgemeine und bezieht sich bald auf den Fundort, bald auf den Inhalt, bald auf die chronologische Bestimmung der Malereien.

---

1) In einer Recension der ‚Kunstgeschichte‘, die in der ‚Zeitschrift für katholische Theologie‘, XXI. Jahrgang, 1897, S. 320 ff. erschienen ist.

2) ‚Repertorium für Kunstwissenschaft‘, XXI. Bd, 2. Heft.

3) ‚Repertorium‘ XV. Bd., 4. u. 5. Heft.

Zum Beweise unserer Behauptung wollen wir eine kleine Revue der im zweiten und dritten Buche der Kunstgeschichte enthaltenen Ungenauigkeiten veranstalten. Ein Fresco aus einem kleinen mit S. Trasone verbundenen Hypogäum versetzt Prof. Kraus nach S. Priscilla (S. 143), eines aus S. Priscilla nach Pretestato (S. 46) und solche aus S. Callisto und S. Sebastiano nach S. Domitilla (S. 51 f). Die sogenannte Richtscene aus S. Callisto, von der noch weiter unten die Rede sein wird, soll sich einmal „in der Krypte des Calocerus und Parthenius" (S. 49) und dann „unter dem Cubiculum des Calocerus und Parthenius" (S. 169) befinden, während sie in Wirklichkeit auf der linken Seite der Wölbung eines Arcosols des ersten Stockwerkes, über der Eusebiusgruft, gemalt ist. Das Fresco der Veneranda und Petronilla „wurde" nicht „an der vermuthlichen Grabstätte Petronilla's selbst" (S. 198 f.), sondern in einer hinter der Absis der Basilika gelegenen Kammer (cubiculum retro sanctos) gefunden. Als die älteste Katakombe der Via Appia wird die des Prätextat bezeichnet (S. 45 f.); jedermann weiß aber, daß die Lucinagruft, die heute einen Theil von S. Callisto bildet, viel älteren Datums ist; Prof. Kraus selbst schreibt ihre Monumente dem „Ende des 1. und 2. Jahrhunderts" zu (S. 49). Das aus nachconstantinischer Zeit stammende Bild Susanna's unter dem Symbol des Lammes zwischen den Wölfen wird als „die früheste Darstellung" derselben ausgegeben (S. 148), wo doch die drei Susannascenen der Cappella greca wenigstens um 200 Jahre älter sind. In S. Callisto führt man uns ein „*cubiculum* des *Ulpius Florentius* mit dem *Arcosol della Madonna*" (S. 49) vor, welch' letzteres mit dieser Kammer nichts zu schaffen hat; es gibt auch nicht „drei Krypten *delle pecorelle*", sondern nur eine (S. 49), deren Malereien ebendaselbst in das „Ende des 4. Jahrhunderts", auf S. 103 in eine höhere Zeit gerückt werden. Aus der allbekannten Platonia in S. Sebastiano werden „zwei Cubicula, in welchen die Gebeine der Apostel-

fürsten ruhten" (S. 50), gemacht, und die grandiose Basilika des hl. Hermes in das coemeterium ad clivum cucumeris (S. 53) verlegt.

Am unvollständigsten sind jedoch die Angaben über die Katakombe der hl. Domitilla. Gegenüber der unrichtigen Vorstellung über die Vertheilung der Wanddekoration im Hypogäum der Flavier und der daraus gezogenen falschen Schlußfolgerung (S. 51 u. 65) ist folgendes festzuhalten. Das ursprüngliche Vestibulum[1]) aus dem Ende des 1. Jahrhunderts enthält keinerlei decorativen Schmuck; Malereien, die der angegebenen Zeit angehören, sehen wir nur in der Hauptgallerie, und zwar auf der Decke zunächst den von Putten und Vögeln belebten Weinstock, den Prof. K. S. 65 in die „Eingangshalle", S. 122 sogar nach S. Callisto versetzt; dann kommen Putten mit flüchtig hingeworfenen Landschaften; an den Wänden waren neben allerlei decorativem Beiwerk auch biblische Scenen angebracht, von denen nur spärliche Reste eines Noe in der Arche und ein fragmentirter Daniel zwischen Löwen erhalten sind, derselbe Daniel, der auf S. 52 (Fig. 15) als Wandgemälde einer „Cappella der vier Evangelisten" reproducirt ist. Die zu beiden Seiten des alten Einganges aufgeführten Bauten stammen aus dem Anfange des 3. Jahrhunderts; unter diesen ist eine Kammer, die letzte am rechten Flügel, welche „eine Wanddecoration ... ohne irgend welche Anklänge an christliche Sujets zeigt" (S. 51), nämlich dreimal Amor und Psyche, die mit Blumenpflücken beschäftigt sind. Um diese für die Katakombenmalerei außergewöhnliche Erscheinung zu erklären, wies de Rossi darauf hin, daß die Kammer „der Strasse zugekehrt und allen zugänglich" (S. 65) war. Was also Prof. K. von dem Weinstock aus dem 1. Jahrhundert sagt, ist auf die Amor- und Psychescenen aus dem 3. Jahrhundert zu

1) Es ist auf der von Prof. Kraus beigebrachten Fig. 13 mit a bezeichnet.



beziehen. Auf S. 51 werden wir mit einer „weiteren Reihe von hochwichtigen Wandgemälden“ der Domitillakatakombe bekannt gemacht.

„Dieselben finden sich“, schreibt Prof. K., „in der Camera dei pesci (der Hirt mit dem Lamm), in der Camera delle pecorelle (der gute Hirte, Moses und Jonas), der Camera del praesepe (Maria mit den Magiern), in der Cappella der vier Evangelisten (Orpheus mit der Leier, David, Moses, Madonna mit den Magiern, Daniel in der Löwengrube [Fig. 15], Moses, die Sandalen lösend, Himmelfahrt des Elias, Noah in der Arche, die Auferweckung des Lazarus, die vier Evangelisten vor dem auf einer Sella sitzenden jugendlichen Christus mit dem hier zuerst auftretenden Nimbus), endlich in der Cappella der zwölf Apostel“.

Eine größere Confusion, als sie in diesem Citat herrscht, wäre nicht leicht möglich gewesen. Zunächst gehört keine von den Kammern nach S. Domitilla, sondern die dritte *(del presepe)* liegt in S. Sebastiano, die übrigen in S. Callisto. Was ferner die fünf Benennungen mit den Fresken angeht, so entnahm sie Prof. K. dem sonst vortrefflichen Reisehandbuch von Gsell-Fels,[1]) wobei er die Quelle anzugeben vergaß. Mit *camera dei pesci* ist die an Fresken reiche Doppelkammer im Hypogäum der Lucina gemeint; die *camera delle pecorelle* ist die bekannte, welche zwar den „guten Hirten und Moses“, aber keinen Jonas enthält. In der *camera del presepe* findet sich, neben andern Bildern, die Krippe ohne „Maria mit den Magiern“; die „der Cappella der vier Evangelisten“ zugeschriebenen Darstellungen sehen wir endlich in einer nicht weit von der Ampliatusgruft entfernten Kapelle, ausgenommen „Christus mit den vier Evangelisten“, die in einer Kammer der Balbinaregion von S. Callisto, unweit der von Prof. K. zuletzt erwähnten „Cappella der zwölf Apostel“, gemalt sind.

Auf eine chronologische Bestimmung der Malereien hat

1) ‚Rom und die Campagna‘ (in Meyers „Reisebücher“) 4. Aufl. S. 924.



Prof. K. zum vorhinein Verzicht geleistet; wo sie versucht wird, läßt sie denn auch viel zu wünschen übrig. Die um 150 ausgeführte Madonna mit Isaias in S. Priscilla wird S. 190 in das „Ende des 1.", und die beiden Orpheusbilder von S. Domitilla in das „2.—3. Jahrhundert" verwiesen, während das zerstörte dem 3. und das noch erhaltene dem 4. Jahrhundert zuzuschreiben sind. Als Entstehungszeit der Malereien der Sacramentskapellen ist auf S. 92 der „Beginn des 3. Jahrhunderts", auf S. 162 der „Ausgang des 2." und der „Beginn des 3. Jahrhunderts" angenommen. Von den Fresken der Lucinagruft sind die ältesten, also diejenigen des cubiculum duplex, als „Werke des ausgehenden 1. Jahrhunderts" (S. 49) bezeichnet; es werden dann besonders angeführt die beiden Fische und die Taufe Jesu: von dieser heißt es, daß sie aus dem „Ende des 2. Jahrhunderts?" (S. 160), von jenen, daß sie „sicher aus dem 2. Jahrhundert" (S. 92) stammen. In Wirklichkeit gehören die Gemälde der Doppelcrypta der ersten Hälfte des zweiten Säculums an. Dieselbe Unsicherheit offenbart sich bei den Malereien, bei denen der Nimbus auftritt: es wird da „das Fehlen desselben auf allen dem 6. Jahrh. vorausgehenden Coemeterialgemälden als sehr beachtenswerth" (S. 220) hingestellt. „Wir begegnen ihm", heißt es weiter, „zuerst auf Goldgläsern, von denen wohl noch einige dem 3. Jahrhundert angehören mögen". Was von diesen beiden Sätzen zu halten ist, werden die folgenden Bemerkungen zeigen.

Bis in das 4. Jahrhundert hinein wurde der Nimbus, d. h. die gewöhnlich um den Kopf von Figuren gemalte Scheibe, öfters bei Ornamentköpfen und einmal, bei einem Milchtopf, einem Helios, einem von sieben Mahlgenossen und bei zwei Putten verwendet; in all diesen Fällen ist der Nimbus lediglich artistische Beigabe. In der letzten Periode der Katakomben, d. i. von 350—410, in welchem Jahre die unterirdische Bestattungsweise aufhörte, gebrauchten ihn die Maler fast ausschließlich als Attribut Christi. Es haben

sich aus diesem Zeitraum nicht weniger als elf solcher Gemälde erhalten. Von diesen befinden sich zwei in S. Ciriaca, eines in San Pietro e Marcellino, eines in S. Sebastiano, drei in S Callisto, zwei in S. Domitilla, eines in S. Ermete und eines in S. Priscilla. Nur das letztere und eines von S. Domitilla sind noch unedirt. Außer Christus ist in der nämlichen Zeit einmal der die drei Jünglinge beschützende Engel (in S. Domitilla), nie dagegen die Madonna und Heilige mit dem Nimbus ausgezeichnet. Wir besitzen demnach in den Katakomben zwölf Darstellungen des Nimbus (im eigentlichen Sinne des Wortes), die vor das Jahr 410 fallen, und von denen keine über die Mitte des 4. Jahrhunderts hinaus datirt werden kann. Der Nimbus bildet also ein sicheres Criterium der Chronologie. Meistens ist er mit bläulich grüner, selten gelblich brauner Farbe ausgefüllt und von einer entsprechenden dunkleren Linie umrissen. Als um die Wende des 5. und 6. Jahrhunderts der Nimbus auch für Heilige, zuerst in Ponziano, aufkam, erhielt Christus den Kreuznimbus. Mit dieser Entwicklung stimmen die Graffiti der coemeterialen Inschriften und die Reliefs der Sarkophage überein, auf denen der Nimbus äußerst selten und nicht vor 350 erscheint. Wir dürfen daher auch das Gleiche für die Goldgläser annehmen und diejenigen mit dem Nimbus in das 4. Jahrhundert verweisen, für welche Zeit auch die rohe Ausführung dieser Kunstprodukte spricht.

Daß die noch unedirten Gemälde von Prof. K. in keiner Weise berücksichtigt wurden, wird nach dem Gesagten Niemand befremden. Es begreift sich da auch leicht, daß die Erörterung so mancher Fragen deshalb lückenhaft ausfallen mußte. Geradezu seltsam ist, was über den „lokalen Ursprung der Typen" geboten wird (S. 81 f.). Die Frage, „ob sie der Orient oder Occident, Alexandrien oder Rom geschaffen hat", wäre für den guten Hirten vielleicht gar nicht aufgeworfen worden, hätte Prof. K. bedacht, daß dieses Symbol in einer Crypta der Domitillakatakombe aus dem Ende des 1. Jahr-

hunderts dreimal erscheint und seit dem Anfang des 2. Jahrhunderts in keinem größeren Cyclus fehlt. Wir sehen ihn, um die älteren Beispiele anzuführen, im Atrium der Cappella greca, zweimal in der Doppelcrypta des Hypogäums der Lucina, zweimal am Grabe mit der Darstellung der Madonna und Isaias in S. Priscilla; wir sehen ihn ferner in der Crypta quadrata und einer der ältesten Kammern von Pretestato, in den beiden Sakramentskapellen A² und A³ und einem zum ursprünglichen Nucleus des Hypogäums der Lucina gehörigen Cubiculum. Was nützt es, gegenüber dieser ununterbrochenen Reihe von Monumenten, von denen die drei ältesten in die apostolische Zeit hinaufreichen, sich auf einige spärliche Aeußerungen von Schriftstellern zu berufen? Das ist ebenso verfehlt, wie wenn Prof. K. es im Ernst unternimmt, einen Vergleich zwischen der griechisch-alexandrinischen und der römischen Katakombenmalerei zu ziehen (S. 84 ff.), und zwar auf Grund eines B. Pastorbildes aus Cyrene und der bekannten alexandrinischen Fresken, von denen das wichtigste frühestens aus dem Ende des 4. Jahrhunderts stammt, das obendrein falsch copirt ist, und das er selbst nicht einmal richtig aufgefaßt hat (S. 86). Uebrigens läßt er die Frage nach dem lokalen Ursprung des Bonus Pastor unentschieden; für das Sinnbild des Fisches dagegen nimmt er als Heimath den Orient, speciell Alexandrien an. Die Beziehung des Dargestellten zur Darstellung, Christi zum Fisch sei vollkommen künstlich und willkürlich und lasse sich nur durch die Annahme des Akrostichons, über welches uns Eusebius, Optatus und Augustinus belehren, erklären. „Die Liebhaberei, solche Tesserae, die in einem einzigen Worte einen ganzen Satz oder ein Bekenntniß enthielten, herzustellen, war aber eine Specialität der alexandrinischen Juden“ (S. 82). Somit scheine es ausgemacht zu sein, daß das Symbol des *ΙΧΘΥΣ* Alexandrien seine Entstehung verdanke.

Man weiß, daß diese Ansicht im Wesentlichen auch de

Rossi vertrat, und daß sie den Maßstab zur Beurtheilung der Fischmonumente der römischen Katakomben lieferte. Demgemäß sieht Prof. K. die älteste Darstellung des symbolischen Fisches „in dem Coemeterium der hl. Domitilla"; „es folgt dann das Doppelbild des Ichthys in S. Lucina", ferner „die Gemälde der Sakramentskapellen in S. Callisto" und „die Gastmahle ohne biblische Bedeutung in S. Pietro e Marcellino" (S. 92 f.). Eine solche Auffassung der citirten Gemälde ist aber nicht haltbar. In S. Domitilla ist nicht der Fisch als Sinnbild Christi, sondern das Mahl zweier männlichen Gestalten dargestellt, bei welchem der Fisch mit Brod zusammen auf dem Tische aufliegt, während ein Diener den Wein kredenzt; daß der Fisch hier den *ΙΧΘΥΣ* vorstelle, dafür ist man den Beweis schuldig geblieben. Eine nicht geringere Täuschung liegt bei dem „Doppelbild des Ichthys in S. Lucina" vor. „Der Fisch", schreibt Prof. K. (S. 92), „erscheint lebendig daherschwimmend; er trägt auf seinem Rücken einen Weidenkorb mit Broden" u. s. w. Meine Prüfung der Malerei hat zu einem ganz anderen Resultat geführt: die Fische l i e g e n auf derselben grünlichen Fläche, die der Maler der Crypta auch bei dem ruhenden Jonas und den beiden Schafen mit dem Milcheimer angebracht hat; v o r jedem Fische steht ein lose geflochtener Korb, auf dessen Rand (links sechs, rechts fünf) Brode zu sehen sind, während durch die großen Lücken des Geflechtes deutlich ein Glasbecher mit rother Flüssigkeit, offenbar Rothwein, durchschimmert. Die Körbe, das Charakteristicum der Darstellungen der wunderbaren Brod- und Fischvermehrung, enthalten also die eucharistischen Gestalten des Brodes und Weines. Die Fische sind demnach werthvolle Reste einer größeren Composition, welcher, wie bei der Fractio panis, die wunderbare Speisung der Menge zu Grunde liegt. Das Bild, welches zwischen den Fischen gemalt war, fiel den Sammlern oder Krämern von Antiquitäten zum Opfer, die es von der Wand mit dem Stuck herausgebrochen haben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier das symbolisch-eucharistische Mahl in einer den bekannten Mahlscenen ähnlichen Weise abgebildet war.[1])

Hinsichtlich der Fresken der Sakramentscapellen darf ich auf meine Schrift ‚Die Malereien der Sakramentskapellen' verweisen, in der ich die Irrthümer der Copien de Rossi's berichtigt und nachgewiesen habe, daß der Urheber dieser Gemälde zwei biblisch-eucharistische Vorbilder, die wunderbare Speisung der Menge und das Mahl der sieben Jünger am See Tiberias in den Vordergrund gerückt, ja nur diese zur Vorstellung gebracht hat.[2])

Statt der Gastmahle von San Pietro e Marcellino, die wir füglich übergehen können, ist in die vorliegende Frage ein Fresco hineinzuziehen, das zur Zeit, da Prof. K. den ersten Theil seiner Kunstgeschichte schrieb, noch nicht publicirt war, nämlich die Fractio panis, bei welcher die sieben Körbe und die beiden Teller mit fünf Broden und zwei Fischen ein unbestrittenes Zeugniß dafür ablegen, daß es sich hier gleichfalls um eine Composition handelt, die auf dem eucharistischen Vorbilde, der wunderbaren Speisung, aufgebaut ist. Dieses Symbol war in der römisch-sepulcralen Kunst bereits um die Mitte des 2. Jahrhunderts so bekannt, daß zur Andeutung desselben auf einem in S. Priscilla gefundenen Sarcophage nur die fünf Brode eingeritzt wurden [3]) Bringen wir neben den erwähnten Malereien die Monumente in Anschlag, auf denen der Fisch isolirt oder zusammen mit dem Anker auftritt, so ist zu constatiren, daß die Fractio panis und die beiden Fische der Lucinagruft älter als die letzteren sind. Ist diese Priorität in der Frage nach dem Ursprung des Fischsymbols ein schwer wiegender Umstand, so läßt sich andererseits nicht beweisen, daß die Monumente mit dem isolirten Fisch sämmtlich, auch die ältesten, die

1) Wilpert, ‚Fractio panis', S. 81.

2) Wilpert, ‚Die Malereien der Sakramentskapellen', S. 17. ff

3) Wilpert, ‚Fractio panis'. Taf. XV, 2.

Kenntniß des Akrostichons voraussetzen. Alles das ist für uns ein Fingerzeig, den Ursprung des Fischsymbols in der wunderbaren Speisung und nicht in der akrostichischen Deutung des Wortes *ΙΧΘΥΣ* zu sehen. Wird dieser durch die Monumente nahegelegte Ursprung angenommen, so braucht man nicht nach Gründen zu suchen, um eine Beziehung des Fisches zu Christus herzustellen: sie ergibt sich von selbst. Unsere Ansicht hat schließlich auch die Logik für sich. Die Beziehung Christi zum Fisch ist, wie Prof. K. mit Recht hervorhebt, wirklich so „künstlich und willkürlich", daß „man vergebens nach einem Zusammenhange des Dargestellten mit der Darstellung suchen würde" (S. 82). Warum ist man also trotzdem darauf verfallen, den Fisch zum Symbol Christi zu wählen? Die symbolische Bedeutung der wunderbaren Speisung, bei welcher dem biblischen Bericht gemäß mit fünf Broden und zwei Fischen die hungrige Menge gesättigt wurde, löst das Räthsel: nachdem das Speisungswunder Vorbild des eucharistischen Mahles geworden war — und das geschah spätestens zu Anfang des 2. Jahrhunderts — war der Fisch (*ἰχθύς*) ipso facto Vorbild Christi, welcher in dem eucharistischen Mahle sich den Gläubigen zur Speise gibt; Vorbild Christi geworden, konnte es nicht lange ausbleiben, daß ein griechischer oder der griechischen Sprache kundiger Christ in dem Worte *ἰχθύς* die Anfangsbuchstaben zu dem Bekenntniß: „*Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ*" entdeckte. Doch genug über den vermeintlichen alexandrinischen Ursprung des Fischsymboles.

Im 4. Abschnitt meiner Schrift ‚Ein Cyclus christologischer Gemälde' habe ich die Oranten, d. h. jene betenden Gestalten, die selbständig, nicht Bestandtheile einer biblischen Scene sind, einer eingehenden Behandlung unterzogen und die Bedeutung derselben aus dem Inhalt der alten Grabschriften wie aus den Malereien selbst festzustellen gesucht. Als Resultat der Untersuchung ergab sich, daß „die Oranten Bilder der in der Seligkeit gedachten Seelen der Verstorbenen sind, welche für die Hinterbliebenen beten,

damit auch diese das gleiche Ziel erlangen".[1]) Diese Definition wurde von vielen Archäologen angenommen, von einigen abgelehnt, aber von keinem widerlegt; ich selbst nehme keinen Anstand, sie als einen nicht unwesentlichen Fortschritt in unserer Disciplin zu bezeichnen, da die Orante die ganze Grabsymbolik durchdringt, indem sie nächst dem guten Hirten am häufigsten an den Gräbern abgebildet ist. Prof. K. scheint seine „guten Gründe" zu haben, warum er die Definition nicht angenommen hat; sowohl in seinem sonst günstigen Referat über meine Schrift, wie in seiner ‚Geschichte der christlichen Kunst' übergeht er den Orantenabschnitt mit Stillschweigen und wiederholt in letzterer die veralteten Auslegungen. Hören wir, wie er die Ansicht, die Orans sei bisweilen „Sinnbild der Kirche", begründet (S. 127 f.). Die Beweise sind die hergebrachten: 1) einige alte Texte, in denen die Kirche unter dem Bilde des Weibes oder auch der Jungfrau Maria erscheint; 2) das Mosaik Cölestins I. in S. Sabina mit der bekannten Darstellung der zwei Matronen als *„eclesia ex circumcisione"* und *„eclesia ex gentibus"*; 3) die Orans-ECCLESIA der barberinischen Exultetrolle Letztere stammt indessen aus dem 11. Jahrhundert, kann hier also gar nicht in Betracht kommen, und die unter 1 und 2 angeführten Beweise gehören gar nicht zur Sache, denn es kommt nicht darauf an, weibliche Gestalten und Personificationen, sondern betende Gestalten, Oranten zu erklären. Von den Frescobildern selbst wird dann „die Orans neben dem dreifüßigen Tisch in der Consecrationsscene" der Sakramentskapelle A³ „als Bild der Kirche" hingestellt, und zwar auf Grund der „Verse des Albericus-Epigramms (. . . πίστις δὲ προῆγε, καὶ παρέθηκε u. s. w.)". Daß jedoch auch diese Orans von der von mir gegebenen Deutung nicht auszuschließen ist, habe ich in meiner Schrift ‚Die Malereien der Sakraments-

1) Wilpert, ‚Ein Cyclus christologischer Gemälde', S. 43.

kapellen' S. 21 gezeigt; dort findet auch die sogenannte Consecrationsscene die ihr zukommende Auslegung.

An letzter Stelle bemerkt Prof. K., daß „die Häufung der Oranten auf Deckengemälden der Katakomben, wo sie zu zwei oder vier bald mit dem guten Hirten . . . bald mit Lämmern u. s. f. zusammengestellt sind, die Annahme, es seien hier Verstorbene dargestellt, ausschließe und zu der Unterstellung einer allgemeinen symbolischen Bedeutung . . . (der Kirche) nöthige" (S. 128).

Ich vermag diesem Argument keine beweisende Kraft abzugewinnen. Warum soll denn die Orans, wenn sie aus symmetrischen Rücksichten verdoppelt wird, ihre eigentliche Bedeutung verlieren? Das Gleiche nehmen wir ja auch an den Loculi wahr, und doch sind die „gehäuften" Oranten hier weder eine reine „Decoration" noch führen sie den Namen ECCLESIA, sondern den einer Verstorbenen, z. B. GRATA und *ΗΛΙΟΒΟΡΑ*. Wenn aber an einem gewöhnlichen Grabe, wo inschriftlich nur e i n e Frau beigesetzt war, wie in dem Grabe der GRATA in S. Trasone und dem von „Januarius seiner Gemahlin errichteten" in S. Domitilla, mehrere weibliche Oranten gemalt wurden, um wie viel mehr durfte und mußte dieses an einem Deckengemälde, das sich auf alle in der Kammer bestatteten Verstorbenen bezieht, geschehen? Dazu kommt, daß unter den „gehäuften" Oranten meistens auch M ä n n e r vertreten sind, die man doch nicht im Ernst als Symbole der Kirche ausgeben wird. Was folgt endlich aus der Zusammenstellung der Orante mit dem guten Hirten oder mit Schafen? Weit entfernt in ihr eine Schwierigkeit zu erblicken, dürfen wir sie im Gegentheil als eine glänzende Bestätigung der Richtigkeit unserer Deutung der Oranten betrachten. Denn aus einer Prüfung sämm licher Gemälde des mit dem Schafe beladenen guten Hir ergibt sich mit Nothwendigkeit, daß alle eine und dieselbe symbolische Auslegung fordern, nämlich diejenige, welche in dem bekannten auch von Prof. K. citirten Gebete einer alten

Todtenliturgie ausgesprochen ist. Diesem Gebete zufolge ist das vom guten Hirten getragene Schaf das Symbol des Verstorbenen, der von dem Heiland zu der Heerde, d. i. zu der Schaar der Auserwählten gebracht wird. Daher sehen wir auf einigen Darstellungen des guten Hirten die Oranten neben oder hinter den Schafen stehen. Die Stelle der Oranten nehmen auf dem so sehr mißverstandenen Gemälde der pecorelle in S. Callisto zwei in der ewigen Seligkeit gedachte Verstorbene ein, welche sich an dem „Quell des lebendigen Wassers" erfrischen, — eine treffliche Illustration des refrigerium, das in den Grabinschriften so häufig von den Hinterbliebenen ihren verstorbenen Angehörigen zugerufen wird [1]) So sind die Malereien, richtig aufgefaßt, geeignet, sich gegenseitig zu beleuchten und zu erklären. Von besonderer Wichtigkeit für die Auffassung der mit dem guten Hirten zusammengestellten Orans ist ein lateranensischer Sarcophag, der noch aus dem Ende des 3. oder Anfang des 4. Jahrhunderts stammen dürfte. An der linken Ecke steht der mit dem Schaf beladene gute Hirt, an der rechten eine Orans mit dem Namen der im Sarcophag beigesetzten Verstorbenen IVLIANE. Man sollte meinen, daß eine so authentische Interpretation der Orans Prof. K. an seiner Theorie der Orans-Ecclesia stutzig gemacht hätte. Keineswegs! Ihm ist „mit Garrucci wahrscheinlich, daß der Künstler auch hier den Pastor bonus mit der Ecclesia darstellen wollte und später erst der Eigenthümer des Sarges der Orans den Namen seiner Gattin beischrieb" (S. 241). Diese gratuite Annahme scheitert an der Thatsache, daß in der Arche des Noe, die sich unter den Reliefbildern des

1) Von diesem Fresco gibt Prof. K. nicht weniger als drei Auslegungen: S. 49 sieht er hier den „guten Hirten mit den zur Quelle der Wahrheit gerufenen Schafen", S. 103 „die Andeutung der Taufe"; S. 202 soll „die Vorstellung der Scheidung der Böcke von den Schafen . . . zu Grunde liegen". Vergl. meine Schrift ‚Die Malereien der Sakramentskapellen' S. 41 ff.

Sarcophages findet, statt eines Mannes eine verhüllte Frau abgebildet ist, — ein Beweis, daß der Sarcophag für eine Verstorbene, sei es auf Vorrath, sei es auf Bestellung für Juliane, gearbeitet wurde.

Die isolirte zwischen zwei Schafen stehende Orans gehört einem anderen Gedankenkreise an, denn sie ist ein den Gerichtsdarstellungen, welche eine Anspielung an die von den Böcken geschiedenen Schafe enthalten, losgelöster und selbständig gewordener Bestandtheil: sie bedeutet den unter die Auserwählten aufgenommenen Verstorbenen. Solcher Gerichtsdarstellungen sind uns zwei erhalten: die eine, im Ostrianum, wurde von Bosio-Garrucci ungenau publicirt, daher auch nicht richtig verstanden; von der anderen, die eine der großartigsten Deckencompositionen der coemeterialen Kunst bildet, gab de Rossi in seinem „Bullettino" eine unvollständige Beschreibung und eine unzutreffende Erklärung, welche bei Prof. K. (S. 202) solchen Anklang gefunden hat, daß er, obwohl über die Gemälde der Kammer nur halb unterrichtet, gegen meine Interpretation des Deckengemäldes Widerspruch erhob. Ich bin überzeugt, daß er diesen Widerspruch nach der Publikation der Fresken fallen lassen wird, wie er auch die Erklärung von zwei anderen Gerichtsbildern annehmen dürfte, von denen das eine ihm eine „zweifelhafte Annunciatio" (S. 188), das andere S. 166 die „Weihe eines Diakons", S. 202 „Christus als Lehrer" zu sein scheint.

Die Argumente, die Prof. K. beigebracht, um in gewissen an den Gräbern der Katakomben gemalten Oranten „das Sinnbild der Kirche" zu erweisen, haben sich also nicht bewährt. Er wird sich daher entschließen müssen, diese liebgewordene Meinung aufzugeben: sie ist irrig und trägt in die Bilder etwas hinein, was der Absicht ihrer Urheber gänzlich fern lag.

Die sonstigen Angaben von Prof K. über den guten Hirten bedürfen gleichfalls mancher Berichtigung. Bei der

etwas sonderbar beschriebenen Tracht begegnen wir den *Calliculae* als einer Verzierung der Tunica, denen in der ‚Realencyclopädie‘ ein eigener Artikel zugedacht ist. Gestützt auf zwei mißverstandene Stellen der Passio SS. Perpetuae et Felicitatis haben die Archäologen seit Ducange's Zeiten darunter fälschlich die runden Purpurverzierungen verstanden, die man auf den Achseln und vorn am unteren Saume der Tunica anzubringen pflegte. Dieser Brauch wurde nach Rom zu Anfang des 3. Jahrhunderts aus dem Orient importirt; Tertullian kennt ihn und bezeichnet ihn mit den Worten: *vestes purpura oculare.* Der gewöhnliche Ausdruck war *segmenta*, wogegen die rechteckigen Flecke, die besonders in der byzantinischen Hoftracht eine große Rolle spielten, *tabulae* genannt wurden. Der Ausdruck *Calliculae* bedeutet an beiden Stellen der *Passio* dasselbe, was *galliculae*, die der grichische Text mit *ὑποδήματα* (= Schuhe) übersetzt; er ist also aus der Terminologie der Kleiderverzierungen zu streichen und durch *segmenta* zu ersetzen. [1])

Dafür daß „die Stelle der Lämmer“ manchmal „Oranten einnehmen“, citirt Prof. K. (S. 103) als „Ausnahme“ ein Fresco bei „Aringhi R. s. I 581“. Hier liegt indeß eine arge Verstümmelung des Originals durch Toccafondo vor; die Malerei bietet außer den Oranten drei gute Hirten und die Heerde. Der Copist wählte aus der Composition nur einiges heraus und veränderte auch dieses mit gewohnter Willkür: der von ihm abgezeichnete gute Hirt ist auf dem Fresco eine unschöne gedrungene Zwerggestalt; er steht mit übergeschlagenen Beinen und stützt sich auf den Stab. Der Hügel und die Baumgallerie sind eine Zugabe Toccafondo's. Eine weitere „Ausnahme“ sieht Prof. K. in dem „Pastor auf dem in Tunesien gefundenen Weihwassergefäß,

1) Vergl. ‚Passio SS. Perpetuae et Felicitatis‘, ed. Pio Franchi de' Cavalieri p. 45 sq.

wo die Schafe ebenfalls fehlen, aber ein Gladiator mit dem Siegeskranze und einer Palme als Sinnbild des Paradieses erscheinen" (S. 103). Wir wundern uns, daß Prof. K. sich auf ein Monument beruft, auf welchem in buntem Durcheinander die Formen einer ganzen Werkstatt ausgekramt sind, und das, wie er selbst bemerkt, „neben den beliebtesten Typen christlicher Sculptur die Allen geläufigen Jagd- und Seestücke wiedergibt, welche wir auf profanen Gefäßen zu treffen pflegen, selbst eine Meernymphe und einen betrunkenen Silen" (S. 242). Wie kann man, fragen wir, auf einen solchen Mischmasch von heidnischen und christlichen Typen auch nur das geringste Gewicht legen?[1]) Und wenn man es über sich gewinnt, den Gladiator zu einem christlichen Symbol[2]) zu machen, warum versucht man das Gleiche nicht auch mit der Nymphe und dem Silen?[3]) Werden solche Monumente für die Symbolik verwerthet, so wird diese der Willkür preisgegeben und sinkt zur Tändelei herab. Zu dieser Art Symbolik gehört auch jene Auslegung, welche die den guten Hirten umgebenden Bäume als „Sinnbilder der *Ecclesia ex circumcisione* und der *Ecclesia ex gentibus*"

---

1) Vergl. auch den Artikel „Corona" in Kraus ‚Realencyclopädie' I, 335, wo der Verfasser (de Waal) nur die für seine symbolischen Ausführungen passenden Darstellungen des „bleiernen Schöpfgefässes" auswählte und die nicht zusagenden unberücksichtigt ließ.

2) Für diese Symbolik wird auch eine späte Malerei aus S. Sebastiano, auf der man fälschlich einen Gladiator erkannt hat, citirt (S. 101, 103 Anm. 2, wo die Malerei als Grabstein ausgegeben wird, und 127 f. und ‚Realencyclopädie' I, 606; II, 90). Ich sage fälschlich, denn das Fresco wurde ungenau copirt: die in Rede stehende Figur hat die rechte Hand nicht geballt, sondern trägt allem Anscheine nach einen Korb, scheint also einen Fischer vorzustellen.

3) Es wäre auch an der Zeit, das rohe Mosaik aus Cherchel welches die Venus Victrix, nicht „die hl. Perpetua" (S. 200, 425, Fig. 328) darstellt, aus der christlichen Archäologie zu verbannen.

auffaßt und die rothe Farbe der Schafe auf einem Goldglase als „eine Anspielung auf das Blut der Martyrer und die messianische Stelle Js. 63, 2—3“ nimmt (S. 103). Welche Symbolik muß da den grünen Schafen zukommen, welche auf einem Fresco in S. Ermete neben den rothen gemalt sind?

Wir wollen hier abbrechen. Ergänzungen und Berichtigungen ließen sich noch zu den Ausführungen über Elias, David mit der Schleuder, Lazarus, die Brodvermehrung, das Weinwunder von Kana, die Hämoroissa, die Samariterin, die Taufe u. s. f. hinzufügen: es zeigen sich da überall Lücken und Ungenauigkeiten. Wir glauben uns deßhalb keiner Uebertreibung schuldig gemacht zu haben, als wir behaupteten, daß Prof. K. im zweiten und dritten Buche seiner Kunstgeschichte eine „überraschende Unsicherheit hinsichtlich der Monumente“ zeigt. Diese Unsicherheit ist namentlich im dritten Buche eine so große, daß die davon betroffenen Theile einer gänzlichen Umarbeitung bedürfen. Es war demnach verfehlt, die einschlägigen Artikel der ‚Realencyclopädie‘ ohne weiteres in ein so wichtiges und im Uebrigen so vorzügliches Handbuch, wie die „Kunstgeschichte“ es ist, aufzunehmen; der Verfasser hat sich dadurch zwar seine Arbeit bedeutend erleichtert, die wissenschaftliche Forschung aber ging so gut wie leer aus: es war, kurz gesagt, nicht ein Fortschritt, sondern ein Rückschritt.

Ueber meinen Berichtigungen habe ich ganz die „guten Gründe“ aus den Augen verloren, welche Prof. K. hindern, die Ergebnisse meiner Forschungen „ungeprüft und als definitiv zu übernehmen“. Er schrieb diese Worte unter dem Eindrucke einer Besprechung, die er im „Repertorium für Kunstwissenschaft“ (XXI. Bd., 3. Heft) meinen schon mehrfach genannten Schriften ‚Die Malereien der Sakramentskapellen‘ und ‚Fractio panis‘ gewidmet hat. Die „guten Gründe“ muß er also vornehmlich aus der Lektüre dieser beiden Publikationen geschöpft haben. Sehen wir deßhalb

zu, was er an ihnen auszusetzen hat.[1]) Daß er den Ton meiner Schriften „trocken stechend" nennt, darf ich dabei als etwas Nebensächliches übergehen; daß darin „alle confessionellen Fragen mit Violenz angefaßt werden", weise ich als eine Verdächtigung, deren Tragweite Herr Prof. K. wohl nicht erwogen hat, zurück. Wenn ich mich einer Sache rühmen darf, so ist es die völlige Unparteilichkeit: Namen und Confession kommen bei meinen Forschungen gar nicht in Betracht; wie ich das Gute überall anerkenne, so bekämpfe ich auch überall den Irrthum.

Prof. K. findet an erster Stelle meine Datirung der Malereien der Sakramentskapellen nicht zutreffend. Er schreibt:

„Was die Entstehungszeit dieser Fresken anlangt, so hat man sie nach de Rossi's Vorgang durchweg in die Zeit des beginnenden III. Jahrhunderts gesetzt, wo nach Philos. IX 2 Callistus von Zephyrinus mit der Ueberwachung des Coemeteriums beauftragt wurde, indem man annahm, daß erst damals diese Grabstätte zu einem Gemeindecoemeterium erweitert und ausgebaut wurde. Demgegenüber sucht Wilpert den beiden Sakramentskapellen ein höheres Alter zu vindiciren, indem er sie um 180 ansetzt. Sein Hauptgrund dafür ist der Umstand, daß man in ihnen nirgend die seit dem III. Jahrhundert stereotyp wiederkehrenden Gewänder (Dalmatik und Tunica) mit langen Aermeln begegnet, sondern immer nur die Tunica in ihrer ursprünglichen Form, ohne Aermel oder mit kurzen Aermelansätzen. Dabei scheint mir übersehen zu werden, daß die Mehrzahl der hier dargestellten Personen, Wasser schöpfend, taufend, zu Schiffe fahrend u. s. f. in einer Situation erscheinen, welche den unbekleideten Arm vollkommen rechtfertigt".

Gegenüber diesen Worten ist manches zu erwidern: 1) Zunächst unterscheide ich, mit de Rossi, zwei ältere (A[2]

---

1) Die Bücherschau datirt vom 23. Januar l. Js. Daß ich erst heute auf sie antworte, kommt daher, weil ich Bücherbesprechungen, die von wissenschaftlichen Zeitschriften en bloc an **einen** Gelehrten vergeben sind, in der Regel nicht lese Dieses Mal machte ich jedoch eine Ausnahme, da Herr Prof. K. selbst die Güte hatte, mir seine Bücherschau kürzlich zuzusenden.

und A³) und drei jüngere Kapellen (A⁴, A⁵ und A⁶); jene habe ich um 180, diese zu Anfang des 3. Jahrhunderts angesetzt. 2) Dann muß ich Prof. K. ins Gedächtniß zurückrufen, daß er selbst auf S. 162 seiner Kunstgeschichte „das älteste Cubiculum wohl noch zu Ausgang des 2., das jüngste zu Beginn des 3. Jahrhunderts angelegt" sein läßt. Ebenso dachte auch de Rossi, mit dem Unterschiede, daß er, wie bemerkt, zwei ältere Kammern, A² und A³, kannte. 3) Der „Hauptgrund" der von mir angenommenen Datirung der beiden ältern Kapellen, die sich nebenbeigesagt nicht sehr von „Ausgang des 2. Jahrhunderts" entfernt, liegt nicht, wie Prof. K. sagt, in der Gewandung, sondern ist das durch die topographischen Untersuchungen von de Rossi's Bruder, Michele Stefano, festgestellte Resultat, demzufolge die Kammern A² und A³ aus der Zeit der ersten Anlage, d. i. um 170—180, stammen. 4) Wenn de Rossi von der durch die architektonische Analyse seines Bruders gewonnenen Datirung abgewichen ist, so that er es aus „historischen und artistischen Gründen", die ich als nicht stichhaltig nachgewiesen habe. 5) Ein „positives Criterium" für die Richtigkeit meiner Datirung sah und sehe ich in der Gewandung der in den Malereien der fünf Kammern auftretenden Figuren. Prof. K. scheint keine richtige Vorstellung von der Wichtigkeit dieses Criteriums zu besitzen, sonst wäre seine letzte Bemerkung wohl unterblieben. Wie kommt es denn, fragen wir ihn, daß die „Wasser schöpfenden" und „taufenden Personen" seit dem 3. Jahrhundert die Tunica mit langen Aermeln, und nicht, wie in A² und A³, die Tunica der urspünglichen Form tragen? Wie kommt es ferner, daß die Dalmatik nie vor dem 3. Jahrhundert anzutreffen ist?

Meine Erklärung des Bildes mit der Verurtheilung der Alten und der Freisprechung Susanna's durch Daniel, welches bisher bei den meisten Archäologen als „Richtscene" oder „Verhör zweier Martyrer durch einen Richter" gegolten hat, weist Prof K. zurück.

„Wie dieser Vorgang von den altchristlichen Bildern dargestellt wurde, zeigt uns der Sarcophag von Arles bei Le Blant Taf. VIII: der Unterschied ist sehr bedeutend, und Wilpert's Deutung scheint mir von vorneherein daran zu scheitern, daß hier vor dem Richter eine Gruppe von zwei Personen steht, während eine dritte Person sich abwendet und fortgeht. Wäre Daniel mit Susanna und den Seniores gemeint, so müßten die beiden letzteren zu einer Gruppe vereinigt sein: die Seniores gehen auch nicht fort, sondern sind Gefangene".

Man sieht es, daß Prof. K. hier eine verlorene Sache zu retten sucht.[1]) Was soll denn die Berufung auf den gallischen Sarcophag bei einem viel älteren Katakombengemälde, dessen Sujet in der coemeterialen Malerei und der Sarcophagsculptur so gut wie ein Unicum geblieben ist? Ich sehe dann auch nicht ein, warum in der Verurtheilungsscene beide Alten zu einer Gruppe vereinigt sein müssen, wo doch die Schrift ausdrücklich hervorhebt, daß beide getrennt verhört und verurtheilt wurden. Unser Künstler hat sich an die Bibel gehalten: einer der Seniores ist bereits verurtheilt und geht traurig fort; der andere steht neben Susanna vor dem richtenden Daniel, der dem biblischen Bericht gemäß als Knabe geschildert ist. Warum konnte Prof K. ferner übersehen, daß hier vor dem Richter ein Mann und eine mit der langen, bis zu den Füßen reichenden Dalmatik bekleidete Frau stehen, und daß der Richter sowohl wie die beiden männlichen Figuren die den biblischen Gestalten gebührende Tracht, d. i. Tunica und Pallium haben? Die letzte Behauptung Prof. K.'s ist, so kategorisch sie ausgesprochen wird, unrichtig. Ein Veteran der christlichen Archäologie sollte doch wissen, daß Gefangene stets unter Soldatenbegleitung vorgeführt

1) Die folgende Erwiderung gilt auch für Mgr. Dr. A. de Waal, der in seiner ‚R Q.' (1898 S. 91—93) eine Besprechung meiner Schrift publicirt hat.

werden. Wir sehen dieses, um ein Beispiel zu erwähnen, an Christus in den Richtscenen des Pilatus. Die Einwände gegen meine Auslegung des Bildes als einer Susannascene sind demnach als unbegründet zurückzuweisen. Sie kamen mir übrigens nicht unerwartet; handelt es sich doch um eine Darstellung, die bisher ein Prunkstück in der altchristlichen Kunst war. Ich selbst muß gestehen, daß das Ergebniß meiner Untersuchung mich anfänglich nicht sehr erfreute, weil es dem Bilde viel von seinem Charme genommen hat. Es ist aber nicht die Aufgabe des Archäologen, liebgewordene Traditionen um jeden Preis zu retten zu suchen.

„Unglücklich findet" Prof. K. auch „die Andeutung (sic!) der Brunnenscene, die" ich „auf die Samariterin beziehe". „Es kommen ja", meint er, „auch einige Darstellungen, welche den Erlöser neben der Frau nicht stehend, sondern sitzend zeigen, vor; aber man sieht da Christus neben dem Brunnen sitzend und nicht wie hier aus einem Volumen lesend. Zudem wird man in der Person am Brunnen kaum eine Frau erblicken können".

Auf alle diese Einwürfe habe ich bereits in meiner Schrift S. 10 geantwortet. Dort sind auch, in der Anmerkung, drei Archäologen citirt, welche in der Frau neben dem Brunnen die Samariterin erkennen; Prof. K. mag weiter fortfahren, eine mit der Weibertunica bekleidete Figur für einen Mann zu halten: sein Versehen wird sich passend an die übrigen reihen.

„So ließen sich", schließt Prof. K., „noch manche Beispiele beibringen, wo Hr. Wilpert einer Hypothese eine andere entgegensetzt, manchmal mit, manchmal ohne Glück. Daß man seine Rectifikationen einfach hinzunehmen verpflichtet sei, ist etwas zuviel verlangt".

Wir sind weit entfernt, in diesen Worten eine Verlegenheitsphrase zu erblicken, halten uns aber auch nicht für verpflichtet, zu glauben, daß die Bedenken und Einwürfe, welche sich Prof. K. in petto reservirt hat, ernsteren Charakters als die von ihm vorgebrachten seien. Auf jeden

Fall dürfen wir ihm die Bitte vortragen, daß er bei nächster Gelegenheit jene „Beispiele der unglücklichen Hypothesen" namhaft mache.

An zweiter Stelle bespricht Prof. K. kurz meine Publication der „Fractio panis", deren Entdeckung de Rossi ausdrücklich als die „Krone der Ausgrabungen" bezeichnet hat. Prof. K. ist, wie wir gleich sehen werden, anderer Ansicht. Nach einigen Worten der Anerkennung sagt er, daß ich „(S. 65 f.) dem Leser durchaus kein klares Bild der gesammten Decoration der Cappella greca gewähre". Aber hat er denn nicht S. 1—8 und S. 17—32 gelesen? Dort, nicht „(S. 65 f.)", werden sämmtliche Malereien der Kapelle nach ihrer künstlerischen wie technischen Seite besprochen und schließlich die Zeit, der sie angehören, bestimmt.

„Die Beweisführung", so Prof. K., „daß das Wichtigste der von Wilpert 1894 unter großen Schwierigkeiten aufgedeckten Gemälde den liturgischen Act des Brodbrechens darstelle, gipfelt darin, daß (S. 16) das christliche Alterthum nur ein Brodbrechen, und zwar das liturgisch-eucharistische, gekannt habe . . . Dabei wird ohne Weiteres unterstellt, daß von einem gewöhnlichen Mahle, sei es einem Familienmahle, sei es einer Agape, überhaupt nicht die Rede sein könne. Wer aber vorurtheilsfrei und ohne Voreingenommenheit das Fresco, wie es uns Hr Wilpert in seiner prächtigen Taf. VIII —XIV in einer über alles Lob erhabenen Reproduction vorführt, prüft, wird sich der sofortigen Wahrnehmung nicht verschließen können, daß die an dem Tisch hier vereinigten Gäste in wesentlich zwei Gruppen zerfallen" u. s. w.

Vor zwei Jahren schrieb Prof. K. in einer günstigen Besprechung der Fractio panis folgendes:

„Die Annahme des glücklichen Entdeckers dieses Frescos ist nicht ohne Widerspruch geblieben. Wer indessen seine Beweisführung prüft, wird sich kaum der Zustimmung zu derselben entziehen können". [1])

---

1) Vgl. seinen Aufsatz „Zur Katakombenforschung", in der „Allgem. Zeitung" 1896, Beilage zu Nr. 76.

Die vorhin angeführten wie auch die folgenden Worte, die wir dem Leser ersparen wollen, machen dagegen den Eindruck, als hätte Prof. K. nur die Taf. XIII—XIV betrachtet und nicht meine Erklärung derselben gelesen. Ich bedauere es in seinem Interesse um so mehr, als er das Originalgemälde nicht gesehen hat. Aus Gründen, die ich hier nicht auseinanderzusetzen brauche, mußte ich auf eine farbige Reproduktion des Frescos verzichten und mich mit einer Tafel begnügen, welche ohne jegliches Zuthun von meiner Seite, lediglich auf mechanischem Wege, hergestellt wurde. Dieselbe fiel im Verhältniß zu dem vorzüglich erhaltenen Original undeutlich aus, da der Grund roth untermalt ist. Deßhalb wundern wir uns gar nicht, wenn Nicht-Archäologen das Geschlecht der einen oder der andern von den zum Mahle gelagerten Figuren verwechseln. Daß es Prof. K. that, hat uns allerdings etwas überrascht; darüber, wie über die materielle Anordnung und den künstlerischen Werth der Composition findet sich in meinem Buche (S. 5, 8 f., 30 f.) die nothwendige Belehrung. Die erwähnte Tafel hat außerdem noch den Nachtheil, daß auf ihr wegen der Breite der Malerei die sieben mit Brod gefüllten Körbe nicht aufgenommen werden konnten. Prof. K. scheint es daher übersehen zu haben, daß der Fractio panis das Wunder der Brod- und Fischvermehrung zu Grunde liegt. Und doch ist derade dieses die Eucharistie vorbildende Wunder das Hauptmotiv, welches die Composition als eine eucharistische bestimmt und den Gedanken an ein „Familienmahl“ ausschließt. Ein solches Uebersehen hatte für ihn freilich den Vortheil, daß er ein „gesichertes Resultat“ als eine „wenig wahrscheinliche Hypothese“ ausgeben konnte. Wie will er aber sein Vorgehen mit dem wissenschaftlichen Ernst vereinbaren?

In einer jungen Disciplin wie der christlichen Archäologie, in welcher neue Funde und neue Studien bestehende

Ansichten modificiren oder umstoßen können, sind Täuschungen und Irrthümer eine fast unausbleibliche Nothwendigkeit. Es liegt mir durchaus fern, mich von dieser Nothwendigkeit ausnehmen zu wollen. Ich verlange daher von niemand, die Ergebnisse meiner Arbeiten „ohne weiteres zu übernehmen", lasse es aber auch nicht zu, daß meine Schriften so behandelt werden, wie Herr Prof. Kraus es in seiner letzten Bücherschau gethan hat.

Civitavecchia im August 1898. Joseph Wilpert.

XLIII.

Eine bayerische Geschichtsfabel.

Riezler sucht in seiner Geschichte Bayerns II, 113 die Tödtung der Herzogin Maria von Bayern durch ihren Gemahl Ludwig den Strengen dadurch, daß er diesen an ererbtem Jähzorne leiden läßt, erklärlich und entschuldbar zu machen. Er sagt da: „Keine That der Strenge scheint hier vorzuliegen, sondern der Uebereilung, des Jähzorns, ein Ausbruch atavistischer Barbarei. Man mag ihn zusammenhalten mit der ‚plötzlichen Aufwallung', in welcher Ludwig nach dem Ausdrucke des Abtes Hermann das Jahr darauf einen Thurm voll böhmischer Feinde niederbrennen läßt, und mag sich erinnern, daß blinder Jähzorn schon durch den Mörder König Philipps, auch durch den Pfalzgrafen Otto VI. als wittelsbachische Familieneigenschaft erwiesen ist". Diese Motivirung der That Ludwigs des Strengen habe ich 1880 bei Besprechung des zweiten Bandes der Geschichte Riezler's im Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft III, 449 übernommen, indem ich da schrieb, daß der Herzog dieselbe, am Erbübel seines Hauses, am Jäh-

zorne leidend, vollbracht habe. Heute kann ich nach wiederholter Prüfung der Sachlage Riezler nicht mehr zustimmen. Auf diese Weise ist die That Ludwigs des Strengen nicht zu motiviren, sie ist nicht ein Ausbruch atavistischer Barbarei, denn der Jähzorn war nicht Familieneigenschaft der Wittelsbacher, die vor diesem Herzoge gelebt haben.

Riezlers Annahme hat zur Voraussetzung, daß moralische, seelische Eigenschaften in ein und derselben Familie von einem Geschlechte auf das andere vererbt werden. In der That wird dies vielfach ohne alle Prüfung wie ein über alle Zweifel erhabenes Axiom angenommen, eine Thatsache, die sicherlich mit der in unserer Zeit so verbreiteten materialistischen Weltanschauung aufs engste zusammenhängt. Trotzdem ist diese Annahme unhaltbar, denn es gebricht an unanfechtbaren Beispielen einer solchen Vererbung von moralischen Familieneigenschaften. Wenn es aber keine solche gibt, dann kann selbstredend auch der Jähzorn die Wittelsbacher vor Ludwig dem Strengen nicht erblich belastet haben, nicht eine charakteristische Familieneigenschaft derselben gewesen sein.

Doch angenommen, wenn gleich nicht zugestanden, daß es eine langdauernde Vererbung moralischer Familieneigenschaften gebe, dann haben wir in unserem Falle immer noch zu prüfen, ob in Wirklichkeit der Jähzorn bei den Wittelsbachern vor der Mitte des 13. Jahrhunderts als bleibendes Charakteristikum sich nachweisen läßt. Einen solchen Nachweis zu führen ist eine schwere Aufgabe. Sie kann nicht dadurch gelöst werden, daß man einige Thaten einzelner von einander noch dazu durch unbelastete Glieder getrennter Familienangehörigen, die ihren Ursprung im Jähzorn haben mögen, zusammenstellt. Denn damit kann man den Jähzorn nicht einmal als bleibende charakteristische Eigenschaft der Vollbringer dieser Thaten, geschweige denn als erbliches Merkmal des ganzen Geschlechtes feststellen. Um dies zu beweisen, gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder muß man unwiderleglich zeigen, daß mehrere vorludwigische Generationen

des Hauses nicht etwa nur einmal oder zweimal, sondern wiederholt, sozusagen gewohnheitsmäßig Thaten vollbracht haben, welche man gar nicht anders, denn als Erzeugnisse dauernd belastenden Jähzorns erklären kann, oder man hat nachzuweisen, daß die zeitgenössischen gutunterrichteten Quellen ausdrücklich den Jähzorn als herrschende Eigenschaft mehrerer frühmittelalterlicher aufeinander folgender Geschlechter des Hauses Wittelsbach betonen.

Keiner dieser beiden Beweise ist zu erbringen. Einmal läßt sich nicht im geringsten nachweisen, daß auch nur die Mehrzahl der Wittelsbacher des 12. und 13. Jahrhunderts in auffallender Weise Zornesthaten vollbracht haben. Ebensowenig reden deren Zeitgenossen von einer Vererbung des Jähzorns in diesem Hause oder auch nur davon, daß einzelne Glieder desselben hochgradig, in einem allgemein auffallenden Maße von demselben befallen gewesen seien.

Riezler vermag seine Behauptung, daß „blinder Jähzorn wittelsbachische Familieneigenschaft" gewesen sei, denn auch lediglich auf einzelne Handlungen zweier oder etwa dreier vorludwigischer Familienglieder zu stützen; von allen andern Wittelsbachern des 11. bis 13. Jahrhunderts kann er keine Thaten, die auf bleibenden Jähzorn schließen lassen, namhaft machen. Sein Beweismaterial ist somit schon an sich viel zu ungenügend, um die Richtigkeit einer so weitgehenden, so allgemeinen Behauptung darzuthun. Dazu kommt noch, daß die Thaten der Pfalzgrafen Otto VI. und Otto VIII., aus denen Riezler auf den Jähzorn als wittelsbachische Familieneigenschaft schließen will, nicht einmal beweisen, daß diese Leidenschaft diese beiden Fürsten in auffälliger Weise belastet habe.

Zum Beweise dafür, daß Pfalzgraf Otto VIII. jähzornig gewesen sei, beruft sich Riezler auf die Ermordung der deutschen Königs Philipp durch denselben; er hält diese That also für ein Erzeugniß des Jähzorns. Unter den vielen Zeitgenossen, welche über diesen Mord berichten, be-

findet sich in der That einer, der behauptet, der Pfalzgraf habe den König im Affekte getödtet. Dieser eine Zeuge, Richer von Sens, läßt denselben animo furibundus handeln,[1]) aber damit ist für die zur Frage stehende Behauptung nichts erwiesen, denn Richer bezeichnet mit diesem Ausdrucke den Pfalzgrafen keineswegs klar und bestimmt als vom Jähzorn beherrscht. Animo furibundus kann das bedeuten, muß es aber nicht; ebensogut kann Richer damit sagen wollen, der Königsmörder sei ein überaus leidenschaftlicher Mann gewesen. In diesem Falle fände er eine Stütze an der allerdings stark übertreibenden, rhetorisirenden Chronik von Reinhardsbrunn, welche den Pfalzgrafen vir inconsultus nennt und ihm sogar „bestialis ferocitas" vorwirft.[2])

Doch dem sei, wie ihm wolle. Die Angabe des Ausländers Richer steht im Widerspruche zu den einheimischen, zeitgenössischen Berichten über die Ermordung des Königs Philipp. Pfalzgraf Otto hat nämlich nach diesen Berichten seine That nicht infolge eines spontanen Zornesausbruchs vollbracht, sondern dolose (Ann. Marbac., Notae s. Emerami u. a.), fraudulenter (Ann. Elwac.), sub signo pacis (Ann. Zwifalt.), ficta pace (Conrad. Fabar.), per conspirationem (Ann. Altah.), diabolica lascivia (Ann. s. Petri Erford.), crudeliter (Chron. Rhinhardsbrunn. u. a.), dissimulata ira, quasi iocundans et congratulans (Arnold. Lubec.).[3]) Von Jähzorn ist da keine Rede, im Gegentheile, Ausdrücke wie ficta pace, per conspirationem und namentlich dissimulata ira bezeugen, daß die einheimischen Zeitgenossen die That nicht als Folge einer plötzlichen Gemüthsaufwallung, sondern als Folge verbrecherischer Absicht aufgefaßt haben.[4])

---

1) Mon. Germ. Script. 25, 292.

2) Mon. Germ. Script. 30, 574.

3) Mon. Germ. Script. 10, 19, 58; 16, 661; 17, 131, 386, 526, 573; 22, 246, 26, 272; 30, 4, 380, 574; Mittheil. des St. Galler Vereins für vaterländ. Geschichte 17, 153.

4) Die Reinhardsbrunner Chronik nennt denselben allerdings einmal atrocioris irae facibus inardescens (Mon. Germ. 30, 575); aber

Denselben galt der Pfalzgraf als Tyrann und grausam.[1]) Grausamkeit und Jähzorn sind aber durchaus nicht ein und dasselbe; der Jähzornige handelt in plötzlicher Aufwallung ohne Ueberlegung, ja nicht selten seiner momentan nicht mächtig; der Grausame dagegen handelt überlegt, aus Lust an den Qualen seines Opfers. Das Leben des Pfalzgrafen Otto VIII. bietet somit nichts, aus dem man zu schließen berechtigt wäre, daß er mit Jähzorn, geschweige denn mit erblichem, belastet gewesen sei. Auf ihn darf und kann man sich nicht berufen, wenn man behauptet, der Jähzorn sei eine wittelsbachische Familieneigenschaft vor Ludwig dem Strengen gewesen.

Nicht anders steht es mit dem Pfalzgrafen Otto VI. Hätten seine Zeitgenossen den Jähzorn als charakteristische Eigenschaft dieses Fürsten gekannt, dann würden sie gewiß davon auch etwas sagen. Das aber thun sie nicht, obwohl sie über ihn, den großen Staatsmann und Krieger, so oft berichten. Das ist ein beredtes Schweigen. Die Quellen sind voll des Lobes über Otto's Thaten, mit Recht preist Riezler an ihrer Hand als bleibende Eigenschaften desselben scharfen Verstand, strenge Pflichttreue, mit der er von jedem Mißbrauche der Gewalt sich fern hielt, unermüdliche Thätigkeit, Klugheit und Geistesgegenwart.[2]) Mit solchen Eigenschaften ist bleibender Jähzorn unverträglich; wer mit ihnen geschmückt ist, leidet nicht an gewohnheitsmäßigen Gemüths-

---

dieser phrasenhafte Ausdruck einer Quelle, die den Pfalzgrafen nicht schlimm genug machen kann, bezieht sich nicht auf den Königsmord, den auch diese Chronik als beabsichtigt darstellt, sondern er wird gebraucht, um Otto's Aerger darüber, daß ihm anfangs der Zutritt zum Könige verwehrt und damit sein Vorhaben vereitelt wurde, drastisch zur Darstellung zu bringen.

1) S. darüber die eingehende Darstellung bei Winkelmann, Ed., König Philipp von Schwaben I, 536—38. Auch Winkelmann weiß nichts von einer jähzornigen Anlage des Pfalzgrafen, ihm gilt er auf Grund der Quellenaussagen als „wilder Charakter".

2) Geschichte Baierns I, 674; Allgemeine Deutsche Biographie 21, 643.

aufwallungen. Dennoch behauptet Riezler dieses,[1]) er stützt sich dabei jedoch nur auf zwei Thaten, die er ohne Bedenken diesem Fürsten zueignet.

Die eine dieser Thaten ist die bekannte Bedrohung des päpstlichen Legaten mit dem Schwerte durch Otto, die nur durch persönliches Eingreifen des Kaisers nicht znm schlimmsten Ende geführt habe, auf dem Tag zu Besançon im September 1157.

Unzweifelhaft ist es, daß die deutschen Fürsten, die auf diesem Tage anwesend waren, über die eigenartige Auffassung des Verhältnisses zwischen Kaiserthum und Papstthum von Seiten des Legaten erzürnten und daß sie, an ihrer Spitze der Erzbischof Reinald von Köln und Pfalzgraf Otto VI., ihrer Gemüthsstimmung unzweideutigen Ausdruck verliehen. Davon aber, daß hiebei der Pfalzgraf den Legaten habe tödten wollen, weiß die eine gleichzeitige Quelle, die Ann. Colon. Maximi, die ohne Zweifel auf Mittheilungen des betheiligten Erzbischofs Reinald selbst oder seiner Begleiter gen Besançon zurückgeht, nichts. Nach ihr[2]) haben vielmehr die auf dem Tage in dieser Stadt anwesenden deutschen Fürsten insgesammt gegen den Legaten die Schwerter gezückt. Dieser That beschuldigt den Pfalzgrafen allein der Freisinger Chronist Rahewin, aber mit dem vorsichtigen Zusatze „ut dicebatur“.[3]) Erst einige Jahrzehnte nach diesem Zeitgenossen behauptet Abt Otto von St. Blasien[4]) ohne diesen Zusatz, daß der Pfalzgraf eine solche That verübt habe; seinem Zeugnisse ist aber kein Gewicht beizulegen, denn, abgesehen davon, daß Otto es der Angabe Rahewins nachgebildet zu haben scheint, wird es durch den Papst Adrian widergelegt.

Alsbald nach der Beleidigung seines Legaten in Besançon

1) Allgemeine Deutsche Biographie 19, 502; 21, 644.

2) Mon. Germ. Script. 17, 766.

3) A. a. O. 20, 422.

4) A. a. O. 20, 307.

erhob derselbe nämlich Klage bei dem Kaiser gegen den Kölner Erzbischof und den Pfalzgrafen Otto, die also sicherlich ihm als Führer der deutschen Fürsten zu Besançon und die ärgsten Beleidiger seiner Gesandten bezeichnet worden waren. In seinem Briefe beschuldigt er dieselben aber nur, gegen die Legaten „magnae blasphemiae“ ausgestoßen zu haben;[1]) von einem Angriffe auf das Leben der Legaten durch den Pfalzgrafen sagt er nichts. Ist es denkbar, daß der Papst diese ungleich schlimmere That in seiner Klage verschwiegen und sich mit der Beschwerde über Verbalinjurien begnügt hätte, wenn das Leben seines Legaten in Besançon ernstlich bedroht gewesen wäre? Nein, dieses Schweigen beweist, daß der Papst von einer Gefährdung seiner Gesandten in Besançon überhaupt nichts erfahren hat, daß mit andern Worten eine solche, mögen auch deutsche Fürsten und an ihrer Spitze Otto VI. in ihrer Aufregung ihr Schwert gezogen haben, in Wahrheit gar nicht stattgehabt hat.

Immerhin ist die Beschimpfung des Legaten durch Otto VI. eine That zorniger Aufwallung gewesen, das ist nicht zu läugnen, aber für uns kommt es nicht darauf an, sondern darauf, ob diese That als zwingendes Zeugniß für bleibende Belastung Otto's mit Jähzorn aufgefaßt werden muß. Das möchte ich verneinen. Nicht nur der Pfalzgraf, sondern auch die übrigen deutschen Fürsten sind, wie wir eben vernommen haben, in Besançon in Zorn gerathen, es wird aber niemand behaupten wollen, daß dadurch der Jähzorn als charakteristische Eigenschaft der betheiligten deutschen Fürsten erwiesen ist. Um diesen Zornausspruch zu verstehen, haben wir uns lediglich daran zu erinnern, daß es Dinge gibt, welche selbst das Blut der Sanften in Wallung bringen können. So ein Fall liegt in Besançon vor; der Pfalzgraf wurde da durch die Rede des Legaten in seinem Patriotismus mit den übrigen Fürsten auf's tiefste verletzt

1) Mon. Germ. Script. 20, 426.

und verlor darüber für den Augenblick seine sonstige Geistesgegenwart und Klugheit Die Scene von Besançon erweist deßhalb den Jähzorn nicht als beherrschende Seeleneigenschaft des Pfalzgrafen Otto.

Die zweite That, aus der Riezler dies folgern zu müssen glaubt, hat sich 1150 ereignet.[1]) In diesem Jahre hat Otto, der Sohn des Pfalzgrafen Otto, den Bischof von Freising, während er Messe las, in der Kirche mit Schmähreden beleidigt. Riezler zweifelt nicht, daß dieser O. Pfalzgraf Otto VI. sei, obwohl letzterer noch einen Bruder gleichen Namens (bekannt als Pfalzgraf Otto VII.) hatte und jene Angabe Otto VI. nicht bestimmt bezeichnet. Ich halte es in der That für wahrscheinlicher, daß der Schmäher des Bischofs von Freising dieser jüngere Otto gewesen ist. Wenige Jahre nach diesem Auftritte hat nämlich Pfalzgraf Otto VI. in der Veroneser Klause bekanntlich seltene Kaltblütigkeit bewiesen; es ist deßhalb nicht wohl anzunehmen, daß er an heiligem Orte während heiliger Handlung eine solche That sich zu Schulden habe kommen lassen.

Mag indessen Otto VI. oder Otto VII. der Thäter von 1150 gewesen sein, so ist nicht bewiesen, daß die That aus Jähzorn geboren ist. Wir kennen dieselbe nur aus zwei Schreiben des Papstes,[2]) als deren Quelle mit Sicherheit die Klage des beleidigten Bischofs bei dem Apostolischen Stuhle zu bezeichnen ist. Wir kennen somit nur die Angabe der einen Partei, nicht auch die des Widerparts. Wir wissen deßhalb nicht, was den Sohn des Pfalzgrafen zu einem so sonderbaren Benehmen in der Kirche veranlaßt hat, was von Seiten des Bischofs oder seiner Anhänger demselben vorausgegangen ist. Wir sind somit nur einseitig unterrichtet und bleiben über die Motive dieses Benehmens im Un-

1) Wittmann, Pfalzgrafen von Bayern 207, Anm. 396; Wattenbach im Archiv für österreichische Geschichte 14, 59.

2) Pez, Thesaur. anecdot. VI, 1, 393; Meichelbeck, Hist. Frising. I, 370.

gewissen. Der Beleidiger des Bischofs kann in einem Anfalle von Jähzorn gehandelt haben, er kann aber auch aus jugendlichem Uebermuthe zu seiner That gelangt sein. Hier müssen wir sagen: Non liquet, und darum ist diese That nicht im Stande, über den seelischen Zustand ihres Vollbringers Zeugniß abzulegen.

Somit ist nur eine einzige Zornesthat Ottos VI. mit Sicherheit nachweisbar, die in Besançon. Es ist also durchaus nicht erwiesen, daß der Jähzorn ihn in auffallender Weise belastet hat. Sein Verhalten in den letzten dreißig Jahren seines Lebens spricht entschieden gegen eine derartige Behauptung, denn in denselben erscheint Otto nie als ein Knecht der Leidenschaften. Es ist ungerechtfertigt, aus dieser einen That zu schließen, Otto's Wesen sei so zorniger Art gewesen, daß er diese Eigenschaft sogar auf seinen Urenkel Ludwig den Strengen vererbt habe Das wäre eine ungeheuerliche Behauptung, denn davon, daß die Zwischenglieder, Ottos Sohn und Enkel, besonders zornmüthig gewesen seien, ist nichts bekannt; diese Leidenschaft hätte sich also mit Ueberspringung zweier Generationen von der ersten auf die vierte verpflanzt.

Riezler selbst scheint sich später dem Gewicht dieses Bedenkens nicht entzogen zu haben, denn in der Allgemeinen Deutschen Biographie (19, 498) sagt er nur noch, Herzog Ludwig der Strenge sei, wie sein Urgroßvater Otto ein jähzorniger Charakter gewesen, bringt aber diesen angeblichen Charakter der beiden Fürsten nicht mehr in ursächlichen Zusammenhang.

Es fehlt also an allen Zeugnissen dafür, daß blinder Jähzorn eine Familieneigenschaft des Hauses Wittelsbach vor Ludwig dem Strengen gewesen sei. Diese Behauptung steht in der Luft, sie ist unbewiesen und unbeweisbar.

München. Baumann.



XLIV.

Zeitläufe.

England in Chartum-Omdurman.[1])

Den 24. September 1898.

In dem verhetzten, zerrütteten, gerade jetzt noch von dem anarchistischen Schrecken beunruhigten alten Europa ist doch im Anfange des Monats eine erfreuliche Botschaft über das Mittelmeer eingetroffen: der zerschmetternde Sieg der Engländer über die tyrannische Barbarei des Mahdismus bei Omdurman. Die Thatsache ist von unberechenbarer Bedeutung, denn es handelt sich um die Rückeroberung des gesammten Sudan für die christliche Civilisation. Vierzehn Jahre lang war England-Aegypten zurückgedrängt auf die oberägyptische Grenze bei Wadi-Halfa, und nichteinmal hier war die Provinz vor den Ueberfällen der sogenannten Derwische des Mahdi-Chalifa sicher. Noch vor neun Jahren schrieb der einst vielgenannte englische Kundschafter in Aegypten Samuel Baker: „Der Sklavenhandel wird blühen vom Aequator bis Chartum; England kann sein Gesicht in schmerzlicher Verzweiflung verhüllen, das Resultat seiner unheilvollen Politik des Aufgebens des Sudan".[2])

---

1) „Histor.-polit. Blätter". 1896. Band 117. S. 766 f.: „Rückblicke auf den Streit um Aegypten".

2) Aus den „Times" in der Berliner „Germania" vom 12. November 1889.

Chartum, das jetzt in Trümmern liegt, war seit den siebenziger Jahren im Aufblühen als bedeutende Handelsstadt. Unter andern hatte es auch einen österreichischen Consul. Schon seit 1846 wirkte daselbst eine Mission des österreichischen Marien-Vereins, welche unter P. Knoblecher aus Tyrol Erfolge hoffen ließ. Als die aus dem Sudan nach dem Norden vordringenden Schaaren des Mahdi immer näher rückten, berief die englische Regierung den durch seine Thätigkeit in China bekannten General Gordon zum Generalgouverneur des Sudan und der Aequatorialprovinzen mit dem Sitz in Chartum. Aber bereits am 26. Januar 1885 wurde die Festung erstürmt und Gordon meuchlerisch erstochen. Bald nachher starb auch der eigentliche „gottgesandte Mahdi", und sein Nachfolger Chalifa Abdullahi nahm den Plan, ganz Aegypten zu erobern, wieder auf. Wie General Gordon die Lage beurtheilt hatte, ergiebt sich aus seiner Proklamation an die Aufständigen vom Februar 1884, wegen Aufhebung des Verbots des Sklavenhandels, und aus den daran anknüpfenden Verhandlungen im englischen Parlament:

„Nachdem England beschlossen, den Sudan aufzugeben, begnügte General Gordon sich mit der Räthlichkeit, den Einwohnern desselben Selbstregierung zu gestatten. Dieses Zugeständniß involvirte eine Fortdauer des Sklavenhandels, und jedwede Entrüstung darüber ist demnach jetzt unzeitig. General Gordon proclamirt nur offen, was, wie Jedermann weiß, die unvermeidliche Folge unserer Politik ist. Wenn der General durch irgendein Opfer die Sklaverei abschaffen könnte, würde er dieß sicherlich thun. Allein da er einsieht, daß er in diesem Punkte ohnmächtig ist, und daß die Sklaverei fortdauern muß, und wahrscheinlich mit weniger Drangsalen für deren Opfer, wenn sie uneingeschränkt bleibt, ist er intelligent genug, die Nothwendigkeit als ein Zugeständniß erscheinen zu lassen, wodurch er die Hauptursache der Erfolge des Madhi schwächt und seinen zweiten Zweck, die Pacification des Sudans, sichern hilft".[1])

---

1) Aus Kairo in den „Times" s. Augsburger „Allg. Zeitung" vom 22. Februar 1884.

England ließ lange Zeit vergehen, ehe es offen von seinem Verzicht auf den Sudan zurücktrat. Noch im Jahre 1889 fiel den Mahdisten auch Wadelai, der wichtigste Punkt der Aequatorial-Provinz, nach dem Abzug Emin Pascha's in die Hände, und gleichzeitig fingen sie Krieg mit den Abessiniern an, in dem der Negus Johannes im Kampfe fiel. Für England waren die nicht entsprechend gerüsteten Expeditionen Hick's Pascha's und Baker Pascha's von Suakim aus mit ihren Mißerfolgen (1883 und 1884) eine Warnung. Da kam das Jahr 1896. Schon seit dem Vorjahre war bemerkt worden, daß die hervorragendsten Führer der Eingebornen mit der arabischen Herrschaft unzufrieden seien. „Freilich spielt bei den Mahdisten der Fanatismus eine Rolle; da aber der Fanatismus jetzt erkaltet ist, so könnten die Sudanesen zweifellos leicht gewonnen werden".[1]) Für England aber war es bisher die Hauptaufgabe gewesen, erst die Eisenbahnverbindung längs des Nils in der Richtung auf Dongola herzustellen. Ueber das große Unternehmen berichtete Slatin Pascha, welchem es vor Jahren gelungen war, als österreichischer Gefangener aus dem Kerker des Mahdi in Chartum zu entfliehen, und der nun in ägyptischen Diensten stand:

„Die im Monat März dieses Jahres gegen Dongola gesendete Expedition verfolgte den Zweck, die Mahdisten, welche in letzter Zeit wiederholt Einfälle in ägyptisches Gebiet (zwischen Wadi-Halfa und Korosko) unternommen und hiebei nicht nur Männer, sondern auch Weiber und Kinder gemordet hatten, zu züchtigen und diese Provinz, welche im Jahre 1885 aufgegeben worden war, wieder mit Aegypten zu vereinigen. Der Zeitpunkt zum Beginne derselben wurde durch die Lage der Italiener in Abyssinien, welche von den Derwischen in Kassala bedrängt waren, bestimmt, da mit Gewißheit vorauszusehen war, daß es dem Chalifen durch das Vorrücken der ägyptischen Armee

---

1) Der belgische Commandant im Sudan, Baron Dhanis, s. Berliner „Germania" vom 6. August 1895.

gegen Dongola unmöglich gemacht würde, neue Verstärkungen gegen Osten zu senden".

„Die Expedition hatte mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Bei einer Temperatur von 118 bis 128 Grad Fahrenheit im Schatten eine Eisenbahn auf denkbar schlechtestem Terrain über Sand und Felsengerölle zu bauen, war keine leichte Sache. In einem Landstriche, in welchem seit 22 Jahren kein stärkerer Regen gefallen, waren Gewitter und Stürme nun mit Einemmale regelmäßige Erscheinungen, welche uns eines Tages die Eisenbahn auf eine Strecke von 20 Meilen völlig zerstörten. Dazu kam dann auch die aus Aegypten eingeschleppte Cholera".

„Noch manch andere Schwierigkeiten stellten sich der Expedition in den Weg, die trotz alldem, Dank dem guten Willen, der Ausdauer und der bewunderungswürdigen Arbeitskraft der ägyptischen Soldaten, Dank der wackeren Mithilfe des englischen North Staffordshire-Regiments und sämmtlicher einheimischen wie europäischen Officiere, zu einem zufriedenstellenden Resultate führte. Daß der Gesammtverlust an Todten, trotz der Cholera-Epidemie, die verhältnißmäßig die meisten Opfer forderte, nur 3,2 Procent betrug, ist als eine besondere Gunst des Schicksals zu betrachten". [1])

Der obengedachte Beobachter aus dem Congo hatte geäußert: „es errege seine höchste Verwunderung, daß die Mächte in Afrika den Mahdi noch immer die Stellung einnehmen ließen, die er einnehme". Nun, was thaten diese europäischen Mächte? Im März 1896 trat die englische Regierung an die Mächte mit der Forderung heran, dem Reservefond der ägyptischen Staatsschulden-Kasse, die unter internationaler Controle steht, zu erlauben, daß aus derselben eine halbe Million Pfund Sterling als Beitrag zu der Expedition gegen die Derwische erhoben werden dürfte. Rußland und Frankreich protestirten, und das schließliche Erkenntniß des „Gemischten Tribunals" in Kairo lautete dahin,

---

1) Aus Kairo in der Wiener „Neuen freien Presse" v. 4. Dez. 1896.



daß England zur Rückerstattung der aus dem Reservefond bereits erhobenen Summe und zur Tragung der Kosten zu verurtheilen sei. England leistete also zur Bestreitung der Feldzugskosten nach Dongola selber den benöthigten Vorschuß. Das conservative Blatt in London bemerkte dazu: „Wenn das Geld für den Zug außerhalb Aegyptens gefunden werden muß, kann Niemand daran zweifeln, aus welcher Quelle es kommen wird; ein solcher Fall wird einen weiteren Grund bilden, daß wir in Aegypten bleiben".[1])

Gerade damals war die Stellung Rußlands und Frankreichs gegen England am erbittertsten. In Paris kam sogar der Minister Berthelot, weil er nachgiebiger dachte, darüber zu Fall. Rußland schien die Meerengen-Frage gegen England ausspielen zu wollen, welche inzwischen in aller Stille jetzt unter den Tisch gefallen ist. „Zur Zeit", schrieb damals das conservative Hauptblatt in Berlin, „wird die Welt beherrscht von der antienglischen Strömung".[2]) Das Deutsche Reich wollte zwar in der Frage des Vorschusses an England aus der ägyptischen Staatsschuldenkasse zum Dongola-Zuge von den zwei andern Dreibunds-Mächten sich noch nicht trennen, aber dasselbe Berliner Blatt machte kein Hehl aus dem Hintergedanken: „Daraus, daß Deutschland nicht mitmacht, darf man noch nicht schließen, daß bei weiterer Entwicklung einer Frage, die ganz politisch geworden ist, diese Macht bei Seite stehen wird, wenn Rußland und Frankreich versuchen, Aegypten den Händen der Engländer zu entreissen".[3]) Im englischen Parlament erklärte Lord Salisbury, in voller Uebereinstimmung mit dem Führer der Liberalen, unter Anspielung auf das Urtheil des financiellen Tribunals der Mächte in Kairo:

1) Aus London in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 10. Juni 1896.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 13. Mai 1896.

3) Berliner „Kreuzzeitung" vom 20. Mai 1896.

„Die internationalen Arrangements, über deren Giltigkeit ich eine Ansicht zu äußern zu ungelehrt bin, die selbst für Gelehrte ein vollkommenes Labyrinth bilden, haben die Wirkung, Aegypten am Borgen über eine gewisse enge Grenze hinaus zu verhindern. Die Folge ist, daß, wenn es nicht hoffnungslose Schulden machen will, das militärische Vorgehen durch die financielle Fähigkeit geleitet sein muß. Ich sehe keine Mittel, jetzt über Dongola hinauszugehen. In der jetzigen financiellen Position ist Dongola unser Endziel. Es kann sein, daß wir oder unsere Nachfolger in Zukunft bereit sein werden, weiter zu gehen. Was mich betrifft, so wiederhole ich nur: Wir werden Aegypten einst jene Stelle wiedergegeben haben, in der wir es empfingen, und werden es nicht in jene Stellung der Sicherheit gebracht haben, in der wir es zu sehen wünschen, so lange nicht die ägyptische Flagge über Chartum weht".[1])

Die ägyptische Frage ist aber keineswegs eine rein-politische Frage oder ein diplomatischer Handelsartikel, sondern seit dem Aufstande Arabi's im Jahre 1882, bei dem die französische Republik sich feige zurückgezogen und den Engländern die ganze Arbeit überlassen hat, fragte es sich, was aus der ältesten Culturstätte der Menschheit schließlich geworden wäre. Niemand kann bestreiten, daß die englische Besetzung in dem Lande Sicherheit des Lebens und des Eigenthums hergestellt, und der Willkür und den Erpressungen der Paschawirthschaft ein Ende gemacht hat. England hat vor aller Welt sich wiederholt dieser Erfolge gerühmt, und nirgends ist das dankbarer anerkannt worden, als bei den landbebauenden Fellachen,[2]) wie die Ureinwohner Aegyptens heißen:

„Die Kornkammer Europa's nannte man im Alterthum das nildurchströmte Aegypten. Die Kämpfe, welche auf den Einfall der Muhamedaner-Stämme folgten, verheerten das

1) Aus London s. Wiener „Neue freie Presse" v. 13. Juni 1896.

2) „Zeitläufe" von 1896 a. a. O. S. 769 ff.



Land und schufen eine Wüste, wo früher ein Garten gewesen war. Jetzt beginnt unter englischer Verwaltung das Land sich allmählich zu erholen. Schon sind große Flächen mit Baumwolle bepflanzt, und nach Millionen beziffert sich der Werth der alljährlichen Ernte der Gespinnstpflanze. Nach Ausführung des Riesenplanes eines Stauwerkes am Obernile und der Anlage colossaler Wasserbecken bei demselben werden die überschüssigen Nilfluthen das Land auf riesige Strecken hin bewässern. Man hofft, dann ganz Nubien in ein unendliches Baumwollefeld zu verwandeln, während auf den für diesen Anbau nicht geeigneten Strecken Weizen gebaut werden wird. Dann wird wieder, wie in der Pharaonen-Zeit, Aegypten eine Kornkammer Europa's sein".[1])

Nach der vorjährigen ägyptischen Volkszählung hat sich in den 15 Jahren der britischen Verwaltung die Einwohnerzahl von 2920000 Köpfen auf 9735405 vermehrt. Die Zahl der Städte und Ortschaften ist seit 1887 um 5000 Ortschaften gewachsen. Eine weitere von der ägyptischen Regierung veröffentlichte Statistik ergab, daß in derselben Zeit die Steuerlast um 20 Procent verringert wurde. Sie betrug 1881 pro Kopf der Bevölkerung 22 M. 15 Pf., 1897 nur 17 M. 70 Pf. Einen enormen Aufschwung hat in derselben Periode das Verkehrswesen genommen. Es sind 340 Kilometer neue Eisenbahnen geöffnet worden, und die Zahl der Passagiere ist von 3515000 auf 10565000, die Tonnenzahl der beförderten Güter von 1275000 auf 2796000 und die Zahl der beförderten Telegramme von 688000 auf 2498000 gestiegen. Der Staat gibt heute 37 Procent mehr für öffentlichen Unterricht aus als 1881: die Zahl der Schulen ist von 29 auf 51, und die Zahl der Schüler von 5366 auf 11304 gestiegen. Der Staat hat weiter große Summen für öffentliche Bauten ausgegeben: er hat 1700 Kilometer Straßen, 2512 Kilometer Drainage, 3054 Kilometer Canäle gebaut. Trotz dieser erhöhten Ausgaben konnte er die

1) Aus der Berliner „Germania" vom 4. März d. Js.



Steuerlast bedeutend herabsetzen und die Staatsschuld reduciren, die 1881 289 M. pro Kopf war und letztes Jahr 200 M. Der Fortschritt des Landes spiegelt sich in der Erhöhung seines Credits. Der Marktpreis der fünfprocentigen privilegirten Schuld war 1881 96¼, letztes Jahr 102, obwohl die Schuld inzwischen zu 3½ Proc. convertirt worden ist. Die 4procentige unificirte Schuld quotirte 1881 zu 71¾, 1897 zu 106½. „Die Engländer können jedenfalls darauf hinweisen, daß kein einziges muhamedanisches Land je solche Fortschritte gemacht hat". [1])

Auch in Berliner Kreisen konnte man die überraschenden Fortschritte Aegyptens unter der englischen Verwaltung nicht verkennen. Noch vor der Einnahme Dongolas, während das Heer noch auf der Zwischenstation Atbara verweilte, schrieb das conservative Hauptblatt: „Auch glauben wir nicht, daß Aegypten auf eigenen Füßen stehen kann, und soll einmal Vormundschaft seyn, so ist uns die englische auf diesem Boden lieber als jede andere. Eben jetzt haben die Aegypter wieder einen eklatanten Beweis gegeben, daß sie einer Selbstständigkeit nicht fähig sind". Die ganze ägyptische Handelsflotte war nämlich um einen Spottpreis an einen englischen Spekulanten verkauft worden. [2]) Ueber die verbesserte Rüstung des Heeres unter der englischen Führung berichtete ein deutscher Beobachter:

„Der Aegypter wurde früher zum schlechtesten Armeematerial der Welt gerechnet, Sir Herbert Kitchener hat ihn zu allgemeiner Ueberraschung offenbar zu einem ganz brauchbaren Soldaten umgewandelt. Zwei Jahre vor Beginn des Krieges hatte er den größten Theil des ägyptischen Heeres bei Wadi Halfa versammelt und auf den weiten Strecken der Wüste, die diesen Ort umgeben, hatte er das Heer mit unermüdlicher

1) Münchner „Allg. Zeitung" vom 12. Januar und „Augsburger Postzeitung" vom 6. April d. Js.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 23. Februar d. Js.



Energie für die Strapazen gedrillt, denen sie in einem Kampfe gegen die Derwische und die Schrecken der Wüste gewachsen sein mußten. Die Cantonnements von Wadi Halfa waren die große Militärschule, in der er sich seine Infanterie, Kavallerie und Artillerie in ein geeignetes Werkzeug zur Vernichtung des Chalifen umwandelte. Namentlich schuf er sich in dem Kamelcorps eine tüchtige Truppe, die den Beduinen und Derwischen bei weitem überlegen ist. Nicht allein sind die Mannschaften bessere und kühnere Wüstenreiter, auch die Kamele können, dank guter Fütterung und tüchtiger Uebung, schneller marschiren, können länger ohne Wasser aushalten und überstehen die Strapazen besser als die Kamele des Heeres des Chalifen. Kurz, man rühmt dem Sirdar, Sir Herbert Kitchener, nach, daß er sich während der 8 Jahre seiner Befehlshaberschaft des ägyptischen Heeres als ein ebenso umsichtiger und tüchtiger Organisator erwiesen, wie er sich neuerdings als geschickter Stratege und Führer gezeigt hat".[1])

Die frühere Verhetzung des Chedive und des Sultans gegen England durch die Franzosen ist wesentlich stiller geworden. Noch vor drei Jahren hörte man aus London: „Selbst in solchen Kreisen, in denen man sich nicht durch die erste beste Sensationsnachricht ins Bockshorn jagen läßt, vermag man sich offenbar der Besorgniß nicht zu erwehren, daß in der Umgebung des jungen Chedive, der sich durch das Kabinet von St. James nur widerwillig bevormunden läßt, die anti-englischen Einflüsse sich wieder stärker geltend machen und daß die seinerzeit von Arabi Pascha erhobene Forderung: Aegypten den Aegyptern! auf's neue zur Erregung der Eingebornen gegen die fremden Oberherren benützt wird".[2]) Damals entstand auch der Verdacht gegen Frankreich wegen Machenschaften am östlichen Sudan beim oberen Lauf des Nils. Ueber Jahr und Tag später sah der verstorbene

1) Aus London in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 21. April d. Js.

2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 22. Februar 1895.

Geheimrath Geffcken, bekannten deutschen Namens, bei dem Besuch in Kairo auch mehrmals den Chedive. „Er macht nicht den Eindruck eines bedeutenden Mannes, obwohl er sein Joch ungeduldig trägt; er soll gesagt haben: der erste Mann in Aegypten ist Lord Cromer, der zweite Cook und dann erst komme ich".[1]) Unzweifelhaft war der Chedive auch eingeweiht in die neuerdings von französisch-russischer Seite heimlich eingefädelten Intriguen gegen England wegen der Räumung Aegyptens. Aber seitdem ist es stille geworden. Ein englischer Staatsmann sagte damals zu einem Berichterstatter: „Wir Engländer haben in Aegypten, wie Ihnen jeder Unparteiische, der das Land kennt, bestätigen wird, Ordnung und Wohlstand geschaffen. Unter englischem Schutz ist Kairo eine der blühendsten Städte der Welt geworden. Wir denken gar nicht daran, in irgendwie absehbarer Zeit aus dem Nillande herauszugehen. Keine Großmacht hat bis jetzt, soviel ich weiß, den Muth gehabt, auch nur mit dem leisesten Wort der englischen Regierung eine Räumung Aegyptens zuzumuthen".[2])

Was das englische Einschreiten und die endgültige Zerschmetterung des Mahdismus für Aegypten, für ganz Afrika und die ganze alte Welt geleistet hat, zeigt der Rückblick auf die Geschichte jener Bewegungen im Islam. Der ursprüngliche Mahdi wollte als neuer Prophet von Gottes Sendung sein Reich bis nach Mekka und Medina ausdehnen und den falschen Chalifen am Bosporus beseitigen. Sein Nachfolger beschränkte sich zunächst auf das Bestreben, seine weltliche erbliche Herrschaft auf ganz Mittelägypten zu befestigen. Dabei hatte er alle feindlichen Emire zu unterjochen, selbst am Mittelpunkt seiner Regierung hatte er noch lange mit drei unbotmäßigen Scherifen zu kämpfen, sogar

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 11. Juni 1896.

2) Londoner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 22. September 1896.

einen „Gegen-Mahdi" aus Kordofan abzuwehren.[1]) Mit barbarischer Gewalt wurden aber alle Gegenströmungen unterdrückt. Daher erklärt es sich auch, daß nach dem Falle von Omdurman ganze Stämme die englisch-ägyptischen Heerführer als Befreier von unerträglichem Joche begrüßten und sich unterwarfen. Am 18. September 1895 berief der Chalifa seine einflußreichsten Anführer zu einer großen Versammlung in seine Hauptstadt, und darauf erließ er an die Muhamedaner einen Aufruf, sich bereit zu halten zum Kampfe gegen die Christen:

„Wie aus Tripolis gemeldet wird, hat der Chalif Abdullahi Boten an die Sultane von Wadai, Baghirmi, Bornu, Jakuba, Sokoto, Gando und Nupe geschickt, um ihnen mittheilen zu lassen, daß die Christen ihn jetzt von zwei Seiten her bedrängen: die Engländer vom Norden und die Belgier vom Süden her. Er sei zu schwach, um diesem beiderseitigen Ansturme lange widerstehen zu können. Die mohamedanischen Fürsten des Sudans und der Sahara möchten sich daher beeilen, ihm zu Hilfe zu kommen, sonst würden auch sie eine Beute der Christen werden, und ihre Länder das Loos Algiers, Aegyptens und Tunis theilen. Sollte man ihm jedoch nicht zu Hilfe kommen können oder wollen, so möge man wenigstens die Ansiedlungen der Christen am Niger überfallen und zerstören, um so das Blut der Gläubigen zu rächen, das jetzt am Nil vergossen werde. Was ihn selbst anbelange, so werde er muthig fortkämpfen gegen die Christen, da er es vorziehe, als Gläubiger auf dem Schlachtfelde zu fallen, ehe er in die Knechtschaft der Ungläubigen gerathe".[2])

Wer kann die Stellung Englands in Aegypten betrachten, ohne an die entsetzliche Lage in Kreta zu denken? Die unglückliche Insel liegt eben auf der europäischen Karte und unterliegt der continentalen Schande.

---

1) S. Näheres Berliner „Kreuzzeitung" vom 17. Februar und Berliner „Germania" vom 8. Mai 1893 und 11. April 1897.

2) Aus Kairo, s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 26. Oktober 1895 und Berliner „Germania" vom 16. Oktober 1896.

XLV.

Kaspar Schatzgeyer aus Landshut.[1]

(1463—1527).

Parvus sed curâ grande libellus opus. Eine kleine, mit großer Liebe und Sorgfalt ausgearbeitete Studie über den verdienten Franziskaner aus der Reformationszeit, den Bayern mit Ehren zu den Seinen zählt. Es hat lange gebraucht, bis dieser eifrige und schlagfertige, von den bayrischen Landesfürsten, den Herzogen Wilhelm und Ludwig hochgeschätzte Vorkämpfer der katholischen Kirche in Süddeutschland die biographische Würdigung gefunden hat, die ihm gebührte. Um so erfreulicher ist es, daß die Aufgabe an den rechten Mann gekommen. Keiner war besser befähigt, diese Ehrenpflicht zu übernehmen, als der kundige Erforscher des Zeitalters der Glaubensspaltung, Dr. Paulus, der seit Jahren den katholischen Vorkämpfern jener Zeit sein besonderes Augenmerk zugewendet, ihr kirchliches und literarisches Wirken ins rechte Licht gestellt und mehr als einen Namen der Vergessenheit entrissen hat. Die bewundernswerthe Literaturkenntniß des Verfassers ist allbekannt; die historischen Quellen der bezeichneten Epoche kennt er wie wenige, und manche verborgen fließende ist erst durch ihn wieder zu Tage gefördert worden.

Für die Lösung der vorliegenden Aufgabe befand sich der Biograph freilich auch an dem einzig günstigen Platz,

---

1) Kaspar Schatzgeyer. Ein Vorkämpfer der katholischen Kirche gegen Luther in Süddeutschland. Von Dr. Nikolaus **Paulus**. Freiburg, Herder. 1898. 152 S.

an dem Ort, wo Schatzgeyer lange Zeit gewirkt, wo er seine Ruhestätte gefunden und wo sein literarischer Nachlaß aufbewahrt wird. Die beiden großen Bibliotheken Münchens, die Staats- und die Universitätsbibliothek, „diese geschichtswissenschaftlichen Fundgruben ersten Rangs", wie der Verfasser sebst sich äußert, boten reichliche Ausbeute und setzten ihn in den Stand, von dem bayerischen Ordensmann aus gedrucktem und ungedrucktem Material ein verlässiges und vollständiges Bild zu entwerfen, das den Anforderungen der Wissenschaft genügt, zugleich aber eine anregende, durch maßvolle Objektivität und Klarheit der Darstellung wohlthuende Lektüre bietet. Man wird die Monographie mit Belehrung und Befriedigung lesen. Denn es ist das Bild eines edlen Priesters und Gelehrten von lauterem Charakter, eines von Gottes- und Menschenliebe erfüllten Ordensmannes, der in allen ihm übertragenen Aemtern seinem Stande Ehre machte und in den Wirren einer hocherregten Zeit seine Geisteskraft mit voller Hingebung eingesetzt hat für die ihm von der Vorsehung zugewiesene Aufgabe.

Ein Sohn der alten Herzogsstadt Landshut an der Isar, um 1463 einer ehrbaren Bürgerfamilie daselbst entsprossen, trat Kaspar Schatzgeyer, nachdem er auf der Hochschule zu Ingolstadt das Baccalaureat erlangt, in seiner Vaterstadt in den Franzikanerorden ein. In diesem Convent muß sein hervorragendes Talent alsbald erkannt und zur Geltung gekommen sein. Schon 1487 erscheint er als Lektor der Theologie und als Prediger, erst in Landshut, dann in Ingolstadt, endlich (1496) in München, wo er im Jahre 1499 zum Guardian erwählt wird. Als Klostervorstand wie auch als eifriger und beliebter Prediger — sein Zeitgenosse Pellikan nennt ihn einen „ausgezeichneten Prediger" — entfaltete er eine segensreiche Wirksamkeit, die er von 1508 an mit gleichem Erfolg in Ingolstadt sechs Jahre hindurch fortsetzte. Das Ansehen, das Schatzgeyer in diesen Stellungen errungen, hatte zur Folge, daß er auf der Versammlung der Ab-

geordneten der oberdeutschen Observantenprovinz zu Heidelberg 1514 einstimmig zu ihrem Oberhaupt, zum Provinzial ernannt wurde. Als solcher hatte er sämmtliche Klöster der oberdeutschen (oder Straßburger) Provinz, gegen 40 weitentlegene Häuser in Schwaben, Bayern, Franken und am Rhein, alljährlich einmal zu visitiren. Noch im Jahre 1523, als sich in Folge der religiösen Wirren die Klöster zu entvölkern begannen, zählte die Provinz 560 Brüder.

Bereits zum drittenmal hatte Schatzgeyer diese jährliche Visitationsreise absolvirt, als er die Weisung empfing, zu dem auf Pfingsten 1517 einberufenen Generalkapitel sich nach Rom aufzumachen. Sein Begleiter war der damalige Guardian des Nürnberger Convents Joh. Machysen (Macheisen). Auf diesem Generalkapitel im Kloster Ara Cöli, bei dem etwa tausend Brüder aus der ganzen Welt versammelt waren, wurde das Verhältniß der Observanten zu den Conventualen mit Genehmigung des Papstes neu geordnet, und zwar im Sinne Schatzgeyers, der nun als erster kraft apostolischer Machtvollkommenheit instituirter Provinzial (Minister provinciae Argentinae observantis) nach Deutschland zurückkehrte. Da aber die dreijährige Amtsdauer bereits zu Ende ging, so wurde ihm auf dem Kapitel, das im August zu München stattfand, in der Person seines Mitdelegirten Machysen, der schon im Jahre 1507 einmal Provinzialvikar gewesen, ein Nachfolger gegeben, während er selbst für die nächsten drei Jahre in die Stellung eines Guardians des Klosters in Nürnberg zurücktrat, wo er sich großer Verehrung bei weltlich und geistlich erfreute. Doch schon im Sommer 1520 sah sich der thatkräftige Mann auf dem Kapitel zu Amberg abermals zum Provinzial erwählt.

In dieser Stellung verfaßte Schatzgeyer, der bisher nur Cyklen von Predigten und exegetische Traktate veröffentlicht hatte, seine erste Schrift gegen die von Wittenberg ausgehende religiöse Bewegung, der er anfänglich wohlwollend gegenübergestanden war. Als ein von Natur friedliebender Charakter

mischte er nur zögernd sich in den Streit, und der versöhnliche Ton seiner ersten Schrift (Scrutinium divinae scripturae) verräth auch das Bemühen, alle verletzenden Aeußerungen zu vermeiden. Aber das schroffe Auftreten eines Ordensbruders, Joh. Eberlin von Günzburg, der in leidenschaftlicher Sprache die Luthersche Neuerung verfocht, und das zweideutige Verhalten eines andern, seines Freundes Pellikan in Basel, zwangen den Provinzial in seiner amtlichen Eigenschaft gegen die Neuerer einzuschreiten. Als die fluthende Bewegung wuchs, begann er mit voller Kraft auch den literarischen Kampf für die Vertheidigung der kirchlichen Sache aufzunehmen, galt es doch vor allem Luthers Angriffe gegen die klösterlichen Gelübde zurückzuweisen, die Ehrenrettung des mit den wildesten Schmähungen überhäuften Ordensstandes. Und nun entwickelte er während der letzten fünf Jahre, die ihm noch zu leben vergönnt war, eine erstaunlich rührige schriftstellerische Thätigkeit. Von 1522 bis 1527 hat Schatzgeyer etwa 24 Büchlein und Flugschriften gegen die Wortführer und Anhänger der Neuerung ausgehen lassen. Nächst Luther sind es zunächst drei abgefallene Franziskaner, Joh. Eberlin, Heinrich Spalt und Franz Lambert, deren giftgetränkte Ausfälle er mit den Waffen seiner Wissenschaft schlagfertig zurückweist.

Ein anderer scharfer Gegner erstand ihm in Andreas Osiander, dem Prediger und hetzerischen Agitator in Nürnberg, der gegen Schatzgeyers Schrift über das Meßopfer in persönlichem Ausfall und so maßlos beschimpfender Weise losbrach, daß der Angegriffene seiner Gegenschrift (1525) den drastischen Titel gab: „Abwaschung des Unflat's 2c.“, worin er dem hitzigen Polemiker in lebhafter und körniger Sprache die Schmähworte zurückgibt, doch immerhin nicht mit gleicher Münze heimzahlt. Denn im Allgemeinen ist in seinen Schriften die Milde bemerkenswerth, mit der er seinen Widersachern entgegentrat. Es ist gewiß ehrenvoll für Schatzgeyer, daß selbst ein so grimmiger und haßerfüllter Gegner wie

Eberlin von Günzburg ihm das Zeugniß eines „guten, schlichten, frommen Mannes" ausstellen muß. Auch Pellikan nennt ihn einen „höchst liebenswürdigen Charakter". Ein ansprechendes Beispiel für diese seine Milde ist die Antwort, die Schatzgeyer einem der Neuerung zuneigenden Bürgersmann in Nürnberg auf dessen offenes Sendschreiben („Sandtbrief") ebenfalls öffentlich 1526 ertheilte. Das Schriftchen („Ein gietliche Antwort") ist in einem so ruhigen und maßvollen Ernst gehalten, daß man herausfühlt, es sei aus seiner eigensten Gemüthsart erflossen, die der Fehde abhold nur widerwillig auf den herausfordernden Ton der Gegner sich einließ und viel lieber in einer „gütlichen und freundlichen Auseinandersetzung" sich mit ihnen abgefunden hätte. Auch der gemüthlich volksthümliche Ton, in dem die „Antwort" vorgetragen ist, stimmt dazu. Warmherzig gibt er dem Nürnberger Bürgersmann als einem „Liebhaber der Wahrheit" am Schluß zu bedenken: „Mit gmeiner Christenheit halten ist sicher, besonder und neu Lehr annehmen ist fährlich. Laß das fährlich, und halt das sicher". Wohl mag zu solcher Stimmung auch die freundliche Erinnerung an seinen dreijährigen Aufenthalt in der alten Reichsstadt beigetragen haben, der er stets ein dankbares Andenken bewahrte, „der herrlichen und in vergangen Zeiten hochberümpten löblichen Stadt Nurmberg", wie er in einer andern Schrift sagt, „in der mir viel Guts, Lieb und Freundschaft ist erzeigt worden".

Einen neuen Anstoß bot die polemische Schrift, die der fränkische Ritter Johann von Schwarzenberg, ein scharfer Eiferer für das Lutherthum, gegen seinen treu katholischen ältesten Sohn Christoph von Schwarzenberg, den bayerischen Landhofmeister, 1524 veröffentlichte. Da in dieser Schrift („Beschwörung der alten teuflischen Schlange") auch der Guardian Schatzgeyer, als Christophs väterlicher Freund und „Geselle", heftig angegriffen war, so konnte dieser zu den lästersüchtigen Verunglimpfungen nicht schweigen; darum ließ er im Mai 1525 seine „Fürhaltung der 30 Artikel &c."

gegen den neuen Beschwörer der alten Schlange ausgehen, eine gründliche, dem Gegner an Wissen und Logik überlegene, dabei von verletzenden Stichworten freie Antwort, die nach Paulus' Urtheil neben der vorgenannten zu den besten und volksthümlichsten Schriften aus Schatzgeyers Feder gehört. Doch kam das Gefecht damit noch nicht zum Stehen; es folgte Replik und Duplik. Auf eine zweite Schrift Schwarzenbergs stellte sich der zur Vertheidigung kirchlicher Lehren stets gerüstete und redegewandte Ordensmann sofort, Ende 1526, mit einer Gegenschrift („Wider Herr Hansen von Schwarzenbergs neulich ausgangen puechlin 2c.") ein, die mit der frischen Lebendigkeit der Ueberzeugung verfaßt, den fränkischen Dilettanten zum Schweigen brachte, und es war wohl keine Ueberhebung, wenn er in der witzig gehaltenen Vorrede meinte: er habe dem theologisirenden Ritter im Turnier der hl. Schrift das Kleinod vom Helm gehauen.[1])

Ueber all diese literarischen Fehden, ihren Anlaß und Verlauf, sowie den Inhalt der Streitschriften gibt Dr. Paulus einen gedrängten, aber hinreichend orientirenden Bericht. Von besonderer Bedeutung sind aber die mehr principiellen Erörterungen, die Untersuchungen des Biographen über die Stellung, welche Schatzgeyer in seinen Schriften zu den wichtigsten, gerade damals im Vordergrund der theologischen Debatte stehenden Lehrpunkten eingenommen hat. Es sind dieser Prüfung vier lehrreiche Kapitel gewidmet, welche die

1) Von sprachgeschichtlichem Interesse ist der Anfang dieser Vorrede, worin Schatzgeyer sein Auftreten als Nothwehr gegen die Provokation rechtfertigend sagt: „Es ist ein alt Sprichwort: ainer hat von aussen so lang fried, als lang sein nachtper wil". Man sieht daraus, wie weit zurück das Schiller'sche Diktum (im Tell) sich verfolgen läßt: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt". Es war zu Anfang des 16. Jahrhunderts schon ein altes Sprichwort. Ueberhaupt mag hier darauf hingewiesen werden, daß Schatzgeyers Schriften eine Fundgrube für das Studium der bayerisch-oberpfälzischen Mundart bieten.

katholische Glaubensregel, die Lehre von der Rechtfertigung, christliche Freiheit und kirchliche Satzungen, endlich die Heiligenverehrung betreffen. Hier findet sich alles Einschlägige aus den verschiedenen Schriften des Franziskaners zusammengestellt und mit der erprobten Unbefangenheit des Autors klar und bündig erläutert, was Schatzgeyer in Abwehr und Vertheidigung über die einzelnen Lehrpunkte geschrieben und gelehrt hat.

Dr. Paulus setzt sich hiebei gelegentlich auch mit Dr. von Druffel auseinander, der dem bayerischen Minoriten eine Abhandlung in den Sitzungsberichten der b. Akademie der Wissenschaften (1891) gewidmet hat, und dabei den Satz aufstellt, daß Schatzgeyer „dem allgemeinen Concil Irrthumsfähigkeit zugeschrieben" und Prüfung seiner Beschlüsse durch die hl. Schrift gefordert habe. Paulus widerlegt diese Behauptung und zeigt aus einer Reihe von Stellen in Schatzgeyers Schriften, namentlich denen seiner letzten Periode, aus den Jahren 1526 und 27, daß der gelehrte Franziskaner eine völlig richtige Ansicht vertrat, wie er auch die Rechte des Primats mit Entschiedenheit vertheidigte. Schatzgeyer war nichts weniger als blind gegen die Mißstände innerhalb der Kirche und forderte, weil in Folge derselben die Lehrautorität des Papstes und der Kirche von so manchen verachtet werde, dringend die Berufung eines allgemeinen Concils. Wenn er in der Frage über die Verbindlichkeit kirchlicher Gebote „einen Mittelweg" suchte, der von andern Theologen angefochten wurde, so war er doch weit entfernt, von den Gerechtsamen der Kirche etwas aufzugeben. Seine Aeußerungen lassen keinen Zweifel darüber, daß er bei aller weitherzigen Milde, die ihn leitet, von dem correkt kirchlichen Standpunkt nirgends abgewichen ist.

Schatzgeyers standhaftes Auftreten als Prediger wie als Schriftsteller wirkte in seinem Orden als erweckendes Beispiel. Von den Religiosen, denen er als Provinzial vorstand, sind überraschend viele gleich ihm auf der Kanzel

und in Schriften als Kämpen für die Kirche und ihren Glauben unerschütterlich eingetreten. Und zwar in allen Landestheilen der oberdeutschen Provinz, wie in Franken so in Schwaben, im Elsaß und im Rheinland. Rühmlich hielten sich vor allem die Franziskaner in Nürnberg, die im Verein mit den Schwestern von St. Clara und ihrer heroischen Aebtissin Charitas Pirkheimer durch Standhaftigkeit und Berufstreue die Ehre der alten Kirche zu wahren wußten. Aehnliches gilt von den Brüdern in Bamberg, Amberg, Mainz, Freiburg, Heilbronn, Ulm. Ueberall standen die Söhne des hl. Franziskus in der vordersten Reihe, wo es sich um die Vertheidigung der katholischen Lehre handelte. Kein Wunder darum, daß Luther seine Anhänger aufforderte, ihre Waffen in erster Linie gegen die Franziskaner zu richten (139).

Kaspar Schatzgeyer verlebte seine letzten Jahre, 1524 bis 1527, in München als Guardian und custos Bavariae, arbeitsam wie immer und in schaffensfroher Geisteskraft bis zuletzt. „In meinem Herzen und Gewissen“, erklärte er in einer Schrift vom Jahre 1526, „finde ich nicht anders, als daß ich vom heiligen Geist getrieben werde, schriftlich und mündlich zu predigen das Evangelium“. Mit dem Landhofmeister Christoph von Schwarzenberg, dem Kanzler Augustin von Lösch, dem herzoglichen Rath Leonhard von Eck, den Ingolstädter Professoren Joh. Eck und Franz Burkhard gehörte Schatzgeyer der von den Herzogen Wilhelm und Ludwig eingesetzten Commission an, welche die Aufgabe hatte, die alte Religion in Bayern aufrecht zu erhalten. Wenn dem energischen Vorgehen dieser herzoglichen Commission es mit „zu verdanken ist, daß in Bayern die neue Lehre keine festen Wurzeln fassen konnte“, so ist auch dem Custos der bayrischen Ordensprovinz ein Theil an diesem Verdienste zuzuschreiben.

Das Ende des unermüdlichen Kämpen war seiner würdig. Von Arbeit und Strapazen vor der Zeit aufgerieben, an

der Wassersucht leidend, beschloß er sein Leben mit der Feder in der Hand. Die vom Krankenbruder herbeigerufenen Klostergenossen fanden, wie sein Ordensgenosse Joh. Bachmann erzählt, den Sterbenden am Schreibtische sitzend: „Er hatte soeben die Feder bei Seite gelegt, um noch einmal Athem zu schöpfen und dann seine Seele in die Hände Gottes zurückzugeben" — am 18. September 1527. Er stand im 64. Lebensjahre.

Die bayerischen Herzöge Wilhelm und Ludwig, die den Guardian besonders in Ehren hielten und auf Anregung ihres Rathes Leonhard von Eck seine Schriften im Jahre 1543 sammeln und dem Klerus zur Anschaffung und fleißigem Gebrauch empfehlen ließen, stellten dem Heimgegangenen das kurze aber vielsagende Zeugniß aus: daß er „nicht allein gelehrt, sondern auch seine Lehre mit den Werken und einem geistlichen Leben bestätigt habe".

XLVI.

Der deutsche Protestantismus in französischer Beleuchtung.[1]

Der geistvolle französische Publicist Georges Goyau ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt als Hauptmitarbeiter an dem auch in deutscher Uebertragung jetzt erscheinenden Werke: Le Vatican, sowie durch Herausgabe der vom verstorbenen französischen Botschafter Lefebvre de Béhaine hinterlassenen Aufzeichnungen über die Beendigung des deutschen Culturkampfs. Ueber die letztere Schrift ist in diesen Blättern (Bd. 121, 887) eingehend berichtet und dabei namentlich auf die vielen bis jetzt unbekannten Mittheilungen hingewiesen worden, aus welchen man ein Bild von der Schwierigkeit der Verhandlungen zwischen Berlin und Rom gewinnt. Mehr denn einmal standen dieselben in großer Gefahr, an der Unnachgiebigkeit des heute verschiedenen Reichskanzlers Fürsten Bismarck zu scheitern.

1) Georges Goyau. L'Allemagne religieuse. Le Protestantisme. Paris, Perrin et Co. 1898. 8. pag. XXXIII. 360.

Die Beschäftigung mit diesen Verhandlungen wurde für Goyau ohne Zweifel Veranlassung, der Untersuchung der religiösen Zustände in Deutschland überhaupt näher zu treten. Vorab hat er dem deutschen Protestantismus seine Aufmerksamkeit gewidmet und seine Untersuchungen in dem unten bezeichneten Buche niedergelegt. Dieselben beruhen auf gewissenhaften und ausgedehnten Studien der protestantischen Literatur Deutschlands, soweit sie auf dem theologischen und socialen Gebiete sich bewegt. Die Objektivität des Verfassers verdient das größte Lob. Katholische Darstellungen der in Rede stehenden Fragen und Kämpfe werden kaum berührt. Umso gründlicher hat Goyau die protestantische Literatur verwerthet, und zwar von den epochemachenden Werken der Theologie herab bis zu Gelegenheitsschriften in der an Einzeldarstellnngen so reichen socialen Literatur. Der Vorwurf, die Franzosen verständen kein Deutsch, läßt sich Goyau gegenüber wahrhaftig nicht aufrecht erhalten. Und neben dem Studium der Drucksachen hat Goyau auch persönlich von der Lage des Protestantismus in deutschen Landen Kenntniß genommen. Auf Reisen durch protestantische Gebiete ist er mit angesehenen Personen geistlichen und weltlichen Standes zusammengekommen, um die sittlichen, socialen und religösen Zustände zu besprechen.

So ist sein „oeuvre d'observation“ entstanden, welches er seinen Landsleuten zunächst darbietet. Keine Spur von Controverse tritt uns entgegen. Die religiösen Erscheinungen im Gebiete des deutschen Protestantismus sucht er in ihren Ursachen und Wirkungen zu begreifen und frei von aller Art von Voreingenommenheit darzustellen. Christliche Milde paart sich mit religiöser Festigkeit in allen und jeden Theilen des Buches, welches in seiner Form als ein Muster von feiner Darstellung und französischer Klarheit bezeichnet zu werden verdient. Die Eleganz und Vornehmheit der Darstellung anlangend, so ist nicht wenigen Vertretern der religiösen Controverse im evangelischen Deutschland der Rath zu ertheilen, sie möchten Goyau's Arbeit studiren und auf den gleichartigen Gebieten, welche sie bebauen, sorgfältig nachahmen. Die abstoßende Natur des Lutherzornes, der bei uns zu Lande noch immer sein häßliches Wesen treibt, wird einem ästhetisch gebil-

deten Kopfe nirgend klarer als bei der Lektüre dieser in die eleganteste Form gefaßten Arbeit.

Französische Klarheit — sie wirkt namentlich dann wohlthuend, wenn es sich um das Verständniß der Koryphäen der modernen protestantischen Theologie Deutschlands handelt. Vor allem kommt hier Ritschl's System in Betracht, das Allen Alles in dem Sinne geworden ist, daß jede theologische Richtung, die ungläubige wie die orthodoxe, sich dahinter in Sicherheit bringen kann. Goyau's Darstellung der Theologie Ritschl's, der vollkommensten Entwicklung des reformatorischen Gedankens, wie auch des Systems von Schleiermacher, welchem die neuesten Richtungen in der deutschen Theologie entsprungen sind, zählt zu den Glanzpartien des an anziehenden Cabinetsstücken so reichen Buches. Hier wie auch sonst überall war der Verfasser bemüht, die Strömungen in der Theologie, wie im socialen Leben nach den Werken der Theologen und Sociologen, die nach den neuesten Ausgaben angeführt werden, zu schildern. Die fünf Kapitel, unter welche der Inhalt des Buches sich begreift, lauten: 1. Die Religionskarte Deutschlands. 2. Die Entwicklung des zeitgenössischen Protestantismus: seine Lehren. 3. Die Thatsachen. 4. Der Protestantismus und die sociale Bewegung. 5. Das protestantische Leben: die officiellen Kirchen und die Sekten.

Auf den Inhalt des Buches des nähern einzugehen, müssen wir uns versagen. Es sind ja lauter Thatsachen, Zustände, geistige Strömungen, denen wir als Zeugen zur Seite stehen und die uns berühren. Nur sei bemerkt, daß man nicht oft so fein abgewogenen Urtheilen über Personen und theologische Systeme und einer so ansprechenden Gruppirung von Thatsachen begegnet, wie hier. Im Sammeln und Arrangiren sind unsere westlichen Nachbaren ja unerreichte Meister. Dem Buch, welches von der französischen Akademie gekrönt wurde, wünschen wir den denkbar ausgedehntesten Leserkreis. Hoffentlich wird der Pendant: ‚L'Allemagne religieuse. Le Catholicisme' recht bald ebenfalls in die Erscheinung treten.

XLVII.

Der Confessionszwang auf dem Throne.

I. „Es gibt in Glaubenssachen keinen Zwang. Hier entscheidet allein die freie Ueberzeugung des Herzens und die Erkenntniß, daß sie allein entscheidet, ist die gesegnete Frucht der Reformation. Wir Evangelischen befehden niemand um seines Glaubens willen". So sprach Kaiser Wilhelm II. zu Wittenberg am 31. Oktober 1892.[1])

Die Richtigkeit dieses Wortes dürfte wohl von manchem bestritten,[2]) von keinem jedoch bezweifelt werden, daß Kaiser Wilhelm niemand um seines Glaubens willen befehdet, oder auch nur gering achtet.

Dieses Verhalten ist um so dankbarer anzuerkennen, da es nicht allzu vielen Protestanten nachgerühmt werden dürfte. „Indem der Protestantismus, schreibt K. P. Pobedonoszew, Oberprocureur des heiligen Synod, nach absoluter Wahrheit, nach Reinigung der Glaubenslehre und der Verwirklichung des Glaubens im Leben strebt, ist er zu sehr geneigt, an seine eigene Wahrheit zu glauben und sich zu ihrer stolzen Verehrung und zur Verachtung jeder anderen Glaubenslehre, die er der Lüge gleichstellt, hinreißen zu lassen. Hier liegt

1) Vgl. Kreuzzeitung vom 1. November 1392.

2) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat. München 1861. S. 63 ff. 403 f.

einerseits die Gefahr vor, der Heuchelei und dem pharisäischen Hochmuth zu verfallen. Und in der That vernimmt man in der protestantischen Welt nicht wenig Stimmen, welche mit Bitterkeit bekennen, daß die Scheinheiligkeit der wunde Punkt des strengen Lutherthums ist Andererseits hat der Protestantismus in seiner weiteren Entwicklung, trotz der Verkündigung der Duldsamkeit, der Gedanken- und Glaubensfreiheit, die Neigung zu einer besonderen Art des Fanatismus gezeitigt, den Fanatismus des stolzen Verstandes und des selbstbewußten Gerechtigkeitsdünkels allen übrigen Arten des Glaubens gegenüber. Der strenge Protestant verachtet jede Glaubenslehre, die ihm nicht als geläutert, ungeistig, voller Aberglaube und äußerlicher Ceremonien erscheint, die er alle schon abgeworfen hat wie Sklavenfesseln, wie ein Kinderkleid, wie ein Merkmal der Beschränktheit.[1]) Nachdem er sich selbst einen Codex von Glaubenssätzen und Gebräuchen zusammengestellt hat, hält er sein Bekenntniß für das Bekenntniß der Auserwählten, Erleuchteten und Verständigen und alle diejenigen, welche sich noch zur alten Kirche bekennen, ist er geneigt, für niedriger stehende Menschen zu halten, die nicht im Stande sind, sich zu wahrhafter Erkenntniß zu erheben. Diese verächtliche Stellung gegenüber anderen Glaubenslehren äußert sich vielleicht unbewußt im Protestantismus, doch ist sie für Andersgläubige zu sehr fühlbar".[2])

Pobedonoszew hat sich beim Niederschreiben dieser Sätze wohl nicht erinnert, daß die Kirche, welcher er angehört, sich

---

1) Auf der Pastoralconferenz evangelisch-lutherischer Geistlichen Bayerns in Nürnberg hielt Pfarrer Eichhorn einen Vortrag über: Behandlung des Aberglaubens in Predigt, Unterricht und Seelsorge, und gab damit zu, daß der Aberglaube auch in protestantischen Kreisen vorkommt. Vgl. „Augsburger Abendzeitung" vom 12. Juli 1898.

2) Pobedonoszew, Streitfragen der Gegenwart. 2. Aufl. Berlin, 1897. S. 213 f.

die orthodoxe, die rechtgläubige nennt, und daß er selbst über den Protestantismus nicht besonders lobend sich ausspricht. „Die protestantische Kirche und die protestantische Gläubigkeit, sagt er, erscheint dem Russen kalt und ungemüthlich". „Das religiöse und Betbedürfniß des (englischen) Volkes, das in der staatlich verordneten Kirche keine Befriedigung fand und für dessen Gebet dort kein Raum war, bemerkt er weiter, sucht in freien, selbstgegründeten religiösen Versammlungen und in verschiedenen Sekten einen Ersatz. Die Theilung des Gottesdienstes wird unter den Bewohnern des unbedeutendsten Fleckens eine ganz maßlose. Die staatlich verordnete Kirche scheidet sich in drei Parteien und die Anhänger einer jeden (der sogenannten High-, Low-, und Broad-Church) haben gewöhnlich ihre eigene Kirche und besuchen keine andere. In einem kleinen Dorfe von nicht mehr als 500 Einwohnern gibt es oft drei anglikanische Kirchen, außerdem drei Methodistenkirchen von drei verschiedenen Sekten, welche sich durch sehr geringe Unterschiede, auf denen sie aber halsstarrig bestehen, unterscheiden und auf die hin sie jegliche Gemeinschaft mit anderen ausschließen. Es gibt eine besondere Kirche für die ursprünglichen oder Wesley'schen Methodisten, dann für die Congregationisten, ferner für die sogenannten biblischen Christen: letztere sind auch Methodisten, die sich aber vor wenig Jahren abgelöst haben, weil sie entgegen den Uebrigen bestimmen, daß kein Verheiratheter den Beruf eines kirchlichen Evangelisten verwalten dürfe.[1]) Solch eine Anzahl von Kirchen — und zwar großen, schönen und geräumigen Kirchen gibt es in einem Dorfe! Alle diese Sekten unterscheiden sich zuweilen durch sehr feine und capriciöse, dann aber auch durch ganz sonderbare Eigenthümlichkeiten der Glaubenslehre, doch abgesehen von allen dogmatischen

---

1) George Henry Sumner, Bishop suffragan of Guildford, feierte am 26. Juli 1898 seine goldene Hochzeit. The illustrated London News. July 30, 1898.

Differenzen, drückt sich in allen dasselbe Streben aus nach einer freien, allgemeinen Kirche und viele sind gegen die staatliche Kirche und ihre Diener mit bitterem Haß erfüllt. Außer den einzelnen Sekten hat sich inmitten der staatlichen Kirche schon längst eine zahlreiche Partei für eine frei-kirchliche Gemeinschaft — free church movement — gebildet".[1])

Ueber den schweizerischen und deutschen Protestantismus dürfte der orthodoxe Russe kaum günstiger urtheilen, als über den englischen. Bricht ja doch selbst ein deutscher Protestant, A. Andrae, in die Klage aus: „Ungläubige getaufte Christen hat es immer gegeben, und an groben Mißständen hat es nie gefehlt seit der Apostel Zeiten, am wenigsten vor der Reformation, aber daß Millionen getaufter Christen, öffentlich erklären, sie glauben an keinen Gott, noch viel weniger an unseren Heiland Jesus Christus, sie wollen mit der Kirche nichts zu thun haben, und doch unangefochten Mitglieder derselben bleiben, daß innerhalb der Christenheit Tausende ungetaufter Menschen aufwachsen, so daß ein Geistlicher in großen Gemeinden oft gar nicht weiß, ob er einem Christen oder einem Heiden das heilige Abendmahl reicht, auch daß, wie man leider sagen muß, der größere Theil der theologischen Professoren die angehenden Geistlichen das Gegentheil von dem lehren, darauf sie sich später verpflichten sollen: das sind so ungeheuerliche Zustände, wie sie nie gewesen sind, seit wir eine christliche Kirche haben".[2])

---

1) Pobedonoszew, a. a. O. S. 204, 217 f. Vgl. Döllinger a. a. O. S. 190 ff. Die Kirche der Reformation — wir können vielleicht sagen: selbstverständlich und unvermeidlich um ihres Ursprungs willen — ist Nährboden geworden einer fast unübersehbaren Reihe von Sekten, die den einen, den andern oft nebensächlichen Punkt der Glaubenslehre in die Mitte genommen und zum unterscheidenden und gegensätzlichen Ausgangspunkt einer weiteren Absplitterung und Spaltung gemacht. H. Dalton, Die russische Kirche. Leipzig 1892. S. 65 f.

2) „Der Reichsbote" vom 3. August 1898.



Würde indessen ein Anglikaner auf die Aeußerung Pobedonoszew's über die kirchlichen Verhältnisse England's hingewiesen, so möchte er wohl bemerken, in Rußland stände es in dieser Hinsicht nicht besser, die Zahl der Sektirer sei dort eine außerordentlich große, obgleich der Austritt aus der Staatskirche gesetzlich verboten ist.[1]) „Die russische Kirche, schreibt P. Schanz, ist in eine Menge von Sekten zerfallen, vom Nihilismus zerfressen und würde längst auseinandergefallen sein, wenn nicht die weltliche Gewalt sie zusammenhalten würde. Ja diese Sekten und Separationen, welche mit kirchlichen Mitteln nicht zu beseitigen sind, weil Predigt und Wissenschaft ganz fehlen, bilden eine drohende Gefahr für den Staat, da es nur gewandter Führer bedarf, um ihnen eine politisch-revolutionäre Richtung zu geben".[2])

II. Wir dürfen und wollen jedoch nicht verschweigen, daß es Russen gibt, welche mit dem bestehenden Zwange auf kirchlichem Gebiete nicht einverstanden sind. So schreibt Wladimir Ssolowjew:[3])

„Wir müssen den Andersgläubigen und den fremden Nationalitäten, wie sie auch beschaffen sein mögen, das Recht auf Existenz, auf freie Bethätigung und Entwicklung zuerkennen und müssen das thun nicht auf der partiellen und materiellen Grundlage unserer Meinung über sie, sondern auf der allgemeinen und formellen Grundlage, daß wir selbst von andern eine solche Anerkennung unseres Glaubens und unserer Nationalität unbedingt fordern. Dieß ist eine einfache und direkte Folgerung aus dem allgemeinen und objektiven Princip der Gerechtigkeit; ebenso wie wir keine gewaltsame Unterdrückung

---

1) Cfr. Léonzon le Duc, La Russie contemporaine. 2 éd. Paris; 1854. p. 205 s.

2) Schanz, Apologie des Christenthums. Freiburg 1888. 2, 135. Vgl. Zeitschrift für katholische Theologie. 1890. S. 401 ff. G. Marković, Gli Slavi ed i Popi. Zagabria 1897. 1, 288 s.; Dalton a. a. O. S. 66 ff.

3) Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 8. März 1894.

unseres Glaubens und unserer Nationalität von Seiten Fremder wünschen können, dürfen wir uns auch unsererseits keine Gewaltthat anderen gegenüber erlauben.[1]) Das Subjekt des Glaubens ist vor allem die lebendige Persönlichkeit, und darnach erst die sociale Gruppe oder Institution, und die religiöse Freiheit ist vor allem die Freiheit, das zu bekennen und zu predigen, woran es glaubt. Es ist die Freiheit nicht nur in Bezug auf eine Institution, sondern auch in Bezug auf eine Ueberzeugung, die Freiheit eines jeden, nach eigener Wahl zu einer oder der andern aus der Zahl der gegebenen Institutionen zu gehören oder nicht zu gehören. Unsere religiöse Ueberzeugung halten wir nicht allein für eine vererbte Thatsache, sondern auch für den Gegenstand eines lebendigen, persönlichen Glaubens; wir begnügen uns nicht mit der Forderung, daß die Kinder orthodoxer Eltern das Recht haben sollen, orthodox zu sein, wir verlangen auch, daß jeglicher Mensch, welcher Confession er auch seiner Geburt nach angehören möge, sobald er nach eigener Ueberzeugung bis zur Anerkennung der Wahrheit der Orthodoxie durchgedrungen, unbehindert sich an dieselbe anschließen könne; folglich ist es ein Erforderniß der Gerechtigkeit, daß allen andern dieselbe und keine andere Freiheit eingeräumt werde. Die Gebote des Christenthums sind Gebote der Gerechtigkeit und Menschenliebe, und es wäre ein schreiender Widerspruch, diese Religion, diese Gebote mit ungerechten und unmenschlichen Mitteln vertheidigen zu wollen. Wenn wirklich unsere nationale Kraft auf dem Christenthum in seiner reinsten Gestalt beruht, so kann dieselbe mit Erfolg nur durch rein christliche Mittel erhalten und gefestigt werden, d. h. durch solche, die dem Geist des Christenthums entsprechen und ihm nicht direkt entgegengesetzt sind; letztere würden sie innerlich weit schlimmer untergraben, als jegliche äußere Kirchenspaltung. Die Leute, welche mit Unverstand für Beschützung der Orthodoxie

---

1) In Wahrheit, sagt Rudolph Sohm, ist Gerechtigkeit stets die größte Klugheit, und die gleichmäßig Sonne und Wind den Gesellschaftsklassen zutheilende Gesetzgebung die beste Grundlage für die Erhaltung der bestehenden Ordnung. „Frankfurter Zeitung“ vom 1. März 1896.



eifern, machen sich von ihr ein Bild, als sei sie etwas in der Art eines äußerlichen Dinges, in Bezug auf welches es ganz auf eins herauskommt, wie und wodurch es geschützt wird, wenn es nur unversehrt bleibt. Wenn ich einen mir anvertrauten Kasten mit Staatsgeldern zu transportiren habe, so muß ich gewiß für den Fall eines räuberischen Ueberfalles einen Revolver in die Tasche stecken. Sind aber ähnliche Vorsichtsmaßregeln in der Ordnung, wenn es sich nicht um einen Geldkasten, sondern um die ‚reinste Gestaltung des Christenthums' handelt? Das Christenthum überhaupt, und insbesondere das Christenthum in seiner ‚reinsten Gestalt', ist vor allem ein geistiges Princip, das seine Bekenner innerlich beseelt und sie von jeglichen gewaltthätigen oder bedrückenden Handlungen, gegen wen es auch sein mag, zurückhält.[1]) . . Es ist zweifellos, daß ich, wenn ich an die Wahrheit glaube, nicht gleichgiltig dagegen sein kann, wenn ein anderer sie abläugnet; folgt aber daraus, daß ich diesem anderen gleich an die Kehle fahre? Das Eifern für das Rechte muß selbst gerecht sein. Die Mittel, solchen Eifer zu bethätigen, sind bekannt: das überzeugende Wort, Bekenntniß und Predigt der Wahrheit und, wenn nöthig, Selbstaufopferung und Martyrium. Wo ist denn da Raum für Gewaltthätigkeit gegen andere? Die Anwendung von Zwang anstatt der Ueberzeugung entspringt nicht aus starkem Glauben, sondern aus schwachem Verstande, und manchmal aus der Schwäche des eigenen Glaubens, oder sogar aus dessen vollkommener Abwesenheit. Als grelles Beispiel der letzteren können die Gewalthaber des Römischen Reiches dienen, die, selbst vollständige Zweifler in Sachen der Religion, nichtsdestoweniger die Christen zu Tode brachten, um die Staatsreligion zu beschützen".[2])

---

1) If we expect liberty of conscience for ourselves, we must accord the same to others. The Church of Christ needs not to live by repression, rather by precept and example. J. T. Hardy. The Catholic Times. Juni 4, 1897, p. 3.

2) Vergl. Permaneder, Handbuch des katholischen Kirchenrechtes. 2. Aufl. Landshut, 1853. S. 64 ff. — Wer unter Religion nicht eine mit äußeren Machtmitteln erzwungene Uniformirung des Gottesglaubens und des sittlichen Lebens versteht, sondern die

III. Diese Sätze dürften kaum die volle Zustimmung Pobedonoszew's und seiner Gesinnungsgenossen finden; denn er weiß, wie die katholische Kirche sich ausbreitet und entwickelt, wenn sie ungehindert wirken kann.

„Der nordamerikanische Staatenbund, sagt er,[1]) beschloß als Grundsatz bei seiner Errichtung, sich mit keinem Glaubensbekenntniß irgendwie zu befassen. Als Folge dieses juristischen Zustandes ergibt sich in der Praxis, daß der römische Katholicismus in den Vereinigten Staaten nach und nach die herrschende Kirche wird. Im nördlichen Amerika genießt er eine so freie Vorherrschaft wie in keinem europäischen Reich. Durch keine Beziehungen zum Staat gehindert, keiner Controle unterworfen, bestimmt der Papst im nördlichen Amerika die Eparchien, ernennt Bischöfe, gründet in Menge geistliche Orden und Klöster, bedeckt das ganze Territorium nach und nach mit einem dichten Netz von Institutionen und kirchlichen Agenten. So nennt das Papstthum, indem es die Massen der Katholiken, die jährlich mit der Ankunft neuer Emigranten sich verstärken, unter seinem Einfluß zusammenhält, schon gegenwärtig den vierten Theil der ganzen Bevölkerung, angesichts der andern drei Viertel, die in einer Menge Sekten und Bekenntnissen vertheilt sind, sein eigen.[2])

über des Irdische hinauswachsende freie Entwicklung der reinsten Seelenkräfte, der wird auch wünschen, daß die Ideen des Christenthums nicht durch Polizei und Inquisition, sondern mit geistigen Waffen den Sieg erringen. „M. N. Nachrichten" vom 29. März 1898. Ueber die Inquisition vergl. A. Knöpfler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 1895. S. 384 ff.

1) Pobedonoszew a. a. O. S. 22.

2) Es gibt jetzt im Ganzen 148 verschiedene Religionsgemeinschaften in den Vereinigten Staaten, neben 54 „unabhängigen Gemeinden". „Chronik der christlichen Welt". 1898. S. 360. — Nach der „Missionary Review" ist von 1870 bis 1894 die römisch-katholische Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika von 4,600,000 Seelen auf 8,806,600 angewachsen, die protestantische Bevölkerung

Die katholische Kirche, der ja alle Mittel recht sind, die Gesetze zu umgehen, hat ihren unbeweglichen Besitz bis ins Riesenhafte vermehrt".

IV. Pobedonoszew erhebt eine schwere Beschuldigung gegen die katholische Kirche, ohne nur den Versuch zu machen, dieselbe zu erweisen; er bezeichnet nicht einmal die Gesetze, welche die katholische Kirche umgeht. Vielleicht ist ihm bekannt, daß es Gesetze und Verordnungen geben kann, die zu befolgen nicht gestattet ist.[1]) Vielleicht existiren selbst im „heiligen" Rußland Anordnungen, welche dem christlichen Geiste widersprechen.

Nach dem russischen Gesetz, wird er uns wahrscheinlich erwidern, ist die christlich-rechtgläubige, orientalische Kirche die herrschende Staatskirche in Rußland. Jedoch ist allen nicht zu dieser Kirche sich bekennenden Unterthanen und Ausländern, sowohl im Czarenreiche, als auch im Königreiche Polen und im Großfürstenthum Finland, allüberall volle Glaubensfreiheit und Ausübung ihres Gottesdienstes gemäß den Vorschriften ihrer Kirche gestattet.[2])

V. Wie es mit der Ausführung dieses Gesetzes bestellt ist, läßt sich aus nachstehender Mittheilung erschließen, die uns ein Schriftsteller macht, welcher hierüber unterrichtet ist.

„Mehrere Bauern, von denen einige römisch-katholischer Confession sind, berichtet Leliwa,[3]) melden sich als Pächter

---

aber von 20,020,200 auf 45,654,000. Die Zahl der erwachsenen Mitglieder der protestantischen Kirchengemeinschaften stieg in derselben Zeit von 6,673,400 auf 15,218,000. Auf dem Gebiete des Unterrichtswesens ist die römisch-katholische Kirche sehr rührig, 947,940 Kinder sollen ihre Schulen besuchen. Die Protestanten aber thun auf diesem Felde das ihre auch. „Illustrirte Zeitung" vom 12. August 1897. 109, 216.

1) Vgl. Apg. 4, 17 ff.

2) Graf Leliwa, Russisch-polnische Beziehungen. Leipzig 1895. S. 41 f.

3) A. a. O. S. 144 ff. Vgl. „Preußische Jahrbücher". 1895. 77, 359 ff., 399 ff.; H. v. Samson-Himmelstjerna, Rußland unter Alexander III. Leipzig 1891. S. 137 ff.

eines der Regierung gehörigen, zu verpachtenden Grundstückes. Die Beamten aber verstehen es, die Angelegenheit unter dem Vorwande, die gegenseitige Bürgschaft der Katholiken sei nicht ausreichend, zu verschleppen, bis sich irgend ein Aufkäufer oder fernab wohnender Bauer griechisch-orthodoxer Confession gleichfalls um das Pachtgrundstück bewirbt. Einem von diesen wird es dann zugeschlagen und die katholischen Bauern können es dann von ihm, natürlich gegen einen bedeutend höheren Pachtschilling, in Arrende nehmen, sie werden auf diese Weise dem Aufkäufer oder ihrem der Staatskirche angehörenden Standesgenossen tributpflichtig.

Römisch-katholische Bauern geben ihrem verstorbenen Dorfgenossen und Kameraden das letzte Geleite. Langsam bewegt sich der Trauerzug dahin, Trauergesänge ertönen aus den Reihen der andächtig einherschreitenden Volksmenge. Da plötzlich eilt der Kreispolizeichef hinzu, direkt bis an den Sarg und schreit aus voller Kehle: ‚Wagt's nicht weiterzusingen! Singen ist verboten! Wollt ihr wohl schweigen!' Gegenreden werden laut, einige Stimmen wollen nicht verstummen. Jetzt hält sich der Polizeimann nicht länger; er überschüttet das Volk mit Schmähreden. Natürlich ist die Beerdigungsceremonie gestört, mit der Andacht ist es zu Ende.

An einem hohen katholischen Festtage strömen die Bauern der Umgegend in ihre Kirchspielskirche. Die Gemeindemitglieder sind in stattlicher Anzahl vertreten, es herrscht Schwüle und ein arges Gedränge. Die Administrativverwaltung hält es für nöthig, für heute anzuordnen, daß die Procession, welche sonst um die Kirche herum durch die Straßen des Dorfes oder innerhalb der Ringmauern der Kirche ihren Weg nahm, in dem Gotteshaus selbst vor sich gehe. Die Schwüle wird unerträglich, das Gedränge unheimlich, aber niemand kann sich entschließen die Kirche zu verlassen und auf die Procession zu verzichten. Endlich ist der nothwendige Raum freigemacht, die Procession soll

beginnen. Da ertönt hier der verzweifelte Schrei eines halb-erdrückten Kindes, dort fällt eine Schwangere in Ohnmacht, und etwas weiter beeilt man sich einen halbtodten Greis fortzuschaffen.

Ein Bauer römisch-katholischer Confession stirbt zu einer Zeit, da den Kirchspielsgeistlichen sein Amt für einige Tage an das andere Ende seines Sprengels ruft. Der Sohn des Verstorbenen eilt in das benachbarte Kirchspiel zu dem dortigen Priester, der ihm vielleicht näher wohnt, als der Geistliche des eigenen Sprengels, und bittet ihn, dem Vater das letzte Geleite zu geben. Jener aber kann die Bitte nicht erfüllen, denn schwere Strafe harrt seiner, verläßt er ohne polizeiliche Erlaubniß sein Kirchspiel, und so verbleibt denn der Leichnam in der Hütte bis zur Rückkehr des verreisten Priesters, wohl eine ganze Woche lang.

Eine dunkle Frühlingsnacht hat sich auf die Erde herab-gesenkt. Es ist die Osternacht, ‚die große Nacht', wie die Polen, Weißrussen, Kleinrussen und viele andere slavische Völkerschaften sie nennen. Tausende von Lichtern brennen in den Gotteshäusern der Christen beim Festgottesdienste, feierliches Glockengeläute schallt in das Land hinaus. Nur im westlichen Gebiet erheben sich hier und dort in Finsterniß gehüllte, thurmgezierte Gebäude dunkel wie schwarze Silhouetten vom Himmel ab — es sind römisch-katholische Kirchen, die von der Regierung aus diesem oder jenem Grunde geschlossen wurden. Thränenströme, aber auch manche Tropfen braven Bauernblutes sind bei diesen Gelegenheiten vergossen worden".[1])

1) Die Dinge, welche bei der Schließung der Kirche zu Kroze geschehen sind, sind wohl noch in frischer Erinnerung. — Wie aus Petersburg gemeldet wird, findet auf Veranlassung des Justizministers die Gerichtsverhandlung in der Krozer Affaire in Wilna bei verschlossenen Thüren statt. Auch den Zeitungs-Berichterstattern ist der Zutritt versagt. Zuerst also mißhandelt man die armen Katholiken auf eine barbarische Weise, und dann



Eine neue Weltanschauung hat sich allmählich in der Landbevölkerung des großen westlichen Gebiets herangebildet und festgesetzt. „Der Bauer sieht und empfindet, daß die russische Administrativverwaltung und das russische Beamtenthum ihn auf Schritt und Tritt des Bodens und der Möglichkeit, sich in den Berufsarten, zu denen er Geschick hat, zu beschäftigen, um sich so sein Stückchen Brod ehrlich zu verdienen, zu berauben suchen, ihm sogar Posten, welche früher stets den Bauernsöhnen offenstanden, wie die Stellungen der Gemeindeschreiber, deren Gehilfen, der Landpolizeiunteroffiziere, der Schutzleute, Bahnwärter, Weichensteller, Heizer, Conducteure u. dgl. verschließen. Er muß immer wieder erfahren, daß dieselben Leute ihm im bäuerlichen Leben, wo irgend angängig, Hindernisse in den Weg legen, in jedem entscheidenden Augenblicke wie böse Geister auftauchen, er muß erleben, daß die Polizei schnöde störend eingreift, wenn er seinen Vater, seine Mutter, seinen Bruder, seine Schwester, einen seiner Verwandten oder Nachbarn zu Grabe trägt. Er weiß auch, daß er alles dieses zu erdulden hat, weil er der römisch-katholischen Confession angehört, weil er von seinem Glauben, dem Glauben seiner Väter, nicht abläßt".[1])

„Wird der neue Zar, Nikolaus II., das Unheilvolle solcher Religionstyrannei erkennen oder in den Bahnen seiner Ahnen weiterwandeln"?[2]) Auf diese Frage scheint jetzt die

---

wird dafür gesorgt, daß der wahre und ganze Sachverhalt nicht in die Oeffentlichkeit dringe. Echt russisch! „Germania" vom 7. Oktober 1894. — Fürst Uchtomski bezeichnete es als Rußlands höchst unwürdig, wenn die polnischen Unterthanen so bedrängt und bedroht würden, wie das ja in ganz Westeuropa bekannt ist. „Norddeutsche Allgem. Zeitung" vom 15. April 1895.

1) Vgl. J. Eckardt, Jungrussisch und Altlivländisch. 2. Auflage Leipzig 1871. S. 100 ff.

2) Knöpfler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. S. 676.

Antwort gegeben werden zu wollen. Aus St. Petersburg wird nämlich berichtet:[1]) Die bis zur blutigen Grausamkeit gesteigerte Vergewaltigung der katholischen Unirten im Polenreiche sind bekannt. Nachdem seiner Zeit die ganze katholische Welt sich ob derselben erzürnt hat, glaubt jetzt der Gewissenstyrann Pobedonoszew seine Zeit wiedergekommen, um zu neuen „gerechten Maßregeln" zu schreiten. Damals hatte Pobedonoszew (in seinem Rechenschaftsberichte für 1894/95) darüber bemerkt: „Eine besonders traurige Erscheinung in dem kirchlich-religiösen Leben der Chelm-Warschauer Eparchie, welche für die Lage der Orthodoxie in diesem Gebiete äußerst schädlich ist, bildet das hartnäckige Fernbleiben eines bedeutenden Theiles der ehemaligen Griechisch-Unirten von der orthodoxen Kirche und ihr Streben, zum Katholicismus überzugehen.[2]) Die Zahl solcher Hartnäckigen betrug bis zum Jahre 1895 73,175 Seelen. Die ganze Masse dieser in ihren unirtischen oder katholischen Irrthümern verknöcherten Leute bleibt entweder ohne jede Gemeinschaft mit der Kirche und ohne Sakramente, oder erfüllt solche heimlich im Auslande oder in den römisch-katholischen Kirchen des Weichselgebietes." Jetzt sind nun neue Gewaltbestimmungen gegen die armen Unirten vom Synod erlassen und vom Zaren bestätigt worden.[3]) Sie halten im wesentlichen daran fest, daß wer

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 17. August 1898.

2) Im Jahre 1875 wurde das letzte unirte Erzbisthum Chelm aufgehoben und die flehentlichen Bitten der Ruthenen 1884 mit brutaler Gewalt beantwortet. Alexander III. (1881—1894) schloß 1882 ein neues Abkommen mit Rom, aber nur, um es zu umgehen. Knöpfler, a. a. O. S. 676.

3) Die Polen, erklärt Zar Nikolaus II., mögen ungehindert Gott den Herrn nach lateinischem Ritus verehren, die Russen aber waren von Alters her orthodox und werden es bleiben und werden zugleich mit ihrem Zaren und ihrer Zarin die vaterländische orthodoxe Kirche über alles lieben und ehren. „Kölnische Volks-

einmal formell als Zugehöriger der orthodoxen Kirche betrachtet ist, auch wider seinen Willen ein Glied derselben bleiben muß. In einer ähnlichen Lage, wie die katholische Kirche in Polen, befindet sich auch die lutherische in den Ostseeprovinzen, der gleichfalls zugemuthet wird, lutherisch getaufte und erzogene Kinder als orthodox zu betrachten, weil deren Eltern nach irgend einer, oft nicht einmal einwandfrei geführten Liste eines orthodoxen Kirchspiels zur Orthodoxie gezählt werden.[1])

Die Russificirung der baltischen Schulen, lesen wir,[2]) wird systematisch fortgesetzt. Neuerdings sind die baltischen Volksschulen vollständig dem Einflusse der Pastoren entzogen worden. Im Russificirungsinteresse werden zukünftig die Pastoren in den Angelegenheiten der Schulen kein Wort mehr zu sagen haben; die Ernennung und Entlassung der Lehrer, Anordnung des Unterrichts, selbst in der Religion, und sonstige äußere wie innere Bestimmungen unterliegen ausschließlich den russischen Schuldirektoren.

VI. In ähnlicher Weise werden die Armenier behandelt. Vor vier Jahren, wird berichtet,[3]) erfolgte ein Befehl des Zaren Nikolaus II., alle armenischen Kirchspielschulen zu schließen, in welchen der Unterricht nach dem Programme der mittleren Schulen in armenischer Sprache ertheilt werde. Mehr als

---

zeitung" vom 17., „Allgemeine Zeitung" vom 18. August 1898. — Die große Zahl der Sektirer, der Unglaube und Indifferentismus in weiten Kreisen des russischen Volkes sprechen gerade nicht dafür, daß die Russen „die vaterländische orthodoxe Kirche über alles lieben und ehren".

1) Vgl. H. Dalton, Offenes Sendschreiben an den Oberprokureur des russischen Synods K. Pobedonoszeff. Leipzig 1889. Harleß, Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands vom Jahre 1845 an. 2. Auflage. Leipzig 1869. S. 21 ff.

2) „Germania" vom 28. Juli 1898.

3) Vgl. „Der Reichsbote" vom 2. August 1898.



hundert Schulen im Kaukasus sowie auch in einigen anderen Städten Rußlands wurden darauf geschlossen. Tausende von Kindern wurden aus der Schule ausgestoßen, das Resultat jahrelanger Bemühungen der Schulcuratorien und Wohlthätigkeitsvereine ist zerstört worden. Das Eigenthum der armenischen Volksschulen blieb damals unangetastet, es wurde unter die Curatel der höheren armenischen Geistlichkeit gestellt. Doch neuerdings besann sich die russische Regierung eines anderen. Im Jahre 1897 erfolgte ein neuer Befehl des Zaren, sämmtliches bewegliche und unbewegliche Eigenthum der geschlossenen armenischen Volksschulen in das Eigenthum der Regierung überzuführen. Dieser Befehl wurde vor kurzem vollzogen, die Regierung hat sich, ohne jedwede Entschädigung zu leisten, die Landstücke und Gebäude der armenischen Volksschulen angeeignet.[1])

VII. Für diese Vergewaltigungen Andersgläubiger wird der Zar verantwortlich gemacht, weil er Selbstherrscher ist, durch keine Verfassung beschränkt, und weil die Verfolgungsmaßregeln von ihm genehmigt werden.[2]) Nicht wenige werden dagegen der Ansicht sein, daß er seine Genehmigung hiezu ertheilt, weil die Verhältnisse stärker sind als er, weil er nicht völlig frei ist, sondern sich in einer gewissen Zwangslage befindet.

„Trotz der immerwährenden politischen Agitation der polnischen Katholiken unterliegt der römisch-katholische Cultus in Rußland keiner Beschränkung (!) .. Die Freiheit zur Ausübung jeder Religion ist in Rußland größer als in den übrigen Staaten Europa's; nur die Freiheit der Pro-

1) Der Staat hat schlechterdings nicht die Mittel, einem Volksstamm seine Muttersprache zu rauben, und eine vernünftige Regierung erstrebt das gar nicht. „Allgem. Zeitung" vom 26. Febr. 1896.

2) Cfr. The Contemporary Review. London 1892. 61, 1 ff.



paganda ist beschränkt. (!) Die römische Kirche hat mithin in Rußland größere Freiheit als in allen occidentalischen Ländern": so bemerkt A. v. Maltzew, Propst an der Kirche der kaiserlich russischen Botschaft zu Berlin.[1])

Diese Bemerkung zeigt wohl deutlich genug, von welcher Gesinnung die Orthodoxen gegen die katholische Kirche erfüllt sind, und mit welchen Mitteln sie diese Gesinnung zur Geltung bringen. Der Zar wird kaum umhin können, derselben Rechnung zu tragen, selbst wenn er sie nicht theilen sollte.[2])

Dr. Röhm.

(Zweiter Artikel folgt.)

---

1) Maltzew, Antwort rc. Berlin 1896. S. 26 f.

2) Malheureusement, la Russie n'est pas encore dégagée de tous ses vieux préjugés à l'égard de l'Église catholique. Celle-ci, à ses yeux, est composée de Latins. Dans les Latins, la masse des Russes voit surtout des Polonais Embrasser leur religion, pratiquer leur culte, c'est pour eux rompre avec la tradition slave, se dénationaliser. Comme le peuple, le gouvernement croit que la cohésion de l'empire, son hégémonie en Orient et le brillant avenir de la race slave sont indissolublement liés à la religion orthodoxe. La Terre Sainte. Paris, 1898. p. 224.

XLVIII.

Der IV. internationale Landwirthschaftscongreß zu Lausanne.

Unter düsteren Auspicien versammelte sich der vierte internationale Agrarcongreß in der alten Bischofsstadt am Genfersee. Kaum zwei Tage vorher (10. Sept.) war im nahen Genf die Kaiserin Elisabeth ermordet worden, und die entsetzliche That hatte auch hier den tiefsten Eindruck gemacht. Dies merkte ich schon aus den Reden auf der Straße, aus den Entschuldigungen, in welche besonders die Frauen aus dem Volke sofort ausbrachen, wenn ich erwähnte, daß ich aus Oesterreich sei. „Wir (das heißt die Schweizer) können nichts dafür! Wir sind sehr traurig, daß es geschah!" — waren die Worte, die man wieder und wieder hörte.

Bei Eröffnung des Congresses sprach der Präsident der Schweizer Eidgenossenschaft, Eugen Ruffy, von „dem Trauerschleier, der die ganze Schweiz bedeckt" wegen „des feigen und entsetzlichen Attentates auf die edelste, die liebenswürdigste und die wohlthätigste der Fürstinen", und Meline erklärte im Namen der ausländischen Congreßmitglieder, daß alle den tiefsten Antheil nehmen „an der Trauer eines großen Volkes und eines großen Herrschers". Noch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten wurde diesem Gefühle Ausdruck gegeben, und die dem Congresse zugedacht gewesenen großen Feste unter=

blieben. Man beschränkte sich auf drei gemeinsame Mahle und auf einige gemeinsame Ausflüge in landwirthschaftlich besonders interessante Gegenden.

Der Ausblick von der Genfer Gräuelthat auf die Ursachen des Anarchismus: die Ansammlung brotloser, verzweifelter Existenzen in den Städten in Folge der wachsenden Verarmung des Landes, wäre gerade auf einem Agrarcongresse natürlich gewesen. Er unterblieb jedoch, sei es aus Rücksicht auf das benachbarte Italien, wo die Aussaugung des Landvolkes und die Entwicklung des Anarchismus Hand in Hand gehen; sei es, weil man jede Erörterung socialer Natur vermeiden und sich auf rein wirthschaftliche Fragen beschränken wollte.

Die Arbeiten des Congresses erfolgten in 7 Sektionen; die erste befaßte sich mit nationalökonomischen Aufgaben; die zweite mit wissenschaftlichen Forschungen zu Gunsten der Landwirthschaft und mit der Frage des landwirthschaftlichen Unterrichtes; die anderen mit technischen Fragen, betreffend Forstwesen, Alpenwirthschaft, Milchverwerthung, Viehzucht, Feldbau, landwirthschaftliche Industrien und Anderes.

Den Mitgliedern der ersten Sektion wurde gleich zu Beginn ihrer Sitzungen eine große Ueberraschung zu theil. An der Spitze ihres Arbeitsprogrammes stand eine Untersuchung über die Lage der Landbevölkerung im Zusammenhange mit der Landwirthschafts-Krisis. Da der Referent G. Blondel erkrankt war, fiel dieser Punkt weg, und der französische Senator Fougeirol sprang ein mit einem Berichte über den Zusammenhang zwischen dem Niedergang der Getreidepreise und der Währungsfrage. Seine Darlegungen lassen sich in folgender Weise zusammenfassen:

Die Statistik weist nach, daß seit ungefähr 20 Jahren fast alle Landwirthschaftsprodukte um nahezu die Hälfte ihres früheren Preises gesunken sind. Der gleiche Niedergang zeigt sich bei den Erzeugnissen der Industrie.

Aber nicht alle Länder sind von diesem Preisniedergange betroffen. Er findet sich in den Ländern Europas und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Er besteht nicht in den asiatischen Staaten und in Mexiko.

Von diesen Staatengruppen hat die erste Goldwährung, die zweite Silberwährung.[1] Dies Zusammenfallen von Goldwährung und Produktionskrisis, von Silberwährung und normalen Produktionsverhältnissen legt den Schluß nahe, daß der Preisdruck mit der Währung zusammenhängt.

Vor 1873 bestanden 3 Währungsgruppen:

1. England und Portugal mit Goldwährung.

2 Die asiatischen Staaten, Mexiko und Südamerika mit Silberwährung.

3. Die übrigen Culturstaaten mit Doppelwährung. Sie gestatteten gleich der ersten Gruppe die freie Goldprägung und gleich der zweiten die freie Silberprägung, und zwar in dem Verhältnisse, daß die aus einem Kilo Goldes und die aus fünfzehneinhalb Kilo Silbers geprägten Münzen immer den gleichen Werth hatten.

Während der 75 Jahre, daß die Doppelwährungsstaaten dies Werthverhältniß durch Gesetz aufrechterhielten, wurden Gold und Silber auch in den Staaten mit nur einem Währungsmetalle im gleichen Verhältnisse gegeben und genommen; es fanden nur ganz geringe Schwankungen statt. Das Gold hatte also im Silberlande keinen höheren Werth, keine höhere Kaufkraft als im Goldlande; das Silber im Goldlande keinen geringeren Werth, keine schwächere Kaufkraft als im Silberlande. 1873 stellte Deutschland und nach ihm die meisten anderen europäischen Staaten mit Doppelwährung sowie die Vereinigten Staaten die freie Silberprägung ein. Das feste Werthverhältniß zwischen Gold und Silber hörte auf. Der Werth der Goldmünzen im Verhältnisse zu den Silbermünzen stieg hoch empor.

---

1) Fougeirol zählte Japan zur zweiten Gruppe, wahrscheinlich wegen der kurzen Zeit, daß die Goldwährung in diesem Staate besteht.

Damit stiegen auch die **Produktionskosten** in den **Goldländern.**

Denn daß die inländische Münze in ihrem Verhältnisse zur ausländischen an Werth zunimmt, pflegt **nicht** die Herabsetzung der inländischen Preise zur Folge zu haben. Die Menge landesüblicher Münzen, welche der Mensch einer bestimmten socialen Schichte zu der in dieser Schichte gewöhnlichen Lebensweise im Jahre braucht, wird durch die stattfindenden Aenderungen des Preises und des Münzwerthes nur äußerst langsam verändert. Deßhalb blieb die Zahl der inländischen Geldeinheiten, die der Producent im Goldlande zu seinem Lebensunterhalte braucht, nach Abschaffung des festen Verhältnisses zwischen Gold und Silber so ziemlich dieselbe; aber diese Geldeinheiten hatten jetzt auf dem internationalen Markte einen weit höheren Werth. Und da die Kosten des Lebensunterhaltes der Producenten den größten Theil der **Produktionskosten** ausmachen, nahmen auch die Kosten der Produktion im Goldlande in gleichem Maße zu.

Auch in den Silberländern blieben sich die zum Normal-Lebensunterhalte erforderlichen Mengen inländischer Geldeinheiten gleich, aber am **Goldwerthe** gemessen, hatte der Werth der silberländischen Münzen und damit auch die Kosten des Lebensunterhaltes des Producenten und der Produktion bedeutend abgenommen.

Fougeirol veranschlagt diese Abnahme auf ungefähr die Hälfte. Für die Behauptung, daß die Lebens- und Produktionskosten im Silberlande nach dem internationalen Werthsturze des Silbers die gleichen geblieben seien, beruft er sich auf das Zeugniß von Reisenden in überseeischen Ländern, auf die Berichte der englischen und französischen Consuln und auf die Mittheilungen der Vorsteher französischer Missionen zur Verbreitung des katholischen Glaubens in China und Indien, die versichern, daß sie heute mit ihnen aus Frankreich gesandten tausend Franken gerade doppelt soviel ausrichten als zur Zeit des festen Werthverhältnisses zwischen Gold und Silber, weil sie heute für das goldländische französische Geld gerade doppelt soviel inländisches bekommen als früher, und dies inländische im Inlande noch die gleiche Kaufkraft besitzt wie ehemals.

Da also das Geld der Goldländer in den Silberländern den doppelten Werth besitzt, und die Produktionskosten in den Silberländern nicht zugenommen haben, so können die silberländischen Producenten ihre zur Ausfuhr in weite Ferne geeigneten Erzeugnisse — so das Getreide — im Goldlande ganz gut zu einem Preise hergeben, bei welchem der ungefähr doppelt so theuer producirende goldländische Producent zu Grunde gehen muß.

Will der goldländische Producent im Silberlande seine Erzeugnisse absetzen (was er ja mit denen seiner Industrie unternimmt), so muß er zu Silberpreisen, also für seine Verhältnisse viel zu billig verkaufen.

Gegen den Beschlußantrag, welchen Fougeirol auf Grund dieser Darlegung stellte, erhob sich von mehreren Seiten Widerspruch. Derselbe war jedoch mit einer Ausnahme nicht sachlich: man wies hin auf die Schwierigkeit, die Heiklichkeit der Frage, erklärte, nicht genügend eingeweiht zu sein, wollte nur eine ganz unbestimmte Resolution annehmen. Da fuhr Méline mit großer Energie dazwischen, erklärte Fougeirols Forderung, daß nur irgend ein festes Werthverhältniß hergestellt werde, für allzu bescheiden und sprach sich auf das entschiedenste für den Bimetallismus aus

„Der Mangel eines festen Werthverhältnisses“ — erklärte er — „versetzt die Welt in Unruhe; die Industrie leidet unter diesem Mangel ebenso sehr wie die Landwirthschaft und erwartet gewiß vom Congresse, daß er sich für die Festigkeit erkläre“. Der französische Staatsmann zeigte, wie die nach Tonkin liefernden französischen Industriellen durch die Werthschwankungen des dortigen Piasters in seinem Verhältnisse zum Franc geschädigt werden, und rief dann aus: „Begreifen Sie nun, daß man in der Geschäftswelt die Geduld verliert“?

So groß sei das Bedürfniß nach Festigkeit des Werthverhältnisses zwischen Gold und Silber, daß selbst in den monometallistischesten Ländern, so in England, Jedermann die Nothwendigkeit einer solchen Fixirung anerkenne. „Als Haupt des vorigen französischen Ministeriums habe ich den Vorsitz

geführt bei Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und England zur Lösung des Währungsproblemes: Niemand stellte dort die Nothwendigkeit eines festen Verhältnisses zwischen Gold und Silber in Abrede. Mr. Balfour hat im Unterhause darüber eine Erklärung abgegeben, die keinem Zweifel Raum läßt. Es ist im Interesse aller Welt, daß man diese Wiederherstellung will. Und was ist diese Wiederherstellung? Man muß nicht vor Worten erschrecken: es ist der Bimetallismus, nichts Anderes — und ich weiß heute keinen Monometallisten mehr, der es in Abrede stellen würde. Die Monometallisten bringen heute nur mehr einen einzigen ins Gewicht fallenden Einwand vor. „Es ist ausgezeichnet, es ist wünschenswerth" — sagen sie — „aber es ist zweifelhaft, ob wir zu internationalem Einvernehmen gelangen können".

„Die Lage ist also international" — schloß Meline — „aber es ist gerade die Aufgabe dieses Congresses, internationale Fragen zu klären. Wir vertreten die verschiedenen Regierungen, wenn nicht die öffentliche Meinung, und wir müssen unsere Ansicht aussprechen".

Diese Darlegungen wirkten; der Congreß nahm mit sehr großer Mehrheit Fougeirols Antrag an: die Regierungen zu genauer Untersuchung der Währungsfrage zum Zwecke der Wiederherstellung eines festen Verhältnisses zwischen Gold und Silber aufzufordern.

Fougeirol hatte im Laufe seiner Darlegungen erklärt, daß er der Spekulation und dem Börsenspiele keineswegs den Einfluß auf die Preisbildung gewisser Waaren abspreche. Die Wirkung des letztgenannten dieser Faktoren auf den Getreidepreis nachzuweisen, hatte sich Dr. Ernst Laur, Obmann des schweizer Bauernsekretariates, zur Aufgabe gemacht.

Der Wohlstand (setzte er auseinader) hat sich während der letzten 50 Jahre in den Culturstaaten bedeutend ausgebreitet. Es geht dies hervor aus der Zunahme des Verbrauches von Fleisch, Tabak, Wein, Bier, Zucker, Kaffee und Thee; aus den zahlreichen Festen, dem Sonntagsverkehre auf den Eisenbahnen,

der Bauthätigkeit, der Menge und Einträglichkeit der öffentlichen Wirthschaften und Vergnügungslokale, sowie aus dem Steigen des Grundpreises, zum Theile auch aus der Zunahme der Bevölkerung, obgleich hier auch der Moralfaktor ins Gewicht falle. Die steigende Cultur hat auch die Löhne, besonders in der Landwirthschaft erhöht; sie hat ferner die Bedürfnisse der bäuerlichen Bevölkerung gesteigert.

All dies hat die Produktionskosten der Landwirthschaft in einem Grade vermehrt, der durch die Verbilligung einzelner Roh- und Hilfsstoffe nicht mehr ausgeglichen wird. Mit der steigenden Cultur steigen unter normalen Verhältnissen auch die Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, und wirklich läßt sich diese Erscheinung bis in die siebziger Jahre unseres Jahrhunderts bei den wichtigsten Landwirthschaftsprodukten nachweisen. Von da an beginnen jedoch Weizen und Roggen stark im Preise zu sinken, während andere Produkte, wie Fleisch, Milch, Käse die aufsteigende Preisbewegung fortsetzen.

Weizen und Roggen sind nun heute im Preise so tief gesunken, daß der Landwirth bei ihrem Anbaue nicht mehr seine Rechnung findet. Die einzige Möglichkeit, das Getreide billiger zu produciren: die extensive Wirthschaft, wird ihm durch die Höhe der Bodenpreise verwehrt.

Der Landwirth sucht nun zu erfahren, was den Preis seines wichtigsten Produktes so tief herabdrückt. Bis vor kurzem nannte man als Grund die Ueberproduktion: es wird — hieß es — jährlich viel mehr Getreide gebaut, als die Menschheit verbrauchen kann, und dies übermäßige Angebot macht, daß der Preis immer tiefer sinkt. Seit nun aber Dr. Ruhland nachgewiesen hat, daß die jährliche Weltproduktion an Getreide den Weltbedarf keineswegs deckt, kann Ueberproduktion nicht mehr ernsthaft als Ursache des Preisdruckes genannt werden.

Die wirkliche Ursache des Preisdruckes ist das Terminspiel an den großen Produktenbörsen der Welt. „Getreideproduktion und Brotverbrauch haben ihren früheren Einfluß auf die Bildung der Getreidepreise verloren; ein künstliches Angebot und eine künstliche Nachfrage geben den Ausschlag. Der Papierweizen-Handel beherrscht den Getreide-

markt; der Handel mit wirklichem Weizen ist nur noch dessen unfreiwilliger Schleppträger".

Wie sehr das künstliche Angebot das wirkliche übersteigt, davon gibt folgende Mittheilung Ruhlands eine Probe: Im Erntejahre 1892/93 wurden an der Börse in New-York 2203.5 Mill. Bushels Weizen gehandelt, aber nur 75 Mill. Bushels wirklichen Weizens umgesetzt. Allein an den amerikanischen Börsen wird durchschnittlich 10 mal mehr Weizen gehandelt, als die ganze Welternte beträgt.

Aus einer Reihe von Zahlen weist Laur das Mißverhältniß zwischen der Größe der Weizenernte und dem Weizenpreise nach, woraus hervorgeht, daß die größere oder kleinere Menge des vorhandenen Weizens ungefähr in einem Jahrzehnt keinen Einfluß auf den Preis hat.

Hier nur wenige dieser Zahlen:

	Die Welternte betrug:						
1891	66,595 Millionen Tonnen;	der	Preis	per	Tonne	172.10	M.
1893	67,903 „	„	„	„	„	122.80	„
1895	67,350 „	„	„	„	„	107.00	„

Man sieht: die Ernte von 1895 ist um 550 Millionen schwächer als jene von 1893 — trotzdem ist der Preis der Tonne Weizen um 15.80 Mark niedriger als im erstgenannten besseren Erntejahre.

Es sind eben die für den Papierweizenhandel oder das Terminspiel vereinbarten Preise auch für den Effektivhandel, den Handel mit wirklichem Weizen maßgebend. Die großen Börsen zu New-York, Liverpool, Amsterdam, Wien und Berlin diktiren der Welt nach Willkür die Preise.

Laur betont, daß dem wirklichen Terminhandel, bei dem Verkäufer wie Käufer die Lieferung und den Bezug wirklichen Weizens bezwecken, kein Vorwurf zu machen ist. Diese Art von Terminhandel liegt in der Natur des Getreidegeschäftes; die großen Entfernungen zwischen Ausfuhr- und Einfuhrländern verhindern, daß Kauf und Bezug der Waare stets unmittelbar auf einander folgen. Schädlich aber ist jener Getreide-Terminhandel, bei dem an Stelle der Lieferung wirklichen Getreides nach Belieben die Auszahlung des Unterschiedes (Differenz)

zwischen dem beim Geschäftsabschlusse festgesetzten und dem zur Lieferungszeit (Termin am Ultimo) an der Börse geltenden Preise treten kann: das Terminspiel.

Dieses verderbliche Spiel ist heute mit dem wirklichen Getreidehandel auf verschiedene Weise verflochten und schädigt ihn, gleichwie es den Landbau schädigt. Der auf das Fallen, wie der auf das Steigen spekulirende Terminspieler ziehen oft große Getreidemengen heran: der erste, um sie zu verschleudern und dadurch die Preise zu drücken, der zweite, um sie dem Verkehre zu entziehen und dadurch die Preise in die Höhe zu treiben und den Baissier zu hindern, daß er sich decke. Verliert der Haussier das Spiel, so schleudert er den zurückgehaltenen Weizen auf den Markt, um seine Differenzschuld bezahlen zu können, und drückt dadurch den Preis ebenso wie der Baissier durch nicht dem lokalen Bedarfe angemessene Zufuhr. Dies thut der Haussier auch, wenngleich in weniger direkter Weise, wenn er gewonnen hat und nur das zurückgehaltene Getreide los werden will. Da der Gewinn durch die Differenz den im wirklichen Getreidehandel zu erzielenden weit übersteigt, fällt für den Spieler nach Auszahlung der Differenz der Preis seiner effektiven Waare wenig ins Gewicht.

Durch den vom Differenzspiele bewirkten Preisdruck werden auch die wirklichen Getreidehändler gezwungen, auf Differenz zu spielen, um sich so gegen den geschäftlichen Schaden zu sichern, an dem nun schon fast alle alten Getreidehandelsfirmen, die nicht dem Terminspiel fröhnten, zu Grunde gegangen sind: der Aufschwung der Terminbörse fällt mit dem Niedergange des redlichen Getreidehandels zusammen.

Bei den Arbitrageuren ist es Gebrauch, sich durch gleichzeitigen Kauf von wirklichem Weizen und Verkauf von Papierweizen auf Termin, oder umgekehrt, sich für das Steigen oder Fallen des Getreidepreises vorzusehen. Sinken die Preise, so macht es dem Arbitrageur nichts, wenn er sein Getreide unter dem Ankaufspreise an den Consumenten weiter gibt: er hat ja seinen Gewinn durch die ihm in Folge dieses Sinkens zugefallene Differenz.

Dieser Verquickung des verderblichen Terminspieles mit

dem berechtigten Terminhandel wegen ist die Unterdrückung des Spieles sehr schwierig. Es gibt jedoch ein Mittel dagegen: die Abschaffung der Börsenusance beim Termingeschäft.

In einem wirklichen Kaufvertrage pflegt Menge und Güte der Waare, der Ort und die Zeit ihrer Ablieferung genau bestimmt zu werden. Bei dem an der Börse geschlossenen Termingeschäfte aber tritt an Stelle all dieser Bestimmungen die Börsen-Usance. Als Ort der Lieferung gilt die Börse, als Zeit der betreffende Börsentermin, als Menge fünf Eisenbahnwagen. Die Güte richtet sich danach, was für Waare an die betreffende Börse am schnellsten herangezogen werden kann. Auf den amerikanischen und englischen Getreidebörsen ist es Waare erster Güte, in Wien Mittelwaare, in Berlin Schundwaare.

Wenn nun an der Börse Getreide zu einem gewissen Preise ausgerufen wird, so bedarf es nur eines Zustimmungszeichens des Kauflustigen — und das Geschäft ist abgeschlossen. Es steht dann im Belieben des Käufers und Verkäufers, ob sie zum Termine Waare nehmen und geben, oder Differenzen bezahlen und einstecken wollen. Letzteres ist die Regel; es gilt für ungehörig, für einen argen Verstoß gegen den geschäftlichen Anstand, wenn der Käufer von dem die Differenzzahlung anbietenden Partner die Lieferung von Weizen verlangt, oder umgekehrt. So erklärt es sich leicht, daß die Menge des im Differenzspiele umgesetzten „Papierweizens" jene des wirklich verkauften Weizens um das Zehn- und Mehrfache übersteigt.

Diese Usance ist es nun, die Laur durch Gesetze und Reform der Börse abschaffen will, um dem Terminspiele ein Ende zu machen. „Hier trifft man — versicherte er — das schädliche Spiel in seinem Lebensnerve, ohne dabei das Effektivgeschäft auf Zeit unmöglich zu machen". Ohne die Usance ist das Terminspiel technisch unmöglich, der Verkauf wirklichen Getreides für einen bestimmten Zeitpunkt bedarf aber der Usance nicht.

Neben dieser Reform, welche die Landwirthe aller Länder

gemeinsam von ihren Gesetzgebungen verlangen sollen, muß noch ein Mittel angewandt werden: die internationale Vereinigung aller Landwirthe zum Schutze ihrer Existenz. Sie mögen sich eine Centralstelle schaffen, die sie stets rechtzeitig über die Absatzverhältnisse aufklärt und die Vermittlung der Börse für sie überflüssig macht, so daß die Landwirthe den ihnen gebührenden Einfluß auf die Preisbildung des Getreides erhalten. Sie werden diesen Einfluß gewiß nicht zu Brotwucher mißbrauchen, sondern nur zur Erhaltung eines gleichmäßigen, ihren Produktionskosten entsprechenden Preises. An diesen paßt sich die Volkswirthschaft leicht an, während starke Schwankungen des Brotpreises immer Krisen im Gefolge haben.

Der Referent schloß mit dem Rufe: „Landwirthe aller Länder, vereinigt euch!“

Die Debatten, welche sich in der Sektion wie in der allgemeinen beschlußfassenden Versammlung an diesen Vortrag knüpften, brachten nicht viel neue Gesichtspunkte zur Sache selbst; manchen der Herren schien der Gegenstand neu. Meline bestritt die Zweckmäßigkeit der Beschränkung des Terminhandels unter Hinweis auf die Nothwendigkeit der Vertragsfreiheit und meinte: die beste Art, den Landwirth vor zu billigem Verkauf seines Weizens zu schützen, sei, daß man ihm den nöthigen Credit verschaffe, damit er mit dem Verkaufe warten könne. Jetzt pflegen die Landwirthe nach der Ernte ihr Getreide massenhaft zu verkaufen, weil sie eben das Geld dringend nöthig haben. Man möge die große Spekulation eindämmen, den Terminhandel selbst aber schonen. Meline wie Henry Sagnier, Direktor des „Journal de l'Agriculture“ in Paris berichteten, daß in Frankreich das Terminspiel in Mehl, Alkohol, Kaffee und dergl. häufig ist. Fougeirol meinte: Wenn die Festigkeit des Werthes zwischen Gold und Silber wiederhergestellt ist, werden sich Handel und Consum wieder wie früher Vorräthe anschaffen, und dadurch wird die Spekulation bedeutend eingeschränkt werden. „Unter gewissen Vorbehalten“

nahm jedoch der Vorkämpfer des Bimetallismus Dr. Laurs Forderungen an.

Diese Forderungen wurden jedoch von der ersten Sektion in arger Weise umgemodelt. In den begründenden Erwägungen, die man als Hauptinhalt des Referates voranschickte, stellte man das seit dem internationalen Agrarcongresse in Budapest vollkommen widerlegte Märchen von der Ueberproduktion als Möglichkeit hin, und in den Forderungen war nicht von der Abschaffung der Usance beim Terminhandel, sondern nur von einer „internationalen Reform der Getreidebörsen" die Rede.

Dr. Laur wurde an nachdrücklicher Vertheidigung seiner Thatsachen und Forderungen durch Mangel an Gewandtheit in der französischen Sprache verhindert, und dieser Mangel war auch der Grund, weßhalb Professor Ruhland, der zur entscheidenden Versammlung von Freiburg nach Lausanne gekommen war, und als Autorität in Agrarfragen von allen Seiten sehr aufmerksam betrachtet wurde, nicht in die Debatte eingriff. Die vom Sektionspräsidium redigirten Conclusionen: internationale Börsenreform und internationale Organisation der Landwirthe als Gegengewicht gegen die Börsenmanöver wurden schließlich angenommen.

Hr. Sagnier berichtete über den landwirthschaftlichen Gegenseitigkeits-Credit in Frankreich, der erst seit drei Jahren besteht und sich auf die freiwilligen Landwirth-Genossenschaften stützt. Er wird nur an Mitglieder solcher Genossenschaften ertheilt und hat landwirthschaftliche Verbesserungen zum Zwecke, die innerhalb eines Jahres durchgeführt sein können. Jenen Theil des Geldes, den die Mitglieder der Genossenschaft nicht selbst zusammenbringen, erhält die Kasse von einer Bank, bei der sie die Schuldscheine ihrer Schuldner hinterlegt und welche dieselben escomptirt. Bisher hat noch keine der creditgebenden Genossenschaften und keine der Banken Schaden gehabt. Der

Landwirth erhält auf diese Art Darlehen zu 4% und weniger, während er sich anderwärts das Geld nicht unter 5 bis 10% und mehr Zinsen verschaffen könnte.

Die 600 Raiffeisenkassen, die in Frankreich bestehen, geben zu gleichem Zins. Sie pflegen einen confessionellen Charakter zu haben und erhalten ihr Geld meist von den wohlhabenden Mitgliedern. Deßhalb, und weil ihr Gebiet beschränkt ist, hält Herr Sagnier sie für weniger nützlich als die anderen.

Herr Hankar aus Belgien berichtete über eine neue bäuerliche Creditorganisation in Belgien. Sie beruht auf lokalen bäuerlichen Credit-Genossenschaften mit unbeschränkter Haftung, die bisher 2/3 des darzuleihenden Geldes selbst aufbringen. Das Fehlende erhalten sie von den Sparkassen, aber durch Vermittlung von eigenen Geschäfts-Comptoirs, die größtentheils aus Geistlichen und Advokaten bestehen und die wirthschaftlichen Verhältnisse der Bauern-Genossenschaften ihres Sprengels kennen. Es bestehen jetzt acht solcher Comptoirs. Sie sind der Sparkasse gegenüber für die Rückzahlung der Gelder verantwortlich, damit dem Bauern einiger Spielraum hinsichtlich der Rückzahlungs-Fristen gewährt werden kann. Denn es ist dem Bauern, der Verschiedenheit der Ernten und des Eintretens von Unglücksfällen wegen, oft nicht möglich, zu bestimmten Terminen zu bezahlen.

Bisher haben sich diese Kassen bewährt; es ist nur ein einziger Fall von Nichtzahlung vorgekommen.

Meline zeigte, wie die 40 Millionen Franken, welche die Bank von Frankreich bei Erneuerung ihres Privilegs der Regierung zur Verfügung stellen mußte, den französischen Landwirthen zugewandt werden, und setzte die Einrichtung der Warrants auseinander, durch welche den Landwirthen der Werth der in ihrer Hand verbleibenden Produkte escomptirt werden soll. Diese Mittheilung wurde mit besonderer Aufmerksamkeit angehört; ist es doch das erstemal, daß dieses

Experiment gemacht wird, denn es scheiterte bisher immer an dem Bedenken der Juristen gegen das Verbleiben des Pfandes in den Händen des Schuldners.

Die Vorträge über schweizerische Verhältnisse enthielten viel des Interessanten; jedoch verbietet hier der Raum das nähere Eingehen. Es sei nur aus dem Berichte des Cantonsstatistikers Naef (Aarau) erwähnt, daß die Kataster-Vermessung in 7 Cantonen, nämlich in Freiburg, Solothurn, Baselstadt, Schaffhausen, Waadt, Neuenburg und Genf vollständig durchgeführt ist und in 9 anderen zum Theile. Es ist ungefähr die Hälfte der Gemeinden der Schweiz, in denen die Katastrirung stattgefunden hat. — Die Versuche des eidgenössischen Landwirthschafts-Departements, den Stand der ländlichen Verschuldung und deren Ursachen festzustellen, hat bislang wenig Erfolg gehabt: der Schweizer Landmann gewährt nicht gerne Einblick in diese Verhältnisse. — Seit einiger Zeit ist der Preis des Grundbesitzes im Sinken begriffen. Dies steht offenbar mit dem Rückgange des Getreidebaues in Zusammenhang. Im Aargau wurde schon zu Ende des vorigen Jahrzehnts Bevölkerungsrückgang festgestellt, und als Ursachen hauptsächlich die Zunahme der Bodenverschuldung, der Rückgang der Hausindustrie und die Vermehrung der Steuerlast des Landvolkes gefunden.

Der Freiburger Polizeidirektor Beat Collaud theilte den Plan einer obligatorischen Viehversicherung mit, der im Canton Freiburg durchgeführt wird, weil die jetzigen gegenseitigen wie die capitalistischen Versicherungsgesellschaften mit beträchtlicher staatlicher Geldhilfe sich ganz und gar nicht bewährt haben; die Kosten stiegen übermäßig.

Der Belgier Strome berichtete über die bäuerlich-genossenschaftlichen Feuerversicherungen, die jetzt allenthalben in Belgien entstehen, hervorgerufen durch das Mißverhältniß zwischen den Forderungen der kapitalistischen Versicherungsgesellschaften und deren Leistungen. Der Referent

theilte mit, daß 16 belgische Versicherungsgesellschaften zusammen ein Kapital von 15 Mill. Franken haben, das ihnen 20% bringt.

Die Referate und Debatten über die landwirthschaftliche Praxis beeinflussende wissenschaftliche Forschungen, den landwirthschaftlichen Unterricht und die landwirthschaftliche Praxis waren nach Allem was ich darüber erfuhr, zahlreich und gründlich. Auch hier kam manches socialpolitisch Wichtige vor, das später durch das Congreßprotokoll weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden wird.

M. v. Vogelsang.

XLIX.

Zur neuesten Reform in Irland.

Die Entwicklung Irlands hat mit der Großbritanniens nicht gleichen Schritt gehalten, weder auf intellektuellem noch auf socialem Gebiet. Religiöser Fanatismus, blinde Voreingenommenheit für die herrschende Klasse, die man ihrer ebenso drückenden als ungerechten Machtstellung nicht berauben wollte, grundloses Mißtrauen gegen die einheimische katholische Bevölkerung, der man die zur Selbstregierung nothwendigen Eigenschaften absprach, hatten es verschuldet, daß Irland bis herab auf die Gegenwart die am schlechtesten regierte Provinz des großen britannischen Reiches war. Der Plan Gladstone's, Irland politische Selbständigkeit, Home Rule zu geben, war verfrüht, und mußte scheitern, weil das Volk nicht vorgebildet war und sich bis auf die letzten Jahrzehnte in schmählicher Abhängigkeit von dem protestantischen Adel befand, der seinen Einfluß bei der englischen Regierung zur Unterdrückung der eingebornen katholischen Bevölkerung

mißbrauchte. Die conservative Partei bekämpfte die Gewährung von Home Rule unter dem Vorwand, daß dieselbe zur Losreißung Irlands von England und zum Bürgerkrieg zwischen den Katholiken und Protestanten der grünen Insel führen würde, versprachen aber zum Ersatz eine Ausdehnung des Verwaltungsrechtes durch lokale, von dem Volke zu erwählende Behörden. Dieses schon längst versprochene Gesetz ist endlich im Parlamente durchgegangen und von der Königin bestätigt worden. Kraft dieses Gesetzes haben die Massen fast vollständige Gleichberechtigung erlangt, dagegen ist der ungemessene und schädliche Einfluß der bisher herrschenden Klasse beschränkt worden.

Die Grand Jury, die eine ganz anomale Stellung eingenommen hatte und die aus den Großgrundbesitzern und den Beamten zusammengesetzt war, hat fast alle ihre Vorrechte eingebüßt und hat nur einige gerichtliche Funktionen beibehalten. Früher ruhte die gesammte Verwaltung der einzelnen Grafschaften in ihrer Hand; sie bestellte die Beamten, schloß die Contrakte ab, überwachte den Straßen- und Brückenbau, erhob die für die Bestreitung der Unkosten nöthigen Gelder. So lange die Grand Jury die öffentliche Meinung nicht zu scheuen brauchte, machte sie sich aller der Verbrechen schuldig, die Corporationen, die unter keiner Controlle stehen, eigenthümlich sind; Bestechung, Unterschleif, Bedrückung der Untergebenen waren an der Tagesordnung; die Steuern waren ja dazu da, um sich mit denselben aus der Noth zu helfen. Seit den letzten vierzig Jahren sind Unehrlichkeit und Betrug nur selten vorgekommen, dagegen war die Grand Jury mehr als je bemüht, die Regierung gegen das Volk aufzuhetzen, Gewaltmaßregeln und Ausnahmegesetze zu befürworten, ganze Grafschaften für die Verbrechen von Individuen zu bestrafen, und die Aussöhnung der Großgrundbesitzer mit den Pächtern hinzuhalten. Ob den Landlords überhaupt noch zu helfen sei, ist freilich eine ganz andere Frage, die von Kundigen verneint wird. Sie

haben die Zeichen der Zeit nicht zu deuten verstanden, glaubten alle Maßnahmen der Regierung zu Gunsten der Pächter verhindern zu können und müssen sehen, wie die Regierung sie im Stiche läßt und ein Bollwerk nach dem andern niederreißt, hinter dem sie sich verschanzt hatten.

Weit weniger unpopulär waren die Commissäre des Armenwesens, weil in diesen Commissionen auch der gemeine Mann vertreten war; obgleich auch hier die Aristokraten und reichen Protestanten das Uebergewicht hatten. Während der Bauer oder Handwerker nur eine Stimme hatten, besaßen die Landlords von 20 bis 90 Stimmen und konnten jeden den Massen günstigen Beschluß vereiteln. Aehnliche Beschränkungen fanden auch bei der Wahl des Mayor und der Gemeinderäthe der Städte statt. Dublin, eine Stadt mit 300,000 Einwohnern, hatte nur 7000 Wähler für die Ernennung des Stadtraths, gegen 40000 Wähler für das Parlament. Diese Begünstigungen der Reichen sind jetzt weggefallen; wer in die neue Lokalbehörde gewählt werden will, muß jetzt, wie auch in England, candidiren und den Wählern gegenüber sich zu Versprechungen herbeilassen. Wenn die Reichen, statt in den Schmollwinkel sich zurückzuziehen, mit der Mittelklasse Schulter an Schulter stehen und von der englischen Regierung die von den Einwohnern Großbritanniens genossenen Rechte beanspruchen, dann kann möglicherweise ein Zusammenwirken der bisher getrennten Partei erfolgen und eine Erneuerung des Landes angebahnt werden. Das Volk kann durch seine Mäßigung und Versöhnlichkeit den englischen Parteien zeigen, daß es die verfassungsmäßige Freiheit zu benützen versteht. Seine Führer werden daher gut thun, wenn sie auch Landlords in den Stadt- oder Grafschaftsrath wählen. Die Regierung beabsichtigt durch diese Maßnahmen das irische Volk zu befriedigen; sie wird aber das Verlangen nach „Home Rule nur noch erhöhen, denn das Volk ist es müde, sich vom englischen Parlament in rein lokalen Angelegenheiten Gesetze vor-

schreiben zu lassen. Je einträchtiger Katholiken und Orangemen, Aristokraten und Demokraten vorgehen, desto mehr Aussicht haben sie auf die Wiederherstellung eines irischen Parlamentes. Um den Großgrundbesitzern das neue Gesetz annehmbarer zu machen, sind dieselben von der Armen- und Lokalsteuer ausgenommen. Ein großer Gewinn ist das für dieselben gerade nicht, da mit Rücksicht auf die Armensteuer der Pachtzins erhöht worden war, der jetzt naturgemäß herabgesetzt werden muß.

Trotz dieser letzten Zugeständnisse kann man der Regierung doch den Vorwurf der Unklugheit und Gleichgiltigket nicht ersparen. Letztes Jahr, während nicht nur in dem unfruchtbaren übervölkerten Connaught, sondern auch in dem weit reicheren Munster Tausende die bitterste Noth litten, versäumte der Staat, den Wohlthätigkeitsgesellschaften, deren Mittel erschöpft waren, unter die Arme zu greifen, und überlieferte Tausende den größten Entbehrungen und dem Hungertod. Die Kelten sind so empfänglich für Wohlthaten, daß die Regierung, ganz abgesehen von ihrer Pflicht, das Wohlwollen des Volkes sich durch ihre Bemühungen hätte sichern müssen. Staatsraison und die Grundsätze der Nationalökonomie waren auch jetzt maßgebend, haben wie 1846 und späterhin das irische Volk entfremdet.

Die Regierung hat dieses Mal unaufgefordert und aus eigenem Antriebe das Gesetz eingebracht, nur hätte sie in einigen Punkten weiter gehen müssen; als Abschlagszahlung ist dasselbe dem Volke willkommen und wird hoffentlich Gutes stiften.

A. Zimmermann S. J.

L.

Zwei Balladen von Annette von Droste-Hülshoff.

Eine Quellenstudie.

I. Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln.

So gewaltig und so stetig auch die Theilnahme für die unvergänglichen Schöpfungen der großen deutschen Dichterin im Wachsen begriffen ist, so ist ihr doch längst noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet worden, weder im weiten Kreise literarisch gebildeter und für Poesie empfänglicher Laien, noch auch im engeren Zirkel tief eindringender gelehrter Einzelforschung. Wenn man sieht, wie den Erzeugnissen selbst mittelmäßiger Geister nicht selten nachgespürt wird, wie Vorbilder und Quellen aufgezeigt, Wirkungen auf Nachfolgende dargelegt werden, so muß man sich billig wundern, weßhalb A. von Droste-Hülshoff die gleiche Ehre, die sie doch ungleich eher verdiente, nicht zu Theil geworden ist. Freilich liegt der Grund wohl tiefer. Wie manche der Droste'schen Dichtungen dem Verständniß nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereiten, so ist auch bei solcher Quellenforschung Frucht und Ausbeute nicht an der Oberfläche zu finden; tief eindringen muß man in den Schacht des Berges, um edles Metall zu Tage zu fördern. An mehr als einer Stelle bleibt trotz eindringenden Suchens und Schürfens die Ausbeute, vorläufig wenigstens, gering, die Arbeit unergiebig. Wie lohnend aber die Forschung

hier sein kann, wollen wir an zwei Beispielen zeigen, die uns zugleich darthun mögen, wie selbständig die Dichterin den überlieferten Stoff verwerthet und sich zu eigen gemacht hat.[1])

1. Wie die Hälfte aller Balladen Annettens, gehört auch „Erzbischof Engelbert“ zu denen, welche die Dichterin auf Anregung Levin Schücking's 1840/41 für das von ihm und Freiligrath in Angriff genommene „Malerische und romantische Westfalen“ beisteuerte. Die Ballade behandelt die Ermordung des Kölner Erzbischofs Engelbert des Heiligen durch seinen Neffen Friedrich von Isenburg. Der Mord geschah am 7. November 1225 in der Nähe von Gevelsberg.

Schon bald nach dem Tode des edlen Reichsfürsten gab sein Nachfolger, Heinrich von Molenark, dem bekannten, neuerdings wieder zu Ehren gelangten Cisterciensermönche Cäsarius von Heisterbach den ehrenvollen Auftrag, das Leben des Ermordeten zu schreiben. Cäsarius entledigte sich dieser Aufgabe in der schönen Vita Engelberti (1227) und ließ zehn Jahre später (1237) den früheren zwei Büchern als drittes Buch die Miracula Engelberti, Berichte über Engelberts Wunderthaten vor und nach dem Tode, folgen. Wir haben es hier nur mit dem letzten Theile der Vita zu thun; wie ein Drama führt der treffliche Sittenschilderer das Martyrium des von ihm hochverehrten Bischofs an unseren Augen vorüber.

Trübe Warnungen und Ahnungen gehen dem schrecklichen Ereignisse vorher. Engelbert hatte sich nach Soest begeben, um auf der dortigen Synode über seinen Neffen Friedrich Grafen von Isenburg, der die Nonnen des Stiftes Essen

---

1) Der Hilfsmittel, die uns zu Gebote stehen, sind nicht viele; außer den Biographien von Hüffer (1887) und Kreiten (1887) wäre hier des letztgenannten kritische und erläuternde vierbändige Ausgabe der Werke (1884—86) zu nennen, welche, soviel man auch an ihr aussetzen mag, vorerst noch die Grundlage aller Untersuchungen bilden muß.

bedrückt und manche andere Schuld auf sich geladen hatte, Gericht zu halten. Friedrich war erschienen und wurde mit schwerer Strafe belegt; er sollte als Kirchenräuber in Sack und Asche Buße thun und alles ersetzen, was er geraubt hatte; auch seine Berufung an den nächsten Reichstag wurde verworfen. Während Friedrich nun infolgedessen den aufreizenden Einflüsterungen einiger Gesinnungsgenossen nachgab und den Plan zur Ermordung seines Ohms faßte, zeigte er sich doch äußerlich sehr zerknirscht und zur Buße bereit, begleitete den Erzbischof eine Strecke, entfernte sich dann aber unter einem Vorwande, um mit 25 verwegenen Mordgesellen eine Furt in der Ruhr zu durchreiten und sich in einem Hohlwege bei Gevelsberg in Hinterhalt zu legen. Hier wird der Erzbischof,[1]) mit nur wenigen Begleitern, von den Mördern überfallen. Seine Umgebung wird zersprengt, die Mörder stürzen sich über Engelbert, der, von 47 Wunden bedeckt, seiner Kleider beraubt, in kalter Novembernacht, einsam auf einem Felde seine Seele aushaucht. Nach und nach sammeln sich die versprengten Getreuen. Man holt vom nächsten Bauernhause einen Karren herbei, auf dem an demselben Tage Mist gefahren war, und so bewegt sich der Trauerzug nach Schwelm, wo man in der Nacht ankommt. In dem Zimmer, das für ihn bereitet war, wird die Leiche während der Nacht aufgebahrt, und am andern Morgen geht der Zug weiter. Mit Windeseile verbreitet sich die Nachricht von des Reichsverwesers Tode durch ganz Deutschland und über dessen Grenzen. Ueber Kloster Altenberg geht der Zug nach Köln. Das Jammern des Volkes will kein Ende nehmen, denn allen ist er Vater gewesen, und nach einer unglücklichen Zeit, nach dem Schisma im

---

1) Das Folgende mit Benutzung von M. Bethany, Cäsarius von Heisterbach (Sonderabdruck aus der Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins). Elberfeld 1896. S. 9 f. Derselbe hat jüngst eine empfehlenswerthe Uebersetzung der Vita Engelberti, Elberfeld 1898, geliefert.



römischen Reiche und in der kölnischen Kirche, wo nur die rohe Gewalt herrschte, hatte Engelbert (nach Cäsarius' Ausdrucke) ein „augustisch" Zeitalter geschaffen. Laut schrie alles gegen den Mörder. Die Geistlichkeit beschloß, den Sang zu legen, d. h. keinen feierlichen Gottesdienst mehr zu halten, bis die grausige That gesühnt sei. Und bald darauf sehen wir wiederum einen Zug auf der alten Straße nach Frankfurt sich bewegen. Es ist Heinrich von Molenark, der sich zum Reichstage begibt. Mit sich führt er die Leiche des Heiligen, die von den Aebten von Heisterbach und Altenberg begleitet wird. Voran ziehen die edlen Dienstmannen des kölnischen Erzstiftes. So treten sie in den Kaisersaal vor den König hin, laut Rache heischend. Diese ereilt denn auch bald die Mörder; der eine wird hier, der andere dort ergriffen. Als letzter wird Friedrich von Isenburg nach einem Jahre in Köln gerädert.

2. Auf den ersten Blick sollte man vermuthen, daß A. von Droste in diesem Berichte des Heisterbacher Biographen ihren Vorwurf und Stoff gefunden habe; die sprachgewandte Dichterin verstand sich bekanntlich auf Latein vortrefflich. Doch zeigt eine nähere Prüfung bald so viele Verschiedenheiten in der Ausführung zwischen Cäsarius und Annette, daß wir uns rasch von der Unrichtigkeit der eben geäußerten Vermuthung überzeugen. Wir müssen uns also nach sekundären Quellen umsehen. Aber ebensowenig wie aus der Vita Engelberti hat die Dichterin aus des gelehrten Aegidius Gelenius Commentare zu der Vita (Köln 1633) geschöpft, noch aus des Jesuiten Schaten Annales Paderbornenses (1741), wo (S. 705—709) der Tod des Bischofs erzählt ist. Auf die wirkliche Quelle führt uns ein glücklicher Umstand. Von der Hand Annettens haben sich, außer einigen Anmerkungen, die der ersten Gesammtausgabe ihrer Gedichte (Stuttgart 1844) zugesetzt wurden, eine Anzahl kürzere und längere Notizen erhalten, die oft in abgerissenem Lapidarstil geschrieben und bei Kreiten (2, 438 ff.) dankens-

werther Weise abgedruckt sind. Diese Aufzeichnungen stimmen nämlich, wie ich durch einen glücklichen Zufall entdeckte, fast alle, zum Theil wörtlich, mit einem Prosaaufsatze überein, der in Montanus' Sagen und Geschichten aus der Mark[1]) steht. In ihm haben wir die Haupt-, und wie sich unten zeigen wird, nahezu die einzige Quelle unserer Ballade entdeckt. Die ausführliche Gegenüberstellung der Notizen und des Aufsatzes würde uns hier zu weit führen, und den Leser auch nur langweilen.[2]) Ich begnüge mich deßhalb auf zwei kurze Stellen hinzuweisen, die das Abhängigkeits-Verhältniß klar beleuchten.

Bei Annette lesen wir (Kreiten 2, S. 438): „Um zu zeigen, wie es thut, keinen Schirmvogt zu haben, ließ er (Friedrich) die Essen'schen Fuhren[3]) von Raubrittern nehmen und theilte die Beute mit ihnen". — Bei Montanus heißt es (S. 414): „Um der Geistlichkeit zu beweisen, daß die Schirmvogtei ihr noch nicht entbehrlich geworden sei, reizte er die Raubritter zur Beeinträchtigung derselben und ließ es geschehen, daß auf isenburgischem Gebiete die für das Stift Essen bestimmten Fuhren weggenommen wurden (1222). Er soll sogar die Beute mit dem Gesindel getheilt haben".

Bei Annette (Kreiten 2, S. 444): „Seine Frau unter dem Rade ... — ihre Kinder sich auszeichnen unter Heinrich von Berg — sich fortan Grafen von Limburg genannt". — Damit vergleiche man Montanus (S. 422): „Die Söhne

1) Montanus, Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg und Westphalen. Solingen 1837. S. 406—423.

2) Der vollständige Nachweis soll in einem demnächst erscheinenden Buche über Annette's Balladen gegeben werden, wo auch mehrere der hier nur gestreiften Fragen genauer und vollständiger ihre Antwort finden werden.

3) So ist die sinnlose Lesart „Führer" zu verbessern; ebenso ist 2, 440 Anm. 1 der Ort Westhofen gemeint, während es ein Rasthofen nicht gibt.

Friedrichs zeichneten sich im Gefolge des Grafen Heinrich von Berg [ihres Oheims] rühmlichst aus und tauschten den geächteten Namen Isenburg mit Limburg".

Die eigentliche Frevelthat lassen wir in der Darstellung von Montanus noch folgen. Man vergleiche sie sowohl mit den Aufzeichnungen der Dichterin,[1]) wie auch mit der prächtigen Schilderung in dem Gedichte.

„Der Isenburger . . . war schon mit 25 verwegenen Mordgesellen durch eine bekannte Furt gelangt, und nachdem sich Graf Konrad (von Dortmund) im Dorfe Gevelsberg von dem Erzbischofe getrennt hatte, die erzbischöfliche Leibwache aber mit den Dortmundern in einer Schenke des Dorfes zurückgeblieben war, benutzten die Mörder, durch Späher von allem benachrichtigt, gerade den Augenblick, als der Erzbischof, der auf eigenem Gebiete angelangt, alle Gefahr entfernt wähnend, mit zwei Reisigen, zwei Edelknaben und einigen Prälaten eben den Hohlweg des Gevelsberges hinabritt. Dort, wo der Fürst auf einen Kreuzweg gelangte, drangen zu beiden Seiten die Verfolger auf ihn ein. Die Prälaten flohen, die Reisigen und die Edelknaben wurden niedergeworfen. Den Erzbischof hätte beinahe sein gutes Roß gerettet, das flüchtig geworden die Verfolger aus dem Wege drängte; aber Heribert von Rückerath[2]), ein berüchtigter Raubritter, des Erzbischofs grimmigster Feind, riß ihn am Gewande zur Erde. Noch rang Engelbert sich wieder empor, stieß den Ritter zurück, und war schon auf einem Fußpfade über den Hohlweg hinaufgeeilt, als ihn Heribert wieder einholte und am Mantel festhielt. Da sprengte auch Friedrich der Isenburger herzu und unter dem Rufe: „Schlagt ihn todt! schlagt den stolzen Hund todt" schwang

1) Der Uebersichtlichkeit halber sind die in dieser Hinsicht wichtigen Worte gesperrt gedruckt.

2) Bei Annette heißt er „Rinkerad"; bei Cäsarius-Gelenius-Schaten: „de Rinckore".

er zur Ermuthigung der Mörder sein Schwert. Bisher hatte er sich absichtlich zurückgehalten, weil er dachte, der Erzbischof würde gleich von den mordkundigen Gesellen niedergestoßen werden. Selber Hand zu legen an den Oheim und Priester trug er heilige Scheu, und es heißt, er soll kurz vor dem Ueberfalle seinen Anschlag bereut haben, allein durch den von Rückerath sei er durch das Vermahnen an Engelberts Rache wieder zum Schlimmsten gereizt worden . . . Die Mörder, von dem Grafen aufgemuntert, drangen mit Heftigkeit auf den Erzbischof ein, der sich, mit dem Rücken an den Stamm einer Eiche gelehnt, tapfer vertheidigte. Doch weil er keine Rüstung trug, wurde seine Rechte, die das Schwert schwang, abgehauen, und Blut rann von Hüfte und Haupt. Noch wollte er entfliehen — da spaltete ihm Jordan, ein Reitknecht des Isenburgers, sein Haupt und Rückerath durchstieß ihn mit dem Jagdmesser. Als jetzt der Erzbischof röchelnd in seinem Blute lag, wollten die Unmenschen den Leichnam des Gemordeten verstümmeln; aber der Isenburger wehrte ihnen und in Erkenntniß der Unthat rief er: „Es ist genug! es ist schon zu viel geschehen"! — Nahende Hufschläge von der erzbischöflichen Leibwache scheuchten die Mordgesellen. Den Leichnam des theuren Herrn luden die Reisigen auf einen Bauernkarren, der eben vorbeifuhr, und brachten ihn nach Schwelm, wo man den Erzbischof zur feierlichen Einweihung der neuerbauten Kirche erwartete. Da verbreitete sich allgemeine Klage und noch in der Nacht setzte man den Mördern nach. Nur einen derselben wurde man habhaft und dieser gab die Mitschuldigen an. Die Frevelthat geschah am 7. November gegen die Abenddämmerung, an der Stelle, die noch jetzt im Lindengraben genannt wird, und die ein Steinkreuz bezeichnete, das erst im vorigen Jahre (1836) weggenommen wurde". —

3. Nach diesen Proben könnte nur ein Blinder noch daran zweifeln, daß Montanus die Vorlage für die Ballade geliefert hat. Noch eine Bemerkung drängt sich auf; der

Aufsatz trägt die Ueberschrift „Friedrich von Isenburg", und seine Person steht auch thatsächlich im Vordergrunde, nicht die des Erzbischofs. Daraus erklärt sich auch sicherlich, daß Annette, trotz der Ueberschrift: Tod des Erzbischofs Engelbert, doch ebenfalls den Mörder in den Mittelpunkt gestellt hat, dessen Versuchung, Frevelthat und Strafe die drei Abschnitte der Ballade schildern.

* * *

4. Aber nicht bloß die Quelle ist uns mit Montanus' Darstellung eröffnet, sondern eine Vergleichung lehrt uns auch, wie die Dichterin ihre Quelle verwerthet und ausgenutzt, was sie beiseite gelassen, was sie frei hinzuerfunden hat. Eine solche Vergleichung führt uns recht ein in die dichterische Werkstatt. Des Dichters Behandlung erst befreit den rohen Stoff von den anhaftenden Schlacken, läutert ihn im Schmelztiegel poetischen Geschmackes, und gibt durch ausschmückende, neu gestaltende Phantasie dem gefundenen Edelsteine Schliff und rechte Fassung. Kein Dichter braucht einen Vergleich in dieser Hinsicht weniger zu scheuen als das westfälische Freifräulein; ja, ich möchte behaupten, durch eine solche eingehende Prüfung tritt ihre Kunst und poetische Kraft erst recht in das hellste Licht.

5. Die drei Auftritte der Ballade können wir, wie schon bemerkt, mit den Aufschriften: Die Versuchung (I), Der Mord (II), Die Vergeltung (III) kurz kennzeichnen.

In I. werden wir echt künstlerisch gleich mitten in das Ereigniß geführt. Friedrich setzt mit seinen 25 Gefährten bei Westhofen über die Ruhr, und nimmt Stellung im Hinterhalt, von wo er dem Verhaßten auflauert. Das Durchschwimmen des Stromes wird mit prächtig rauschenden Versen beinahe zu Gehör gebracht. Eine geheime, lichtscheue Unthat bereitet sich vor; das deutet das geheimnißvolle, bedeutsam wiederholte Wörtchen „es" in Str. 1 an:

Da trabt es sachte durch die Flur,
Da nieder rauscht es in den Fluß . . .

Es ist Novemberabend. Dem Grafen ist der Vorsatz schon halb leid geworden; aber da tritt sein böser Engel, der „Rinkerad, der Ritter bleich", an seine Seite und erinnert ihn an alle Schmach und alle Demüthigungen, die er bislang und zumal in jüngster Zeit sich habe gefallen lassen müssen. Drei Stufen der Einflüsterung, die in jeder Strophe sich steigert, sind deutlich zu scheiden (Str. 4—6): zuerst scheint der Graf auf des Verführers Stimme nicht zu hören; aber dann biegt er voller Erregung am Aste der Eiche, um den er den Arm geschlungen hält; als Rinkerad ihm endlich die Schande ausmalt, wie er als Kirchenbüßer vor „alten Vetteln" zu Kreuze kriechen müsse, da ist's mit allen guten Vorsätzen vorbei:

„Da krachend bricht der Ast entzwei,
Und wirbelt in des Sturmes Wehen".

Die ganze Scene war in der Quelle, deren Worte oben angeführt sind, allerdings schon angedeutet; aber Annette hat den Charakter des Isenburgers psychologisch vertieft, den bösen Teufel Rinkerad anschaulich herausgearbeitet, und die kunstvolle Ausführung gehört ihr überhaupt voll und ganz als Eigenthum.

6. Ueber das Mittelstück (II), die Ermordung, die zeitlich enge an I anschließt, dürfen wir uns nach dem oben Gesagten kurz fassen. Die Ballade hält sich im Thatsächlichen ziemlich an die Quelle, und das war natürlich. Indessen ist gerade der unübertreffliche Eingang frei von unserer Dichterin erfunden: der Wald mit seinem schaurigen Dämmern, der stille Zug des Erzbischofs mit den wenigen Begleitern, er selbst stumm den hohen Gedanken vom Bau des gewaltigen Domes nachhängend — da wird die Stille durch den Lärm des wilden Angriffs jäh gestört. Das übrige nach Montanus; die Worte: „Schlagt den stolzen Hund todt"! und „Es ist genug" sind wörtlich beibehalten. — Der Schluß enthält wieder eine besondere poetische Glanzstelle: das rührende Benehmen des verwundeten Knappen, der sich nach der

Mörder Verschwinden bis zu seinem geliebten Herrn mühsam hinschleppt, sein Halstüchlein auf die Wunden drückt, vergeblich späht, ob noch Leben zu spüren ist; bis endlich das Eintreffen der kölnischen Reiter ihn von der tödtlichen Angst befreit.

Diese zartliebliche Scene fehlt bei Montanus; da jedoch Annette in ihren Aufzeichnungen darauf hindeutet, so muß hier eine zweite Quelle angenommen und aufgesucht werden; wir finden die Sache in dem Werke von Knapp[1]) schon poetisch ausgeschmückt: „Der eine Edelknabe, niedergetreten und zerquetscht, wie er war, kroch zu seinem todten Herrn, legte dessen blutendes Haupt auf seine Brust, so den letzten Athemzug desselben empfangend“.

7. Außerdem werden wir durch eine andere Aufzeichnung Annettens (bei Kreiten 2, 443) noch auf eine dritte Quelle hingewiesen. Sie erwähnt dort, als Friedrichs Mutter diesen noch unter dem Herzen getragen, habe ihr geträumt, daß ein Rabe ihr den Leib offen hacken wollte; ferner sagt sie, an der Säule, welche Friedrichs Leiche trug, sei das Bildniß seiner Mutter mit der Inschrift angebracht gewesen: „Haec sunt intestina mea a corvis devoranda“. Woher stammt dieses auffallende Citat, das sich in den Quellen selbst nicht findet? Wiederum einem glücklichen Zufalle verdanke ich den Nachweis. 1827 ließ Fr. Rautert, weiland kgl. preußischer Land- und Stadtrichter zu Hattingen, eine längst verschollene „Ruhrfahrt“ erscheinen, die mit mehr lokalpatriotischer Begeisterung als dichterischem Geschick und Geschmack alle in Geschichte oder Sage denkwürdigen Stätten an der Ruhr, der Heimat des „Sängers“, besingt. Hier findet natürlich auch der Isenberg seinen Platz, und hier steht (Str. 78) wörtlich das gleiche Citat im Anschluß an die Verse:

---

1) Knapp, Regenten- und Volksgeschichte der Länder Cleve, Mark u. s. w. S. 450—461.

„Ihr seht ihn nimmer, jenen schwarzen Raben,
Der sich so früh auf Friedrichs Leiche freut".

Aber noch mehr! Nicht nur zu dieser Stelle gab Rautert Veranlassung; er bot auch das Vorbild zu dem wirkungsvollen kurzen III. Abschnitte, dem Abschlusse des Ganzen.

Am Rabensteine, wo der Mörder die gerechte Strafe erhalten hat, kniet eine bleiche Frau, „und scheucht mit ihrem Tuch die Raben". Die Liebe überdauert den Tod, selbst Galgen und Rad. — Wie gesagt, gab hierzu Rautert die Anregung. Aber gerade hier läßt sich der himmelweite Unterschied zwischen versefschmiedendem Dilettanten und echtem Dichter fühlen. Bei Rautert lesen wir (Str. 110 und 111) also:

(110) Graf Friedrich wurde bald nun eingefangen,
Ihm war das Leben jetzt ein elend Spiel;
Nach jenem: Jenseits! fühlt' er ein Verlangen,
Er sah im Tode seines Schicksals Ziel;
Doch als ans Rad die Glieder ihm genietet,
Da sah er, welchen Trost die Treue bietet

(111) Zum dritten Tag liegt er in seinen Schmerzen,
Und Margaretha steht am Rades Rand,
Und tröstet ihn mit schon gebrochnem Herzen,
Sie betet, bis des Lebens Licht ihm schwand,
Sie betet mit ihm, bis zu jenen Höhen
Der Geist entrückt, mit der Vergebung Flehen.[1])

So sehen wir also, wie Annette ihre Kenntniß des Stoffes drei sekundären Quellen verdankt: zumeist Montanus, in wenigen Punkten Knapp und Rautert. Aber was ist unter ihren Händen aus dem Stoffe geworden!

M. Gladbach. Eduard Arens.

---

1) Die Angabe bei Rautert beruht auf einem Irrthume, auf einer Verwechslung. Nicht von der Gattin, aber von der Mutter Friedrichs wird das berichtet. Bei Schaten, Ann. Paderb. S. 707: Ferunt et matrem stetisse sub rota.



LI.

Aus Oesterreich.[1]

Mit einer unsterblichen, für die Ewigkeit geschaffenen Seele begnadet, empfängt das Individuum Lohn und Strafe im Jenseits und daher ist in der Zeitlichkeit Gottes Langmuth mit dem Menschen ohne Grenzen.

Familie und Staat aber, nur in und für die Zeitlichkeit bestehend, erhalten Lohn und Strafe hinieden; eine Familie, welche ihre Aufgabe erfüllt hat, verschwindet, eine Familie, welche ihre Aufgabe dauernd mißkennt, wird schon hier auf Erden schwer gestraft; ein Staat, welcher die ihm von Gott gesetzte Aufgabe verleugnet, wird sich auflösen, um neuen Staatsgebilden Platz zu machen. Das wird auch Oesterreichs Schicksal sein, wenn es nicht umkehrt auf dem seit mehr als 30 Jahren betretenen Irrweg.

Oesterreichs Aufgabe ist es, der Hort des Katholicismus zu sein nach Außen und im Innern, aber so wie der einzelne Mensch für die katholische Sache dauernd und segensreich nur dann zu wirken vermag, wenn er der inneren Heiligung nicht vergißt, so kann auch ein Staat seiner katholischen Aufgabe nach Außen nicht gerecht werden, wenn nicht auch

---

1) Von angesehener Seite aus Oesterreich zugesendet. In dem Ton spiegeln sich die herrschenden Stimmungen. Als einer symptomatischen Kundgebung geben wir dem Artikel hier Raum. (Anm. der Redaktion.)



im Innern Gesetzgebung und Verwaltung von dem Geiste des Katholicismus durchdrungen sind. Oesterreich wurde der ihm von Gott gesetzten Aufgabe entfremdet in dem Augenblick, wo es sich das Gift des modernen Schablonen-Liberalismus einimpfen ließ; diesen, mit allem was, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, drum und dran hängt, haben die erbittertsten und schlauesten Feinde der Kirche erfunden und, wie für jedes andere Land, so auch für Oesterreich speciell appretirt. Es ist der vom Feinde gewählte Kampfsplatz, auf welchem der Katholicismus nie einen dauernden Sieg erringen kann, selbst wenn es gelänge, eine katholische Majorität zu erzielen, denn das im modernen Parlamentarismus liegende Princip der legalen Vergewaltigung jedweden auch noch so legitimen Rechtes durch eine zufällige Majorität, bringt die Instabilität aller Rechtsverhältnisse mit sich, ist also eine Negirung der elementarsten conservativen und katholischen Grundsätze.

Uebrigens — ist es denn möglich auf dem Boden unseres Parlamentarismus zu einer katholischen Majorität zu gelangen? Es ist dies leider ein vielverbreiteter Irrthum. Was haben die Katholiken bisher auf parlamentarischem Boden erreicht? Nichts! Nichts weiter, als daß Männer, auf die man im katholischen Lager mit vollem Vertrauen aufblickte, sich unfruchtbar abgemüht und unmöglich gemacht haben, daß Männer, die in den 1860er und 1870er Jahren Heroen der katholischen Bewegung gewesen, zu Opportunisten und Compromissisten herabgesunken sind. Das bringt der parlamentarische Sumpf mit sich; wer sich in diesen begibt, ist verloren. Nie wird man auf dem Boden des Parlamentarismus eine starke katholische Majorität erzielen können — da hilft keine Wahlreform. Die bisherige hat, wenngleich zu einer Schädigung des landläufigen Liberalismus, doch nur zu einer Stärkung der Socialdemokraten geführt. Wohin namentlich die direkten Wahlen führen, kann sich jeder selbst sagen, der mit und unter dem Volke lebt

und die letzten Wahlen auf dem Lande in Nieder-Oesterreich vorurtheilsfrei beobachtet hat. Die direkten Wahlen haben heute keinen anderen Erfolg als — die politischen Leidenschaften in politisch unreife Massen tragend — zur Verrohung des Volkes beizutragen, der Corruption Thor und Thür zu öffnen. Heute aber drängt der parlamentarische, oder besser gesagt, der demokratische Geist — das natürliche unnatürliche Kind des Liberalismus — zu allgemeinen direkten Wahlen allerorts. Nur noch eine, zwei solcher Wahlen und der Wahlsieg wird jenen gesichert sein, welche die größten Quantitäten gebrannten Getränkes zu zahlen vermögen.

Vor dreißig Jahren hätten, vom Princip abgesehen, die direkten Wahlen der Landgemeinden noch eine Kräftigung des conservativen Elementes in der Volksvertretung zur Folge haben können, heute nicht mehr. Warum?

Zu Beginn der 1870er Jahre hatte ein auch in der Gegenwart hervorragender Staatsmann Gelegenheit, in einer Audienz Sr. Majestät folgende, leider zu wenig bekannte, Worte zu sagen: „Majestät! Wenn die Kinder, welche jetzt die moderne confessionslose Schule besuchen, zu Männern herangereift sein werden, so haben Eure Majestät keine Unterthanen mehr, sondern wilde Thiere, die nicht regiert sein wollen“.

Die moderne Schule hat die Erwartungen ihrer Schöpfer erfüllt, ja übertroffen! Aber! „Der kirchliche Geist hat sich gehoben, in den Städten sind die Kirchen nicht mehr leer!“ Wie oft hört man dies! Nun, vor dreißig Jahren waren auch in den Städten die Kirchen nicht gar so leer. Jene, welche sich heute brüsten die Kirchen der Städte zu füllen, beweisen zum Theil, daß sie es in jüngeren Jahren mit dem Kirchenbesuch nicht gar ernst genommen haben. Aber rechten wir nicht mit ihnen. Zugegeben, daß aus Gründen, deren eingehende Erörterung hier zu weit führen würde, zugegeben, daß trotz Parlamentarismus und moderner Schule, aber weil die Wege des Herrn wunderbar sind und Noth beten

lehrt — der durch den Liberalismus verheerte Volkswohlstand gewisse Klassen der städtischen Bevölkerung zu besserer Einsicht gebracht hat und in diesen wieder mehr kirchliches Leben herrscht — zugegeben, aber wie sieht es in den anderen Klassen, wie sieht es am Lande aus? Welch rapid zunehmender Unglaube, Genußsucht, Unredlichkeit, Verrohung der Sitten!

Wer Oesterreich retten will, muß den Hebel bei der Schule anlegen, es muß ein neues, regierungsmögliches Volk erzogen werden. Man gebe uns einen Ministerpräsidenten streng katholischer Gesinnung, unbeugsamer Energie, im vollsten Genusse des Vertrauens und der Unterstützung des Thrones — auf parlamentarischem Wege wird er das Krebsübel der modernen Schule nicht zu heilen vermögen, das ist die feste Burg des Feindes, hier capitulirt er nicht. Diese Burg muß erstürmt werden; wenn es mit parlamentarischen Mitteln unmöglich, dann ohne Parlamentarismus!

„An politischen Gegensätzen wird Oesterreich nie, an nationalen Gegensätzen aber muß es zu Grunde gehen". Die Wahrheit dieses von einem großen Politiker gesprochenen Satzes wird durch die Geschichte des österreichischen Parlamentarismus in traurigster Weise erhärtet. Völker, die durch Jahrhunderte in Frieden nebeneinander bestanden, leben in Zwist und Hader, seit Oesterreich dem modernen Schablonen-Parlamentarismus verfallen. Trotz der väterlichen Mahnungen des Monarchen spitzt sich dieser Zwist von Jahr zu Jahr mehr zu und ist nun auf einem Punkte angelangt, daß das Reich, welches allen Stürmen von außen Trotz zu bieten vermochte, in seinen Grundfesten wankt und über Oesterreich, einst an Ehren so reich, noch die Schande kommen könnte, daß preußische Bajonette in diesem Lande Ordnung schaffen müssen. Um welchen Preis? Auch nur einen Zoll breit österreichischen Bodens zu nehmen, dazu ist unser Bundesgenosse zu schlau. Er wird sich in anderer Weise bezahlt machen, er wird die centrifugale Strömung, welche

nicht in slavischen, nur in gewissen deutschen Kreisen herrscht, sich gewiß zu Nutze machen, auch ohne Verrückung der Grenzen.

Wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß auch slavischerseits große Fehler begangen wurden, indem man aus dem böhmischen Staatsrechte zu weitgehende Consequenzen ziehen wollte und will, so liegt die wahre Schuld des Nationalitätenhaders doch vorwiegend bei den Deutschen. Bei der ewigen Unzuverläßlichkeit der Polen, die, „das Zünglein an der Wage", die jeweilige politische Situation immer zu Gunsten ihres Partikularismus auszubeuten wissen, birgt das centralistisch = parlamentarische System Oesterreichs in sich eine wirkliche Gefahr für die berechtigte nationale Existenz der nicht polnischen Slaven. Die liberalen Führer der deutschen Elemente aber reden von einer Bedrohung ihrer nationalen Existenz, weil sie einen gerechten Ausgleich mit den anderen Nationalitäten nicht wollen. Diese Führer haben es zu Wege gebracht, die Fabel einer Bedrohung der deutschen Nationalität in die weitesten Kreise zu tragen. Sie hatten dabei leichtes Spiel, weil fast jeder Deutsche mit der vorgefaßten Meinung geboren wird und stirbt, die deutsche Race sei berufen und berechtigt über alle anderen zu herrschen, und daher in jeder auch der geringsten, der gerechtesten Concession an andere Nationen eine Verletzung seines „angebornen Herrscherrechtes" erblickt. Unter 1000 Deutschen werden sich 999 der Wahrheit verschließen, daß die slavische Race der deutschen an Intelligenz nie nachgestanden, daß die slavischen Racen Oesterreichs der deutschen an Wissen und Bildung ebenbürtig sind, daß eine Präponderanz der letzteren nicht mehr gerechtfertigt, aber auf die Länge auch nicht möglich ist, weil den 8 Millionen Deutschen Oesterreichs 14 Millionen Slaven gegenüberstehen. Von dem Wahne der Herrscherberechtigung der Deutschen sind aber nicht nur die liberalen, sondern, wenn auch in geringerem Maße, auch die conservativen, leider selbst die klerikalen Elemente befangen.

Alle Versuche, den Wunsch des Monarchen: „Stiftet Frieden zwischen meinen Völkern"! auf parlamentarischem Wege zu verwirklichen, sind gescheitert, statt sich auszugleichen, haben die nationalen Gegensätze sich zugespitzt. Vor mehreren Jahren hat Fürst Georg Lobkowitz im Parlamente die weisen Worte gesprochen: Die Sprachenfrage in Oesterreich lasse sich nie und nimmer im Wege der Gesetzgebung regeln, sondern nur im Wege der Verordnung und zwar nicht im Wege einer Verordnung, sondern von Fall zu Fall durch so viele Verordnungen als einzelne Fälle. Uneingedenk dieser weisen Mahnung hat Graf Badeni durch eine Sprachenverordnung sich selbst das Grab gegraben. Wäre dieselbe auch nur der Vorwand, um die Revolution im Parlament zu insceniren, das ändert nichts an der Thatsache: An nationalen Gegensätzen muß Oesterreich zu Grunde gehen; im Parlamente aber werden nationale Gegensätze immer aneinander prallen, sich immer mehr, immer schroffer zuspitzen; nur der gerechte Urtheilsspruch der Krone kann die nationalen Gegensätze ausgleichen, — also fort mit dem Parlamentarismus!

Das ist leicht gesagt — wird man einwenden; denn wenn man durch 30 Jahre einem jeden Schuster und Schneider, und jetzt auch jedem Kneipenkellner und Kanalräumer vorerzählt hat und vorerzählt, daß er durch seine Geburt allein schon die ganze Summe politischer Weisheit in die Wiege mitbekommen hat, als Angebinde seiner Pathen „Gleichberechtigung", — so werden Gevatter Schuster und Schneider, Bruder Kellner und Kanalräumer es gewaltig übel nehmen, wenn man plötzlich nicht nur von dem Gewerbsmann, sondern auch von dem Politiker den Befähigungs-Nachweis verlangt, d. h. einen Zustand herbeiführt, der die Betheiligung politisch unreifer und unfähiger Menschen an der Politik ausschließt. Ohne Lärm, ohne Krawall kann es nicht abgehen. Aber wir stehen heute nicht mehr vor der Revolution, wir stehen, trotz momentan eingetretener Ruhe, in Mitte der Revolution,

wir stehen vor folgender Alternative: entweder Fortsetzung des Parlamentarismus, also sicherer Untergang Oesterreichs, oder, als einzig mögliche Rettung: der Staatsstreich; ist die Wahl so schwer?

Aber das fortiter in re hindert ja nicht das suaviter in modo; man kann ja auch dem Staatsstreich den milderen Namen „Suspendirung“ oder „Sistirung“ der Verfassung geben; wenn man nur weiß, was man will, so ist der Name gleichgiltig.

Man braucht ja bei Abschaffung des Parlamentarismus nicht gleich an den reinen Absolutismus zu denken, der — wenngleich als momentanes Rettungsmittel und Uebergangsstadium oft unvermeidlich — dem Principe nach ebenso unchristlich ist. Zwischen beiden liegt ja in der Mitte der christliche Constitutionalismus, mit seinen die Rechte der Krone, wie die Rechte der Völker gleichmäßig wahrenden, weil christlichen Institutionen. Auf den Geist kömmt es an, die Form in Oesterreich ist gegeben: „Die Landtage“.

Die Krone muß zur Erkenntniß kommen, daß die Phrase der verantwortlichen Minister und des unverantwortlichen Monarchen eben nur eine hohle, liberale, durchaus unchristliche Phrase ist, denn Niemand, ob Hoch, ob Nieder, kann und darf sich ungestraft der Verantwortung entziehen, die Gott ihm durch seine Lebensstellung gegeben. Ist die Krone zu dieser Ueberzeugung gekommen, muß und wird sie auch dem Volke klar machen, daß, wer vor Gott „allein“ verantwortlich, auch in die Lage gesetzt sein und bleiben muß, diese Verantwortung zu tragen, daß die Phrase der Volkssouveränität ein Blödsinn ist, mithin der Monarch allein herrschen muß, aber deßhalb, weil der Monarch allein herrscht, braucht er nicht allein zu r e g i e r e n. Aus der ausschließlichen Souveränität des Monarchen folgt durchaus nicht die Existenz einer uncontrolirten, dann weil uncontrolirt, übermüthigen, allein-gewaltigen Bureaukratie. Moderirter Absolutismus heißt mit einem Worte Constitutionalismus,

und zu diesem geben in Oesterreich die Landtage die richtige Form. Allerdings nicht die heutigen Landtage, die alle und in Allem vom Gifte des Parlamentarismus durchsäuert sind, sondern Landtage, welche das Princip verkörpern: „Representativsystem auf Basis der corporativen Organisation".

Mit der heutigen bürgerlichen Gesellschaft ist eine conservative constitutionelle Regierung auf die Länge nicht möglich. Eine noch so lebensfähige Organisation des Bauern- und Gewerbestandes allein genügt nicht mehr; es muß aus der in Atome zerlegten bürgerlichen Gesellschaft wieder ein auf Basis der genossenschaftlichen Organisation beruhendes, hierarchisch gegliedertes organisches Gebilde geschaffen werden. Nur aus den Corporationen selbst dürfen die Landtagsabgeordneten hervorgehen. Die Regierung kann allerdings nur die Grundzüge der corporativen Organisation geben, die einzelnen Corporationen müssen sich dann aus sich selbst weiter entwickeln, aber in dem Maße als dies geschehen wird, kann man auch die anfänglich vielleicht eng gezogenen Grenzen der Landtagscompetenz erweitern und denselben schließlich weitgehende Autonomie gewähren in Bezug auf Anpassung und Durchführung der durch die Krone gegebenen Gesetzes-Grundzüge in den einzelnen Königreichen und Ländern. Ja, bei der consequenten und gänzlichen Durchführung der corporativen Organisation wird selbst das allgemeine Wahlrecht — jetzt eine Gefahr für Dynastie und Monarchie — ungefährlich. An Stelle unseres noch immer cameralistischen Finanzsystemes, das fort und fort am Kapital des Volkes frißt und in vexatorischer Weise gehandhabt wird, muß ein wahrhaft volkswirthschaftliches treten. Dem Beamtenstande muß begreiflich gemacht werden, daß wenn auch die Souveränität nur im Monarchen und nicht im Volke ruht, der Beamte die Pflicht hat, dem Volke, aus dessen Steuergeldern er seinen Gehalt bezieht — unbeschadet seiner Autorität und Würde — zu dienen; nicht aber dasselbe mit Brutaliät zu beherrschen. Vorerst aber

darf man nie und nimmer vergessen, daß das freie Walten der Kirche, besonders in der Schule, von der Volksschule angefangen bis hinauf zur Universität, die unerläßliche Vorbedingung ist, wieder zu einem Volke zu gelangen, das sich regieren läßt.

Ist man oben ernstlich gewillt, die schwierige, aber Segen bringende Reorganisation der bürgerlichen Gesellschaft mit Energie in Angriff zu nehmen, mit eiserner Consequenz durchzuführen; ist man sich oben der Pflicht bewußt, jede Eigenart der Königreiche und Länder achten, jedes Recht jeder Nation, jeden Standes, jedes Individuums; kraft der Souveränität wahren zu müssen, aber auch bewußt, daß die Erfüllung dieser Pflicht die vollste Wahrung der Souveränitätsrechte erheischt und jeder Eingriff in dieselben mit Energie zurückgewiesen werden muß, — kann man getrost den Staatsstreich wagen, wenn auch unter der milderen Bezeichnung: Suspendirung oder Sistirung der Verfassung, wenn man nur gleichzeitig die Reformpläne bekannt gibt und an deren Ausführung schreitet.

Gleichzeitig aber, besser gesagt vorerst, muß auch in Ungarn Ordnung geschaffen werden. Der 1867er Ausgleich bringt es mit sich, daß, während Ungarn sich jede Einmischung in seine inneren Angelegenheiten verbietet, es bei uns, durch seine Einmengung, den zum Untergang der Dynastie und Monarchie führenden modernen Schablonenparlamentarismus permanent macht. So lange in Ungarn die calvinisch-jüdische Allianz das Oberwasser, die alleinige Macht hat, ist auch bei uns nichts zu hoffen; ist aber diese Macht gebrochen, sind dort conservative, katholische Staatsmänner am Ruder, ist bei uns nichts mehr zu fürchten, wenn man sich zum Staatsstreich entschließt. Diesen Umschwung herbeizuführen, bedarf es nur des festen Willens des Monarchen. Selbst ein Nicht-Ungar, der sich aber die Mühe geben will ungarische Verhältnisse zu studiren, wird sich überzeugen können, daß der Wille des „Königs“ heute noch allmächtig ist. Nur

der Wille des Königs erhält die heutige Wirthschaft, der Wille des Königs kann sie sofort zu Grabe tragen, unter dem Jubel aller honnett gesinnten Elemente, die in Ungarn zahlreicher sind. als man glaubt, aber weil es den Ungarn, dieser vor dem Feinde so tapferen Nation, am courage civile fehlt, einer Anregung, einer Unterstützung von Oben bedürfen, um sich geltend zu machen.

Den unerläßlichen Verband mit Ungarn kann man durch die Delegationen aufrecht erhalten, welche auch hierseits nur aus den Landtagen hervorgehen würden und keine andere Aufgabe hätten, als das gemeinsame Budget zu votiren und dessen Verwendung zu controliren. Allerdings müßte ein conservatives ungarisches Ministerium auch die Klugheit und Gerechtigkeit haben im Interesse der Rettung der Gesammtmonarchie, sofort eine gerechtere Participation Ungarns an den gemeinsamen Auslagen zu concediren.

Handeln, rasches energisches Handeln thut noth, denn wir stehen nicht vor der Revolution, wir stehen in Mitte der Revolution.

Der verstorbene Reichsrathsabgeordnete Dr. Oelz aus Vorarlberg, ein Mann von seltener politischer Begabung, sagte einst: „Alle Welt weiß und sagt, daß die bürgerliche Gesellschaft krank ist. Die Wenigsten aber wollen einsehen, daß der Arzt — berufene, mehr noch unberufene stehen ja in Ueberfluß an ihrem Krankenlager — nicht mehr helfen kann. Es bedarf der Chirurgen"!

LII.

Eine byzantinische Literaturgeschichte.[1])

Die Zeiten, in welchen der Begriff „byzantinisch“ zugleich die Warnung „berühre nicht, koste nicht, fasse nicht an!“ in sich schloß, sind, so nicht alles trügt, glücklicherweise vorüber. Die von K. Krumbacher begründete und herausgegebene „byzantinische Zeitschrift“ ist in ihren siebenten Jahrgang eingetreten. 1892 bestieg der genannte Gelehrte den an der Münchener Universität für byzantinische Studien errichteten Lehrstuhl. An seinen Namen ist überhaupt der Aufschwung dieser Studien geknüpft. In der Vorrede zur ersten Auflage seiner byzantinischen Literaturgeschichte (1891) konnte Krumbacher schreiben: „Ich brauche hier nicht, wie es sonst in Vorreden hergebracht ist, mein Verhältniß zu Vorgängern darzulegen, denn ich habe keine; was mir obliegt, ist vielmehr das wissenschaftliche Recht des Gegenstandes an sich in Schutz zu nehmen“. Kr. hat dieses Recht erfolgreich vertheidigt nicht allein durch seine einleuchtenden Argumente im genannten Vorworte, sondern vor allem durch die That, durch die Art und Weise, wie er die

1) Geschichte der byzantinischen Literatur von Justinian bis zum Ende des oströmischen Reiches (527—1453) von Karl Krumbacher. Zweite Auflage bearbeitet unter Mitwirkung von A. Ehrhard und H. Gelzer. München 1897. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. A. u. d. T.: Handbuch der klassischen Alterthumswissenschaft, herausgegeben von Iwan von Müller. IX. Band, 1. Abtheilung.

byzantinische Literatur behandelte, die zerstreuten Gliedmaßen seitheriger Forschung zu einem lebenskräftigen Ganzen zusammenschloß, die Resultate seines eigenen umfassenden und erfolgreichen Suchens darlegte und künftiger Forschung ihre Bahnen wies.

Einen Hauptmangel beklagte Kr. selber am aufrichtigsten: die Theologie und die mit ihr verbundene Hagiographie war das Stiefkind der ersten Auflage, doppelt bedauerlich bei einer Zeit, die so sehr unter dem Zeichen der Theologie stand. Schuld daran war nicht etwa Abneigung, sondern Mangel an Zeit und Vorarbeiten — ein stiller Vorwurf zugleich gegen die Theologen, welche Kraft und Fleiß so vielfach auf aussichtslose Spekulationen verwenden, die Schätze christlicher Vergangenheit aber inzwischen von anderer Seite erheben oder aber entwerthen lassen. Im byzantinischen Mittelalter ist ja gewiß nicht alles Gold, sondern viel minderwerthige und ordinäre Waare, allein zum Gesammtbilde gehört eben auch diese und der Naturforscher beschäftigt sich auch nicht allein mit dem majestätischen Königsadler und der duftigen Rose, sondern auch mit der Klette und der Schwefelsäure.

Die theologische Lücke ist in der nunmehr vorliegenden zweiten Auflage von Prof. Ehrhard in Würzburg (jetzt in Wien) in mustergiltiger Weise ausgefüllt worden. Wie in den Berliner Vorlesungsverzeichnissen die „Gottesgelahrtheit" noch immer den ihr zukommenden Ehrenplatz einnimmt, so ist auch hier die theologische Literatur an erste Stelle gerückt worden, welche ihr dem ganzen Zeitcharakter nach gebührt. Theologie war in byzantinischer Zeit nicht ausschließliche Sache der Geistlichen, Würdenträger und Mönche, auch hochgestellte Beamte, wie Andronikos Kamateros im 12. Jahrhundert, und Kaiser Justinian I. und Manuel II. Palaiologos versuchten sich in derselben mit mehr oder weniger Glück und Geschick. Von letzterem stammt beispielshalber die größte byzantinische Apologie gegen den Islam. Selbst die Satire hüllt sich nicht ungern in theologisches Gewand. Bis ins zwölfte Jahrhundert herein steht die byzantinische theologische Literatur höher als die abendländische und beeinflußt dieselbe trotz der immer mehr sich erweiternden Kluft zwischen griechischer und lateinischer Kirche. Man darf hier nur an die Uebersetzung des Pseudo-

Areopagiten durch Scotus Erigena und an Johannes von Damascus erinnern, dessen „Erkenntnißquelle“ dem abendländischen Sentenzenmeister Vorbild, dem Engel der Schule hohe Autorität war. Erst vom 12. Jahrhundert an überflügelt die abendländische Theologie weit die der Morgenländer, von der sie gespeist worden war. Die treibenden Faktoren sind von Ehrhard treffend gezeichnet.

Wann beginnt eigentlich die byzantinische' Literatur auf profanem und theologischem Gebiet? Diese Frage läuft schließlich auf die ebenfalls nicht leicht zu beantwortende hinaus, was man eigentlich unter „byzantinisch“ zu verstehen hat. Leicht könnte man hier in einen Zirkel gerathen, indem man aus dem Charakter des Byzantinismus die Zeitdauer desselben und aus dieser wieder den Charakter eruiren wollte. Selbstverständlich darf man das Wort nicht in dem odiosen Sinne fassen, den es durch die Polemik erhalten, sondern in erweitertem und höherem Sinne. In den durch Schlagworte, wie „dogmatische Starrheit, religiöser Fanatismus, Verschwommenheit und sklavische Imitation“ gezeichneten Bannkreis mit allen ihren Gattungen und Erscheinungen sich bringen zu lassen — den Gefallen erweist die byzantinische Literatur dem Forscher nicht, und die Worte selber verdanken dem klassischen Fanatismus und der Verschwommenheit eigener Anschauung ihr Dasein. Auch der Servilismus bildet für byzantinisches Leben und byzantinische Literatur keine differentia specifica, da „diese schlimme Eigenschaft durchaus nicht den Byzantinern eigenthümlich ist, sondern sich immer und überall findet, wo absolute Herrscher sind“. „Mit dem äußerlichen Hofceremoniell kam der innerliche Servilismus auch im Abendlande zu so großer Verbreitung, daß das gebildete Mitteleuropa den Byzantinern durchaus nichts mehr vorzuwerfen hat. Niemals hat der Byzantinismus in Byzanz so üppig geblüht wie an den Höfen Philipps II., Ludwigs XIV. und mancher Duodezfürsten unseres Vaterlandes. Die deutschen Hofpoeten der guten alten Zeit übertreffen an hündischer Kriecherei alles, was die mittelgriechische Literatur an verwandten Ergüssen besitzt, und der ἥλιος βασιλεύς des Psellos hat im roi-soleil Frankreichs

sein getreues Gegenstück gefunden. In Wahrheit ist Byzanz weniger absolutistisch als sein Ruf" (S. 23).

Nach sorgfältiger Erwägung aller Strömungen und Schattirungen stellt der Theologe schließlich wie der Philologe das Columbusei auf den Tisch: der Byzantinismus beginnt mit der Gründung von Byzanz bezw. mit der Zeit, da Constantin der Große als Alleinherrscher den römischen Kaiserthron bestieg. Damit beginnt in politischer, religionsgeschichtlicher, literarischer Beziehung eine neue Zeit. Daß diese nicht auf einmal fix und fertig dastand, wie die dem Haupte des Zeus entsprungene Pallas Athene, versteht sich von selber. Die nächsten Jahrhunderte bilden zunächst „eine Uebergangsperiode, in welcher sich die alten und neuen Elemente noch vielfach streiten, mischen oder unvermittelt neben einander hergehen. Dadurch entsteht ein buntes und verschwommenes Colorit, in welchem bald die einstige, bald die künftige Grundfarbe vorherrscht" (S. 14). Diese frühbyzantinische Periode währt auf profanem Gebiete bis ins siebente Jahrhundert, auf theologischem noch etwas länger, etwa bis zum Feste der Orthodoxie 843. Trotzdem beginnt Kr. seine Literaturgeschichte mit Justinian, da dieselbe die ebenfalls einen Band der Iwan v. Müller'schen Sammlung bildende griechische Literaturgeschichte von Christ fortsetzen soll. Ehrhard konnte sich dieser Stoffabgrenzung um so leichter anschließen, als ja die nächsten Jahrhunderte zur Domäne der Patrologie gehören.

I. Ehrhard gibt zunächst eine gute Uebersicht über die Entwicklungsstadien der byzantinischen Theologie, welche beim eigenthümlichen traditionellen Charakter derselben nicht leicht zu bestimmen sind und auch nicht markirt hervortreten. Vor einer Verödung, wie sie 650—850 auf profanem Gebiete herrschte, blieb die Theologie verschont. Nachdem dann der letzte große dogmatische Kampf mit dem Feste der Orthodoxie seinen Abschluß gefunden, ist der Charakter derselben wesentlich Traditionalismus; sie will principiell nur das Erbe der Väter bewahren, und neue Forschung erscheint ihr gefährlich. Ihre Hauptstützen aber sind die Väter des vierten und fünften Jahrhunderts. Die lateinische Theologie mit einem Augustinus blieb für Byzanz ein versiegeltes Buch, auch die

griechischen Theologen bis zum dritten Jahrhundert wurden fast völlig vergessen und auf Origenes lastete ja der Fluch der Verketzerung; letzteren Umstand nennt E. mit Recht ein „namenloses Unglück“. Das neunte und zehnte und elfte Jahrhundert ist je durch einen klingenden Namen markirt: Photios, Arethas von Cäsarea, Michael Psellos, welche alle drei profane und theologische Schriftstellerei in umfassender Weise verbanden. Eine der edelsten Gestalten des 12. Jahrhunderts ist E.-B. Eustathios von Tessalonike. Die abendländischen Streitigkeiten zwischen Nominalismus und Realismus bezw. Aristotelismus und Platonismus haben ihre Parallele im Orient, und die Hauptnamen sind Johannes Euthymios, Zigabenos, Nikolaos von Methone und Niketas von Akominatos. Ihren Höhepunkt erreichte die byzantinische Theologie im Zeitalter der Paläologen, ist aber hier wesentlich polemisch gegen die Lateiner, die gefährlicher erschienen als die Muhamedaner. Als kirchengeschichtliches Curiosum sei erwähnt, daß Neilos Kabasilas dem Papste das Recht allgemeine Synoden zu berufen abspricht und sich dabei auf die Akten der sechs ersten Concilien beruft (S. 109). Hier ist also die Thatfrage in die Rechtsfrage gewandt. Besonders charakteristisch ist der Hesychastenstreit im vierzehnten Jahrhundert, der nichts anderes ist als eine Reaktion der griechisch-nationalen Theologie gegen das Eindringen der abendländischen Scholastik. Die Hauptschrift eines Gegners der Hesychasten weist wörtliche Uebersetzungen aus einer Schrift des hl. Thomas auf (S. 100 f.). Johannes Kyparissiotes, der bedeutendste Gegner des Haupthesychasten Palamas, machte den ersten Versuch einer systematischen Dogmatik nach dem Muster der abendländischen Scholastik (S. 107).

Was die Behandlungsweise betrifft, so schließt sich E. dem Krumbacher'schen Compromiß zwischen der synchronistischen und eidologischen Methode an und gruppirt den umfangreichen Stoff unter folgenden Gesichtspunkten: Dogmatik und Polemik, Exegese, Asketik und Mystik, Geistliche Beredsamkeit, Hagiographie, Katenen. Von den vielen Autoren, welche auf mehreren Gebieten zugleich thätig waren, wurde jeder dem Gebiet eingereiht, auf welchem der Schwerpunkt seiner Schriftstellerei liegt.

Dogmatik und Polemik wird eröffnet mit Leontios von Byzanz, der zuerst die aristotelischen Begriffsbestimmungen in die Theologie, speciell in die Christologie einführte und darum der erste Scholastiker genannt wird. An der Spitze der Asketik und Mystik marschirt Johannes Klimax. Hätte nicht Pseudo-Dionysios Areopagites an diese Stelle gehört? Freilich ist derselbe noch in Christ's Literaturgeschichte aufgenommen (2. A. S. 749 f.), die dortige Behandlung genügt auch trotz einiger unrichtiger Bemerkungen für Christ's Zweck und Aufgabe, steht aber in gar keinem Verhältniß zu der Bedeutung, welche dieser geheimnißvolle Mann im griechischen und lateinischen Mittelalter gewonnen. Hier berührt uns nur seine Nachwirkung in der byzantinischen Literatur. Nach Angabe des Registers wird derselbe von E. und Kr. 25mal genannt. Die ganze byzantinische Mystik fußt auf den areopagitischen Schriften und hat von ihnen ihre cultisch-symbolische Richtung empfangen. Maximus Confessor ist der Commentator dieser Schriften und hat ihre Mystik, nach E.'s Angabe, von ihrem neuplatonischen Hintergrund losgelöst (?), so daß er von E. der eigentliche Schöpfer der byzantinischen Mystik genannt wird. Die Späteren gehen thatsächlich doch auf den angeblichen Areopagiten zurück. Anastasios Sinaites, Johannes von Damascus, Euthymios Zigabenos, Johannes Kyparissiotes stützen sich auf ihn als eine Hauptauktorität. Georgios Pachymeres lieferte eine Paraphrase der Areopagitica, Zigabenos verfaßte sogar eine Rede auf den angeblichen Lehrer Hierotheos, wahrscheinlich mit demselben Recht, mit welchem die Italiener zwei Gersen-Denkmäler errichteten. Bei den byzantinischen Hauptmystikern, dem Abte Symeon im elften und E.-B. Nikolaos Kabasilas im vierzehnten Jahrhundert versteht sich die Abhängigkeit vom Areopagiten von selber. Die Art derselben ist übrigens fast überall erst noch zu untersuchen. Vielleicht benützte auch der jüngere Symeon, E.-B. von Thessalonike im 15. Jahrhundert, mittelbar oder unmittelbar die Areopagitica. Den Schluß seiner dogmatisch-liturgischen Hauptschrift bildet die Erklärung des Begräbnißritus, der auch von Pseudo-Dionysios im letzten Kapitel seiner „kirchlichen Hierarchie" behandelt wird. Von Kaiser Theodoros II. Laskaris stammt

eine Schrift „über die Gottbenennung“, bei welcher vielleicht die „göttlichen Namen“ des Areopagiten Pathendienste leisteten. E. sagt zwar bei den beiden Letztgenannten nichts von einer Abhängigkeit. Sicher an Dionysios schließt sich an die Schrift des Niketas Stethatos „zur himmlischen und kirchlichen Hierarchie“. Faßt man all das ins Auge, so wird man wohl eine besondere Behandlung des „Vaters der Mystik“ für angezeigt halten dürfen und müssen, zumal da er auch zeitlich so nahe an die Zeit Justinians heranreicht. Daß er nämlich an die Wende des fünften Jahrhunderts zu setzen ist, die Ueberzeugung dringt jetzt doch mehr und mehr durch. . . Um so mehr muß man darauf dringen, daß der Mann, welcher die Stigmata eines richtig verstandenen Byzantinismus so deutlich an sich trägt, an die richtige Stelle gesetzt werde.

Auf dem Gebiete der Exegese hörte im Orient schon nach Cyrill von Alexandrien und Theodoret von Cyrus die selbständige Forschung mit einem Schlage auf — Dank hauptsächlich dem 19. Kanon der Trullanischen Synode (692) mit der Bestimmung, daß man bei der Erklärung der hl. Schrift die Exegese der großen Kirchenväter eigenen Forschungen vorziehen solle. Indeß wirkten hier auch noch andere Ursachen mit, welche E. S. 122 ff. auseinandersetzt. Im Unterschied davon sehen wir das abendländische Mittelalter zum Theil exegetische Luftsprünge machen, deren Originalität mehr Kopfschütteln als Nachahmung hervorrufen muß. Immerhin ist es als ein Glück zu bezeichnen, daß im Abendland eine ähnliche auktoritative Einschränkung fehlte. Auch die Verordnung des Tridentinum, in der Exegese sich an den unanimis consensus patrum zu halten, läßt bei richtiger Interpretation der eigenen Forschung und dem Fortschritt der Wissenschaft noch freien Spielraum.

Viel produktiver war die byzantinische Kirche auf homiletischem Felde, auf ihm zeigt sie geradezu ihre reichste Fruchtbarkeit. Es wurde sehr viel gepredigt, an Sonn- und Festtagen fast regelmäßig und außerdem noch besonders in der Fastenzeit. Das Trullanum verpflichtet die Bischöfe ausdrücklich dazu. Bei der theologischen Stimmung der Zeit fehlte es auch nicht an sonstigen religiösen Vorträgen Ein solcher wurde regelmäßig

an Sonn- und Festtagen vor dem kaiserlichen Hofstaat gehalten; es mag wohl mancher Kavalier, in dessen Seelenstimmung gerade nicht die Theologie die Dominante war, mit Sehnsucht auf das Amen des Hofpredigers gewartet und dann kräftig applaudirt haben. Auch Kaiser und hohe Staatsbeamte finden sich unter den byzantinischen Homiletikern und Panegyrikern, so z. B. Leo der Weise, der so unweise eine vierte Ehe einging. Der Anschluß an die großen kirchlichen Redner des 4. und 5. Jahrhunderts hebt die geistliche Beredsamkeit des Orients im großen und ganzen über die Predigtliteratur des abendländischen Mittelalters. Auch die natürliche Rednergabe der Griechen hat das Ihrige dazu beigetragen.

Zu den dunkelsten und verworrensten Partien der byzantinischen Literatur gehört ohne Zweifel die Hagiographie. Gerade auf diesem Gebiete ist E. in letzter Zeit Pfadfinder geworden. Es handelt sich dabei hauptsächlich um einen Mann, an dessen Namen und Schaffen sich die meisten ungelösten Fragen knüpften — Symeon Metaphrastes, welcher höchstwahrscheinlich identisch ist mit Symeon dem Magister und Logotheten, und dessen Lebenszeit allem nach in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts fällt. In der „Literaturgeschichte“ konnte E. die Frage nach dem ursprünglichen Umfang und dem eigentlichen Inhalt der metaphrastischen Legendensammlung noch nicht beantworten und verwies auf den paläographischen und literarkritischen Weg zur Eruirung des metaphrastischen Gutes. Der erstere hat den Forscher bald darauf zu überraschenden Resultaten geführt, die er in der „Festschrift zum elfhundertjährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom“ publicirte (S. 46—82: Die Legendensammlung des Symeon Metaphrastes und ihr ursprünglicher Bestand, eine paläographische Studie zur griechischen Hagiographie). Darnach ist die Vorstellung, daß das ungeheuere hagiographische Handschriftenmaterial ein wüstes Chaos bedeute, eine durchaus irrige und das gerade Gegentheil die Wahrheit. Die Forschung E.'s ist zugleich eine Ehrenrettung des armen vielgeschmähten Metaphrasten, dem in der jüngsten Zeit noch die Bollandisten die Note eines „funestissimus homo, qui Graecorum rem hagiographicam penitus devastavit“ aufbrannten. Freilich wird dadurch auch

seine Stellung in der Geschichte der griechischen Hagiographie im Verhältniß zu der bisher angenommenen eine unbedeutende, fast harmlose. Für das nähere Detail muß auf die interessante Studie selbst verwiesen werden, welche von E. vertieft und ergänzt wird durch seine „Forschungen zur Hagiographie der griechischen Kirche vornehmlich auf Grund der hagiographischen Handschriften von Mailand, München und Moskau“ in der Römischen Qu.-Schr. XI (1897) 67—205 (auch separat erschienen). In demselben Jahrgang der genannten Zeitschrift erwidert E. S. 531—53 auf die Besprechung, welche der gelehrte Bollandist Hippolyte Delehaye in den Analecta Bollandiana XVI (1897) 311—29 seinen Publikationen widmete. Delehaye nahm zwar die Resultate E.'s bezüglich des ursprünglichen Umfanges der metaphrastischen Legendensammlung an, äußerte aber methodologische Bedenken und trug noch in einigen anderen Punkten abweichende Ansichten vor. Die Erwiderung E.'s betrifft nur die principiellen Gesichtspunkte, die weiteren Ausführungen des gelehrten Jesuiten wird er später „auf das Gewissenhafteste prüfen“. Der Gegenstand selbst ist in der That der Aufmerksamkeit werth. Zwar haben alle Gattungen der byzantinischen Hagiographie als gemeinsamen Charakter die Kritiklosigkeit und „die meisten Heiligenbiographien sind die reinsten Freilichtmalereien ohne jeden Schatten mit dick aufgetragenen Farben oder ungetrübten Lichteffekten“ (L. G. S. 182), durch Sprache und Inhalt aber können sie „das Interesse der Philologen und Theologen, der Profan-, Kirchen- und Culturhistoriker in verschiedenartigster Abstufung für sich in Anspruch nehmen“ (Festschrift S. 82). Prof. Ehrhard aber hat sich durch seine eindringenden Forschungen und seine schöne Darstellung der byzantinischen Theologie den Dank vieler erworben. Wir wünschen dem gelehrten Theologen auch an dieser Stelle die weitesten Erfolge in seinem neuen Wirkungskreise in Wien, der alten Kaiserstadt.

II. Bildet die „Theologie“ die erste Abtheilung des ersten Hauptabschnittes (Prosaische Literatur), so behandelt sofort im Anschluß daran Krumbacher in der zweiten Abtheilung die „Geschichtsschreiber und Chronisten“ und zwar getrennt. Die Scheidung ist in der Natur der Sache begründet. Die

Geschichtsschreiber behandeln die Zeitgeschichte, zum Theil Lokalgeschichte und folgen in Technik und Sprache einem Herodot, Thukydides, Polybios, sie wenden sich an den auserlesenen Kreis der Gebildeten am Hofe, in der höheren Geistlichkeit und der Beamtenwelt. Die Chronisten schreiben Weltgeschichte und beginnen wie die des Abendlandes in tödtlicher Regelmäßigkeit mit der Weltschöpfung, um mit der Thronbesteigung des zu ihrer Zeit regierenden Kaisers zu schließen. Ihre Erzählungen sind für die große Masse berechnet und haben darum ein volksmäßiges, spießbürgerliches Gepräge.

Unter den Historikern treffen wir bedeutende Erscheinungen: gleich der erste ist Prokop von Cäsarea, dessen bittere „Geheimgeschichte", von Suidas Anecdota genannt, als echt bezeichnet wird. Euagrios, der bedeutendste Fortsetzer des Eusebius, ist der wichtigste Gewährsmann für die Dogmengeschichte des 5. und 6. Jahrhunderts. Viele dieser Männer waren auch auf anderen Gebieten thätig, so schrieb Theophylaktos Simokattes (S. 247 ff.) auch quaestiones physicae, einen wunderlichen Curiositätenkram. Die Aporienform (wohl besser als „die Form des platonischen Dialoges") wurde schon früher bei derartigen Stoffen verwendet. Ich erinnere nur an die vielen Stücke, welche unter dem Namen des Hermes Trismegistus laufen und gerne in der Form von „Frage und Antwort" gehalten sind. Dieselbe Form wählten Porphyrios und Dexippos in ihren Commentaren zu den Kategorien des Aristoteles, Theophrastus, Alexander von Aphrodisias, Damascius u. a. zu ähnlichen philosophischen und „physischen" Untersuchungen. Sie war in manchen Kreisen Schulmanier geworden (vgl. Rohde, Psyche S. 600, Anm. 1). Man fingirte auch Anfragen, um an sie dann Erörterungen anzuknüpfen. So in byzantinischer Zeit noch Michael Glykas. In der genannten Schrift des Simokattes lauscht Polykrates mit Bewunderung den Lehren des Antisthenes und dieser zählt ihm schließlich auf seine erstaunte Frage nach den Quellen seiner Weisheit eine imponirende Reihe von Schriftstellern auf, die sich aber als eitel Humbug erweist. Auch solche Fiktion hat frühere Vorgänge und spätere Nachahmungen. Ich habe in der Theolog. Qu.-Schr. 1895 S. 361 Anm. 2 eine Anzahl derartiger Delinquenten zusammengestellt,

welche Autorennamen und Schriften frei erfanden. Aus der allerjüngsten Zeit gesellt sich zu ihnen Demetrios Rhodokanakis, dessen literarische Betrügereien durch Legrand aufgedeckt wurden (vgl. Byz. Ztschr. 1896. S. 377 ff). S. 250 verweist Kr. zum Belege für das gespreizte Wesen desselben Simokattes christlichen Dingen gegenüber, von denen er wie ein Heide rede, auf eine Stelle seiner Historien (S. 62, 11 der Bonner Ausgabe), wo er von einem Kloster sagt: „Dortselbst befindet sich auch eine Pflanzschule von Männern, die ein philosophisches Leben führen. Mönche nennt man diese Leute". Krumbacher bemerkt dazu, daß der Mönch als „Philosoph" sich durch das ganze Mittelalter erhalten habe. Die Bezeichnung der Mönche als Philosophen, ihrer Lebensweise und Thätigkeit als Philosophie ist aber auch sehr alt und findet sich bei Gregor von Nyssa, Chrysostomus, Isidor von Pelusium, Theodoret, Sozomenus. Letzterer gibt in seiner Kirchengeschichte 6, 33 sogar den weidenden Mönchen dieses Ehrenprädikat. Ich werde diese Stellen bei anderer Gelegenheit ausführlicher nennen, um die Sprachweise des Pseudo-Areopagiten zu beleuchten, welcher in seiner „Kirchlichen Hierarchie" von der „vollkommensten Philosophie der Mönche" redet (VI, 3, 2) vgl. auch Stiglmayr in der Ztschr. f. kath. Theol. 1898. 2. H. S 300. Die Bezeichnung geht wohl auf Philo und den Stoiker Chairemon zurück. Letzterer heißt die von ihm gezeichneten Priester Philosophen (bei Porphyr de abst. 4, 6 f.) und Philo schreibt in seinem Buche „Vom beschaulichen Leben", dessen philonische Provenienz nach den neuesten Untersuchungen von Conybeare und Wendland wohl als gesichert gelten darf, von den Therapeuten c. 11 (II, 485 ed. Mangey): „Nach den Gebeten zieht sich ein jeder in sein Heiligthum zurück, um sich wiederum der gewohnten Philosophie zuzuwenden". Wir begreifen diese Redeweise aus einer Zeit, in welcher auch die heidnischen Philosophen zugleich Asketen, Wanderprediger und wiederum Freunde stiller Einsamkeit waren.

Dr. H. Koch

(Schluß folgt.)

LIII.

Deutsche Biographie der Lady Fullerton.[1])

Vor beinahe zwölf Jahren wurde die englische Lebensbeschreibung der Lady Georgiana Fullerton vom nunmehr verstorbenen Jesuitenpater H. J. Coleridge ausführlich in dieser Zeitschrift zur Anzeige gebracht (Bd. 103. S. 370—382). Die seltene Bedeutung, welche diese hehre Frauengestalt für unsere Zeit besitzt, wurde dem päpstlichen Geh Kammerherrn Raymund von Fugger auf Schloß Kirchberg bei Ulm Veranlassung, dieselbe auch dem deutschen Publikum in einem abgerundeten Bilde vorzuführen. Der Ruhm der verblichenen Lady als einer unserer feinsinnigsten katholischen Erzählerinnen, deren Geisteserzeugnisse erhebend und läuternd wirken, war in Deutschland seit Jahren gesichert durch treffliche Uebersetzungen ihrer Romane, Novellen und Erzählungen. Zum Theil enthalten sie, wie Ellen Middleton und andere Werke, ein Stück Sebstbiographie, dem man, namentlich da, wo es sich um die religiöse Entwicklung handelt, mit ebensoviel Spannung wie Befriedigung folgt. Nunmehr sind wir so glücklich, aus der

1) Fugger, Raymund von, Geh. Kammerherr Sr. Heiligkeit: Lady Georgiana Fullerton. Ihr Leben und ihre Werke. Aus dem Französischen frei bearbeitet. Mit Porträt in Lichtdruck. 8. (VII und 536 S.) Preis geh. Mk. 5.— ; in elegantem Salon-Callicoband M. 6.—.

Hand Raymunds von Fugger ein vollständiges Bild der Lebensschicksale einer Frau zu empfangen, welche in einem so reichen Maße, wie wenig andere, die höhere englische Gesellschaft beeinflußt hat. Aber weit hinaus über die Grenzen der letztern reicht der Ruhm der Lady Fullerton, die zufolge ihres gesegneten socialen und charitativen Wirkens sich zu einem Vorbild für die gesammte katholische Frauenwelt erhoben hat. Daß ein Mitglied der leitenden Gesellschaftskreise Deutschlands sich der Aufgabe unterzogen hat, unsere Frauenwelt mit dieser hehren Gestalt bekannt zu machen, ist besonders freudig zu begrüßen. Durch Arbeiten von so edler Art bezeugt der deutsche Adel, daß er für die mit großer Verantwortung verknüpfte hohe Stellung, welche die Vorsehung in der Gesellschaft ihm zugewiesen, das richtige Verständniß besitzt und derselben in ausgiebigem Maße gerecht zu werden sich bemüht. Seinen übrigen Verdiensten um die Förderung der Religion hat Herr von Fugger durch diese edle Leistung ein neues von erheblicher Bedeutung hinzugefügt.

Die Art und Weise, wie der Verfasser sich seiner Aufgabe entledigt, erzwingt sich unsere volle Anerkennung. Er liefert eine freie Bearbeitung des französischen Originals der Frau Augustus Craven (geb Gräfin La Ferronnais), auf welchem auch Coleridge seine Arbeit aufbaute. Doch ist er insofern über das Original hinausgegangen, als er, aus seinem eigenen Schatze schöpfend, eine lange Zahl von Anmerkungen beifügte. Sie haben die Bestimmung, solche Personen und Verhältnisse eingehend zu beleuchten, welche im Text selbst nur leicht gestreift wurden. Damit gewinnt die Darstellung eine lebhaftere Färbung und auf diese Weise werden Wünsche befriedigt, welche der Text nur angeregt, denen er aber keineswegs gerecht geworden. In sehr dankenswerther Weise hat Fugger ein Verzeichniß der ins Deutsche übertragenen Werke der Lady Fullerton, sodann eine Tabelle des Inhalts und ein Personenregister beigefügt. Das letztere ist geeignet, dem Buche dauernden Werth zu verleihen.

Was den Reichthum des Inhalts anlangt, so sei kurz auf die frühere Besprechung in dieser Zeitschrift, insbesondere aber auf das Buch selbst verwiesen. Als frommgläubige Anglikanerin,

als eifrige Convertitin, als unermüdliche Schriftstellerin und Vertheidigerin der katholischen Weltanschauung im Gebiete der schöngeistigen Literatur, als echte katholische Frau, die als „starkes Weib dem Elenden ihre Hand geöffnet und nach dem Dürftigen ihre Arme ausgebreitet“ (Sprüche 31, 20) ist Lady Fullerton geeignet, auf jedes unverdorbene Gemüth einen nachhaltigen Eindruck auszuüben. Bei Gladstone's Hinscheiden haben die öffentlichen Blätter und Zeitschriften der Beziehungen des großen Staatsmannes zu der Lady gedacht. Aber auch zu vielen andern bedeutenden Personen hat sie in engen Verhältnissen gestanden, die ihr gesegnetes Wirken auf Mit- und Nachwelt bekunden.

LIV.

Das Stolberg-Monument in Hörsholm.[1]

(Aus der in Kopenhagen erscheinenden „Berlingske Tidende“ vom 9. Februar 1895 übersetzt.)

Zu den Denkmälern in unserem Lande, welche der großen Menge unserer Bevölkerung mehr oder minder unbekannt sind, zählt das Stolberg-Monument. Daher zunächst ein paar Worte über den Mann, dem zu Ehren es errichtet, und über den Grund, weßwegen es errichtet worden.

Christian Günther, Graf zu Stolberg,[2]) wurde

---

1) Hörsholm liegt auf Seeland, nördlich von Kopenhagen, nicht weit von der nach Helsingberg führenden Bahn.

2) Der Vater des berühmten Dichters Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. (Anm. d. Red.)

1714 geboren und stammt aus einem uralten sächsischen Fürstengeschlecht. Unter Christian VI. und Sophie Magdalene, mit der er verwandt war, kam Stolberg nach Dänemark. Der Grund, daß er dorthin berufen wurde, war folgender:

Sophie Magdalene hatte 1731 vom König das Schloß Hörsholm mit dazu gehörendem Gut zugewiesen bekommen und besaß dies beinahe vierzig Jahre. Die Königin verwandte große Sorgfalt auf die Verwaltung ihres Gutes und behandelte ihre Bauern mit einer Milde, wie sie den damaligen Zeitumständen nach ungewohnt war. Gleichwohl waren üble Zustände auf dem Gut; die schlechte landwirthschaftliche Lage, die damals Hörsholm sowie das übrige Dänemark drückte, machte es den Bauern unmöglich, die Abgaben zu entrichten, die ihnen auferlegt waren. Da die Königin in Folge dessen die Einnahmen des Schlosses nicht ins Gleichgewicht mit den Ausgaben zu bringen vermochte, berief sie ihren Verwandten, den Grafen Stolberg zu sich; dieser war damals Amtmann in Segeburg und als Kenner der Verhältnisse auf dem Lande bekannt.

Als er nach Hörsholm kam, sah er bald, daß eine Verbesserung der Lage der Bauern das Einzigste sei, was dort helfen könnte. Er beantragte daher, daß der Haupthof parcellirt, der Frohndienst (auf dänisch: Hoveri) gegen eine jährliche Vergütung abgeschafft und Erblichkeit (auf den Gütern der Untergebenen) eingeführt werde. Sein Vorschlag wurde von König Frederik V. 1761 angenommen. Dieser Versuch, der erste seiner Art in Dänemark, wies bald den besten Erfolg auf. Das Gut, welches früher Ausfall gegeben, gab nun Ueberschuß und die Lage der Bauern verbesserte sich sichtlich. Der Urheber dieses Versuches starb 1765 auf einer Reise nach Aachen.

Um sein Andenken zu ehren, ließ die Königin-Wittwe, Sophie Magdalene, 1766 ein Monument in Hörsholm errichten. Das Monument war 9 Ellen hoch und aus norwegischem Marmor gehauen. Auf der einen Seite sieht man oben ein gebrochenes Joch, als Zeichen, daß das Joch der Knechtschaft, welches früher auf den Bauern gelastet, gebrochen wurde.

Mitten auf derselben Fläche befinden sich zwei in einander geschlungene Füllhörner. Das abwärts gewundene gießt verschiedene Münzen über den Landbau aus, der durch ein Pflugeisen und ein Langeisen, durch einen Anker zusammengehalten, versinnlicht ist. Aus dem aufwärts gerichteten Horn sprießen verschiedene Arten Feldfrüchte, was alles die jetzige Fruchtbarkeit des früher brach und karg dagelegenen Landes bezeichnen soll. Auf dem Monument stand folgende Inschrift (in dänischer Sprache):

Zum ewigen Andenken
an eine preiswürdige Maßnahme
gemäß Ihrer Königlichen Majestät
Sophie Magdalena's
Befehl,
da auf den weisen Rath von
Herrn Christian Günther, Grafen zu Stolberg,
Ihrem Oberhofmeister,
alle Unterthanen im Amte Hirschholm von Frohndienst befreit,
Pachthöfe in Eigenthum verwandelt wurden.

Dieses jetzt weit über 100 Jahre alte Monument war mittlerweile im Laufe der Zeit so schadhaft geworden, daß es gänzlich zusammenzustürzen drohte. Damit diese Erinnerung nicht vernichtet würde, trat im Sommer 1894 der Vorstand der ökonomischen Gesellschaft des Distriktes Hörsholm zusammen, um zu verhandeln, was da zu thun wäre.

Der Vorsitzende des Vorstandes, Kaufmann Chr. Hansen aus Hörsholm, war besonders eifrig, das Monument zu erhalten und erbat sich den Rath von zwei so bekannten Autoritäten auf dem Gebiet der Kunst und Architektur, wie des Museumsdirecktors Dr. Henry Petersen, und des Architekten Koch von Kopenhagen.

Auf den Rath dieser zwei Herren beschloß die genannte Gesellschaft, eine vollständige Reproduktion des alten Monumentes herstellen zu lassen. Die Gesellschaft wandte sich dann an den Steinhauermeister Karl Scheller in Kopenhagen mit dem Antrag, diese Arbeit zu übernehmen. Das alte Monument wurde nun an Herrn Scheller geschickt, und dieser besorgte

von Schlesien einen Marmorblock, groß genug um das neue Monument genau in derselben Größe und Ausführung wie das alte anfertigen zu können Der Marmor wurde deßhalb aus Schlesien bezogen, weil der norwegische, in dem das alte Monument ausgeführt war, nicht zu bekommen war und der schlesische dem norwegischen sowohl in Farbe als Struktur gleich ist. Es erwies sich mittlerweile als sehr schwer, das Gepräge der Münzen vom alten Monument festzustellen; Herr Scheller wandte sich deßhalb an die königliche Münzsammlung und erhielt dort mit größter Bereitwilligkeit von Seite des Direktors die erforderlichen Silbermünzen geliehen. So ist das neue Monument eine bis in die kleinsten Einzelheiten vollständige Wiedergabe des alten.

Im Frühjahr 1895 ist das in solcher Weise erneuerte Denkmal von der ökonomischen Gesellschaft des Hörsholmer Distrikts feierlich enthüllt worden, um auch ferneren Geschlechtern die Verdienste des Mannes in Erinnerung zu erhalten, „dem ihre Vorväter es verdankten, die bestgestellten dänischen Bauern ihrer Zeit gewesen zu sein“.

LV.

Die langobardische, sogenannte eiserne Krone.

Vor etwa Jahresfrist machte durch die verschiedenen Tagesblätter nachstehender Artikel die Runde: „Im Dome zu Monza wird die berühmte eiserne Krone der lombardischen Könige aufbewahrt. Die Königin Theodolinde ließ diese Krone im Jahre 590 aus einem Nagel vom Kreuze Christi schmieden. Dieser Nagel bildet aber nur die innere Seite des Kronreifes, der im Uebrigen aus purem Golde besteht und mit zahlreichen Diamanten besetzt ist. Ursprünglich wurde die Krone in Pavia aufbewahrt, der Hauptstadt der Langobarden. Kaiser Ludwig II. brachte sie ums Jahr 870 nach Mailand, in die Kirche zum hl. Ambrosius. Hier ließen sich die deutschen Kaiser mit der eisernen Krone zu Königen der Langobarden krönen. Als aber Friedrich Barbarossa Mailand zerstörte, verbrachte er die kostbare Krone nach Monza in den von Theodolinde erbauten Dom, und von dieser Zeit an wurden die Könige der Lombardei in Monza gekrönt. Auch Napoleon nahm im Jahre 1805 diese Ceremonie in Monza vor, nach ihm, zum letzten Male, Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1838. Als die Oesterreicher 1859 die Lombardei räumten, nahmen sie die Krone mit nach Wien, doch bedang sich Italien im Friedensschlusse die Rückgabe des kostbaren Kleinods aus. Seit dieser Zeit trug man sich in Monza mit dem Gedanken, der eisernen Krone einen würdigen Aufbewahrungsort zu erbauen, und dieser Gedanke ist nunmehr

verwirklicht worden. In einer Kapelle des Domes, die den Sarkophag der Königin Theodolinde enthält, wurde ein Marmoraltar errichtet, in dessen Tabernakel statt des Allerheiligsten die eiserne Krone untergebracht wird. Im Nov. 1896 wurde sie in feierlicher Prozession aus dem Domschatze in die Kapelle verbracht, dort einige Stunden zur Verehrung ausgestellt, und dann in den Altar eingeschlossen. Auf dem Altartische befindet sich, Jedermann sichtbar, eine getreue Nachbildung der eisernen Krone. Wer dagegen das kostbare Kleinod selber sehen will, muß 5 Lire zahlen."

Es erhebt sich die Frage, ob und inwieweit dieser Bericht auf historische Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann.

Schicken wir der näheren Untersuchung eine kurze Beschreibung des unter dem Namen „Eiserne Krone" in Monza (am Lambro im Gebiete von Mailand) aufbewahrten Diadems voraus. Diese italienische Königskrone ist ein breiter Goldreif aus 6 Theilen, mit farbigen Steinen, siebenblätterigen Rosen aus Gold und Blumengestalten aus Email geziert.[1]) In ihrem Innern wird sie durch einen eisernen Reif (1 cm breit, 47 cm im Umfang) zusammengehalten. Dieser Eisenreif, welcher jetzt mit 7 Nieten an der Goldkrone befestigt ist, zugleich aber noch acht Anbohrungen aus älterer Zeit aufweist, soll aus einem Kreuzesnagel verfertigt sein. Zurückzuweisen ist die irrthümliche Ansicht,[2]) als ob die

1) Eine genaue Abbildung findet sich bei Bock: „Die Kleinodien des hl. röm. Reiches deutscher Nation", Tafel 33 (vgl. 157 ff.).

2) S. Meinhold, Dissert. Hallens. 1883: Forschung zur Geschichte der lombardischen Krönung S. 19 f.: „Alle seine (Heinrichs VII.) Anstrengungen, die ‚eiserne Krone' zu erlangen, sind vergeblich — natürlich, denn es existirt gar keine eiserne, und die in Monza aufbewahrte goldene ist versetzt. Da läßt Heinrich auch hier an die Tradition anknüpfend, eine eiserne Krone schmieden (ferrea) . . . Sie war aus blankem Stahl geschmiedet . . ." Wie aber, fragen wir, war es möglich, daß die Bezeichnung der lombardischen Krone als eiserne sich so allgemeine Geltung verschaffte, ohne daß es wirklich eine eiserne Krone gab?

langobardische Krone ihres Beinamens wegen auch wirklich ganz von Eisen oder Stahl sei. Von dem auf der Innenseite der Krone angebrachten Eisenreife hat das Diadem unzweifelhaft seinen Namen erhalten, wobei keineswegs in Abrede gestellt werden soll, daß auch die mittelalterlichen Schriftsteller, die aus symbolischen Gründen die römische Krone die „goldene", die deutsche die „silberne" und die italienische (langobardische) die „eiserne" nannten, zur Befestigung dieses charakteristischen Beinamens beigetragen haben mögen. Vielfach, und zwar aus gewichtigen Gründen, bezweifelt man die Aechtheit[1]) der Krone, deren Entstehung erst an das Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts zu setzen sei.

Die Jahrbücher des fränkischen Reichs[2]) unter Karl dem Großen sprechen sich dahin aus: „Von einer Krönung Karls zum Könige der Langobarden ist nichts bekannt. Die Erzählung späterer Schriftsteller, wonach ihm Erzbischof Thomas von Mailand in Monza die eiserne Krone auf's Haupt gesetzt haben soll, sind ohne jeden Beweis.[3]) Die Nachricht, von der sie ausgehen, schon Papst Gregor d. Gr. habe dem Erzbischof von Mailand das Vorrecht verliehen, die langobardischen Könige mit der von der Königin Theodolinde gestifteten eisernen Krone in Monza zu krönen, entbehrt ebenso aller Begründung.[4]) Im Gegentheil ist durch den glaub-

1) Floß, Geschichtliche Nachrichten über die Aachener Heiligthümer, Bonn 1855, sagt S. 41: „Was von dem Nagel in der eisernen Krone der lombardischen Könige geträumt zu werden pflegt, gehört der jüngeren Zeit an und ist unverbürgt". Siehe auch Muratori: De corona ferrea. Anecd. II. Leipzig 1719.

2) Jahrb. der deutschen Geschichte. Karl d. Gr. von Abel-Simson. Bd. 1, 192 f.

3) Genaueres über das Aufkommen der falschen Nachricht findet sich bei Muratori II, 267 ff.; außerdem Le Cointe: Annal. Eccl. Franc. VI, 51 ff. Leibniz: Annal. I, 55 f.

4) Le Cointe VI, 52.

würdigsten Gewährsmann, Paulus Diaconus,[1]) bezeugt, daß es bei den Langobarden Sitte war, die Thronerhebung durch die Ueberreichung eines Speeres an den König zu feiern, wogegen er von einer Krönung nichts weiß. So wenig wie die früheren langobardischen Könige ist Karl gekrönt.[2]) Die eiserne Krone war damals noch gar nicht vorhanden." [3])

Sehen wir nun, welche Ansicht Waitz in seiner Verfassungsgeschichte bezüglich der Aechtheit der Krone vertritt. „Was in Deutschland geschehen, galt, seit die Herrschaft in Italien und Burgund mit dem deutschen Königthum verbunden, auch in diesen Landen. Weder eine besondere Wahl noch eine neue Salbung und Krönung sind ursprünglich als nöthig erachtet. Doch haben einige Könige sich in Italien besonders huldigen und krönen lassen.

„Weder Otto I. freilich, noch Otto II. haben eine solche Anerkennung oder Bestätigung ihres Rechts, das sich auf Eroberung stützte, gesucht.[4]) Von Otto III. heißt es, daß die italischen Fürsten, da er über die Alpen kam, ihm in Pavia den Treueid leisteten und ihn so als König annahmen oder bestätigten. Aber von einer Krönung ist keine Rede.[5])

1) Histor. Langob. VI, 55.

2) Für eine besondere Krönung Karls spricht sich besonders eingehend Lupi I, 546 ff. aus, und zwar für eine Krönung in Rom. Eine Krönung in Monza nehmen La Bruère I, 129, Gaillard II, 124 und noch Gregorovius II, 1. Aufl. 399, an. Dagegen erklären sich schon Muratori l. c., Leibniz l. c, Le Cointe l. c., Mabillon: Annal. II, 227.

3) Muratori II, 271 ff.; 286 ff. Waitz (2. Aufl.) 6, 219 ff.

4) Was Landulf II, 16 SS. 8, 53 von der Wahl und Krönung Otto I. in Mailand erzählt, ist sagenhaft. Siehe Jahrb. I, 3 (Dönniges Otto I.) S. 84 ff.

5) Chron. Venet. SS. 7, 20. Daß keine Krönung stattfand, hebt mit Recht Wilmans Jahrb. Ottos III. S. 88 Nr. 5 hervor. Ganz ohne Grund datirt von hier die Krönung in Monza Muratori II, 286, dem Mascon: De cor. p. 38 folgt.

Zuerst Heinrich II. hat sich auf dem ersten Zug nach Italien, da ihm Arduin feindlich gegenüberstand, zu Pavia in der Kirche des hl. Michael feierlich wählen und am folgenden Tage vom Mailänder Erzbischof krönen[1]) lassen .... Konrad II. zuerst empfing schon auf deutschem Boden, in Konstanz, die Huldigung der italienischen Großen und das Versprechen der förmlichen Erhebung und Krönung durch den Mailänder Erzbischof, sobald er das Land betrete, und wahrscheinlich ist das dann nachher und zwar in Mailand[2]) geschehen. Aber Heinrich III. ist dem Beispiel nicht gefolgt.[3]) Heinrich IV. wieder soll die Absicht gehabt haben, in Pavia sich nach alter langobardischer Sitte krönen zu lassen, aber durch den Widerspruch des Papstes daran gehindert[4]) sein, und auch später ist er nicht dazu gekommen.[5])

„Dagegen wird sein Sohn Konrad, als er sich in Italien feindlich gegen den Vater erhob, von dem Mailänder Erzbischof in der Kirche des hl. Michael zu Monza gekrönt[6]) und ebenda empfing der Staufer Konrad, als er sich Lothar entgegenstellte und in Italien Anhang fand, die Krone;[7]) wohl nicht ohne Absicht ist die Kirche, welche ihren Ursprung

---

1) V.-G. 5 (R.V. 1) 115.

2) A. a. O. 115 Nr. 2; cf. Giesebrecht 2⁴, 631; Breßlau 1, 122.

3) So Steinhoff S. 37 gegen Sigonius. Ausdrücklich sagen die Annal. Altah. 1046 nur, ut praedictam solemnitatem (den Tag Simon und Judä) ibidem celebraret in fascibus et corona d. h. in der Krone feierlich einherging.

4) Berth. 1077, SS. 5, 290.; Paul Bernried. c. 86. Watterich I, 525.

5) Paul. Bernried. S. 526. Ganz ohne Gewicht ist, was Giulini, Memorie de Milano 4, 233 anführt, dem Stenzel 2, 278 und Giesebrecht 3⁴, 527, 1157 folgen (vgl. Meyer v. Knonau, Heinrich IV. Bd. 2, 769 f.).

6) Bernold SS. 5, 456, vgl. 5, 457. Land. iunior. fuit coronatus Modoetiae et in ecclesia St. Ambrosii regali more.

7) Otton. Fris. Chron. VII, 17.

auf die erste katholische Königin der Langobarden, die Theodolinde, zurückführte, jetzt zur Krönungsstätte gewählt; wenn der Mailänder Historiker behauptet, daß der Akt nochmals in Mailand wiederholt, so liegt dem wohl nur die Absicht zu Grunde, der Kirche des hl. Ambrosius die Ehre zu wahren, der sie einzeln früher theilhaftig geworden. Von einer besonderen Krone, der man sich bedient, der sogen. eisernen ist keine Rede.[1]) .... Weder Heinrich V. noch Lothar haben es für nöthig gefunden, ihrer Herrschaft durch eine besondere Krönung Sanktion geben zu lassen. Konrad kam gar nicht über die Alpen, und so war es erst Friedrich I., der den Gebrauch einer besonderen Krönung erneuerte, die er wieder in Pavia vornehmen ließ."

Fassen wir die Ausführungen, wie sie die Jahrbücher und Waitz geben, kurz zusammen, so ergibt sich daraus im Wesentlichen Folgendes: Die früheren langobardischen Könige sind nicht gekrönt worden; Karl d. Gr. und nach ihm die sächsischen Kaiser hielten es für überflüssig, ihre Herrschaft über die Langobarden durch eine besondere Krönung sanktioniren zu lassen; die sogen. eiserne Krone stammt nicht aus der Zeit der Königin Theodolinde, auch wurde sie den Karolingern nicht aufs Haupt gesetzt, sie ist Jahrhunderte später erst aufgekommen.

Behandeln wir zunächst die Frage, wie es sich mit der Krönung der früheren langobardischen Könige und jener der deutschen Könige zu Herrschern Italiens verhält, um dann näher auf die Krone selbst einzugehen.

I. Als Beweis für die Unechtheit der „eisernen" Krone führt man vor allem die Behauptung ins Feld, die langobardischen Könige seien überhaupt nicht gekrönt worden, und stützt sie auf Paul Diaconus.[2]) Nach diesem sei die Thron-

1) Muratori Anecd. II, 309 sagt, daß der Name nicht vor dem 13. Jahrh. vorkommt.

1) Cf. Fränk. Jahrb. l. c.; Waitz l. c. Paul. Diac. De gest. Langob. M. G. SS. rer. Lang. Lib. VI c. 55: Eius (Luitprandi) nepotem

erhebung bei den Langobarden durch Ueberreichung einer Lanze vor sich gegangen. Allein an dieser einzigen[1]) Stelle, in welcher der ganze Vorgang offenbar nur wegen der schlechten Vorbedeutung erwähnt wird, ist nicht gesagt, daß der Speer die Stelle der Krone vertritt. Diese Sitte des Speerüberreichens war auch bei anderen Volksstämmen z. B. bei den Franken üblich und noch ums Jahr 1002 hat König Heinrich II. in dieser Weise die Huldigung der Sachsen empfangen;[2]) die Lanze, der königliche Stab nebst

Hildeprandum foras muros civitatis, ad basilicam sanctae Dei genetricis, quae ad Perticas dicitur, regem levaverunt. Cui dum contum, sicut moris est, traderent, in eius conti summitate cuculus avis volitando veniens, insedit. Tunc aliquibus prudentibus hoc portentu visum est significari, eius principatum inutilem fore. Aufgefallen ist mir bei dieser Stelle, daß sie den jungen König in die Nähe der Mutter-Gottes-Kirche führen, was doch sicherlich nicht zur Vornahme eines rein politischen Aktes, wie ihn die Speerübergabe darstellt, zu geschehen pflegte; könnte das nicht geschehen sein, um dem politischen auch den kirchlichen Akt der Salbung und Krönung anzuschließen?

1) An allen anderen Stellen heißt es: regem sibi statuerunt 2, 31, 3, 16; in regnum levatus est 3, 35, 4, 30; regnum suscepit, regnum reliquit, confirmata regia dignitate.

2) S. Meinhold l. c. S. 7; Schröder R. G.-S. 106 f.; Waitz II, 174; Grimm R.-A. 163. Der König Childerich I., der im Jahre 456 seinem Vater Merovech in der Regierung folgte, ist auf einem bei Tournay aufgefundenen goldenen Ring mit der Lanze abgebildet (bei Joh. Jac. Chifflet in Anastas. cap. 8, p. 96. Gregor von Tours 7, 33 sagt von Childerich II.: Data in manus Childeberti hasta ait (Guntchramnus): hoc est indicium, quod tibi omne meum regnum tradidi . . . omnes civitates meas sub tui iuris dominationem subjice. . . .

Annal. Bertin. ad a. 849: Ludovicus et Carolus germana caritate convenientes, tanto amoris vinculo devincti paruerunt, ut alter alteri baculos publice tribuendo regnum, uxores superstiti commendarent. Siehe auch Jahrbücher Heinrichs II. von Usinger. Exkurs III, 414.

Vita Heinrici IV. Imperatoris c. 10: absque mora sib crucem coronam et lanceam ceteraque regalia transmitteret

dem von Karl d. Gr. herrührenden goldenen Stab (Scepter) gehörten auch später noch zu den Kroninsignien. Die Uebereichung einer Lanze, eines Speeres, schließt den Gebrauch der Krone durchaus nicht aus, und war dadurch lediglich die Uebergabe der Herrschermacht, die Ertheilnng königlicher Vollmacht ausgedrückt, während die kirchliche Salbung und Krönung in Anerkennung, daß das Königthum von Gott verliehen, weniger von staatsrechtlicher Bedeutung, als vielmehr die Verleihung einer höheren Weihe und Würde an dasselbe war. Daß die Krone thatsächlich bei den langobardischen Königen in Gebrauch war, gibt selbst Muratori[1]) zu, wenn er berichtet, daß er selbst Münzen mit dem Haupte des Königs Agilulf gesehen. Ferner wird uns im Liber pontificalis[2]) berichtet, daß Liutprand, als er in feindlicher Absicht gegen Rom zog, durch das dringende Bitten des Papstes Gregor II. so gerührt worden sei, daß er seine Kroninsignien, worunter auch die Krone angeführt wird, am Grabe des Apostelfürsten Petrus niedergelegt habe. Und endlich hat sich als Meisterwerk der Goldschmiedekunst aus dem Anfang des 7. Jahrhunderts im Schatze zu Monza die Weihekrone[3]) der Königin Theodolinde, ein der „eisernen"

1) Muratori l. c. II. c. 3.

2) Liber pontificalis ed. Duchesne I, 408: Atque sic ad tantam conpunctionem piis monitis flexus est, ut, quae fuerat indutus, exueret et ante corpus apostoli poneret, mantum, armilausiam, balteum, spatam atque ensem necnon coronam auream necnon crucem argenteam.

3) Abbildung bei Bock l. c. Tafel 34, vgl. S. 165 ff.; bei Frisi, Memorie della chiesa Monzese II, 76: E guernito quest' altro Donario di coroniole, grisoliti, ametisti, calcedonj, e gemme lattee, particolarmente nella Croce, in cui dalle due faciate risplendono dei prefanti smeraldi, e due niccoli di tre colori. La Corona è di peso oncie 14 den. 19.

Der Frankenkönig Chlodwich ließ ebenfalls am Grabe des hl. Petrus eine kostbare goldene Krone niederlegen (Liber pontific.

Krone ähnliches Diadem, erhalten, ein Goldreif, auf welchem zwischen zwei Reihen von je 38 Perlen sich 38 Sapphire und Smaragde hinziehen.

Daß die Krone den langobardischen Herrschern nicht unbekannt war, dürfte aus Vorausgehendem erhellen, und es ist nur ein weiterer Schritt, eine daraus sich ergebende Folgerung, wenn wir behaupten, daß die langobardischen Könige auch gekrönt worden sind. In der Kirche von Monza wird noch ein uraltes, aus der Barbarenzeit stammendes Basrelief [1]) aufbewahrt, welches darstellt, wie Theodolinde, mit der Krone auf dem Haupte, und Agilulf, gleichfalls gekrönt, eine Krone mit einem Kreuze dem hl. Johannes dem Täufer opfern.

Zudem ist es keine auffallende Thatsache, daß auch die langobardischen Herrscher sich die Krone auf's Haupt setzen lassen; sie folgen hierin, wie sie es auch bezüglich der Königswahl gethan, [2]) nur dem Vorbilde anderer germanischen Stämme, der Angelsachsen, der Westgothen, bei denen unbestritten die Salbung, und damit ohne Zweifel verbunden, wie wir im Folgenden darzuthun versuchen werden, auch die Krönung angewandt worden ist.

---

in Hormisdam; ferner Vita st. Remigii c. 55.). Sehr werthvoll, ja unschätzbar sind die acht Votivkronen, welche in der Mitte des 7. Jahrhunderts in einer Marienkirche bei Toledo geopfert und beim Einfall der Araber im Jahre 711 vergraben worden waren, erst 1858 im Orte La Fuente de Guarrazar wieder entdeckt wurden. Sie befinden sich jetzt theils zu Paris, theils zu Madrid. Darunter weist die Krone des Königs Swinthila (um 631), ein dreifacher Reif mit Perlen und Steinen, an herabhängenden goldenen Kettchen emaillirte Buchstaben auf, welche die Lesung ergeben: Swinthilauus rex offeret (s. Bock l. c. Tafel 36 u. 37, vgl. 171 ff.).

1) Abbildung bei Frisi l. c. II, 78.

2) Chronic. Univ. Ekkeh. SS. VI, 142: Mortuis interea Ibor et Arione ducibus Longobardi iam nolentes habere duces super se, Agelmundum regem sibi constituerunt ad similitudinem aliarum gentium.

Auch die Pipiniden suchten — indem wir der Annahme folgen, daß bei den Merovingern die Salbung nicht im Gebrauche war — alsbald eine Sanktion ihrer Königswürde durch die Salbung und Krönung zu erlangen. Der heil. Bonifacius hat im Nov. 751 als päpstlicher Legat zu Soissons Pipin zum Könige gesalbt und gekrönt. „Zwar berichten die Quellen von einer Krönung nichts, doch ist es wahrscheinlich, daß eine solche mit der Salbung verbunden ward.“ [1]) Denn wenn öfters in den Annalen und Chroniken nur von einer Salbung gesprochen wird, so ist damit die Annahme, daß zugleich mit diesem Akte auch die Krönung verbunden ist, nicht ausgeschlossen. Finden sich doch bezüglich der Kaiserkrönung ähnliche Ausdrücke, [2]) und doch wird niemand behaupten, daß die Erhebung zum Kaiser nur durch die vom Papste vollzogene Salbung geschehen sei.

Dadurch, daß Pipin mit seiner Gemahlin Bertrada und seinen Söhnen Karl und Karlmann i. J. 754 zu St. Denis nochmals die Krone empfing, [3]) und zwar aus den Händen

1) Richter-Kohl: Annalen des fränk. Reiches. Bd. 2, 556.

2) Cont. Regin. SS. III, 718: Ottonem (II.) regem acclamatione tocius romane plebis ante confessionem b. Petri Caesarem et Augustum ordinavit.

Chron. Venet. (Otto III.) unctus et consecratus est imperator. Wipo c. 3 (Conrad II.): Peracta electione regem sequi Moguntiam, ut ibi sacratissimam unctionem acciperet . . . consecrationem praestolabatur . . . Peractis divinis officiis et regali consecratione rex processit (also auch von der Krönung zu deutschen Königen die nämlichen Ausdrücke).

3) Erchanb. Brev. a. a. 753: Et statim (Steph. II.) illum in regem constituens et benedicens filiosque eius duos adhuc teneros Carolum et Carlomannum in reges consecravit.

Annal. Mett. ad a. 754: secundum morem maiorum unctione Pippinum . . . in regem et patricium Romanorum et filios eius duos felici successione Carolum et Carlomannum eodem coronavit honore. Chron. Moissiass. ad. a. 754.

des Papstes Stephan II. selbst, ersehen wir deutlich, wie viel den Karolingern an der kirchlichen Salbung und Krönung zur Anerkennung ihrer Königswürde gelegen war. Warum sie nun, als sie in den Besitz von Italien gelangt waren, bezüglich dieses Landes eine Ausnahme gemacht haben und den Titel Langobardorum rex ohne kirchliche Salbung und Krönung geführt haben sollen, wäre eine Unterlassung, die um so weniger zu verstehen wäre, als die Sitte der Krönung bei den früheren langobardischen Königen mit sehr großer Wahrscheinlichkeit verbürgt ist. Zudem hielt man eine eigene Auszeichnung für die Würde eines Patricius [1]) Romanorum für nöthig, warum nicht als Zeichen der Würde eines Rex Langobardorum eine eigene Krone?

Und in der That können wir uns zum Beweise dieser Annahme, daß die Karolinger sich auch zu Königen der Langobarden krönen ließen, auf bezügliche Quellenzeugnisse stützen; denn die Annales Einhardi, die Vita Hludovici und die Chronik des Ekkehard berichten ausdrücklich, daß am Osterfest (15. April) des Jahres 781 die Söhne Karls d. Gr., Pipin und Ludwig, der erstere zum König der Langobarden, der letztere zum König von Aquitanien durch den Papst Hadrian in Rom gekrönt [2]) worden seien,

1) Siehe Waitz V.-G. VI S. 253 (Mantel, Ring und goldenen Reif). Ann. Rom. SS. 5, 469 (Lib. pont. 2, 332). . Princeps (Heinr. III.) cernens Romanorum omnium voluntatem, circulum, quod ab antiquitus Romani coronabant patricios... Bezüglich des Chlodwich s. Greg. Turon. Gest. 38: Igitur Chlodovich ab imperatore codicillos de consulatu accepit et in basilica B. Martini tunica blatea indutus est et chlamyde imponens vertici diadema et ab eo die tamquam consul et Augustus est vocitatus.

2) Ann. Einh. ad a. 781: Et cum ibi (Romae) sanctum Pascha celebraret (Carolus M.) baptizavit idem pontifex (Hadrian.) filium eius Pipinum unxitque eum in regem. Unxit etiam et Hludovicum fratrem eius, quibus et coronam imposuit. Quorum maior, i. e Pippinus in Langobardia. minor vero i. e. Hludovicus in Aquitania rex constitutus est.

wobei wir nicht einmal besonderes Gewicht auf die vereinzelt dastehende Nachricht des Astronomus legen wollen, der von Karl dem Großen das Gleiche behauptet, nämlich daß er sich bei der Krönung seiner Söhne gleichfalls die Königskrone durch den Papst habe auf's Haupt setzen lassen.

Von einer Krönung Bernhards, des illegitimen Sohnes Pipins, des Königs von Italien, haben wir keine Nachricht; er war durch Karl d. Gr. nach dem Tode seines Vaters (8. Juli 810) mehr als Statthalter, denn als König nach Italien gesandt worden. Ebenso finden wir mit Ausnahme einer unklaren Angabe [1]) nirgends erwähnt, daß Lothar, der älteste Sohn und Mitkaiser Ludwigs des Frommen, der im Herbste 822 an Stelle des infolge der Blendung am 17. April 818 verstorbenen Bernhard die Herrschaft in Italien übernommen hatte, als König der Langobarden gekrönt worden sei. Dagegen steht unzweifelhaft fest, daß Lothars Sohn, Ludwig II., die Krone der Langobarden am 15. Juni 844 durch den Papst Sergius II. empfangen [2]) hat.

Vita Hludovici c. 4. SS. II, 608: Ratus (Carolus) etiam non mediocre sibi subsidium conferri, si a vicario eorum (Petri et Pauli) cum benedictione sacerdotali tam ipse, quam et filii eius regalia sumerent insignia. Hludovicus eius filius cunarum adhuc utens gestatorio, benedictione regnaturo congruo et regali insignitus est diademate per manus Adriani venerandi antistitis.

1) Chron. Sigbert. ad a. 823: Lotharius, filius imperatoris a Patre in Italiam dirigitur, qui a Paschale papa consecratus coronam regni et imperatoris atque augusti nomen accepit.

2) Ann. Prud. Trec. (Ann. Bertin.) a. a. 844, SS. I, 444: Hludovicum pontifex Romanus unctione in regem consecratum cingulo decoravit. Lib. pontif. ed. Duchesne II, 89: Tunc ... pontifex manibus suis Ludovicum, Lotharii imperatoris filium, oleo sancto perungens regali ac pretiosissima coronavit

Auf die Nachricht von dem Tode seines kaiserlichen Neffen, Ludwig II., sehen wir Karl den Kahlen alsbald nach Italien aufbrechen. Durch Betrug und List veranlaßt er die Söhne seines Bruders, Ludwig des Deutschen, die ihm das Recht auf Italien streitig machten, zum Rückzug und Waffenstillstand und eilte dann, ohne nun weiter durch eine Krönung[1]) in Pavia Zeit zu verlieren, nach Rom, woselbst er am Weihnachtsfest 875 durch Papst Johann VIII. sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzen läßt. Aber schon im Februar des folgenden Jahres finden wir Karl den Kahlen wiederum in Pavia,[2]) der alten Hauptstadt des langobardischen Reiches beschäftigt, von den Großen dieser Gegenden, von denen ihm früher nur ein Theil gehuldigt, eine förmliche und allgemeine Anerkennung der zunächst vom Papst ihm verliehenen italienischen Krone zu erlangen. Auf einer Versammlung der Bischöfe und großen Vasallen, die der Kaiser zu diesem Zwecke nach Pavia berief, wurde durch eine von allen Anwesenden unterzeichnete Urkunde die päpstliche Krönung ausdrücklich bestätigt und Karl von ihnen nochmals zum Herrscher und Beschützer erwählt. Der Erzbischof Ansbert von Mailand, der urkundlich[3]) von dem Kaiser wegen seiner besonderen Ergebenheit gerühmt wird, leistete ihm hierauf zuerst „einen wohlverklausulirten Eid der Treue“. Hieraus geht klar hervor, daß man von Seiten der langobardischen Großen, an erster Stelle der Erz-

corona, regemque Langobardis praefecit, cui retribuens gladium illum subcingere iussit. S. auch Adon. Chron. ad a. 844 SS. II, 322; Richter-Kohl l. c II, 327; Mühlbacher Nr. 1081 a. Dümmler I², 251.

1) Siehe Dümmler: ostfr. Reich II², 388 ff.

2) Andr. Berg. chron. c. 19; Hincm. a. a. 876 p. 127. Die Akten des Convent. Ticin. LL. I, 528. Dümmler I², 401.

3) Urkunde Karls v. 26. Febr. 876 (Ughelli Ital. sacr. IV, 87, Boehmer nr. 1791).

bischof von Mailand, anerkannte, in Anbetracht der Umstände sollte die Kaiserkrönung Karls durch den Papst auch als Krönung zum König der Langobarden gelten, worauf sie ihm nochmals huldigten und von einer nochmaligen Königskrönung sozusagen Dispens ertheilten. Karlmann empfing nach Karls des Kahlen Tod (5. oder 6. Okt. 877) die Huldigung der Bischöfe und weltlichen Großen, an ihrer Spitze der Erzbischof[1]) Ansbert von Mailand und der Markgraf Berengar von Friaul, konnte aber weder die langobardische Königskrone noch die Kaiserkrone, die er als höchsten Siegespreis ins Auge gefaßt, weil er durch Krankheit in Deutschland, wohin er alsbald hatte zurückkehren müssen, zurückgehalten wurde, erlangen.[2]) Sein Bruder Karl (von Schwaben, Karl III.), der, durch Papst Johann VIII. berufen, nach Italien zieht, wird auf einem Reichstag zu Ravenna als König anerkannt und wahrscheinlich am Tage der heil. drei Könige (6. Jan.) im Jahre 880 zum König von Italien[3]) gekrönt Daß

---

1) Mühlbacher 1480 b.

2) cf. Dümmler l. c. III², 65.

3) cf. Mansi XVII, 162, Jaffé 3288. Erchanb. contin. SS. II, 329: Ravennam veniens (Carolus) Romanum papam nomine Joannem ad se vocari praecepit, sed et patriarcham Furiolanum, necnon et Mediolanensem archiepiscopum, omnesque episcopos et comites seu reliquos primores ex Italia et ibi ab eis rex constituitur. Nach einer Stiftung des B. Chadolt von Novara sollte das Gedächtniß Karls in Reichenau gefeiert werden in die consecrationis i. e. epiphaniarum die (Mone: Quellensammlung I, 233) und eine ähnliche Stiftung macht Karl selbst für Fulda i. J. 885: in annali nostrae consecrationis die h. e. epiph. Domini, vgl. Mühlbacher Regest. 1549 a. Daß dieses Datum nicht von der Kaiserkrönung Karls zu verstehen, die am 12. Febr. 881 stattfand, s. Dümmler l. c., ferner 1566 a bei Mühlbacher, auch Erch. Cont. SS. II, 330: Carolus cum omnibus Italiae rectoribus et multis de Francia seu Suevia Romam profectus a pontifice Romano de thesauro s. Petri apostoli corona capiti imposita ad imperium consecratus et Augustus Caesar appellatus.

Berengar, Markgraf von Friaul und Sohn Giselas, der Tochter Ludwigs des Frommen, zu Pavia zum König der Langobarden gewählt und gekrönt worden — „vielleicht durch den Erzbischof Anselm von Mailand — ist zwar sonst nicht überliefert, aber doch an sich durchaus glaublich".[1]) Aus seinem Schatze besitzt die Kirche zum hl. Johannes zu Monza noch einige Kleinodien.[2]) Nach einer entscheidenden Schlacht an der Trebbia (?) in den ersten Monaten des Jahrs 889, aus welcher Wido (Guido) von Spoleto, der Nebenbuhler Berengars, als Sieger hervorging, versammelten sich in der Pfalz zu Pavia, die in die Hände Widos übergegangen war, um die Mitte des Februar, die lombardischen Bischöfe und Großen, um Wido in aller Form zum König zu wählen (und ohne Zweifel auch zu krönen).[3]) Nach seiner Erhebung zum Kaiser (891) nahm er, wie es scheint, seinen Sohn Lambert zum Mitregenten an und ertheilte ihm den Königstitel.[4]) Sodann hatte Arnulph (von Kärnthen) im März 894 thatsächlich die Herrschaft über Italien angetreten, aber aus Rücksicht auf seinen Vasallen Berengar, der sich ihm unterworfen, scheint eine förmliche Krönung nicht stattgefunden zu haben.[5])

Am Ende des 9. Jahrhunderts ließ überhaupt der rege Verkehr, der von Pipin bis auf Arnulph herab

---

1) Dümmler: Gesta Berengarii imper. p 19.

2) Frisi: Memorie di Monza III, 18 f. theilt eine Capitulatio ecclesiasticae rei de capella serenissimi regis Berengarii, quando Adelberto subdiacono commendavit mit, worunter auch zwei goldene Kronen, sowie ein Verzeichniß: De capello domni Perengarii regis, quando Adalbertus magistro meo Egilolfo presentavi. Von diesen Schätzen ist noch ein Sacramentarium Gregorianum aus dem 8. Jahrh. und ein kostbares goldenes, mit Edelsteinen besetztes Kreuz in Monza vorhanden.

3) Vgl. Wüstenfeld: Forschg. zur deutschen Gesch. III, 417.

4) Wüstenfeld l. c.

5) Siehe Dümmler l. c III, 379.

zwischen dem päpstlichen Stuhl und den Frankenkönigen gewesen war und nach beiden Seiten hin die eingreifendsten politischen Wirkungen hervorbrachte, gänzlich nach. Das von Karl d. Gr. erneuerte abendländische Kaiserthum hatte für Italien seine Bedeutung völlig eingebüßt, die italienischen oder burgundischen Fürsten fränkischer Abkunft machten sich gegenseitig die Herrschaft in Italien streitig, waren aber weiter nichts als Parteihäupter, die ebenso rasch gestürzt werden konnten, als sie sich erhoben hatten.

(Schluß folgt.)

LVI.

Der Confessionszwang auf dem Throne.

(Fortsetzung.)

VIII. „Gott verhüte, spricht Pobedonoszew, daß einer den andern um seines Glaubens willen tadelte: mag jeder so glauben, wie es ihm angeboren ist.“ [1]) Er vergißt, welche Mittel noch in diesem Jahrhundert angewendet wurden, um Katholiken und Protestanten der Orthodoxie zuzuführen. [2]) Es dürfte deshalb nicht ganz unangemessen sein, einige Thatsachen anzuführen, die mit dieser seiner Aeußerung nicht so leicht in Einklang zu bringen sind.

Die Zarin Katharina II., lesen wir, [3]) war die erste evangelische Prinzessin, welche, aber aus freien Stücken, ihren

---

1) Streitfragen der Gegenwart (Berlin 1897) S. 203.

2) Vgl. Aus der Petersburger Gesellschaft. 4. Aufl. Leipzig 1875. S. 57 ff., 185 ff.

3) Der Reichsbote vom 26. April 1894. Vgl. Germania vom 1., 3., 6., 8. Mai 1894.

evangelischen Glauben abschwor, als sie einen Großfürsten, den späteren Kaiser Peter III. heirathete. Der Religionswechsel mag ihr anfänglich eine gewisse Ueberwindung gekostet haben, von einem inneren Kampfe kann aber bei ihr keine Rede gewesen sein. Mit Hilfe des Geistlichen Simon Podorsky gelangte sie bald dazu, ihrem Vater schreiben zu können, daß sie fast keinen Unterschied zwischen dem griechischen und lutherischen Glauben finde und zu dem Religionswechsel entschlossen sei. Sechzehnjährig wurde die kleine Prinzessin (Sophie von Anhalt-Zerbst), nachdem sie zur griechischen Kirche übergetreten war und den Namen Katharina erhalten hatte, dem Kronprinzen angetraut. (Neue Freie Presse vom 15. Juli 1894. Vgl. A. Brückner, Katharina II. Berlin 1883 S. 26 ff.) Nach ihr wurde es dann Regel, daß jede evangelische Prinzessin, die einen russischen Großfürsten heirathete, griechisch-katholisch wurde.[1]) So die Gemahlinen der Kaiser Paul's I., Alexander's I., Nikolaus' I.[2]) und Alexander's II. Erst vor etwa zwanzig Jahren weigerte sich dessen die Prinzessin Marie von Mecklenburg, als sie den Großfürsten Wladimir heirathete, und blieb ihrem Glauben treu.[3])

---

1) „Die Geschichte der Verschwägerungen deutscher Fürstenhäuser mit dem russischen Kaiserhause ist ein einziges Trauerspiel für die evangelische Kirche". Vgl. Germania vom 1. Mai 1894.

2) Ein russischer Priester Namens Musowsky kam nach Berlin, machte die Prinzessin Charlotte, die Tochter Fr. Wilhelms III., mit dem Dogma und den Gebräuchen der orthodoxen Kirche bekannt. A. Th. v. Grimm, Alexandra Feodorowna, Kaiserin von Rußland. Leipzig 1866, 1, 67. Man kennt die bitteren Briefe Fr. Wilhelms III. von Preußen, als seine Schwester zur katholischen Kirche zurücktrat — hat ihn der Uebertritt seiner erlauchten Tochter zum griechischen Glauben auch so erbittert? Historisch-politische Blätter. 1845. 16, 74.

3) „Man hatte gefabelt, die Prinzessin Cäcilie von Baden (als Braut des Großfürsten Michael) weigere sich, zur orthodoxen Kirche überzutreten. Durchaus nicht, sie wollte mit kindlichem Sinne (sie war erst 17 Jahre alt) nur ihren Namen Cäcilie behalten; aber auch das ging nicht, sie ist Olga umbenannt worden. Die

Und als bald darauf die Großfürsten Sergius und Constantin deutsche Prinzessinen heiratheten, war von einem Confessionswechsel keine Rede mehr.[1]) In neuerer Zeit hat aber Alexander III. bald nach dem Eisenbahnunfall bei Borki ein Gesetz erlassen, welches kategorisch erklärt, daß jeder Großfürst, der Anwartschaft auf die Krone Rußland's besitzt, nur mit einer Angehörigen der griechischen Kirche in die Ehe treten könne.[2]) Das ist eigentlich die erste gesetzliche Bestimmung hierüber, während vorher nur die Tradition herrschte. Die Väter und Brüder solcher Prinzessinen sollten sich doch sagen, daß sie durch solche Concessionen selbst die Grundlage ihrer Autorität zerstören. Einen besonderen Beigeschmack erhalten diese Uebertritte dann, wenn sie von Fürsten concessionirt werden, die in ihrem eigenen Lande das sogenannte Summepiscopat über die evangelische Kirche führen.[3]) Mit welchen Empfindungen müssen die Russen, insbesondere die russischen Fürsten, die so treu an ihrer Kirche halten, auf diese Uebertritte protestantischer Fürsten-

---

lutherische Petrikirche (in St. Petersburg) war (am 15. Juni 1857) mit Fahnen, Lappen und Lampen geschmückt. Wahrscheinlich freute sie sich, daß eines ihrer Kinder um weltlichen Glanzes willen den Glauben ihrer Eltern abgeschworen hatte". So V. Hehn, De moribus Ruthenorum. Stuttgart 1892. S. 29.

1) Bekanntlich ist eine Schwester der jetzigen Zarin, Prinzessin Elisabeth von Hessen, mit dem Großfürsten Sergius vermählt. Ursprünglich ihrem Glauben treu, ist diese nach siebenjähriger Ehe, im Jahre 1891, zur griechisch-orthodoxen Confession übergetreten. Allgemeine Zeitung vom 21. April 1894.

2) Der Kaiser von Rußland hat als Chef des kaiserlichen Hauses und Oberhaupt und Schirmherr der orthodoxen Kirche in seinen Reichen die Zulässigkeit der Vermählung eines russischen Großfürsten mit einer nicht-orthodoxen Prinzessin von der Conversion der letzteren abhängig gemacht. Allgem. Zeitung vom 30. Mai 1893.

3) Vgl. das scharfe Urtheil von Prof. Adolf Schmoller in Berlin über den Glaubenswechsel in deutschen Fürstenhäusern. Frankf. Zeitung vom 16. Mai 1894. Reichsbote vom 17. Mai 1894.

töchter und auf die evangelische Kirche sehen, deren Mitglieder so bereit sind, ihren Glauben gegen eine Fürstenkrone auszuwechseln, während russische Prinzessinen, wenn sie deutsche Fürsten heirathen, wie z. B. die frühere Königin Olga von Württemberg, nicht daran denken, evangelisch zu werden, sondern ihrer griechischen Kirche treu bleiben, wie ein gleiches auch die katholischen Prinzessinen in der Regel ihrer Kirche gegenüber thun, so daß von russischen Prinzen ein solches Ansinnen meist überhaupt nicht an sie gestellt wird.[1]) „Je größer aber die Bedeutung der evangelischen Kirche für die Reinheit des Evangeliums und damit für seinen Segen auch für die Culturentwicklung der Menschheit ist, desto schwerer und verantwortungsvoller ist alles, wodurch das Ansehen der evangelischen Kirche herabgesetzt wird", und desto tiefer muß sich der Schmerz darüber in die Seele jener einbohren, welche jene Bedeutung ihrer Kirche zuerkennen.[2]) Allein auch die letztere muß dabei an ihre Brust schlagen; sie selbst trägt einen großen Theil der Schuld an dem Mangel an kirchlichem Bewußtsein, Treue und Ehrgefühl

1) Die Liebe zu seiner preußischen Gemahlin hat den Zar Nikolaus nicht gehindert, eine Art politischer Bevormundung Preußens zu beanspruchen. Und nicht anders meinte Alexander II. ein Anrecht auf die Einmischung in deutsche Fragen zu besitzen, weil seine Gemahlin eine hessische Prinzessin war und seine Schwester Olga auf dem württembergischen Königsthrone saß. Der letzteren, die in dem orthodoxen Glauben verblieb und sich einen eigenen Popen nach Stuttgart mitbrachte, wurde sogar Fürst Gortschakow als persönlicher Rathgeber attachirt. Neue Freie Presse vom 21. April 1894. — Alexander II. wurde wohl im Jahre 1866 um „Einmischung in deutsche Fragen" gebeten.

2) Es ist erschütternd zu beobachten, wird in der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung" (von Stöcker?) geklagt, wie unter dem herrschenden Staatskirchenthum, seinem Mangel an kirchlicher Leitung, seiner byzantinischen Unterwürfigkeit, seinem verwüstenden Parteiwesen, seiner Unsicherheit in der Behauptung der Wahrheit der Protestantismus an Ansehen verloren hat. Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 7. August 1898.

gegenüber der Kirche, wie an dem religiösen Indifferentismus, der unläugbar in keiner Kirche so weit verbreitet ist, wie in der evangelischen Kirche; gibt es doch Kreise genug, welche geradezu die Pflege kirchlichen Bewußtseins, geschweige kirchlichen Ehrgefühls, kirchlicher Treue als etwas unevangelisches perhorresciren und überall nur auf die persönliche, individuelle Ueberzeugung dringen, ohne sie auf eine objektive Wahrheit zu gründen.[1]) Da darf man sich auch nicht wundern, wenn der Indifferentismus gegen Kirche und Religion in's Kraut schießt; denn wenn die persönliche Ueberzeugung nur auf subjektiven Meinungen und Ansichten beruht und das Bekenntniß der Kirche vergleichgiltigt und zurückgedrängt wird, dann werden diese subjektiven Ansichten federleicht in die Höhe schnellen, wenn in die andere Wagschale eine Fürstenkrone oder das Gold einer reichen Erbin gelegt wird.[2]) Wenn man in der evangelischen Kirche so wenig auf das, was sie zur Kirche macht — ihr Bekenntniß — hält, und die, welche dasselbe vertheidigen, bekämpft, dann hat man schließlich auch kein Recht mehr, Fürstinen es zu verdenken, wenn sie ein Bekenntniß, das sie vielleicht nur in der Form eines poetischen Ergusses abgelegt haben, einer Fürstenkrone zuliebe preisgeben.[3])

1) „Es klingt parador, ist aber eine jedem tiefer Blickenden sich aufdringende Wahrheit, daß die allgemeine kirchliche Indifferenz der Gebildeten gegenwärtig die sicherste Schutzwehr des protestantischen Kirchenbestandes ist". Döllinger, Kirche und Kirchen, S. 469.

2) Der Protestantismus, schreibt L. v. Hammerstein, vermag es ja nicht einmal, seine Professoren wirksam auf ein Glaubensbekenntniß zu verpflichten, nicht auf die Augsburger Confession, nicht auf das apostolische Symbolum, nicht einmal auf den Glauben an einen persönlichen Gott. Stimmen aus Maria-Laach. 1898. 55, 26. Um die Bekenntnißschriften kümmert man sich nicht mehr, und die Bibel kann keine Autorität sein, wenn sie der subjektiven Auslegung jedes Einzelnen preisgegeben wird. Kölnische Volkszeitung vom 9. August 1898.

3) Wohl nur sehr wenige protestantische „Laien" dürften wissen, wie viele „evangelische" Bekenntnißschriften es gibt, in welchen

„Eine einzige Gelegenheit, schreibt H Delbrück,[1]) hätte es gegeben, wo Deutschland dem russischen Zaren hätte bemerklich machen können, ohne sich in die inneren Angelegenheiten seines Reiches zu mischen, daß wir es empfinden, wenn er unsern Landsleuten wehe thut.[2]) Der heutige Verfolger der Andersgläubigen in Rußland, der orthodoxe Panslavismus, will sich in bewußten Gegensatz zur Cultur Europas stellen.[3]) Nun wohl, wenn das russische Kaiserhaus nicht zu Europa gehören will, so möge es unter sich bleiben. Mögen die russischen Großfürsten Montenegrinerinen heirathen,

Punkten sie sich widersprechen, von wem sie verfaßt sind und von welchen Theologen sie noch festgehalten werden. Vgl. Döllinger, a. a. O. S. 422 ff. — „Rösgen wird sich nicht verhehlen dürfen, daß ein großer Theil der protestantischen Christenheit die Bekenntnisse zwar für ehrwürdige Aktenstücke aus dem Werdegang der christlichen Kirche hält, aber auch für Satzungen, die theilweise dem Geiste der wahren Christusreligion und in einigen Punkten auch jeder modernen Weltanschauung widerstreiten". Literarisches Centralblatt. 1898. S. 894 f. Vgl. Protestantische Kirchenzeitung. 1881. S. 945 ff.

1) Preußische Jahrbücher. 1894. 76, 570 f.

2) Die Coalition von Russenthum und Orthodoxie, sagt Delbrück, hat die Offensive ergriffen gegen die europäische Cultur, sie bedroht uns selbst mit einem furchtbaren zukünftigen Kriege, und ist zunächst damit beschäftigt, die großen und blühenden Colonien deutschen und evangelischen Lebens, die allmählich in den Kreis des russischen Weltreichs hineingezogen worden sind, und denen es das Beste seines Daseins verdankt, zu unterdrücken und zu verschlingen. In Schaaren erscheinen bei uns die flüchtigen Balten, die den Gedanken nicht ertragen können, daß ihre Kinder durch Absperrung von den Quellen des europäischen Lebens aus evangelischen Deutschen in orthodoxe Russen verwandelt werden sollen — Es war und ist ein wirklicher Culturkampf, wird bemerkt, den die russische Regierung in den baltischen Provinzen führt. Sprache, Religion, Recht, Sitte, die gesammte Cultur wird mit Füßen getreten. Vgl. Allgemeine Zeitung vom 22. Dezember 1895.

3) Alexander III. machte Slavismus und Orthodoxie zu den Grundpfeilern des Staatsbaues. Die Grenzboten. 1893. 1, 3.

wenn Montenegro der Staat ist, mit dem sie sich als Cultureinheit fühlen. Das ist die Antwort, die sich auf die Werbung eines russischen Großfürsten um eine deutsche evangelische Prinzessin gehört hätte, so lange in Rußland die Unterdrückung der Deutschen und Evangelischen am Ruder ist. Diese einzige Genugthuung, welche wir unseren Landsleuten und Glaubensgenossen in ihren Leiden hätten bereiten können, ist ihnen versagt, und die einzige Gelegenheit, dem Russenthum ohne Krieg ein Zeichen aufzustecken, das vielleicht nicht ohne Wirkung geblieben wäre, ist versäumt worden. Der Uebertritt einer deutschen evangelischen Prinzessin zur russischen Kirche zu einer Zeit, wo die russische Kirche in ihrem Bereich die Deutschen und Evangelischen auf eine barbarische Weise verfolgt, dieser Uebertritt ist eine Demüthigung Deutschlands vor Rußland, die den Stolz unserer Nation verletzt."

IX. Daß die Bekehrung aller protestantischen Prinzessinen zur russischen Kirche ganz aufrichtig gewesen sei, scheint in Zweifel gezogen zu werden. Wenigstens dürfte dies aus folgenden zwei Mittheilungen hervorgehen:

Die jetzt verwittwete Kaiserin Alexandra, Gemahlin Alexanders III., eine Prinzessin von Dänemark, wird berichtet,[1]) wurde in der Jugend mit dem Großfürsten Nikolaus von Rußland, dem ältesten Sohn Alexanders II. verlobt. Sie wandte sich nach der Verlobung dem Schisma zu und wurde, als der Großfürst vor der Verheirathung starb, wieder lutherisch. Als sie nicht lange darnach mit dem Bruder des Verstorbenen verlobt wurde, fand man es ganz selbstverständlich, daß die Prinzessin wiederum zum Schisma sich wandte.

Es geht das Gerücht, wird gemeldet,[2]) daß die Kaiserin Wittwe von Rußland, die aus politischen Gründen der russischen Kirche sich anschließen mußte, am Ende gar wieder zum Protestantismus zurücktreten werde. Hier in Kopen-

1) Bayerischer Kurier vom 30. April 1897.

2) Germania vom 18. April 1897.



hagen wenigstens besucht dieselbe häufig die protestantische Kirche mit ihrer Familie und liest mit Vorliebe protestantische Bücher.

X. Peter III., erzählt Rambaud,[1]) beraubte nicht allein die Geistlichkeit, sondern er verbarg auch seine Verachtung gegen die volksthümliche Religion nicht, welche er unter Abschwörung des Lutherthums annehmen mußte. Es ist also auch der Zar gehalten, der orthodoxen Kirche anzugehören; und er würde vielleicht den Thron verlieren, wenn er den Primat des Papstes, das Filioque und das Purgatorium annähme;[2]) die Berufung auf die Kirchenväter und die alten liturgischen Bücher könnte ihn vor diesem Geschicke kaum bewahren. Denn noch sind zwei Drittel des russischen Reiches, wenigstens nominell, Mitglieder der orthodoxen Kirche; noch wird der Kaiser in der Nationalhymne als „orthodoxer" Zar bezeichnet.[3]) Das letztere finden wir übrigens unzart, um nicht zu sagen ungehörig, da diese Hymne doch wohl von allen Unterthanen des Zaren, auch den andersgläubigen, freudig gesungen werden soll.

XI. Der Fürst von Montenegro kann sich in kirchlicher Beziehung etwas freier bewegen als der Zar; denn als im Jahre 1896 seine Tochter Helene sich mit dem Kronprinzen von Italien verehelichte, trat sie in Bari zur katholischen Kirche über, ohne daß die Bewohner der schwarzen

---

1) A. Rambaud, Geschichte Rußlands. Berlin 1886. S. 500.

2) Wenn wir den Propst v. Maltzew richtig verstehen, anerkennt die russische Kirche alle Dogmen der katholischen mit Ausnahme des Primats, des Filioque und des Purgatoriums. Da aber die russische Kirche das Gebet für die Verstorbenen kennt und übt, gibt es für sie doch außer Himmel und Hölle einen dritten Ort, von den Katholiken „Reinigungsort" genannt. Vgl. Germania vom 10. August 1898.

3) „Gott, beschütze den Kaiser! Stark, mächtig herrsche zu unserem Ruhm, herrsche zum Schrecken der Feinde, orthodoxer Kaiser! Gott, beschütze den Kaiser!" Cfr. La Russie. Paris s. a. p. 388.

Berge sich deshalb besonders aufregten. Er selbst würde es jedoch kaum wagen dürfen, von der Orthodoxie sich loszusagen, wenn er es je wollte, ohne seine Würde zu verlieren.

XII. Mehr gebunden in dieser Hinsicht als er ist wohl der König von Griechenland. Als Prinz Wilhelm von Dänemark am 31. Okt. 1863 die Regierung übernahm, nannte er sich Georg. Er vermählte sich mit Olga Constantinowna, Großfürstin von Rußland. Seine Kinder wurden in der orthodoxen Confession erzogen. Der Kronprinz Constantin vermählte sich am 27. Oktober 1889 mit der preußischen Prinzessin Sophie, einer Schwester des deutschen Kaisers. Am 2. Mai 1891 trat diese zum größten Aerger vieler Protestanten zur griechisch-orthodoxen Kirche über.

Seit seiner Volljährigkeit, schreibt C. J. Hefele, [1]) suchte König Otto tüchtige Männer, welche zugleich kirchlich gesinnt waren, in die Synode zu berufen; auch hat sein hoher Vater, König Ludwig I. von Bayern, im Jahre 1835 für die Unabhängigkeit der griechischen Kirche kräftige Worte gesprochen; aber in der Hauptsache blieb es dennoch beim Alten, [2]) und das Streben der Staatsmänner in Griechenland ist auf denselben Cäsareo-Papismus hingelenkt, welchen die griechische Kirche in Rußland ertragen muß. Der König soll zugleich Papst sein; daher das heftige Verlangen nach einem König, der sich zur disunirten griechischen Kirche bekennt.

---

1) Hefele, Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgie. Tübingen 1864. 1, 443.

2) Dagegen, daß die Kirche ohne weiteres durch weltlichen Machtspruch von dem Patriarchate Constantinopel getrennt, daß die Verwaltung der Krone zugesprochen und die ganze griechische Kirche in ein Staatsinstitut umgewandelt wurde, dagegen hatte der gesammte Episcopat von ungefähr vierzig Prälaten (zu Nauplia im Jahre 1833 versammelt) nichts zu erinnern! Hefele a. a. O. 1, 441.

Dieses Verlangen wird vielleicht von auswärts unterhalten und gestärkt.[1])

Dr. Röhm.

(Schluß folgt.)

---

1) Daß König Ludwig I. von Bayern aus Hellas regiere, schreibt J. Sepp, war zuerst zur Erregung von Mißstimmung unter die Menge geworfen. Daß Otto nicht orthodox war, übersah das Volk, aber leider bei der ersten Agitation fand Rußland am besten seine politische Rechnung. Nur zu bald bildete sich eine Nebenregierung, deren Leiter die fremden Gesandten waren; Lord Lyons behauptete das Uebergewicht, aber der Moskow fischte im Trüben. Nicht bloß als Glaubens-, sondern sogar als Blutsverwandte sollten die Neuhellenen dem großen Slavenreiche sich zuneigen. Hätte Otto eine russische Prinzessin als Gemahlin zu sich auf den Thron erhoben, sein Regiment wäre von dieser Seite wenig beeinträchtigt worden. Aber er erkor eine oldenburgische Großherzogin Amalia, die, ebenso durch Geist als Schönheit ausgezeichnet, Griechenland mit ihren schönen Augen regierte; leider gewährte ihre Kinderlosigkeit der auswärtigen Einmischung neuen Spielraum. Beilage zur Allgem. Zeitung vom 12. Oktobe 1882. — In Athen entbrannte Ministerpräsident Trikupis dafür, den Gedanken der Union mit Rom mit dem eines panhellenistischen Aufschwungs zu verbinden. Man wollte sich zum Oberschutzherrn der Griechen im Orient aufwerfen und dabei könnte man Rußland den Weg nach Byzanz ablaufen. Der russische Gesandte machte den Thorheiten mit einem Machtwort ein Ende. In Serbien wurden die Unionsbestrebungen des Vatikans ebenfalls von Rußland kalt gestellt. „Der Reichsbote" vom 7. Dez. 1894.

LVII.

Zwei Balladen von Annette von Droste-Hülshoff.

Eine Quellenstudie.

II. Das Fegefeuer des westfälischen Adels.

1. Führte uns die Ermordung Engelberts auf bekannten geschichtlichen Boden, so kommen wir mit der zweiten Ballade auf das Gebiet der Sage. A. von Droste war insbesondere in den Sagen ihrer Heimat sehr bewandert. Mit der Bearbeitung dieser Sagenstoffe hat sie, wie Levin Schücking ihr nachrühmte, die Schilderung des Landes bereichert, an dem ihr innerstes Herz hing. Als ihr Freund im Herbst des Jahres 1840 Freiligrath in Unkel am Rhein aufsuchte, um über die Arbeitstheilung am „Malerischen und romantischen Westfalen" zu verhandeln, denkt er auch gleich der sagenkundigen Freundin. „Der Westfälische Friede ist geschlossen — so schreibt er ihr am 12. September 1840[1]) — ich schreibe den Text, Freiligrath gedenkt einige Gedichte dazu zu liefern, und weil ich ihm erzählt habe, daß Sie so viele Stoffe wüßten, hofft er von Ihnen durch mich einige zu erfahren". Wir brauchen es nicht zu bedauern, daß Freiligrath seinem Entschlusse nicht treu blieb und Annette hilfsbereit in die Lücke trat. Denn gerade diesem Umstande verdanken wir eine Reihe bedeutender Dichtungen. Unter

---

1) Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking. Leipzig 1893. S. 3.



den Balladen möchte ich dem „Fegfeuer“ eine hervorragende Stelle anweisen; der Stoff kam dem innersten Wesen der Dichterin mit ihrer Vorliebe für Außerordentliches, Gespensterspuk und Geisterwesen entgegen, ohne doch, wie manche ihrer Gedichte ähnlicher Art, uns durch die Art der Ausführung oder einen unbefriedigenden Schluß zu enttäuschen.

2. Dies aber liegt eben daran, daß die Dichterin auch hier einer concreten, das Gesammte wie Einzelzüge schon in sich bergenden Vorlage folgte, die nur ihrer gestaltenden Phantasie bedurfte, um zum abgerundeten Kunstwerke zu werden. Die Volkssage vom Fegefeuer der westfälischen Edelleute ist eine lokalisirte Bergsage von der Art, wie sie im Mittelalter aus den verschiedensten Gegenden uns überliefert sind. Cäsarius von Heisterbach versetzt in seinem Dialogus miraculorum das Fegefeuer in einen Berg bei Trier, ähnlich wie er im Berge Aetna das höllische Feuer glühen läßt. Am Hörselberge (Mons horrisonus) in Thüringen, den dann die Volksetymologie in „Höre der Seelen Berg“! umdeutete, hörte man oftmals wildes trauriges Geheul, verwirrtes Geschrei, Stimmengewirr und Getöse, wie wenn Eisen gegen einander geschlagen wird, und Kettengerassel erschallen.[1]) So sollten im Lutterberge, in der Nähe des Augustinerklosters Böddeken im Paderborner Lande, die Mitglieder des westfälischen hohen und niederen Adels ihr Reinigungsfeuer haben.

3. Meines Wissens ist der erste und einzige alte Zeuge für diese Volkssage Bernh. Witte aus Lippstadt, Mönch des Klosters Liesborn (1490—1520),[2]) dessen Historia Westphaliae überhaupt viele sagenhafte Elemente enthält. Sie

1) Ich muß hier auf eine weitere Ausführung ähnlicher Sagen, die uns schließlich auf die umfangreiche alte Visionenliteratur und in mythologisches Halbdunkel führen würde, verzichten.

2) Vgl. über ihn Nordhoff, Die Chronisten des Klosters Liesborn. Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterth. Westfalens. B. 26. Münster 1866.

ist aber erst 1788 zu Münster gedruckt worden. Er beschreibt den Berg (S. 613) also: mons, quem incolae Luttenberg dicunt ... patulum in pede habens introitum, in quo nobiles Westphaliae habere purgatorium famatur.

Unser Chronist berichtet aus dem Jahre 1503 zwei einander ganz ähnliche Geschichten, deren Glaubwürdigkeit er durch die Betheurung, daß er mehrere der erwähnten Personen gekannt habe, erhärtet. In der ersten Erzählung wandert ein Koch von Böddeken nach Paderborn zu, wird in der Nähe des Lutterberges von einem Ritter zum Gefangenen gemacht und mit in den Berg genommen, nachdem er noch die Warnung erhalten hat, nichts zu sprechen, und nichts zu essen, als was sein Führer ihm reichen würde. Sieben Tage muß er unfreiwillig Zeuge sein, wie die Bewohner grade wie bei ihren Lebzeiten schmausen und zechen. Die Ankunft eines neuen Ritters wird mit Jubel begrüßt, und ein zweiter demnächst noch erwartet. Nachdem unser Koch geschworen, nach Monatsfrist zurückzukehren, verläßt er mit seinem Führer den unterirdischen Saal. — Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Draußen sehen sie ein prächtiges Schloß, das er mit seinem Führer betritt. Freundlich aufgenommen, nimmt er doch entsetzt die Flucht, als die Unholde einen der Zechgenossen bei lebendigem Leibe schmoren und verzehren und ihm selbst davon anbieten. — Auf der Oberwelt wieder angelangt, übt er Bußwerke, und stirbt nach einem Monat in Soest, wo gerade auch der Ritter, dessen Ankunft im Fegefeuer schon erwartet wurde, verschieden war.

Ein zweiter junger Mann hat ein ähnliches Erlebniß.[1]) Auch er wird von einem Ritter gefangen, in ein Schloß gebracht, zu einem prächtigen Mahle eingeladen, darf aber auf erhaltene Warnung nichts anrühren. Doch als sein Lieblingsgericht — Fische — von schönen Jungfräulein aufgetragen

1) Zwar wird derselbe Berg nicht wieder genannt; aber wir befinden uns in eadem provincia.



wird, greift er zu. Doch wehe! eine schweflige Flamme, die der Schüssel entsteigt, vernichtet ihm drei Finger der rechten Hand. Bei seinem Schmerzensschrei verschwindet der Spuk, er findet sich zwischen Dorngestrüpp wieder; daß er aber nicht geträumt hat, beweist der Verlust der drei Finger: amissione digitorum testimonium perhibuit.

4. Man sieht sofort, daß aus diesem Berichte des B. Wittius etwas zu machen war. So hat denn auch der fruchtbare westfälische Erzähler H. Stahl[1]) den dankbaren Stoff sich nicht entgehen lassen. In seinen „Westfälischen Volkssagen und Geschichten"[2]) hat er „das Fegfeuer des westfälischen Adels", novellistisch erweitert, erzählt. Er beruft sich selbst auf Wittius; aber wenn er an einer Stelle so thut, als kenne er „diese wahrhaftige Geschichte" auch aus anderer, mündlicher Quelle, so ist darauf nichts zu geben. Wohl aber hat er seine Kenntniß westfälischer Geschichte darin verwerthet. Hauptsächlich hat Stahl Ort, Zeit und nähere Umstände genauer ausgemalt, und die beiden Ereignisse in eins zusammengezogen und auf eine Person übertragen. Er verlegt die Erzählung ins Jahr 1430; das ist auch der Grund, weßhalb er einzelne Adlige der Zeit mit Namen erwähnt. So finden wir einen Grafen von Westphalen, Herren von Brenken, ferner Bischof Wilhelm von Paderborn unter der Schaar; der neu ankommende ist der eben verstorbene Graf Simon (IV.) von der Lippe; der noch erwartete Ritter Busso von Asseburg. Auch sonst behandelt Stahl die Sage frei; so hat sich der Koch bei ihm in das ehrsame Schneiderlein Meister Pankratz verwandelt, was von selbst einen humoristischen Ton in das Ganze brachte, oft nicht grade zum Vortheil der Darstellung. Nicht ein Ritter, sondern die ganze wilde Jagd überfällt den Schneider, der sich auf dem Wege nach Böddeken ver-

1) Pseudonym für H. Temme (1798—1881), aus Lette in Westfalen gebürtig.

2) 2 Bändchen. Elberfeld 1831. I. S. 46—62.

spätet hat, und führt ihn unter wilden Scherzen mit. Die Qualen des Fegfeuers schildert erst Stahl eingehend, und nicht unpoetisch. Als lebendige Einleitung erzählt er einen Volksauflauf auf dem Domhofe in Paderborn, wo der Meister sein Geschick erzählt und durch die fehlenden drei Finger als wahr erweist. Der ernste Schluß in des Wittius erster Geschichte ist leider aufgegeben.

5. Wer die Ballade der westfälischen Dichterin kennt, wird nach den vorstehenden Angaben schon beurtheilen können, woher und wie sie den Stoff übernommen. Der Löwenantheil fällt auf Stahl's Novelle. Ja, man ist zunächst geneigt, Wittius gar nicht in Betracht zu ziehen, und ähnlich wie bei der „Ermordung Engelberts" nur eine sekundäre Quelle anzunehmen. Doch bei näherem Zusehen erkennt man, daß Annette unzweifelhaft nicht bloß bei Stahl Anleihen gemacht, sondern auch die Historia Westphaliae wohl gekannt und benutzt hat. Denn sie verwerthet einzelne Züge, die sich nicht bei Stahl, wohl aber bei Witte finden. Zwar daß sie bloß einen Ritter und nicht die ganze Meute über den Wanderburschen herfallen läßt, könnte Zufall scheinen. Aber die Warnung: (Str. 5.)

„Bei deinem Heile, nicht lach' und sprich,
Und rühre nicht an, was man dir beut"

kann nur auf den Liesborner Mönch zurückgehen.[1]) Ebenso die Wendung am Schlusse, daß der Bursche die Weisung bekommt nach sieben Wochen wiederzukehren, und daß er nach der siebenten Woche, Gebet und Buße pflegend, abscheidet.[2])

6. Im Uebrigen hat die Dichterin, wenn sie sich auch im Ganzen an Witte-Stahl hält, durch die Ausführung wieder

---

1) Vgl. Wittius: ne cui nisi sibi loqueretur aut responderet, et nonnisi a se allatum ederet, vetavit.

2) Bei Wittius lesen wir nur: juramento praestito post mensis terminum se reversurum iri; vielleicht hat der Ausdruck, daß der Held integram per septimanam drunten geblieben ist, die Siebenzahl veranlaßt.

bewiesen, wie der sprödeste Stoff unter ihren Händen geschmeidig wird. Eine eingehende Vergleichung würde die Schönheiten im Einzelnen nachweisen können. Ich möchte hier nur ein paar treffende Punkte hervorheben. Aus dem furchtsamen Schneider hat sie einen beherzten Wanderburschen auf dem Wege zur lieben Heimat gemacht, der erst, als es Ernst wird, Muth und Besinnung verliert. Wo Wittius von ‚decenti annona' spricht, die dem Gefangenen von seinem Schergen gereicht wird, hat Annette einen lieblichen, zarten Gedanken dafür gesetzt:

„Vom Brode nur magst du brechen in Frieden;
Ewiges Heil ward dem Brode beschieden,
Als Christus in frohner Nacht es geweiht!"

Ueber die Vortrefflichkeit der Schilderung des Treibens und der Qualen im Fegfeuer verliere ich kein Wort. Nur den Ausgang erwähne ich noch. Im allgemeinen Gedränge hat Johann Deweth — so heißt der Wanderbursche — das Freie gewonnen, aber ein Funken, der ihn streift, verbrennt drei Finger der Rechten, daß sie hinstäuben, wie er die Hand schüttelt. Es ist also nicht leckerhafte Begier (wie bei Witte und Stahl), die den Verlust der Glieder herbeiführt! Kein Wunder, daß dieß schreckliche Erlebniß in einer Nacht sein Haar gebleicht hat, daß er die Vaterklause begrüßt als ein grauer Mann, von keinem gekannt.

„Der nimmer lächelt, nur des Gebets
Mag pflegen drüben im Klosterchor,
Denn ‚sieben, sieben' flüstert es stets
Und ‚sieben Wochen'! ihm in das Ohr.
Und als die siebente Woche verronnen,
Da ist er versiecht wie ein dürrer Bronnen,
Gott hebe die arme Seele empor"!

Wie sticht diese Dichtung vortheilhaft ab von der etwas nüchternen Weise bei Witte, von der weitschweifigen, oft täppischen Erzählung Stahls! Annette hat eben der Charakterzeichnung des Helden alles andere untergeordnet und so ein

Werk geschaffen, das bei aller Phantastik im hohen Grade ethisch, und dazu in der Form mustergiltig ist!

* * *

7. Und mustergiltig auch im Vergleich mit der Dichtung eines Zeitgenossen, die zufällig das Ansehen hat, als sei sie im Wettbewerb mit Westfalens Dichterin entstanden! Ehe wir unsere Skizze schließen, müssen wir darauf noch einen Blick werfen. Es wird nicht vielen bekannt sein, daß es sowohl von dem „Tode Engelberts“ als auch vom „Fegfeuer des westfälischen Adels“ zwei poetische Seitenstücke gibt, die in dem nämlichen Jahre (1841) entstanden und veröffentlicht sind; und zwar stammen sie aus der Feder des Mannes, der das „Malerische und romantische Westfalen“ herausgab, des Verlegers Langewiesche[1]) in Barmen. Unter dem Pseudonym L. Wiese bearbeitete dieser „Westfälische Volkssagen in Liedern“,[2]) die zugleich mit L. Schückings Schilderungen aus dem Lande der rothen Erde unter dem leselustigen Publikum vertrieben wurden. Wiese ist ein erträglicher Reimer, aber ein schlechter Dichter. Seine Stoffe entnimmt er vielfach den Sagen oder Märchen der Brüder Grimm. Hin und wieder trifft er den Volkston, aber das meiste ist doch leeres Reimgeklingel. Dabei hat er aber die schätzenswerthe Eigenthümlichkeit des Pedanten, der genau seine Quellen verzeichnet. So verweist er zum „Fegfeuer“ auf Stahl's Sagen (nicht auf Wittius), beim „Engelbert“ auf Montanus und Knapp. Da im „Malerischen und romantischen Westfalen“ bei Gelegenheit des „Fegfeuers“ auf die Bearbeitung von Wiese hingewiesen wird, so hat Kreiten (2, 445) sich daraus den Schluß abgeleitet, als wenn die Bearbeitung Wiese's vor Annette liege. Doch ist der Schluß

1) Geboren 4. Dezember 1807 in Möllenkotten bei Schwelm, gestorben 24. März 1884 in Godesberg.

2) Barmen, o. J. [1841] 74 und 2 S.; erweitert im „Sagen- und Mährchenwald im Blüthenschmuck“, 2. Bdchn, 1841/42.

nicht stichhaltig; denn umgekehrt werden wir in Wiese's „Volkssagen" auch auf Annettens Ballade in „Westfalen" verwiesen. Wem die Priorität gebührt, läßt sich hiernach also nicht ausmachen; das ist auch weniger wichtig als die Frage, die sich uns aufdrängt, ob Wiese die Dichterin oder diese jenen gekannt und benutzt habe. Wäre das bei den Beziehungen L. Schückings zu Annette einerseits, zu seinem Verleger anderseits an sich nicht ausgeschlossen, so sprechen doch bei den erhaltenen Dichtungen keinerlei Anzeichen dafür, daß einer der beiden die Bearbeitung des andern bei seinem Gedichte vor Augen gehabt hat. Vielmehr muß man völlige Unabhängigkeit annehmen und kann nur feststellen, daß theilweise die nämlichen Quellen herangezogen sind. Sahen wir z. B., daß Annette in unserer Ballade neben Stahl auch auf das Original des Wittius zurückgegriffen hat, so hat sich Wiese einzig und allein an jenen angeschlossen, und zwar sklavisch. Kaum ein selbständiger Gedanke findet sich bei ihm; nur daß er der Kürze halber die Namen verschweigt, die Scene mit Graf Simon von der Lippe übergeht und den Schluß etwas plötzlich abbricht. Um dem Leser wenigstens eine Vorstellung von Wiese's Art zu geben, citiren wir die drei letzten Strophen aus dem „Engelbert":

„Ein Edelknabe, selbst todt geglaubt,
Kroch hin zur werdenden (!) Leiche,
Legt sich auf die Brust das triefende Haupt
Und küßt das Antlitz, das bleiche. —

Da raufte der Graf sich das lockige Haar,
Und nannte sich Mörder, Verräther.
Halb sinnlos trabt' er mit seiner Schaar
Zurück nach der Burg seiner Väter. — —

Und später floh er von Ort zu Ort,
Kam nimmer zu Frieden und Gnade.
Es trieb ihn der Mord — der geschehene (!) — fort,
Bis daß er ihn büßt' auf dem Rade."

Um nicht ungerecht zu werden, wollen wir jedoch nicht verschweigen, daß das „Fegfeuer" allerdings besser gerathen und eher genießbar ist.[1])

* * *

8. Schließlich tragen wir noch einen äußerlichen Umstand nach, der unsere oben ausgesprochene Ansicht über das Quellenverhältniß in den erörterten Balladen bestätigt. „Mütterchen", schreibt Schücking einmal an seine Freundin,[2]) „ich wollte, ich könnte einmal in Ihres Bruders Bibliothek kommen, da fänd ich gewiß viel". Und wirklich fand er dort einen großen Theil der Quellen für westfälische Geschichte und Sage vor. Und natürlich war auch Annette in der Bücherei ihres Bruders kein Fremdling. Der freundlichen Güte der jetzigen Bewohner von Haus Hülshoff verdanke ich es, daß ich die noch vorhandene Bibliothek in Muße durchsehen konnte.[3]) Hier finden sich nun noch friedlich neben einander Wittins, Montanus, Stahl, Knapp vor, also die meisten der Quellen, die Annette herangezogen hat. Wie wichtig bisweilen eine derartige Durchmusterung sein kann, darüber noch eine Bemerkung! In einem längst verschollenen Geschichtskalender[4]) stehen nahe bei einander die folgenden Aufsätze: 1) Die Stiftung Cappenbergs; 2) Theodor il primo, re di Corsica; 3) Die Schlacht bei

---

1) Zuletzt wieder abgedruckt in Bahlmann's Westfäl. Sagenkranz. Münster 1897.

2) Briefwechsel S. 23.

3) Ich verfehle nicht, hiefür auch an dieser Stelle der Frau Baronin von Droste-Hülshoff, geb. Freiin von Elmendorff, meinen besten Dank auszusprechen.

4) Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Münster 1833.

Stadtlohn. Der erste und letzte führten unserer Dichterin zwei schöne Stoffe zu; der zweite mag dazu beigetragen haben, daß sie im „Sommernachtstraum" den unglücklichen Abenteurer auftreten läßt.[1])

M.-Gladbach. Dr. Eduard Arens.

LVIII.

Eine byzantinische Literaturgeschichte.

(Schluß.)

Eine umfangreiche literarische Thätigkeit entfaltete Konstantin Porphyrogennetos; er verfaßte namentlich Sammelwerke geschichtlichen, landwirthschaftlichen und medicinischen Inhaltes, ferner bezeichnenderweise ein Werk über das Ceremonienwesen des byzantinischen Hofes. „So seltsam uns jetzt das ungeheuere Gerüste von Vorschriften für die Feierlichkeiten des Hofes bei einer Taufe, Vermählung, Krönung und Beerdigung, bei Beförderungen, beim Empfange und Abschiede auswärtiger Gesandten, bei Triumphen u. s. w. anmuthet, so hat dieser riesige Haus-, Hof- und Staatskalender doch eine unverächtliche culturhistorische Bedeutung, indem wir durch ihn einen Faktor kennen lernen, durch welchen Byzanz im diplomatischen und sonstigen Verkehr den barbarischen Nationalitäten lange als

1) So reiche Ausbeute meine Nachforschungen auch ergeben haben, so mangelt doch für eine ganze Reihe von erzählenden Dichtungen A. von Droste's noch jeder Quellennachweis. Sehe ich von allen ab, die mündlicher Mittheilung entstammen können, oder die auf freier Erfindung beruhen, so kenne ich für: „Die Vendetta", „Die Vergeltung", „Volksglauben aus den Pyrenäen" die literarische Quelle noch nicht, die doch jedenfalls vorhanden sein muß. Vielleicht tragen meine Zeilen dazu bei, zu weiteren Forschungen anzuregen. Für jede Mittheilung in dieser Hinsicht wäre ich sehr dankbar.

das erste Reich der Welt zu imponiren wußte“ (S. 254). Eine Ergänzung dazu bildet das Werk eines Ungenannten über die Hofämter aus einer Zeit, in welcher das byzantinische Reich bereits unaufhaltsam dem Untergang entgegenging. „Es berührt uns wie eine Ironie des Schicksals, daß all der massenhafte Flitterstaat, der ein Jahrtausend alte, verwickelte Apparat von Aemtern und Aemtchen, von Titeln, Vorschriften und Gepflogenheiten, die bald auf immer von der Weltbühne verschwinden sollten, noch kurz vor der Todesstunde des rhomäischen Staates einer literarischen Beachtung für würdig befunden wurde“ (S. 425).

An den genannten Kaiser Konstantin Porphyrogennetos schrieb der Kleriker Niketas im Jahre 947 einen Brief, in welchem er „über das am Charsamstage am heil. Grabe die Kerzen ohne menschliches Zuthun entzündende heil. Feuer berichtete“ (S. 314) bezw. schwindelte, wie man ganz ruhig sagen darf. Denn von selber entzündeten sich die Kerzen so wenig, als bei unserer gerade heute morgen vorgenommenen Charsamstagsfeuerweihe, bei der wir alle Mühe hatten, einen Arm des Triangels am heil. Feuer anzuzünden. Uebrigens drückt Kr. den Inhalt des Briefes, wie mir scheint, recht eigenthümlich und vielleicht mißverständlich aus; eine Nachprüfung ist nun allerdings nicht möglich. Es wird eben der übernatürliche, wunderbare Ursprung des hl. Feuers selber gemeint sein und der Glaube daran haftet heute noch mit solcher Zähigkeit in der griechischen Kirche, daß, wie erzählt wird, in neuerer Zeit ein Patriarch, welcher dem Volke den natürlichen Ursprung des hl. Feuers erklärte, durch die Erbitterung desselben zum Widerruf (!) genöthigt wurde.

Die Prinzessin Anna Komnena schrieb die Alexias, eine Geschichte ihres kaiserlichen Vaters Alexios Komnenos. In ihrer umfassenden Bildung spiegelt sich schon der literarische Aufschwung der Komnenenepoche. Ihren Ehrgeiz und ihre weibliche Eitelkeit aber beweist die Verschwörung, welche sie im Verein mit ihrer Mutter anstiftete, um an die Stelle des rechtmäßigen Thronfolgers Johannes ihren eigenen Gemahl Nikephoros zu setzen. Letzterer aber wollte nichts davon wissen und Anna machte ihrem Aerger darob in einem von Niketas

Akominatos überlieferten derben Spottworte Luft, welches uns zeigt, daß die kaiserliche Prinzessin neben andern Schriftstellern auch den Aristophanes mit Erfolg gelesen hat.

Die erste Stelle unter den schriftstellernden Kaisern nimmt wohl Johannes VI. Kantakuzenos ein. Sein Geschichtswerk enthält eines der frühesten Denkmäler der vulgärgriechischen Prosa, einen Brief des Sultans an den Kaiser, den er uns wörtlich mittheilt.

Der größte Polyhistor des 13. Jahrhunderts ist Georgios Pachymeres, und der zwei letzten Jahrhunderte von Byzanz Nikephoros Gregoras. Letzterer unterbreitete schon 1325 dem Kaiser Andronikos Paläologos einen wohl ausgearbeiteten Plan zu einer chronologischen Verbesserung des Kalenders. Der Plan kam aber nicht zur Ausführung und darum behandelten später wieder andere Byzantiner dasselbe Thema. „Es ist eine merkwürdige Ironie des Schicksals, daß eben die Griechen, von welchen die Idee der Kalenderverbesserung ausgegangen war, nachdem dieselbe durch Gregor XIII. wirklich durchgeführt ward, ihren Beitritt bis auf den heutigen Tag verweigerten" (S. 294).

Gerne geben die byzantinischen Geschichtsschreiber in den Einleitungen die Versicherung, sie wollen sich objektiver Darstellung befleißigen, und das taciteische sine ira et studio kehrt in den verschiedensten Variationen wieder. „Es verlohnte sich, der Geschichte dieses taciteischen Satzes in der griechischen Historiographie etwas nachzugehen" (S. 307). Auch die berühmten Anfangsworte des thukydideischen Geschichtswerkes wurden viel nachgeahmt und „es muthet seltsam an, wenn man einen Autor (Kritobulos aus Imbros), der die Geschichte eines Türkensultans zu erzählen hat, im Tone des perikleischen Zeitalters reden hört" (S. 309).

Beachtenswerth ist, was Kr. S. 319 f. und 353 zur Ehrenrettung der byzantinischen Chronisten zu sagen weiß. Dieselben sind nämlich von modernen Kritikern wegen „mönchischer und niederer Denkart" und wegen „unverschämter Plagiate" auf die Anklagebank gesetzt und verurtheilt worden. Man dachte hiebei nicht daran, daß diese Chroniken eben im Kloster und für das Kloster geschrieben sind und daß die

modernen Vorstellungen vom geistigen Eigenthum in dieser Literaturgattung gar nicht vorhanden waren, vielmehr ein literarischer Communismus herrschte. Den Vorwurf eines Plagiates hätte ein harmloser byzantinischer Chronist gar nicht verstanden. Vielgebraucht ist für diese Abrisse der Weltgeschichte das Wort „Synopsis" und „synoptisch". Es wäre nicht uninteressant, auch der Geschichte dieses Wortes etwas nachzugehen vom philosophisch-intuitiven „Zusammenschauen" bei Plato bis zu der „synoptischen Frage" der Neuzeit.

Unter den byzantinischen Chronisten ragen hervor Hesychios von Milet der vielumstrittene, Johannes Malalas, welcher uns das erste größere Denkmal der volksmäßigen Gräcität liefert, Georgios Synkellos, welcher den Septuagintatext für vorzüglicher hält als den hebräischen, Theophanes Confessor, dessen Chronographie in der lateinischen Bearbeitung des römischen Bibliothekars Anastasius mit den drolligsten Mißverständnissen gespickt auch im Abendlande Eingang fand, Georgios Monachos, dessen „Fernwirkungen unermeßlich sind," sein Fortsetzer, dessen Identität mit Symeon dem Magister und Logothet durch neuere Untersuchungen festgestellt wurde, Johannes Zonaras, welcher uns gute Quellen erhalten hat, endlich der unglückliche Michael Glykas, der wegen eines politischen Vergehens geblendet wurde.

In der philosophischen Produktion ist Byzanz ärmer als das Abendland, weil sie durch die Auktoritätsübertreibung gehemmt war. Doch ist auch hier die Vorstellung einer gänzlichen Erstarrung des byzantinischen Geisteslebens ferne zu halten. Aristotelismus und Neuplatonismus hatten in byzantinischer Zeit ihr Nachleben. Die Isagoge des Porphyrios zu Aristoteles' Organon stand in solchem Ansehen, daß ihre Kenntniß in einem Syllogismus des Commentators David sogar als Vorbedingung zur ewigen Seligkeit erwiesen ward. Michael Psellos, welchem Kaiser Konstantin Monomachos die Professur für Philosophie an der neubegründeten Akademie zu Konstantinopel verlieh, wagte es sogar die platonische Philosophie, wie der Königssohn das Dornröschen, aus langem Schlafe zu erwecken und Plato über Aristoteles, den Philosophen der Kirche, zu erheben. Selbstverständlich verdächtigten darob seine Gegner seine Orthodoxie, und er mußte seinem kaiserlichen

Gönner ein schriftliches Glaubensbekenntniß einreichen. Die S. 436 berührten Themate, deren eines neuerdings wieder durch die angebliche Schenk'sche Entdeckung auf's Tapet kam, waren nicht erst „im Mittelalter beliebt“, sondern sind, wie aus Diels Doxographi Graeci zu ersehen ist, Erbstücke aus älteren Zeiten.

In dem Abschnitte „Rhetorik, Sophistik und Epistolographie“ findet auch der vielumstrittene Dialog „Philopatris,“ eine merkwürdige Nachahmung Lukians, seine Stelle und Würdigung (S. 459 ff.). In demselben wird es mit dem Christenthum wie mit dem Heidenthum so leicht genommen, daß man ihn bezeichnenderweise bald für eine antichristliche bald für eine antiheidnische Streitschrift erklärt und früher allgemein zu weit hinaufgerückt hat. Von einem mißglückten Plaidoyer für das siebente Jahrhundert abgesehen, wird die Schrift mit ihrer frivolen Behandlung religiöser Dinge und ihrer abstoßenden Profanirung und Parodirung des Heiligen neben strengster Buchstabenorthodoxie jetzt allgemein der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts zugewiesen. Wie der Philopatris, so zeigt eine gewisse freie Stellung zum Christenthum noch eine andere Lukian-Imitation, der Timarion, die witzige und humoristische, nicht selten burleske Schilderung einer Hadesfahrt. Im Unterschied von Dante's Auffassung werden die Fehler weniger mit schweren Strafen als mit den Geißeln des Spottes geahndet Derber und plumper ist „des Mazaris Fahrt in die Unterwelt“, ebenfalls eine, aber schlechte, Nachahmung der Nekyomantie Lukians und eine gehässige Satire auf das byzantinische Hofleben. In einer Pariser Handschrift steckt noch eine unedirte Hadesfahrt, ein bizarres Gemisch aus Lukian und der Apokalypse. Unter den Seltsamkeiten, welche dem Wanderer begegnen, sind der Gründonnerstag, der Charfreitag und die Fastenzeit, welche als weibliche Wesen vor Gottes Thron erscheinen, um alle zu verklagen, welche das Fastengebot gebrochen haben. Ein Recensent der ersten Auflage bemerkt dazu, daß ein Hadesfahrer unserer Zeit auch dem Freitag perennis begegnen müßte. Vielleicht diente als Vorlage auch die Paulusapokalypse, in welcher Sonne, Mond und Sterne, sowie das Meer mit Klagen über das Menschengeschlecht sich an den Thron Gottes wenden. (Apocal. apocr. ed. Tischendorf S. 36 f.)

Auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft steht obenan der Patriarch Photios, welcher nach der vorausgehenden trostlosen Oede ganz unvermittelt und schwer erklärlich ersteht „wie ein aus wüstem Flachland emporragendes Bergeshaupt.“ Es ist nicht leicht zu sagen, ob die rastlose und folgenreiche praktische Wirksamkeit dieses Mannes bedeutender ist oder seine umfassende literarische Thätigkeit. Wissenschaftliche Vielseitigkeit und geistige Beweglichkeit verbunden mit philologischer Schulmeisterei, unermüdliche Arbeitskraft mit glühendem Ehrgeiz, Schlauheit und Weitherzigkeit in der Wahl seiner Mittel — das sind die Hauptcharakteristika des Photios, welchen Hergenröther in seinem dreibändigen Werke richtig gezeichnet und objektiv gewürdigt hat. Die griechische Kirche hat den sonderbaren Heiligen in ihre Menäen aufgenommen. Nach Photios kommen erst in weitem Abstande die übrigen Koryphäen. Der belesene Johannes Tzetzes nennt in gewohnter Bescheidenheit seinen Kopf eine Bibliothek und erklärt, Gott habe weder früher noch jetzt einen Mann mit besserem Gedächtniß ins Dasein gerufen als den Tzetzes. Daß es aber den selbstbewußten Mann auch im Stiche lassen konnte, zeigen seine zahllosen Irrthümer und Mißverständnisse. Tzetzes schrieb einen versificirten Commentar zu seinen Briefen und zu diesem Commentar wiederum Randglossen. Seine Exegesis zur Ilias des Homer ist „ein aus der Lehrthätigkeit des Tzetzes hervorgegangener, wie eine moderne Doktordissertation von giftiger Polemik gegen alle Vorgänger eingeleiteter Commentar, der später mit den unvermeidlichen Scholien ausgestattet wurde“ (S. 530). EB. Eustathios von Thessalonich hat durch seine Homercommentare auch vor den Augen der klassischen Philologen Gnade gefunden. Auch sonst ist er eine hochachtbare Erscheinung. Seine Abhandlung „über die Heuchelei“ gehört zum Besten, was in der byzantinischen Zeit geschrieben worden ist Das Betschwesterthum wird in derselben mit Frische und Schärfe, mit klarem Blick und unentwegtem Charakter gegeißelt. Auch seine Schrift „über die nothwendige Reform des Klosterlebens“ ist culturgeschichtlich hochinteressant. Den Namen des Lexikographen Suidas endlich braucht man nur zu nennen.

Der siebente Abschnitt führt uns in die Fachwissenschaften

ein, die in der ersten Auflage nicht eigens behandelt waren: Jurisprudenz, Medizin, Mathematik und Astronomie, Militärwissenschaft. Der Religionsmenger, welcher den Dialog Hermippos verfaßte (S. 627) und der neuerdings von Elter vermuthungsweise den Namen Johannes Kotrones erhielt (Byz. Ztschr. VI. [1897] 164 f.), hat aller Wahrscheinlichkeit nach den Neuplatoniker Proklos benützt. Näherhin scheint er seine merkwürdige Theorie von der Abhängigkeit der embryonalen Entwickelung, der sieben Lebensalter und der menschlichen Körpertheile von den sieben Planeten aus Proklos geschöpft zu haben. Ich habe mir die betreffenden Stellen zu gelegentlicher Verwerthung notirt.

Die nur lateinisch erhaltene, aber wahrscheinlich aus dem Griechischen übersetzte und spätestens im Anfang des 9. Jahrhunderts entstandene Schrift des Marchus Gräcus über die Herstellung des griechischen Feuers enthält das älteste Rezept zur Bereitung des Schießpulvers. Eine Stelle in der unter dem Namen eines Kaisers Leo überlieferten Taktik, dem werthvollsten kriegswissenschaftlichen Buche aus der Byzantinerzeit, beweist mit Sicherheit, daß das gefürchtete Kampfmittel des griechischen Feuers nichts anderes war als Schießpulver (S. 636).

Ueber die byzantinische Poesie hat Bernhardy ein hartes Urtheil gesprochen, weil die beiden originellsten Seiten derselben, die kirchliche und volksmäßige Dichtung, zu seiner Zeit so gut wie unbekannt waren. Gerade hierin lag die Stärke der Byzantiner. „Gemeinsames Merkmal ist beiden der Bruch mit der hellenischen Tradition in Form und in Gehalt. Beide verschmähen die Nachahmung der alten Muster, beide gießen neuen Stoff in neue Formen, beide sind mit dem lebendigen Fühlen des zeitgenössischen Volkes enge verknüpft, Blut und Geist vom Blut und Geist der christlichen Romäer" (S. 639 f.). Der größte Dichter des byzantinischen Zeitalters ist Romanos der Melode. Bouvy nennt ihn den Pindar der rhythmischen Poesie und die Literaturgeschichte der Zukunft wird ihn, wie Kr. S. 669 prognosticirt, vielleicht als den größten Kirchendichter aller Zeiten feiern. Seine Lebenszeit ist unsicher. Wir wissen nur, daß er unter einem Kaiser Anastasius nach Konstantinopel kam und dort seine dichterische Thätigkeit begann. Da die einen unter dem genannten Kaiser den ersten

(491—518), die andern den zweiten dieses Namens (713—716) verstehen, so schwankt die Datirung um zwei Jahrhunderte. Kr. ist für den älteren, v. Funk für den jüngeren Anastasius eingetreten, und letzterer hat seine Ansicht in der Theolog. Qu.-Schr. 1898 1. H. S. 141 durch ein neues Argument gestützt. Mit einer vollständigen Ausgabe des Romanos auf Grund des ganzen Handschriftenmaterials, namentlich der patmischen Handschriften, wird uns Kr. selber beschenken.

Unter den Profanpoeten ist Theodoros Prodromos typisch für die Komnenen-, Manuel Philas für die Paläologenzeit, jedoch so, daß letzterer den ersteren an Bettelhaftigkeit und Speichelleckerei noch überbietet (S. 779). Die einzige nennenswerthe Dichterin der byzantinischen Zeit, eine persönlich und literarisch gleich interessante Erscheinung ist Kasia im 9. Jahrhundert. „Ihre Lebensgeschichte gleicht einem lieblichen Märchen" (S. 715). Kr. handelt von ihr ausführlich in Sitz.-Ber. der phil.-histor. Klasse der k. bayr. Akademie der Wissensch. 1897 H. III. S. 305—370.

Echt byzantinisch ist die Profanirung und frivole Behandlung des Heiligen. Wir finden die Form des Kirchenliedes in einem derben Schmähgedicht des Michael Psellos auf einen Mönch Namens Jakob, selbst mit dem üblichen Vermerk des Tones und der Melodie (S. 681), ferner in einem medizinischen Traktate über einen eckelhaften Gegenstand (682). Umgekehrt legt ein fideler Sünder ein reumüthiges Bekenntniß in Anakreonteen ab (S. 781). Parodie heiliger Schriften ist gar nicht selten (S. 757). Das unflätigste Erzeugniß der vulgärgriechischen Literatur aber ist „die Messe des Bartlosen", ein rohes Pamphlet in die Formen einer gottesdienstlichen Handlung gekleidet. „Man wird den tieferen Sinn des widerlichen Machwerkes wohl im Zusammenhang mit jenen im Mittelalter wie in der neueren Zeit verbreiteten sacrilegischen Verirrungen aufsuchen dürfen, die in das unheimliche Gebiet des Satanismus und Sadismus gehören" (S. 810).

Ungeschlachte Derbheit ist überhaupt ein Charakteristikum byzantinischen Wesens. Es finden sich Spottepigramme, „neben welchen unsere bäuerischen Trutzschnaderhüpfeln als Muster von Feinheit und Witz bestehen können" (S. 725). Auch eine Art

Haberfeldtreiben hatte das byzantinische Volk, indem es dem Kaiser und anderen hohen Würdenträgern in Akklamationen wie seinen Beifall, so auch sein Mißfallen mitunter recht deutlich bezeugte. Ich möchte hier an die anzüglichen Soldatenlieder erinnern, welche den Triumphwagen des Cäsars begleiteten (bei Sueton Jul. Kap. 49 und 51). Herzlos und roh ist die der Verführung nachfolgende Verhöhnung des Mädchens, so in den „rhodischen Liebesliedern" und in einem anderen Gedichte, für dessen Vorwurf „man anderswo nicht die Muse, sondern das Strafgesetzbuch zu Hilfe ruft" (S. 817). Die erstgenannten haben übrigens einen entschiedenen poetischen Werth und gehören zu den besten und merkwürdigsten Erzeugnissen der gesammten vulgär-griechischen Poesie. Eines dieser Lieder enthüllt uns ein Idyll aus wilden Kriegszeiten, das Geheimniß eines Johanniterritters, unter dessen rothem Waffenrock das Herz in heißer Liebe für eine Griechenmaid schlug. (S. 813.)

Was den Mittelgriechen fehlte, das war eine dramatische Poesie im strengen Sinne des Wortes, es fehlte auch ihre Voraussetzung, die öffentliche Aufführung von Dramen. Zwar hat Sathas ein „dickes und schwergelehrtes Buch" geschrieben, um das Gegentheil zu beweisen, aber er „erreicht doch nur das Ziel, den objektiv gestimmten Leser unzähligemal zu ärgern und ihn schließlich erst recht im Glauben an die Dramenlosigkeit der byzantinischen Zeit zu bestärken." (S. 644). Zirkus und Tingeltangel waren Ersatz für die fehlenden dramatischen Aufführungen. Das einzige uns erhaltene Drama ist der „leidende Christus", ein Cento aus klassischen Werken, der lange Zeit dem hl. Gregor von Nazianz zugeschrieben, thatsächlich aber im 11. oder 12. Jahrhundert verfaßt, viel gelesen, bearbeitet und erörtert wurde wie wenig byzantinische Schriftwerke.

III. Sehr dankenswerth ist der von Gelzer bearbeitete, überaus frisch und anschaulich geschriebene „Abriß der byzantinischen Kaisergeschichte" (S. 911—1067.) Er erstreckt sich auf die Zeit von Theodosius dem Großen bis zur Aufpflanzung des Halbmonds auf der Hagia Sophia (379—1453). Die Charakterzeichnungen z. B. des Kaisers Theophilos S. 967 f., des Bardas S. 969, Basileios S. 974, Andronikos Komnenos S. 1029 sind vorzüglich. Lebensvoll werden die Gestalten und Ereignisse

an unserem Geiste vorübergeführt und durch Analogien aus alter und neuer Zeit beleuchtet. Die Pensionirung des Romulus Augustulus im Jahre 476 ist „vom universalhistorischen Standpunkt aus beurtheilt ein genau so wichtiges Ereigniß als etwa 1892 die Abdankung des Königs Milan von Serbien“ (S. 911).

Geheimer Hofrath Gelzer in Jena ist ein Gelehrter, welcher uns nicht selten durch die Unbefangenheit seines Urtheils überrascht. Neuestens sprach er sich in Steinhausens Zeitschrift für Kulturgeschichte 1898, 3 H. S. 158 f. in einer die Redaktion selber erschreckenden Weise über katholisches Klosterwesen aus, über die moderne Klosterfeindschaft, „einem Ueberbleibsel aus den verschwundenen Tagen der Aufklärung“, über die eines großen Staates unwürdigen „homöopathischen Polizeimittelchen“, welche dem modernen Staatsbegriffe widersprechen. Es sei mir gestattet, auch aus seinem „Abriß“ derartige Proben anzuführen. Anläßlich der nestorianischen Streitigkeiten schreibt er S. 918: „die Regierung hatte — das sah jeder — eine schwere Niederlage erlitten, wie dies jedesmal geschieht, wenn die religiös indifferente Bureaukratie gegen die Trägerin einer Idee, wie die Kirche sie ist, anzukämpfen wagt.“ Leo der Isaurier theilte „mit anderen im Felde und in der äußeren Politik vom Glücke begünstigten Kraftmenschen den Irrthum, eine geistige Macht wie die Kirche könne durch äußere Gewalt und Gesetzesparagraphen unter das Staatsjoch gebeugt werden“ (S. 960). Kaiser Theophilus „zeigt in kirchlichen Dingen die ganze Erbärmlichkeit eines beschränkten Aufklärungsfanatikers, welcher die Zeichen einer neuen Zeit nicht versteht. Die verständige Toleranz seines Vaters artete in eine ebenso kleinliche als grausame Priesterquälerei aus ganz im Stil eines Pombal oder Juarez“ (S. 969). Von Basileios schreibt Gelzer S. 993: „Den angeblichen Rath, wie er am besten des rebellischen Provinzialadels Herr werde, nämlich den Reichen zu Ader zu lassen, damit sie nicht kräftig und gefährlich blieben, hat Basileios wörtlich und systematisch befolgt. Einem zu Amt und Würden gelangten Parvenu, der sein ganzes Heimatsdorf ausgekauft und in eine Villa verwandelt hatte, ließ Basileios den Palast einreißen und den Boden wieder an die Bauern vertheilen. Orientalische Sultanswillkür nennt man das, als ob der moderne ‚Rechtsstaat‘ mit

seinen Säkularisationen der Güter der todten Hand viel anders verfahren wäre. Fühlten die deutschen Kirchenfürsten, welchen der Reichsdeputationsrezeß in aller Form Rechtens zur apostolischen Armuth verhalf, sich etwa weniger vergewaltigt als die von Basileios sequestrirten Landlords?"

Wer der Reflexion solchen Spielraum gewährt wie Gelzer, unterliegt leicht der Gefahr des Subjektivismus. Johannes Chrysostomus wird S. 914 mit einem schottischen Puritaner verglichen, Cyrill von Alexandrien S. 918 der geistliche Pharao genannt; ebenda heißt es von Papst Leo I., er sei „kein großer Theologe, aber ein Kirchenpolitiker ersten Ranges" gewesen. Wir werden uns erlauben, den Verfasser der epistola dogmatica ad Flavianum auch fernerhin zu den bedeutenden Theologen zu zählen, ohne übrigens zu verkennen, daß seine politische Klugheit und diplomatische Gewandtheit noch größer war. Gelzer ist der Ansicht, daß Akakios durch Abfassung des Henotikon seiner „dornenvollen Aufgabe in mustergültiger Weise sich entledigt" habe, durch dasselbe wurde „die unglückliche Entscheidung von Chalcedon thatsächlich beseitigt" (S. 921). Papst Honorius hat seine volle Sympathie. „Der römische Bischof Honorius, ein ebenso milder als verständiger Mann, ging mit Sergios Hand in Hand" (S. 950). Im Streit um das filioque waren die Griechen „philosophisch oder paläographisch in vollstem Rechte". Doch heißt es gleich weiter: „Eine andere Frage ist die, ob es sich lohnte, um — gelinde gesagt — einer theologischen Finesse willen eine achthalbhundertjährige Kircheneinheit zu zerbrechen". Richtig wird übrigens gesagt, daß Dogmatik und Disciplin bei der morgenländischen Kirchenspaltung nur Vorwand waren, während es sich thatsächlich um die Nationalität handelte. „Die griechische Nation, längst politisch von Rom emancipirt, auch kirchlich befreit zu haben, das ist das unvergängliche Verdienst des großen Photios" (S. 973). Man sieht, ein französischer Bischof hätte keinen Erfolg, wenn er Gelzer zum Eintritt in die katholische Kirche einladen wollte. Ueber den Eintritt des Schisma schreibt Gelzer S. 1004: „Leo IX. hat freilich sein Möglichstes gethan, um durch ungeschickte Wahl des Legaten alle irenischen Absichten der Regierung zu durchkreuzen. Das rohe und herausfordernde Auf-

treten des Cardinals Humbert mußte jeden ehrlichen Griechen aufs tiefste empören. Man verfluchte sich gegenseitig sehr feierlich, und das war schließlich das Verständigste. Die seit der Verkleisterung von Photios' Schisma eingeführte unwahrhaftige doppelte Buchführung hörte auf, man bekannte sich gegenseitig zur offenen, ehrlichen Feindschaft".

Derartige Sätze sind zwar geistreich und zum Theil pikant, aber ihre Richtigkeit kann man bestreiten, „ohne daß man sich etwa auf einen engherzigen theologischen Standpunkt stellt" (v. Funk in Qu.-Schr. 1898. S. 140), und ohne daß man alle im Laufe der Zeiten von Rom ausgegangenen Maßregeln wie Gottes Thaten für wohlgethan hält. Bemerkt sei noch, daß die beiden „genialen Verbrecher", Papst Alexander VI. und sein Sohn Cesare Borgia, doch mehr dem 15. als dem 16. Jahrhundert (S. 1029) zuzuweisen sein werden.

Den Schluß des „Abrisses" bildet ein Prognostikon: „Der Maimonat 1453 hat das byzantinische Kaiserthum definitiv zu Grabe getragen. Mit der weltbeherrschenden Stellung der Griechen war es längst aus; auch der falsche Schein derselben ging jetzt verloren. Aber Byzanz hat einen gewaltigen Erben gefunden. Der russische Czar nahm die paläologische Prinzessin zur Ehe; die Krone Konstantin Monomachs wurde dem Selbstherrscher aller Reußen auf dem Kreml aufgesetzt. Das russische Reich ist die thatsächliche Fortsetzung des byzantinischen Kaiserthums. Und wann einst die Hagia Sophia dem wahren Glauben zurückgegeben, wann einst Kleinasien der scheußlichen türkischen Mißwirthschaft entrissen werden soll, so kann das nur durch den russischen Czaren geschehen. Englands Widerstand streitet gegen Natur und Geschichte und wird darum mit Sicherheit, wenn auch vielleicht erst recht spät unterliegen. Kaiser von Konstantinopel kann nur der Beschützer des orthodoxen Glaubens, der russische Czar werden, sofern er sich der großen mit dieser Aufgabe verbundenen Verpflichtungen ernsthaft bewußt wird" (S. 1067). So Gelzer.

Auf interessante Parallelen zwischen Morgen- und Abendland, welche dem aufmerksamen Leser der byzantinischen Literaturgeschichte aufstoßen, wurde zum Theil bisher schon hingewiesen, so auf „König Sonne" in Konstantinopel und

Frankreich. Der Cid, der große Held des abendländischen Westens, hat an Basilios Digenis Akrites im äußersten Ostwinkel der mittelalterlichen Culturwelt ein merkwürdiges Gegenstück erhalten (S. 830). Beim Silentiarier Anastasios, der mit der Hand der Kaiserin Wittwe Areadne die Kaiserkrone erhielt, hebt Gelzer S. 923 als für diese Zeit charakteristisch hervor, daß er nicht lange vorher beinahe Patriarch von Antiochien geworden wäre; auch hier erinnert man sich an eigenthümliche Carrieren im Abendland. Im Osten wie im Westen wehrte man sich allmählich gegen die Verhängung von kirchlichen Strafen bei politischen Complikationen (vgl. S. 108). Die Gepflogenheit eines Karl Martell, Stifter ganz in weltliche Hände namentlich von verdienten Militärs zu legen oder ihnen wenigstens den Nießbrauch zuzuwenden, hat im Charistikarierwesen ihr Analogon (vgl. S. 140. 315). Zur Hebung des Klostergeistes hat diese Praxis natürlich weder hier noch dort beigetragen und es hat darum auch nicht an gerechter Opposition gefehlt (vgl. S. 156). In Preußen sind heute noch, natürlich unter ganz veränderten Verhältnissen, Generäle „Domherren". Aus den Beilagen zur Münchener Allgem. Zeitung 1897, Nr. 248 S. 5 erfahre ich auch, daß die abendländischen Klosterexemtionen in den „Stauropagien" des Orients gleichfalls ihr Pendant gefunden: Klöster, welche nicht unter dem Diöcesanbischof, sondern unmittelbar unter dem Patriarchen stehen und welche durch das in der Klosterkirche aufgerichtete Patriarchalkreuz gekennzeichnet sind. Es ist bekannt, daß gerade in den unglücklichsten Zeiten des abendländischen Mittelalters, als geistliche und weltliche Gewalt in blutigem Kampfe stritten, als Häresien und Schismen sich mehrten und im Innern der Kirche die unheilvollsten Verwirrungen anrichteten, als Krankheiten und Seuchen auf dürren Rossen durch die Lande jagten, der Zudrang zum Kloster, der Hang zu stiller Weltabgeschiedenheit, zu Betrachtung und Askese sich mächtig regte. Aehnlich im Orient. „In jener furchtbaren Krisis des Sterbens eines ganzen Volks, da das Romäervolk erbarmungslos von den Osmanen zertreten wurde, ward der Athos ein Asyl, dessen Stille die gebrochenen Gemüther aufsuchten, während zugleich viele starke Herzen, irregeworden an dem ganzen Erdenleben, ihren Kampf mit Gott in derselben Welt-

abgeschiedenheit durchzukämpfen vorzogen. Das Mönchthum hat der unglücklichen Nation in diesen schweren Zeiten den einzigen nachhaltigen und wahrhaftigen Trost gewährt" (Gelzer S. 1059 f.).

Hiemit nehmen wir Abschied von dem schönen Buche nicht ohne den Vorsatz, künftig recht oft zu demselben zu greifen. Das vorzügliche Register der Personen und Sachen wird einen bei der Benützung kaum im Stiche lassen. Sehr dankenswerth ist auch die „Allgemeine Bibliographie" S. 1068—1144, ebenso die Verzeichnisse weltlicher und geistlicher Regenten. Zwar ist es etwas dickleibig geworden, das Buch mit seinen nicht ganz 1200 Seiten, und beansprucht im Regal den Raum eines Lexikons, aber das pessimistische Wort des alten Kallimachos vom großen Buch und großen Uebel findet auf dasselbe keine Anwendung.

Tübingen. Hugo Koch.

LIX.

Zeitläufe.

Die Aera der Ueberraschungen; die kaiserliche Reise nach dem Orient.

Den 24. Oktober 1898.

Es scheint, daß die Zeit gekommen ist, wo man jede Besprechung der Zeiterscheinungen als Ueberraschung bezeichnen muß. Denn die ganze Welt ist in unerhörte Verwirrung gerathen. Von Amerika über Europa hinüber bis nach China. Der neuerwählte Erzbischof von Freiburg hat in seinem Hirtenbrief ein wahres Wort gesprochen. „Es gibt Zeiten ruhiger Entwicklung: Da mag die von der Gnade Gottes erleuchtete und unterstützte menschliche Weisheit genügen, um

die Gesellschaft in den gewohnten Bahnen weiterzuführen. Es gibt aber auch Zeiten großer Umwälzungen, wo alle Verhältnisse schwanken und neue Gestalt zu gewinnen suchen, Zeiten, in welchen die menschlichen Leidenschaften alle Zügel verloren haben und die Welt in's Verderben zu stürzen drohen".

Die Zeiten sind da, hoch oben und tief unten. Wenn man dort für sich nicht mehr genug haben kann, wie kann man sich verwundern, daß dasselbe hier ebenfalls in die Erscheinung tritt? Seit Jahr und Tag ist die Presse überfluthet von den Berichten über den ekelhaften Verlauf des Dreyfus-Skandals ohne Ende; diese Blätter haben sich grundsätzlich auf die Erörterungen nicht eingelassen, jetzt zeigt ein Blick auf den unergründlichen Schmutz in Paris, was der Schluß des ganzen Treibens ist. Mitten hinein ist wie ein Blitz aus dem umwölkten Himmel die Ermordung der unglücklichen Kaiserin von Oesterreich durch einen Anarchisten gefallen. Aber was ist der Anarchismus? Er ist der bis zum Wahnsinn gesteigerte Neid der gott- und gewissenlosen Begehrlichkeit. Nun soll eine europäische Polizei-Conferenz zur Bekämpfung des Uebels stattfinden. Wie wäre es aber, wenn eine solche Conferenz sich lieber mit der Bekämpfung der eigenen Begehrlichkeit und dem unersättlichen Länderhunger der Mächte beschäftigte, und unter sich eine friedliche Verständigung herstellte? Das wäre für den Czaren der rechte Weg zur Belebung seines papierenen Abrüstungs-Vorschlags.

Zu den durchkreuzenden Ueberraschungen gehört nun auch die Orientreise des deutschen Kaisers nach dem heiligen Lande, zunächst zu mehrtägigem Aufenthalt bei dem Sultan in Constantinopel. Sie hätte überhaupt zu keiner ungelegeneren Zeit geplant werden können, und mußte von vornherein Argwohn und Verdacht erregen. Während der Kaiser zu dem prunkvollen Zuge sich rüstete, bedrohten die ihrer Aufgabe auf Kreta treugebliebenen vier Mächte den Sultan mit

Zwangsmaßregeln, wenn er die türkischen Truppen und Beamten nicht sofort von der Insel zurückziehen wolle. Das war die Strafe für das neueste Christen-Gemetzel in Candia. „Die Frist, binnen welcher der Sultan seinen Willen kundzugeben hat, wird zwei Tage nach der Ankunft Kaiser Wilhelms II. in Constantinopel, die daselbst am 17. d. Mts. erfolgt, ablaufen". [1]) Es ist schwer zu beurtheilen, auf welcher Seite unter solchen Umständen die Rücksichtslosigkeit größer war. Aus Folgendem mag aber geschlossen werden, welche Stimmungen in Berlin schon vor dem Auftauchen des kaiserlichen Reiseplanes bemerkbar waren.

„Die deutsche Marineflagge ist aus den kretischen Gewässern verschwunden, und die dem Herrn von Bülow so interessant scheinende Insel hat noch immer keinen Gouverneur. Weshalb? Weil die verantwortlichen oder unverantwortlichen Leiter der deutschen Politik die von Czaren aufgestellte Candidatur des Prinzen Georg von Griechenland nicht unterstützen wollten. Ob sie wirklich den Sultan in seinem Widerstreben gegen diese Candidatur, wie man im Ausland erzählt, direkt bestärkt haben, ist nicht klar erkennbar; sicher hätte der jämmerliche Abdul-Hamid aber den Widerstand längst aufgegeben, wenn er nicht von irgend einer Großmacht zum Beharren gespornt worden wäre, und alle Zeichen sprechen leider dafür, daß die Macht Deutschland war. Nun wird der griechische Prinz, wie es scheint, dennoch Generalgouverneur von Kreta werden und Deutschland hat sich schmollend aus dem Concert zurückgezogen. Damit ist eins der traurigsten Capitel unserer neuesten Politik abgeschlossen. Wir haben, ganz wie in Ostasien, mit überflüssigem Eifer die Geschäfte der Russen besorgt, deren Prestige im Südosten Europa's mächtig erstarkt und denen es in stiller, schlauer Arbeit gelungen ist, nach den Bulgaren, Serben und Türken nun auch die Griechen zu kirren und an den Gedanken zu gewöhnen, daß in Petersburg über ihr Schicksal entschieden wird. Die deutsche Diplomatie hat nichts erreicht, aber sie hat durch die

---

1) Aus Constantinopel s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 7. Oktober d. Js.



an den Islam verschwendete Zärtlichkeit das Volk der Dichter und Denker compromittirt. Der leipziger Professor Weigand hat eine lesenswerthe, von Sachkenntniß zeugende Schrift über die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker mit dem Satz geschlossen: ‚Ein Volk wie das türkische, das in Jahrhunderte langer Gewalt- und Schreckensherrschaft nichts, rein gar nichts, für die Kultur gethan, das Tausende und aber Tausende kalt hingemordet hat, um seine Herrschaft aufrecht zu erhalten, ein solches Volk zu unterstützen, einem solchen Volke seine Sympathien entgegenzubringen: das ist eine Schmach, an der wir Deutschen, die wir uns immer für die Freiheit der Unterdrückten begeistert haben, nicht theilhaben sollten'. Die unbefriedigten Gläubiger der Griechen werden freilich anders denken; wenn aber der Deutsche sich wieder auf sich selbst besinnt und merkt, daß der Macht und dem Ansehen des Reiches schließlich doch höhere Aufgaben gestellt sind als die, Spekulanteninteressen zu vertreten, dann wird er unwillig fragen, welches persönliche Ressentiment uns in ein Abenteuer verwickelt haben mag, das uns, außer dem Spott aller guten Europäer, nicht das Geringste eingebracht hat." [1])

Die Reise wurde als eine kleine Völkerwanderung vorbereitet, und der Einzug in Constantinopel erfolgte mit besonders großem Pomp. Und zwar unmittelbar, nachdem der Sultan sich unter den beharrlichen Willen der vier Mächte auf Kreta hatte beugen müssen, um die Insel von seinen Fahnen zu räumen. Der Besuch sah wie eine Beileids-Kundgebung aus über die Demüthigung, an der das Deutsche Reich seine Hände in Unschuld wasche. Der deutsche Kaiser war schon einmal vor 9 Jahren im Sultanspalast auf Besuch, und seit den letzten vier Jahren ist die enge Freundschaft zwischen ihm und dem Chalifen immer herzlicher geworden. Seit dem wohlfeilen Sieg über das verlotterte Griechenthum ist aber auch der Stolz des Sultanats gestiegen. Der Verein der preußischen Pfarreien hat in Danzig

1) Max. Harden's „Zukunft". Berlin vom 26. März d. Js.

kürzlich eine Erklärung erlassen: das Evangelium werde nun im Osten Stellung nehmen „gegen den Fanatismus des Islam und gegen die Anmaßungen der römischen Kirche“. Man darf zunächst auf die Erfüllung ersterer Aufgabe begierig seyn.

Es ist auch ein Zeichen der Zeit um dieses Erwachen des fast schon erloschenen islamitischen Fanatismus.[1]) Vor gerade einem Jahr erzählte ein Berichterstatter aus Constantinopel: „Seit zwei Tagen wirft sich die gesammte türkische Presse mit einer noch nicht dagewesenen Kampfeswuth auf die europäischen Mächte. In tendenziöser Discreditirung leisten ‚Ihdam‘, ‚Sabah‘ und ‚Mamulat‘ kaum Glaubliches, wobei immer von Neuem betont werden muß, daß keines dieser Blätter einen politischen Artikel veröffentlichen darf, wenn er nicht vom Palais inserirt wird oder mindestens dessen Zustimmung empfängt“. Damals handelte es sich um die Beschwörung für Kreta, daß die Regierung des Sultans niemals dulden könne und werde, ihre treuen Unterthanen der Noth und Unsicherheit preiszugeben. „Was die Türken auf Kreta wollen, ist nichts mehr und nichts weniger als die Anwendung einer Radikalcur, ähnlich der, wie wir sie bei dem armenischen Volke zu beobachten Gelegenheit gehabt haben“.[2])

Dazu hat es die Pflichttreue der vier Mächte nun doch nicht kommen lassen. Nach der erzwungenen Räumung Kreta's erhebt sich nun aber eine andere schwere Frage: nämlich die insbesondere von Rußland festgehaltene Berufung des griechischen Prinzen Georg zum Gouverneur in Kreta. Darüber hatte sich ein russischer Berichterstatter in Constantinopel unterrichten lassen: darauf werde der Sultan unter gar

1) „Der Friede von Tophane und seine Bedeutung“ s. Histor.-polit. Blätter. 1897. Band 120. S. 615 ff.

2) Correspondenz des „Wochenblatts der Frankfurter Zeitung“ vom 20 Oktober 1897.

keinem Umstande eingehen, auch dann nicht, wenn ihm Rußland mit einer Kriegserklärung drohen würde. „Die Motive dieser Hartnäckigkeit des Sultans lägen in den zahlreichen Berichten über die Stimmung der Mohamedaner, welche dem Sultan zugegangen sind. Von sämmtlichen Chefs der Verwaltung in der Türkei, als auch vom Scheikh-ül-Islam wären dem Sultan untrügliche Beweise dafür zugekommen, daß die Annahme der Candidatur des Prinzen Georg eine Erhebung aller rechtgläubigen Moslims herbeiführen würde, welche den Thron des Großherrn ins Wanken bringen könnte“.[1]) Vier Monate später berichtete eine deutsche Correspondenz aus der türkischen Hauptstadt:

„Seit Ausbruch der Unruhen, welche seit drei bis vier Jahren die Türkei erschüttern, und in Folge deren eine europäische Intervention nicht unausgeschlossen erschien, ist in der mohamedanischen Glaubenswelt eine nicht unbedenkliche Erscheinung aufgetreten, nämlich der sogenannte Pan-Islamismus. Derselbe will den engen Zusammenschluß aller Anhänger der Lehre des Propheten und bezweckt, die Person des Sultans als Mittelpunkt des Islam, als Chalifen anzuerkennen. Jetzt, wo nach dem griechischen Feldzuge der Sultan als Sieger dasteht, ist der Glanz des Chalifats noch bedeutend gestiegen, und anläßlich seiner kriegerischen Erfolge sind demselben von allen Theilen der mohamedanischen Welt Glückwünsche zugekommen. Um das Ansehen des Chalifats zu erhöhen, hat hauptsächlich die türkische Presse nicht ermangelt, die im Grunde genommen bescheidenen Erfolge zu großartigen Siegen aufzubauschen. Welchen Eindruck solche Berichte auf die entlegenen Völkerschaften gemacht, die das Chalifat nur mehr als verbleichenden Stern kannten, läßt sich leicht begreifen. Das Vertrauen in die Macht des Beherrschers aller Gläubigen ist bedeutend gewachsen, das Chalifat erstrahlt in neuem Glanze. Diese Stimmung nützt nun die Propaganda zur Vereinigung aller Muselmanen aus, sie predigt unausgesetzt den Pan-Islamismus

1) Wiener „Neue freie Presse“ vom 19. Februar d. Js.



mit deutlich durchblickender christenfeindlicher Tendenz. So schreibt das bosnische Blatt Rehber: ‚Es gibt kein edleres Bestreben, als zur islamitischen Union beizutragen, wir dürfen keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, darüber zu sprechen. Besonders seit der Thronbesteigung unseres Chalifen Abdul Hamid Ghazi (Glaubensheld) hat die Vereinigung des Islam von Tag zu Tag gewonnen; im Herzen eines jeden Muselmanen ist der Gedanke des Pan-Islamismus eine heilige Sache geworden. Die Zeit, die Leichtigkeit der Verbindungen, haben endlich die muselmanische Gesellschaft aufgeklärt und ihr bewiesen, daß sie irregeleitet worden war. Jetzt aber, wo die islamitische Presse die gegen uns gerichteten Niederträchtigkeiten an's Licht bringt, haben die Quertreibereien und Uneinigkeiten aufgehört. Wenn wir unsere Geschichte lesen, so sehen wir, daß uns das Unglück immer verfolgt hat, wenn wir uneinig waren. Aber auch die unzufriedenen Elemente, wie z. B. die Jungtürken, haben begriffen, daß wir zusammenhalten müssen. Gibt es einen größern Beweis für diese wahre Union als die Sympathien, die man uns bei unsern Siegen in Thessalien entgegengebracht? Geschenke, Glückwünsche sind aus Indien und andern muselmanischen Ländern angelangt; eine Abordnung aus der entfernten Stadt Kertsch hat sich nach dem Sitze des Chalifats begeben, um ihre Freude über die errungenen Siege auszudrücken. Die Bewohner von Marocco haben um die Ehre nachgesucht, eine Armee senden zu können, der Schah Muzafereddin hat eine Verstärkung von 20,000 Schwertern angeboten. Alles das beweist, daß die Herzen aller Mohamedaner in Einigkeit schlagen‘. Von allen Siegen des Chalifats ist derjenige, daß die beiden größten mohamedanischen Staaten nach der Türkei, Persien und Afghanistan, in den Kreis der islamitischen Union eingetreten sind, der größte".[1])

Man sieht, der Himmel ist nicht so heiter, unter dem der deutsche Kaiser und der Sultan miteinander verhandeln. dem Fürsten Bismarck wird zwar der Ausspruch zugeschrieben: der Türke sei der einzige Gentlement unter den Nationen

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 29. Juni ds. Js.

des Orient. Aber was er zu der neuesten Ueberraschung gesagt hätte, darüber bemerkt einer der verlässigsten Hörer seiner politischen Tischgespräche: „Noch hat Bismarck's Leib nicht die letzte Ruhestatt gefunden, noch rüstet der deutsche Kaiser zu der Reise in's heilige Land, die dem nun sicher Eingesargten ein gefährliches, sein Werk mit unheilvoller Wirkung bedrohendes Unternehmen schien, und nach der Ansicht der immer von froher Hoffnung erfüllten, immer zu neuer Festtagslust bereiten Epigonen, doch bestimmt ist, des deutschen Reichs ungeschwächte Macht und Herrlichkeit dem staunenden Blick der den Erdkreis bewohnenden Völker zu enthüllen: und schon hat der höchste Vertreter des russischen Islam der aufhorchenden Welt sein Evangelium verkündet." [1]) Der gute Kenner der in Berlin und weit herum verborgen herrschenden Stimmungen hat sich auch in Italien nach den dortigen Beurtheilungen erkundigt, und die Antwort erhalten: Da in Italien dem deutschen Kaiser vielfach ein besonderer Hang zur Mystik und ein nach dieser Richtung stark entwickeltes religiöses Gefühl zugetraut werde, so habe der Entschluß, auf der Spur alter Pilger das Heilige Land zu besuchen, nicht überrascht. Hiezu bemerkt der Herausgeber getreu im Sinne Bismarck's:

„Seit die Absicht des Deutschen Kaisers, mit einem großen Gefolge evangelischer Würdenträger die der Christenheit durch die Erinnerung an des Heilands irdischen Wandel geweihten Stätten im Morgenland aufzusuchen, bekannt ward, will rings= um das Raunen über diesen Plan nicht mehr verstummen. Besonders in Frankreich, wo die ungeschickte Behandlung des Dreyfusskandals durch einen Theil unserer Presse ohnehin schon die Volksleidenschaft gegen Deutschland aufgepeitscht hat, wittert man hinter einem Privatwunsch geheimnißvolle politische Zettel= ungen und wird um so weniger müde, auf die aus dem Vor=

1) Maximilian Harden in seiner „Zukunft". Berlin vom 3. September d. Js. S. 401.

drängen des Germanenthumes angeblich im Orient erwachsende Gefahr hinzuweisen, als man fühlt, daß in diesem Punkt auch die russischen Freunde, die im Gebiet des verfallenden Türkenreiches still, aber wirksam arbeiten, empfindlich sind und, bei dem Umfang ihrer orientalischen Interessen, sein müssen. Wie eifrig man aber auch im Vatikan die politischen Pläne des gekrönten Vertreters der deutschen Nation verfolgt und commentirt, soll die Stimmungsskizze eines erfahrenen italienischen Politikers lehren. Deutsche Leser wird mehr als das Gewirr abenteuerlicher Vermuthungen die Thatsache interessiren, daß man sich im Auslande allgemach gewöhnt hat, nur noch mit den persönlichen Ansichten und Wünschen des Kaisers zu rechnen, und alle neben ihm im Deutschen Reich die Geschicke bestimmenden Faktoren als nicht vorhanden zu betrachten". [1])

Inzwischen wird der Einzug der beiden Majestäten mit glänzendem Cortege in Jerusalem erfolgt seyn. Das Erscheinen der Vertreter des Protestantismus aller europäischen Länder war gewünscht worden, und wenigstens die Häupter der deutschen Kirchenregierungen waren fast vollzählig anwesend. Vor bald dreißig Jahren hatte auch Kaiser Franz Joseph die Heiligen Stätten besucht. Aus Anlaß der Trauerfeier in der heiligen Grabeskirche für die hingeschiedene Kaiserin wurde aus Jerusalem geschrieben: „Die erhabene Person unseres Monarchen steht hier in aller Herzen lebhaft in Erinnerung, nicht nur durch seine weltbekannt gewordene Freigebigkeit gegen die heiligen Stätten und die dort gespendeten unermeßlichen Wohlthaten, sondern vor Allem durch seinen allerhöchsten Besuch, wo er, den der Titel eines Königs von Jerusalem ziert, nicht mit irdischem Prunke zu den

---

1) „Die Zukunft". Berlin vom 16. Juli d. Js. S. 97. — Für Herrn Harden steht nun ein großer Majestätsbeleidigungs-Prozeß bevor, der sich auf andere als die hier wiedergegebenen Stellen bezieht. Die Verhandlung dürfte einen Nachtrag zu den Offenbarungen aus dem geschwätzigen Munde Bismarck's durch den Leibjuden Busch liefern.

Stätten des Wirkens und Leidens unseres Heilandes kam, vielmehr als einfacher schlichter Pilger zu Fuß einzog in die heilige Stadt, um dem die Ehre zu geben, der dort mit dem schimpflichen Tode am Kreuze die Ehre der Christenheit begründete".[1])

Selbstverständlich rief der kaiserliche Besuch beim Sultan sofort die Frage wach, was der Gewinn seyn werde, der aus der kostspieligen Fahrt eingeheimst werden solle. Das türkische Hofblatt „Servet" bemerkte allerdings von vornherein: „Kaiser Wilhelm erscheint in Palästina als Gast unseres Herrschers, welcher durchaus davon überzeugt ist, daß sein kaiserlicher Freund mit dieser Reise keinerlei politischen Zwecke verfolgt. Hat doch Kaiser Wilhelm erst kürzlich dadurch, daß er die deutsche Besatzungstruppe von Kreta zurückrief, durch die That bewiesen, daß er, in einem sehr erfreulichen Gegensatze zu manchen andern Mächten, die Hoheitsrechte des Sultans in gewissenhaftester Weise achtet".[2]) Aber in gewissen Kreisen Berlins meinte man doch: der Sultan werde wohl, wie der Kaiser von China, gute Miene zum bösen Spiele machen, wenn man sein Reich in der Gestalt von „Interessensphären" vertheile, ähnlich wie in China, durch einen Pachtvertrag mit dem Sultan.[3]) Es war daher von Erwerbung eines Landbesitzes in Kleinasien, wenigstens eines Hafens an der Küste, jedenfalls von großen Eisenbahnconcessionen in der Richtung nach Persien und von weitestem Spielraum für deutschen Handel und Industrie die Rede.

Allein in allen diesen Fragen hat man in Berlin nicht bloß mit dem Sultan, sondern zunächst mit Rußland zu rechnen. Schon die auffallende Ehrung des Chalifen überhaupt ist in der Newa schiefen Gesichtern begegnet. Gerade

---

1) Wiener „Vaterland" vom 4. Oktober d. Js.

2) Oesterreichische Correspondenz der Berliner „Germania" vom 18. August d. Js.

3) Berliner Correspondenz des Wiener „Vaterland" v. 21. Mai d. Js.

um diese Zeit las man in russischen Blättern Klagen über den steigenden Uebermuth des Islam. Kaum hatten die Engländer an der Grenze Afghanistans die durch fanatische Mollah's aufgewiegelten Stämme in blutigen Kämpfen niedergeschlagen, so blühte den Russen in Turkestan dieselbe Erfahrung. Dieß bemerkte auch das obengenannte türkische Hofblatt zur Begrüßung der kaiserlichen Reise: „Der deutsche Kaiser hat, obgleich er selbst streng an seinem eigenen Glauben hängt, doch wiederholt dafür den Beweis geliefert, daß er auch den heiligen Glauben des Chalifen achtet und ehrt. Dies weiß die muhamedanische Welt mit ihrem Oberhaupt ganz besonders in dem jetzigen Augenblick zu schätzen, wo man von anderer Seite wegen des unbedeutenden Zwischenfalles von Fergana viele Hunderte von Muhamedanern zum Tode verurtheilt hat, was einen Schrei der Entrüstung unter allen Bekennern des Islams hervorrufen mußte".

Man darf annehmen, daß in Berlin zur Beschwichtigung russischer Besorgnisse nichts versäumt worden ist. Zum Anfang des Reisemonats schrieb das halbamtliche Blatt: „Die Türkei ist in der glücklichen Lage, daß sie mit ihrer Freundschaft zu Deutschland ihre Interessen nach anderer Seite keineswegs verletzt. Sie muß in erster Linie mit ihrem mächtigen Nachbar Rußland rechnen; sie weiß aber dabei, daß Deutschland ebenfalls zu Rußland die besten Beziehungen unterhalten will. Die türkische Regierung und persönlich der Sultan durften daher der Ueberzeugung seyn, daß ein dem deutschen Kaiser bereiteter herzlicher Empfang in Petersburg nicht nur keinen Anstoß erregen, sondern vielmehr lebhaften Widerhall finden wird".[1]) In Kleinasien wird sich aber Rußland jedenfalls nicht viel fremden Einfluß gefallen lassen.

Wer sich erinnert, wie Frankreich im Jahre 1860 in Damaskus mit Waffengewalt gegen die Christenmetzelei durch

1) Wiener „Neue freie Presse" vom 1. Oktober d. Js.

Drusen einschritt eid als berufener Protektor im heiligen Lande, der muß staunen, wie die Russen seidem die alte katholische Macht in Syrien in den Hintergrund gedrängt haben. In der großen syrischen Hauptstadt und ihrer Umgebung, im Hauran, in Beirut überall bestehen schon russische Schulen und andere Bildungsanstalten und sind solche Gründungen bis hinüber nach Tripolis beabsichtigt. Schon im Anfange des Jahres berichtete ein katholischer Missionär aus Jerusalem: „Der russische Verein für Schulen und Anstalten in Syrien und Palästina, welcher in Moskau seinen Sitz hat, verfügt jährlich über drei bis vier Millionen Rubel. Gegenüber der Armuth der katholischen Missionäre haben da die reichen russischen Herren mancherorts ein leichtes Spiel“.[1])

Unfraglich wird jetzt, da die Oberhoheit des Sultanats über Kreta nur mehr durch eine Flagge sichtbar seyn wird, die Berufung des Prinzen Georg von Griechenland zum Gouverneur der Insel ein schwieriges Gesprächsthema im Sultanspalast bilden. Der Prinz ist der Schwager der Schwester des Kaisers, die Flotte aber ist an der griechischen Küste vorbeigefahren. Rußland dagegen soll an seinem Verlangen mehr als je festhalten. Wird jetzt dem Sultan gerathen werden, auch diese Verbeugung noch vor dem Czaren zu machen, und zwar von dem „theuersten Freund“, dessen er sich rühmt? Im Anfang des Jahres lag die Sache wie folgt:

„Will man französischen Mittheilungen Glauben schenken, so handelt es sich bei der Candidatur des Prinzen Georg schlechtweg nur um eine Concurrenz des russischen und deutschen Einflusses in Constantinopel. Der Pariser Temps hat sich ja auch aus Kopenhagen berichten lassen, daß fürstlicher Fraueneinfluß im Spiele sei, daß die Königin Louise von Dänemark, die Czarin-Wittwe und die Prinzessin von Wales die Sache eingefädelt hätten im direkten Hinblick und unter ausgesprochenem

1) Bericht der Berliner „Germania“ vom 28. September d. Js.

Hinweis auf den übermächtig gewordenen deutschen Einfluß im Yildiz-Kiosk. Thatsächlich ist bis jetzt eine griechische Candidatur über vertrauliche Sondirungen bei den Mächten noch nicht hinausgekommen; officiell wird sie einstweilen nur zwischen dem russischen Botschafter und dem Sultanspalast verhandelt. In London, Paris und Rom soll auf russische Anfrage erklärt worden sein, man werde einwilligen, falls alle übrigen Mächte zustimmen; in Berlin sagen zunächst die Officiösen entschieden nein".[1])

Bis auf Weiteres hat die Palästina-Reise nur zu leidigen Erörterungen mit dem Vatikan geführt. Aus Frankreich wurde der heilige Stuhl aufgefordert, sich über die Frage des französischen Protektorats im Orient zu erklären, und zweimal bestätigte der Papst dieses „traditionelle Recht" Frankreichs. Er konnte auch gar nicht anders. Seit alter Zeit hieß es das französische Schutzrecht über die „Heiligen Stätten". Als Czar Nikolaus I. zu Gunsten der griechisch Orthodoxen die kirchliche Herrschaft über die Heiligen Stätten an sich zu reißen suchte, war dies einer der Anlässe zur Entfesselung des Krimkriegs. Auch der Berliner Vertrag erklärt den ausdrücklichen Vorbehalt der Frankreich zuerkannten Rechte in der Türkei, und als selbstverständlich, daß „der Statusquo an den Heiligen Stätten in keiner Weise beeinträchtigt werde". Jedoch bildet diese Erklärung nur den Zusatz zu der allgemeinen Bestimmung, daß den Vertretern aller Mächte in der Türkei das officielle Schutzrecht über ihre Staatsangehörigen, deren Anstalten und Unternehmungen zustehe. An ein ausschließliches Protektorat Frankreichs konnte also auch der Papst in seinen Erklärungen nicht denken; er meinte es nur, wo es „in Kraft steht", wie auch die Congregation der Propaganda im Jahre 1888 bestimmte.[2]) Wozu also der Lärm, welcher sogar zu der überraschenden Ab-

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 29. Januar d. Js.

2) Berliner „Germania" vom 16. Oktober d. Js.

berufung des preußischen Gesandten beim Vatikan geführt haben soll?

Im vergangenen Sommer ist bekannt geworden, daß der Sultan dem hl. Vater vorgeschlagen habe, einen türkischen Gesandten beim Vatikan zu ernennen, und daß die in Aussicht gewonnene Persönlichkeit bereits zur Orientirung nach Rom gekommen sei. Dem Papst, hieß es, wäre das sehr willkommen gewesen, denn seit 1860 „habe die französische Regierung thatsächlich für den Schutz der Christen in Palästina kaum noch die Hand gerührt, und die palästinischen Christen seien längst entwöhnt, irgend etwas Greifbares von der französischen Schutzherrschaft zu sehen". Zugleich wurde bestimmt behauptet, der Sultan sei mit dem Antrag beim Vatikan einer von der deutschen Diplomatie ausgegangenen Anregung gefolgt. Aber der Papst mußte vor dem entschiedenen Widerspruche Frankreichs zurückweichen: „Hatte man früher schon in Frankreich nichts gethan, um den russischen Orthodoxen entgegenzuarbeiten, so ist man heute natürlich noch weniger in der Lage, gegen den jetzigen Verbündeten aufzutreten".[1])

Dieser Vorgang dürfte auch zur Erklärung einer Aenderung in dem kaiserlichen Reiseplan beitragen. Bekanntlich sollte die Reise ungefähr zwei Monate dauern, und davon drei Wochen auf den Aufenthalt in Aegypten treffen. Während des glorreichen Feldzugs der Engländer nach Chartum und dem Sudan hielt sich der Vicekönig von Aegypten in der Schweiz auf, der deutsche Kaiser aber sandte sofort an den englischen Oberbefehlshaber mit Telegramm einen herzlichen Glückwunsch. Auf die Nachricht von dem Kaiserbesuch begab sich der Chedive sogleich zu seinem Souverain, und rüstete sich mit schweren Kosten zu möglichst prunkvollem Empfang in Kairo. Da kam plötzlich die Nachricht, daß die Reise nach Aegypten

1) Aus Rom, Bericht in der Berliner „Zukunft" v 16. Juli d. Js.



aufgegeben sei. Warum? Es wurde gesagt, weil die Einberufung des Reichstags nicht verschoben werden könne. Aber das wußte man vorher, und die Thronrede hätte auch der Fürst Hohenlohe mit erhobener Stimme vorlesen können. Auch von dem geplanten Bomben-Attentat der Anarchisten in Aegypten hatte noch niemand eine Ahnung. Es muß die Besorgniß gewesen seyn, der Besuch bei dem widerspenstigen Chedive könnte England vor dem Kopf stoßen, oder aber die Zusammenkunft würde Frankreich und Rußland mißtrauisch machen. Das ist die Anarchie in der Welt des Nationalismus, für derlei Vergnügungsreisen paßt die Zeit nicht.

In der mit Unrecht angefochtenen Anrede des Papstes an die französischen Arbeiterpilger erwähnte er auch der dieselben begleitenden Missionspriester. „Durchdrungen von Eifer für die Herrlichkeit der gebenedeiten Stätten, die Zeugen des Lebens und des Todes des Erlösers der Menschen gewesen, führen sie von Zeit zu Zeit jene zahlreichen Pilger der Buße dahin, die dort Gott ihre Gebete darbringen für die Bedürfnisse der heiligen Kirche und für die Rückkehr unserer getrennten Brüder in ihren Schooß". Wird man bei der Einweihung der protestantischen Erlöserkirche in Jerusalem auch solche Worte vernehmen? Bei der großen Versammlung des deutschen „Evangelischen Bundes" in Magdeburg hörte man kurz vorher wohl über die „tiefe Zerfahrenheit" in den Kirchen, deren Vorstände in Masse zu der Feier in Jerusalem geladen waren, klagen, aber noch mehr drohen mit — „Luthers brennendem Zorn".

LX.

Monographien zur Weltgeschichte.

Fürst Bismarck von E. Heyck.[1])

Der vierte Band dieser Sammlung ist dem gewaltigen Stoff entsprechend ein Doppelband. Der Biograph hat seiner Bewunderung des Fürsten Bismarck in allen Phasen seines Lebens beredten Ausdruck verliehen. Die 76 Bilder oder Porträte waren kaum nöthig, um dem Leser eine klare Vorstellung von der Physiognomie des gewaltigen Staatsmanns zu geben; eine eingehende Darstellung seiner Thaten, seiner Ideen und der Beweggründe seiner Handlungen wäre jedenfalls erwünschter gewesen. Den Reden und Aufzeichnungen seines Helden unbedingten Glauben zu schenken, wie H. gethan, verräth jedenfalls Mangel an Kritik und Objektivität. Verglichen mit Erich Marcks, der in seiner Darstellung des Kaisers Wilhelm, neben den Licht- auch die Schattenseiten hervortreten läßt, und die politischen Fehler des Kaisers eingesteht, haben wir einen Panegyrikus, der alles in Bismarck, sogar seine tollen Studentenstreiche bewundernswerth findet. B., so sagt uns Heyck, ist eine gesunde, körnige, durchaus ganz deutsche Natur, ganz frei von dem philosophischen Idealismus, der während seiner Studentenjahre an den deutschen Universitäten herrschte, nicht befangen von religiösen Vorurtheilen (!), nicht angekränkelt von der Zeitgedanken Blässe, sondern wandelnd auf den ruhig bestimmten

---

1) Mit 14 Kunstbeilagen und 228 Abbildungen. 204 S. gr. 8°. Bielefeld, Velhagen 1898. (4 M.)



Wegen des eigenen Naturells" (42). Ein unbefangener Beobachter würde den idealen Sinn der damaligen Jugend dem burschikosen Wesen und der junkerhaften Befangenheit des selbstbewußten Freiherrn Bismarck vorgezogen haben, nicht so H., der es seinem Helden zu besonderem Lob anrechnet, daß dieser „durch seinen Mangel an Prinzipien, seine Gleichgültigkeit in Rechtsfragen und durch einzelne den gesammten öffentlichen Anschauungen ins Gesicht schlagende Meinungen den Zorn der Uebrigen erregte." (57)

Gerade die einseitige Betonung der Macht auf Kosten des Rechtes ist der wunde Punkt in der Politik Bismarck's und sehr zu beklagen. Heyck rühmt an seinem Helden: „Während andere auf abstrakten Prinzipien ritten, exemplifizirte Bismarck in fast naiver aber durchschlagender Einfachheit aus unverkümmerter persönlicher Empfindung". Dieser Rücksichtslosigkeit und Willkür dankte Bismarck manche Erfolge seiner äußeren Politik; für die Ausgestaltung des Reiches, für die Vereinigung der verschiedenen Parteien und ihrer Interessen bewährte sie sich weit weniger. Das will H. freilich nicht sehen, denn Bismarck erscheint ihm selbst in seinen Fehlern groß. „Und wenn auch Bismarck Eigenschaften hatte, die von engern oder weiteren Kreisen als Schwächen aufgefaßt werden, so können sie doch sein Bild mit keinem Anhauch trüben. (!) Das werden ihm alle gerne zugestehen, daß er sein ganzes Wesen ehrlich (?) ausgekramt und sich dadurch freiwillig (!) in ganzer Breite für jegliche Kritik dargeboten hat. Er hat nie etwas verborgen oder erheuchelt" (184) Die modernen Diplomaten, von denen sich so etwas in Wahrheit behaupten läßt, sind zu zählen, Fürst Bismarck gehört nicht zu ihrer Zahl. Er war so weit entfernt, sich freiwillig in ganzer Breite für jegliche Kritik darzubieten, daß wohl kein Minister der Neuzeit seine Gegner so häufig gerichtlich verfolgen ließ. Eben weil er als Autokrat keinen selbständigen Charakter neben sich dulden konnte, gerieth er so oft in Streit mit Roon und andern und mit dem Kaiser selbst. Wenn sich der Fürst von seiner Leidenschaft hinreißen ließ, und die allerschlimmsten Seiten seines Charakters enthüllte, so hat er dadurch sein Wesen nicht ehrlich ausgekramt. Jeder Flecken, jede Schwäche trübt ein Charakterbild, warum gerade Bismarcks Bild nicht

getrübt worden sei, das müßte H. uns erst beweisen. Ein anderer Staatsmann, der geistig und sittlich weit höher steht, William Gladstone, the grand old man, war auch nicht frei von Widersprüchen, hat auch manche Wandlungen durchgemacht und manche Vorwürfe hören müssen, hat dieselben aber weit geduldiger hingenommen und nie seine Macht zur Maßregelung seiner Gegner mißbraucht, wie Bismarck, auf den obige Sätze Heycks durchaus nicht passen. Hätte H. gesagt: die großen Verdienste Bismarcks hätten seine Fehler überwogen und die Erfolge nach außen hin hätten seine verkehrte innere Politik einigermaßen in Vergessenheit gebracht, dann könnte man allenfalls beistimmen. Durch die maßlosen Uebertreibungen wird man nothwendig zum Widerspruch herausgefordert.

Daß ein Realist wie Fürst Bismarck in dem Bestreben, Preußen zu einem Großstaat zu erheben, seine persönlichen Interessen und seinen Vortheil ganz aus dem Gesichte verloren habe, ist wenig wahrscheinlich; wir wissen, daß er sich seine Dienste bezahlen ließ und daß Kaiser Wilhelm kein undankbarer Herr war; es blieb dem Verf. vorbehalten, in dem Fürsten einen der größten Altruisten zu entdecken. „Er ist jedoch jeder Zeit in neunzig Prozent seines mächtigen Wesens ein unantastbarer Altruist gewesen, der immer wieder das Beatus ille homo opferte, der stets seine Pflicht wie eine Pistolenmündung auf sich gerichtet fühlte". Der Beweis, den H. beigebracht, ist durchaus hinfällig. Daß es dem Fürsten mit seinem Wunsche, abzudanken, nicht ernst gewesen, geht ganz klar aus seinem Benehmen in Friedrichsruhe hervor. Er glich mehr dem grollenden Achill, als dem auf dem Lande sich glücklich fühlenden Horatius. Unter Kaiser Wilhelm war die Drohung, abzudanken, das geeignetste Mittel, seinen Herrn zum Nachgeben zu zwingen und die übrigen Rathgeber, welche sich vom Fürsten als Werkzeuge nicht gebrauchen ließen, aus der königlichen Nähe zu verdrängen. Wenn diese Unverträglichkeit, diese Eifersucht auf andere, die doch gleich Bismarck das Wohl des Staates wollten, und die Gesinnung des Volkes besser kannten, Altruismus ist, dann sehen sich Altruismus und Egoismus zum Verwechseln gleich.

Bismarck war eine gewaltige Persönlichkeit, gleich groß als Diplomat, Redner und Parlamentarier, aber einzig stand

er darum doch nicht da, ein Windthorst, Reichensperger, Mallinckrodt waren ihm als Parlamentarier vollkommen gewachsen und hatten den Vortheil vor ihm voraus, daß sie für die höchsten sittlichen Güter in den Kampf eintraten, was ja von vielen Bewunderern Bismarcks zugegeben worden ist. Es ist bezeichnend für die Objektivität H's., daß er die Gegner in den Staub zu ziehen sucht, und dieselben als Doktrinäre oder unpraktische eitle Menschen betrachtet. „Bismarck imponirten weder das Prologopathos eines hochgeschätzten nationalliberalen Führers, noch die zähe Kraft der Trivialität, die aus Windthorsts Worten auf das Centrum wirkte, noch Waldecks ehrwürdiger, weißer Bart". Eine Periode des Parlamentarismus, auf die jeder Deutsche stolz sein kann, verdient solchen Spott keineswegs. Wenn Windthorst in manchem Redeturnier den kolossalen, durch seine Erfolge hoch emporgehobenen Reichskanzler besiegte, dann müssen ihm ganz andere Eigenschaften zu Gebot gestanden haben, als die zähe Kraft der Trivialität. Die Katholiken wußten jedenfalls besser, was sie an Windthorst hatten, als Heyck, der alles durch die bismarckische Brille betrachtet. Eugen Richter, der von Bismarck so gehaßte Parlamentarier, wird von H. nicht einmal erwähnt.

Daß Fürst Bismarck so wenig für Hebung von Kunst und Wissenschaften gethan, bei verschiedenen Gelegenheiten so verächtlich vom Professorenthum gesprochen, gereicht seinen zahlreichen Bewunderern aus diesem Stand zum großen Schmerz und sie gäben wohl viel darum, wenn sie solche unglückliche Aeußerungen aus der Welt schaffen könnten. H., den sein Scharfsinn nie verläßt, hat glücklicherweise einen Ausweg entdeckt. Bismarck, das ist der Sinn seiner gedrehten und gewundenen Phrasen, war kein Beförderer der Literaten, kein Mäcenas, wohl aber einer der größten Literaten, der mit Goethe auf derselben Stufe steht. „Er ist es ja auch, der wie kein anderer neben Goethe von allen unseren Denkern die Sprache um neue Begriffe bereichert, eine Fülle Erfahrung in knappe Form gebracht, eine Legion (!) nicht mehr entbehrlicher Wendungen eingeführt hat" (182). Daß Bismarck einen individuellen, kräftigen Stil hatte, daß ihm mancher Wurf gelungen, daß er einzelne treffende Ausdrücke in Umlauf gebracht hat,

das wußten wir wohl, daß er aber über einem Schiller stehe, das ist uns neu. Bismarck war weder Literat noch Denker und konnte es nicht sein, weil er von Anfang an sich in seine Vorurtheile verrannt hatte und auf Gegengründe nicht hörte, weil er für literarische Fragen seit seinem Eintritt in die politische Laufbahn kein Interesse mehr zeigte. Er war auch hier von Gladstone grundverschieden, der seine Mußestunden, die ihm die parlamentarische Thätigkeit übrig ließ, auf das Studium verwandte und nach seinem Rücktritt sich ganz der Wissenschaft widmete. Bismarck theilte diese Liebe für die Wissenschaft nicht, er war ein Mann der That wie Oliver Cromwell, sah es aber nicht ungern, daß die Literaten ihn verherrlichten. Seine Realistik und Robustheit hat nach H. seine Begünstigung der Wissenschaft verhindert; nur darf man dem Fürsten nicht glauben, wenn er von sich bekennt, er sei ästhetisch nicht veranlagt, denn der Held muß ja alle Vollkommenheiten besitzen; „man darf sein bescheidenes, argloses Bekenntniß nicht gegen ihn ausbeuten". H. weiß den Mann von Blut und Eisen zu entschuldigen. Bismarck hat an der Kunst und Wissenschaft kein Interesse genommen; aber das ist keine Schattenseite, „denn er hat für Deutschland etwas Besseres gethan und Größeres geleistet, als Perikles für Athen, die Medicäer für Florenz. Hat er nicht das Heer und das Wahlrecht, diese großen Erziehungsanstalten Deutschlands ausgebaut"? (190).

Die Reorganisation des Heeres war recht eigentlich das Werk des Kaisers, und das Wahlrecht war für Bismarck ein Pfahl im Fleische. Wie er trotz der Verfassung als Autokrat zu regieren suchte, so hätte er auch das Wahlrecht, wenn er es hätte wagen dürfen, beseitigt. Der eiserne Kanzler paßte für ein eisernes Zeitalter. „Es ist wohl so gut, sagt H., wenn wir noch ruhig eine Weile im eisernen Zeitalter verharren, von welchem die alten Geschichtsphilosophen immer mit Recht gefunden haben, daß es jeweils das Mannesalter der betreffenden Nation darstelle, während das Greisenalter mit dem schönen Phäakenthum der vorherrschend ästhetischen Richtung beginne". Wir müßten an unserer Cultur und allen unsern Fortschritten verzweifeln, wenn wir noch immer gleich Unmündigen und Sklaven mit gewaltiger Faust zusammengehalten und gemaß-

regelt werden müßten, und noch nicht gelernt hätten, die verfassungsmäßige Freiheit weise zu gebrauchen.

Von allen kühnen Behauptungen, durch welche die Wahrheit auf den Kopf gestellt wird, ist folgende die maßloseste: „Was aber Bismarck persönlich anlangt, so trifft auf seine Individualität und alles, was man gegen ihn vorzubringen gesucht hat, das alte Wort so sehr wie selten zu, daß gegen große Vorzüge eines andern es kein Rettungsmittel gibt als Liebe" (191). Gewaltnaturen, starken Charakteren eignet eine Rücksichtslosigkeit, eine gewisse Härte, die wohl Bewunderung einflößt, aber die Liebe nicht aufkommen läßt. Eine solche Natur war Fürst Bismarck, der selbständige Männer in seiner Nähe nicht duldete, wohl aber denen, welche zu ihm als Führer aufblickten und sich ihm blind unterwarfen, einige Gefälligkeiten erwies. Zu den wirklich liebenswürdigen Charakteren, die jeden der in ihre Nähe kam, bezauberten, hat Bismarck nie gehört. Napoleon I war ein vollendeter Egoist, und doch hat er die Gabe, andere anzuziehen und für seine Pläne zu begeistern, in höherem Grade besessen als der preußische Junker, weil letzterer sich weit seltener als Napoleon dazu verstand, den Liebenswürdigen zu spielen. Die Anekdoten, welche von Akten der Menschenfreundlichkeit und Herablassung Bismarcks berichten, sind verhältnißmäßig selten; es war schwer, ihn zu lieben.

Manche Lobsprüche H.s hat nicht Bismarck, wohl aber sein Rivale, Gladstone, verdient; an ihm hat sich bewahrheitet: „gegen große Vorzüge gibt es kein Rettungsmittel als Liebe". Durch seinen Edelsinn, durch sein mannhaftes Eintreten für die gerechte Sache, seinen Abscheu gegen den Krieg und die zu große Ausdehnung der britischen Besitzungen, durch die Theilnahme und Sympathie, welche er den unterdrückten christlichen Nationen bezeugte, hat er sich die allgemeine Liebe und Achtung gewonnen. Selbst seine Gegner haben ihm am Ende seines Lebens Gerechtigkeit widerfahren lassen und haben ihm seine Schwankungen und Wandlungen verziehen, weil er trotz mancher Fehler und Mißgriffe Gerechtigkeit zu üben und die Wohlfahrt der christlichen Völker zu befördern suchte. Der hochbejahrte Gladstone erhob seine Stimme für die verfolgten Armenier, Bismarck dagegen erklärte, er interessire sich weit weniger für

die Armenier als für die Ausrottung der Maulwürfe in seinen Besitzungen. Gladstone hatte gleich andern englischen Staatsmännern die Wohlfahrt der Iren der Englands geopfert, machte aber durch seine Gesetzgebung das Unrecht gut und gewann sich die Sympathie derselben. Bismarck konnte sich zu einer so edelmüthigen Handlungsweise nicht entschließen; und doch soll er solche Vorzüge besessen haben, daß jedermann, der dem Zuge seines Herzens folgte, ihn lieben mußte. — Eine Geschichte des Culturkampfes, die Vertreibung harmloser Ordensschwestern, die, wohin sie kamen, nur Segen verbreitet hatten, die Verbannung, Einkerkerung von Bischöfen, Priestern, deren Verdienste um den Staat von den Ministern selbst anerkannt worden waren, drohten die unglückseligen Zeiten der Religionskriege zurückzubringen, und waren nicht gerade geeignet, den Katholiken und edeldenkenden Protestanten des In- und Auslandes eine hohe Vorstellung von dem Mitgefühl und der Gerechtigkeitsliebe des Reichskanzlers zu geben, der gegen die conservative Partei und trotz der billig denkenden Protestanten die katholische Kirche zu verfolgen fortfuhr.

Anderswo wird behauptet, die auswärtigen Nationen hätten uns um Bismarck beneidet, seine Politik hätte den auswärtigen Staaten „das Vertrauen auf die Ehrlichkeit der deutschen Politik gegeben". Nun die Politik der beiden Kanzler Caprivi und Hohenlohe war Oesterreich gegenüber jedenfalls ehrlicher und aufrichtiger Nach Emilio Castelar (North American Review September 1898) war die Politik Bismarcks eine Reihe von Widersprüchen. Der Culturkampf, das Liebäugeln mit Rußland, seine Colonialpolitik, sein autokratisches Regiment werden auf's schärfste beurtheilt. Wir unterschreiben durchaus nicht alle Ansichten Castelars; er ist jedenfalls nicht der einzige, der die Entfernung Bismarcks als einen Segen für Deutschland betrachtete. „Dem jugendlichen Kaiser, sagt Castelar, war die Aufgabe vorbehalten, die manchen Widersprüche Bismarcks zu beseitigen, dadurch daß er den Urheber derselben wie eine unnöthige Ziffer aus dem Wege schaffte und ihn in die Einsamkeit schickte" (355). In den Augen H.'s ist die Entlassung Bismarcks und die angeblich gegen denselben organisirte Verfolgung der größte Brandfleck. Dem Kaiser wird indirekt das

Recht, seine Diener zu entlassen, bestritten, dagegen werden alle die Akte Bismarcks, welche loyalen Gemüthern Anstoß gaben, gerechtfertigt. „Wenn ein schwarzes Verhängniß, so liest man (S. 167), gewollt hätte, daß Bismarck aus der bösen Kissinger Krankheit von 1893 nicht erstanden, inmitten der Reichsacht (!) dahin gegangen wäre, welch' ein in der Vorstellung nicht zu ertragendes Geschick wäre durch einen solchen Abschluß über unser ganzes Volk vom Kaiser verhängt worden, welch' ein in der Weltgeschichte nicht wieder auszulöschender Brandfleck des deutschen Gewissens wäre das gewesen"! Wer gab Bismarck das Recht, den Frondeur zu spielen, das Volk aufzureizen? Wie wahrhaft bewundernswerth war die Langmuth der Regierung! Wenn Bismarck das Deutschland, das er geeint hatte, nicht wieder auseinandertrieb, so hat man das der weisen Festigkeit der Regierung und dem correkten Benehmen des deutschen Volkes zu danken. Wenn das Dunkel, in das jene unseligen Vorgänge gehüllt, noch nicht hinweggezogen ist, so wissen wir doch, eine wie unrühmliche Rolle Bismarck dabei gespielt hat.

Es war für den Referenten keine leichte Arbeit, sich durch diese endlosen Lobreden hindurch zu winden und den zum Theil recht verworrenen Sätzen einen Sinn abzugewinnen. Wir sehen und hören nur Bismarck, alle andern ziehen wie wesenlose Schatten über die Bühne. H. glaubt seinen Helden zu beleidigen, wenn außer demselben noch eine andere Person hervortritt. Der Verfasser thäte gut daran, wenn er sein schönes Talent nicht zur Abfassung von Tendenzschriften mißbrauchte. Eine Bismarckbiographie, welche die rechte Mitte hält zwischen übertriebenem Lob und übertriebenem Tadel, wird erst nach Jahren möglich sein.

LXI.

Die Popularisirung der Volkswirthschaftslehre.

Von Adam Smith bis Roscher quälten sich die Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft ab, Gesetze zu finden, nach welchen die Völker der Armuth verfallen oder Reichthum gewinnen. Wie man arithmetische Sätze und physikalische Gesetze kannte, so sollten auch nationalökonomische Principien gefunden werden, welche als Mittel zum Reichthum und als Heilmittel gegen Armuth den Völkern zu dienen hätten. Im Gewinne des Reichthums und in der Verhütung der Armuth schien das Alpha und Omega aller nationalökonomischen Wissenschaft zu liegen. Es wurden deßhalb auch nur die Ausdehnung der Produktion und die Erleichterung des Absatzes ausführlich erörtert. Die Vertheilung des Produktionsgewinnes wurde nur nebensächlich behandelt, bis der Socialismus an die Thüre pochte. Marx und sein socialistischer Anhang ahmten die bürgerliche Wissenschaft der Nationalökonomie nach und suchten nun auch ihrerseits nach Gesetzen, wie die Vertheilung des Arbeitseinkommens zu bethätigen sei. Aber diese Gesetze des Marxismus erwiesen sich ebenso als Hirngespinste, wie früher das Rentengesetz Ricardo's und das Populationsgesetz des Malthus. Wie diese Gesetze so gilt auch die Marx'sche Werththeorie heute als überwundener Standpunkt. Die Socialisten haben diese Doktrin, welcher sie ihren Ursprung verdanken, heute selbst schon über Bord geworfen. In dem Bestreben, eine andere Grundlage für den Socialismus zu finden, kamen seine Vertreter bis jetzt zu keinem Resultate. Sie nähren sich von Schlagworten und einigen sich in ihren Congressen immer auf Resolutionen, welche sie nach wenigen Jahren selbst wieder als unvernünftig bezeichnen, wie dies jüngst bei dem socialistischen Parteitage zu Stuttgart von Bebel offen zugestanden wird. Vollmar spottete über dieses Bekenntniß mit dem richtigen

Bemerken, daß man trotzdem immer wieder Beschlüsse fasse, welche als die allerneuesten gelten, bis deren Unvernunft wieder zugegeben werden müsse.

Auch hier bewahrheitet sich das Wort, daß es für die menschliche Gesellschaft keine Grundlage gebe, als diejenige, welche der Weltheiland Jesus Christus selbst gelegt hat. In Vertretung dieser Wahrheit hat der Vertreter der Apologetik an der Universität zu Freiburg im Breisgau Simon Weber[1]) eine sehr lesenswerthe Abhandlung über Evangelium und Arbeit geschrieben, worin die theoretischen Voraussetzungen der Volkswirthschaft geschildert und die Doktrinen über Reichthum und Armuth im Zusammenhange mit der wirthschaftlichen Entwicklung der Nationen dargestellt werden. Der Verfasser hat die Lehre Jesu und der Apostel an der Hand des neuen Testamentes bezüglich der Arbeit, des Werthes der Arbeit, der allgemeinen Pflicht zur Arbeit, sodann bezüglich des Arbeitsproduktes und des Verhältnisses von Armuth und Reichthum klar und lichtvoll dargelegt. Wenn er auch im Eifer vielleicht in mancher Stelle der Schrift mehr findet, als darin objektiv zu suchen ist, so muß man seiner Arbeit doch die Anerkennung spenden, daß sie die einschlägigen Fragen mit wissenschaftlicher Schärfe erörtert und uns Resultate bietet, welche als dauernde Errungenschaften der katholischen Wissenschaft gelten werden.[2])

Die Vertreter der Volkswirthschaftslehre an den nationalökonomischen Fakultäten der Universitäten und technischen Hochschulen haben eine Schwenkung gemacht. Roscher's Schüler haben noch bei Lebzeiten ihres Meisters das Bestreben aufgegeben, allgemeine Gesetze zu suchen und Sätze zu finden, welche als Axiome der Wissenschaft zu gelten hätten. Man beschränkt sich vielmehr darauf, neben den allgemeinen Erscheinungen der Arbeitstheilung und des Verkehrs für Produktion, Absatz und Einkommensvertheilung das gesammte Gebiet des wirthschaftlichen Rechtes und der Wohlfahrtseinrichtungen des Staates darzustellen! Handels-, Gewerbe-, Agrarpolitik, Steuer-,

1) Evangelium und Arbeit von Simon Weber, Professor an der Universität Freiburg. Freiburg 1898. SS. 210.

2) Ausführlicher ist die Schrift Webers bereits in Heft 5, S. 377—381 dieses Bandes behandelt. A. d. R.



Zoll- Finanzverfassung, Gold-Währungs-, Creditsystem, communales und staatliches Schuldenwesen, Versicherungswesen und Fürsorge für die Arbeiter, staatliches Heer-, Schulen-, Erziehungs-, Armenwesen, Eisenbahnen, Straßenanlagen, Kanäle, Dampferlinien, Post, Telegraphie und Telephon, Colonien und internationale Beziehungen und Handelsverträge — all diese Gegenstände werden heute unter dem wissenschaftlichen System der Volkswirthschaft subsumirt.

In einem Compendium der Volkswirthschaftslehre sind all diese Gegenstände nicht mehr unterzubringen. Sie hängen auch nur so lose zusammen, daß eine einheitliche Zusammenfassung und Systemisirung ausgeschlossen ist. Seit einem Jahrzehnt hat man es deßhalb aufgegeben, Lehrbücher der Volkswirthschaft herauszugeben. Der umfassende Stoff fordert zur Darstellung dicke Bände und bei dem Mangel eines einheitlichen Systems empfiehlt sich die encyklopädische Darstellung, die Form des Wörterbuches, das alphabetische Handbuch. Voran ging Schönberg[1]) mit seinem Handbuch der politischen Oekonomie, welches rasch mehrere Auflagen erlebte. Ihm folgt das Handwörterbuch der Staatswissenschaften, herausgegeben von den Professoren Conrad, Elster, Lexis und Löning im Fischer'schen Verlage zu Jena. Das Handwörterbuch erschien in 6 dicken Bänden. Neben dem starken Umfange sind diese literarischen Unternehmungen darauf angewiesen, rasch Auflage auf Auflage folgen zu lassen. Ihr Hauptzweck ist neben der Orientirung über die neuesten socialen Erscheinungen die Darstellung der wirthschaftlichen Gesetzgebung der Staaten und die Beschreibung der volkswirthschaftlichen Ergebnisse in den Zahlen der Statistik. Gesetzgebung folgt auf Gesetzgebung, die statistischen Zahlen wechseln so rasch, daß nach einem Jahrzehnt kaum ein Stein auf dem andern bleibt.

Der Fischer'sche Verlag versendet, nachdem der sechste (Schluß-) Band erst 1894 und der letzte Supplementband 1897 erschienen ist, soeben die beiden ersten Hefte einer zweiten vollständig umgearbeiteten Auflage. Diese zweite Auflage des Handwörterbuches soll in 7 Bänden, 25 Lieferungen à 18 Druck-

1) Verlag von Laupp in Tübingen.



bogen zu 5 M., erscheinen und mit dem Jahre 1900 fertig und in den Händen der Abnehmer sein.

In den uns vorliegenden beiden Heften[1]), welche 576 Seiten umfassen und bis Arbeiterschutzgesetzgebung reichen, zeigt sich ein gewaltiger Stoff bewältigt. Agrargeschichte (Alterthum von Max Weber, Mittelalter von Lamprecht, Neuzeit von v. der Goltz), Agrarkrisis, Agrarpolitik und Agrarstatistik (von Conrad) nehmen nahezu 100 Seiten ein. Noch mehr Raum beansprucht die Darstellung der Aktiengesellschaften (S. 143—254). Die Erörterung über die Aktiengesellschaften von Borght ersetzt ein Spezialwerk. Von größerem Interesse ist ferner die Abhandlung von Below über den Adel, von Büche über die Allmenden, von v. der Goltz über die Alpenwirthschaft, von Miaskowski über die Altentheilsverträge. Der Altruismus fand in Dargun einen sachverständigen Verfasser, die Amortisationsgesetze bearbeitete der Berliner Professor Kahl. Im zweiten Hefte findet sich eine vollständige Bearbeitung des Artikels über das Anerbenrecht von Justizrath Hermes (Berlin), der übrige Theil ist vorzugsweise der Arbeitergesetzgebung, den Arbeiterkolonien und der Arbeiterschutzgesetzgebung gewidmet. Minister von Landmann hat die Abhandlung über die Arbeiterschutzgesetzgebung in Deutschland auf Grund der neuesten Reichsgesetzgebung vollständig neu bearbeitet. Neu eingefügt ist eine ausführliche Abhandlung über Anarchismus von Adler. Die zweite Auflage hat lateinische Lettern. Sehr werthvoll ist, daß bei jedem Artikel die einschlägige Literatur mehr oder minder erschöpfend angegeben ist. Auch die Beigabe von kurzen Biographien der volkswirthschaftlichen Schriftsteller der Vorzeit und der Gegenwart wird für viele von Interesse sein.

Dem „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ nachgebildet und demselben nahe verwandt ist ein kleines Unternehmen, welches im selben Verlage zu Jena[2]) erscheint und den Geheimen Regierungsrath Professor Dr. Elster in Berlin zum Heraus-

1) Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Jena bei Fischer 1898. II. Auflage.

2) Wörterbuch der Volkswirthschaft von Professor Dr Elster. I. Bd. SS. 1092 in Lexikonformat. Jena bei Fischer 1898. Preis 20 M. für die 2 Bände.

geber hat, wir meinen das „Wörterbuch der Volkswirthschaft“. Das Werk ist auf zwei starke Bände berechnet. Der erste Band liegt uns vor und reicht von Abbau bis Hypothekenwesen. Der zweite Band soll noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. Der Zweck des neuen literarischen Unternehmens ist hauptsächlich, den Bedürfnissen der Studierenden zu genügen, denen es als Hand- und Lehrbuch dienen und so die Lücken ausfüllen soll, welche wegen Fehlens eines nicht zu umfangreichen volkswirthschaftlichen Compendiums vielfach und von Jahr zu Jahr in steigendem Maße empfunden wird. Der Preis ist sehr niedrig gestellt, die Ausstattung sehr schön, nur die lateinischen Lettern sind etwas klein.

Zu einem Hand- und Lehrbuch mangelt nun dem neuen Wörterbuche eine Hauptbedingung, nämlich die Einheitlichkeit in Auffassung und Durchführung, welche nur durch die Einheit des Autors gegeben werden kann. Der Herausgeber hat diesem Mangel dadurch abzuhelfen gesucht, daß die Zahl der Mitarbeiter eine geringe ist und daß jedem dieser Mitarbeiter ein ganzes Gebiet der Volkswirthschaft ausschließlich zugewiesen ist. So bearbeitet alle Artikel über Landwirthschaft (mit Ausnahme der Agrargeschichte, welche Professor Fuchs-Freiburg i. Br., und der Agrarpolitik, welche Professor Sering-Berlin zum Verfasser hat) Freihr. von der Goltz, über Bergbau Bergrath Lengemann-Clausthal, über Forstwirthschaft, Jagd und Fischerei Forstmeister Jentsch-Münden, über Transport- und Verkehrswesen van der Borght-Aachen, über Zollpolitik, Statistik, Maß und Gewicht Wirminghaus-Köln, über Finanzwesen, Steuern, Versicherungswesen, Sparkassen, Armenpflege Dr. v. Heckel-Würzburg, über Wirthschaftsgeschichte v. Below-Marburg, über Bevölkerung, Colonisirung und Auswanderung Professor Mischler-Graz, über Grundbegriffe Professor Lexis-Göttingen. Die Biographien der namhaftesten verstorbenen Nationalökonomen haben den Berliner Bibliothekar Lippert zum Verfasser.

Einzelne dieser Gebiete der Volkswirthschaft sind meisterhaft bearbeitet, namentlich die Artikel des Dr. v. Heckel, welche durch volle Beherrschung des Stoffes und der Literatur, durch Kürze und Klarheit sich auszeichnen. Heckel kennt nicht bloß

die einheimische, sondern auch die ausländische Literatur (französische und englische, italienische und spanische), wie kaum ein zweiter deutscher Nationalökonom. Auch die Abhandlungen von Jentsch, Goltz, Below, van der Borght &c. sind wahre Fundgruben der Belehrung für diejenigen, welche den socialen und wirthschaftlichen Fragen unserer Zeit mit Interesse folgen.

Dagegen lassen andere Abhandlungen (z. B. von Zuckerkandl) vieles zu wünschen übrig; einige Abhandlungen sind geradezu unter aller Kritik schlecht und mangelhaft, z. B. die Artikel von Carl Grünberg-Wien, welche durch Oberflächlichkeit ebenso wie durch ein absprechendes Urtheil sich unvortheilhaft abheben. Der Herausgeber Elster hätte in dieser Hinsicht bei Wahl der Mitarbeiter vorsichtiger sein sollen. Was Grünberg über den „christlichen Socialismus" schreibt — ein Jude über das Christenthum! —, übertrifft an Unwissenheit und Geschmacklosigkeit alles, was auf diesem Gebiete geleistet wurde. Vom „christlichen Socialismus" in Deutschland kennt Grünberg nur die Namen Freihr. v. Ketteler und Moufang. Er setzt dann hinzu: „über die von Ketteler und Moufang vor einem Menschenalter formulirten Vorschläge ist der katholische Socialismus in Deutschland gedanklich und programmatisch bis heute nicht hinausgekommen".

Solche Kritik ist sehr bequem, sie erspart das Studium und ermöglicht es, auf Grund fremder Referate mit allgemeinen Phrasen die eigene Unkenntniß zu verdecken. Es zeigt sich, daß Grünberg nicht einmal die zwei Schriften, welche er citirte, je zur Hand gehabt hat. Sonst könnte er nicht Freiherrn von Ketteler als Erzbischof bezeichnen; Ketteler zeichnet in seinen Büchern immer als Bischof von Mainz. Der Referent über christlichen Socialismus in einem wissenschaftlichen Werke hat also nicht einmal das Titelblatt eines Ketteler'schen Buches jemals gesehen. Man muß solche Dinge niedriger hängen, damit bekannt wird, wie sogenannte Vertreter der Wissenschaft arbeiten. Sie sprechen über die Erscheinungen des Tages auf fremdes Urtheil hin ab, ohne nur zu den Quellen zurückgegangen zu sein. Grünberg hat die in das Gebiet des Socialismus, Communismus, Anarchismus einschlägigen Artikel geliefert. Sie sind ungenießbar und gerade für Studirende wegen Mangels eines

gereiften Urtheils und wegen Unkenntniß in der einschlägigen Literatur unbrauchbar.

Will man ein Wörterbuch der Volkswirthschaft als „Handbuch und Lehrbuch“ ausgestalten, so muß, beim Mangel eines einheitlichen Autors, eine einheitliche Redaktion vorhanden sein. Das Werk muß wie aus einem Guß sein und das ist nur möglich, wenn eine einheitliche Hand die Redaktion führt und fremde Extravaganzen beschneidet und beseitigt. Das mag den Mitarbeitern gegenüber mit Unannehmlichkeiten verbunden sein, ist aber nothwendig, wenn der Zweck des Wörterbuches, den Studirenden ein Compendium zu ersetzen, erreicht werden soll.

München. Dr. G. Ratzinger.

LXII.

Die philosophische Fakultät der Universität Würzburg sonst und jetzt.

Man hört hie und da die Meinung aussprechen, die Universitäten hätten heutzutage ihren Einfluß auf das öffentliche Leben verloren. Eine solche Phrase täuscht nur oberflächliche Köpfe. Der Einfluß dieser Anstalten tritt allerdings nicht lärmend und geräuschvoll in Erscheinung, er breitet sich vielmehr still vor, dafür aber um so tiefer und nachhaltiger. Wird doch die Weltanschauung weiter Kreise durch das Wirken gerade unserer Universitäten bestimmt. Wer daher etwas Neues über die Geschichte dieser hohen Schulen beibringt, gewährt uns auch neue Einblicke in die bewegenden Ideen und Anschauungen der betreffenden Zeit. Dieses Verdienst hat sich Herr Oberbibliothekar Dr. Kerler durch Herausgabe der „Statuten der philosophischen Fakultät der Universität Würzburg in ihrer frühesten Fassung“ erworben.[1]) Dem mit gewohnter Sorgfalt

---

1) Stahel'sche Verlags-Anstalt in Würzburg. Kgl. Hof- und Universitätsverlag. Oskar Stahel 1898. 8°. pp. 39 und 3 Beilagen:

gemachten Abdruck des Textes der Statuten geht eine nach allen Seiten über Inhalt und Stellung der Statuten zu verwandten Erscheinungen gut unterrichtende, aus umfassenden Studien hervorgegangene objektive Einleitung voraus. Aus derselben ersehen wir, daß diese von Wegele, dem Verfasser einer Geschichte der Universität Würzburg, verloren geglaubten Statuten im Besitze des früheren Oberbibliothekars Dr. Ruland waren und aus dem Nachlasse seines Bruders J. J. Ruland durch Schenkung des Kaufmanns Röder wieder an die Universitätsbibliothek kamen. Die Statuten sind undatirt, wurden aber jedenfalls im ersten Jahrzehnt der neu entstandenen Universität verfaßt. Sie liegen nur in Abschrift vor. Ihr Inhalt ist in 8 Theile gegliedert und handelt von Disciplin und Ehrbarkeit der Sitten, von der Wahl des Dekans und seiner Aufgabe, von Fakultätssitzungen, von Art und Zeit des Unterrichts, von Prüfung und Promotion für das Bacculaureat und Doktorat, von außerordentlichen Promotionen und endlich von den Rechten.

Wir heben einige zeitgeschichtlich merkwürdige Bestimmungen aus diesen Statuten hervor und begleiten sie mit Seitenblicken auf die Verhältnisse in der Gegenwart. Nicht blos Wissenschaft soll die Fakultät pflegen, sondern noch mehr die Liebe. Elemente, welche die Lehrer oder die Doktoren der höheren Fakultäten oder Prälaten gering achten und ihnen aus Anmaßung nicht die schuldige Ehrfurcht und Ehre erweisen wollen, sollen in der Fakultät nicht geduldet noch zu irgend einem Grade zugelassen werden. Ueber Lebenswandel und Ehrbarkeit des Charakters der Candidaten sollen die Examinatoren vor der Zulassung zu einem Grade sorgfältige Nachforschungen anstellen. Derartige Bestimmungen kennt die heutige Zeit nur mehr theilweise. — Interessant ist das Versprechen im Schwur des Dekans, er werde nicht gestatten, daß irgend eine Häresie oder ein Irrthum gegen den Glauben der römischen Kirche in die Fakultät sich einschleiche. Ebenso verdient Erwähnung der Schwur der in die Fakultät

1. Liste von Promovirten der philosophischen Fakultät aus dem ersten Jahre der Universität Würzburg. 2. Liste der Promovirten der philos. Fakultät zu Würzburg nebst ihren Thesen 1587. 3. Verzeichniß der Vorlesungen an der Universität Würzburg für das Studienjahr 1604/5.

Aufzunehmenden. Sie schwören, bis zum Lebensende den Glauben festzuhalten, den die hl. katholische Kirche nach dem tridentinischen Glaubensbekenntniß lehrt; ferner schwören sie, nicht zu gestatten, daß jemand in der Fakultät entweder zu den Graden promovirt oder zur Fakultät zugelassen werde, der nicht denselben Glauben habe und bekenne. Wie sich die Zeiten ändern! Heute ist das Bestreben der Fakultäten meist mit Erfolg darauf gerichtet, daß sich kein gläubiger Katholik in die Fakultäten verirre. — Der philosophische Kursus dauerte mindestens 2 Jahre und 8 Monate und erstreckte sich auf Logik, Physik, Ethik Metaphysik nach Aristoteles und Einiges aus den mathematischen Fächern. Wer diese Dinge nicht gehört hat, kann keinen Grad erlangen, auch nicht promoviren. Disputationen haben wöchentlich und monatlich stattzufinden. Wenn auch der Umfang dieser Studien beschränkt war und Geschichte, Alterthumswissenschaft, Geographie, Sprache und Literatur ausgeschlossen blieben, so wurde doch offenbar eine tüchtige philosophische Schulung erworben. Ganz anders heute. Man klagt mit Recht über eine Vernachlässigung der philosophischen Studien. Es wird ihnen nicht bloß wenig Zeit gewidmet, auch diejenigen, welche Interesse für Philosophie haben, hören nur ein oder zwei Semester philosophische Vorlesungen, machen aber keine gründlichen Studien mehr darin. — Die Prüfungsakte waren alle mit sinnigen symbolischen Akten und mit religiöser Weihe umgeben. Die Candidaten haben vor Erlangung des Baccalaureats das Glaubensbekenntniß abzulegen, der Promotor promovirt Baccalaurei und Magistri im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, ermahnt sie, der Kirche und dem Staate ihre Dienste zu weihen und diese und andere Auszeichnungen nicht zu eitler Ostentation, sondern zum Heile der Nebenmenschen zu gebrauchen. Zum Schlusse dankt der Promotor Gott und der hl. Jungfrau und den himmlischen Heiligen. Das Tedeum in der Jesuitenkirche bildet den Schluß der Feierlichkeit. Die Beziehung auf Religion ist heute bei allen akademischen Feierlichkeiten ausgeschaltet. An die Stelle bedeutungsvoller Ceremonien ist öde Formlosigkeit getreten. — Der große Unterschied der Zeiten zeigt sich auch in der Festsetzung der Gebühren, welche an die Fakultätskasse, an den Pedell, an den Kanzler von den

Baccalaurei und Magistri zu bezahlen sind. Diese Gebühren sind viel geringer, als heutzutage die für das Doktorat. Dazu kommt noch — echt social und human — eine Herabsetzung der Gebühren für die Aermeren, die freilich, wenig taktvoll, in der Liste der Gradairten den letzten Platz einnehmen mußten. Die moderne Gebührenordnung weiß von solcher Rücksichtnahme auf die Unbemittelten nichts. Charakteristisch ist auch die Bestimmung in den Statuten, daß, was über 20 fl. in der Fakultätskasse hinausgehe, zum Gebrauche der Armen vertheilt oder in ornatum academicum verwendet werde. Heute wird der Ueberschuß nicht unter die Armen, sondern unter die Professoren vertheilt.

So spiegelt sich auch im Kleinen in scheinbar unbedeutenden Punkten der frühesten und der heutigen Statuten der philosophischen Fakultät Würzburg der große Gegensatz des katholischen und des modernen Geistes. Herr Kerler hebt es richtig hervor, diesen Statuten, wenn sie auch manche Bestimmungen von den Statuten anderer Universitäten entlehnt haben, sei das eigenthümlich, daß sie den vorwiegend kirchlichen, confessionellen Charakter einer katholischen Akademie tragen. Dieser Charakter war der neuen Universität aufgeprägt durch ihren Zweck; sie sollte die neue Irrlehre aus dem Bisthum vertreiben oder fernhalten; er wurde ihr noch besonders aufgeprägt durch die Berufung von Jesuiten an die theologische und philosophische Fakultät. Die Jesuiten nahmen von der Gründung der Universität bis zur Aufhebung ihres Ordens eine vorherrschende Stellung in der Universität ein. Darum sind diese Statuten, die ihrerseits wieder anderen Universitäten z. B. Trier und Bamberg als Quelle und Muster dienten, ein werthvolles Dokument für den Geist der philosophischen Fakultät Würzburg in jener Zeit, sie sind aber auch ein memento an die Katholiken der Gegenwart, welche ihre frühere Position an der Würzburger Universität fast völlig verloren haben.

Würzburg. Dr. Stölzle.

LXIII.

Der Confessionszwang auf dem Throne.

(Schluß.)

XIII. Ueber die kirchlichen Verhältnisse in Serbien wird von einem Manne, der sie ziemlich gut zu kennen scheint, Folgendes geschrieben:[1]

Die Zahl der Katholiken in Serbien war bis vor einigen Jahren noch eine sehr geringe, nur in Belgrad war deren Anzahl genügend groß, um eine regelmäßige Seelsorge und eine katholische Schule nothwendig erscheinen zu lassen. Da die Katholiken Serbiens, besonders in Belgrad, zum größten Theile Unterthanen Oesterreich-Ungarns waren, oder aus diesem Reiche stammten, so fand sich die österreichisch-ungarische Regierung veranlaßt, sowohl für das Seelsorge-Bedürfniß wie für die Schule der Katholiken in Belgrad zu sorgen. Im Gebäude der Gesandtschaft wurde eine Kapelle errichtet und in einem anderen Gebäude eine Schule mit deutscher und serbischer Unterrichtssprache geschaffen, in welcher seit einigen Jahren auch die ungarische Sprache gelehrt wird. Die Kosten für die Erhaltung eines Priesters wie des Lehrers, die Kapelle und die Schule wurden zum weitaus größten Theile von Oesterreich-Ungarn bestritten, von Seiten Serbiens wurde nichts dazu beigetragen. Dadurch, daß Oesterreich-Ungarn die Kosten für die Haltung der Pfarrei und katholischen Schule in Belgrad zum größten

1) Allgemeine Zeitung vom 16. November 1892.

Theile bestritt, der Gottesdienst in der kaiserlichen Gesandtschaftskapelle Belgrads für alle daselbst lebenden katholischen Gläubigen öffentlich abgehalten wurde und die in Serbien wirkenden katholischen Priester dem Bischofe von Djakovar unterstanden, ist eine Art von österreichisch-ungarischem Protektorat über die Katholiken Serbiens erwachsen, welches zwar nicht staats- oder völkerrechtlich festgestellt, dafür aber geistig fühlbar wurde. Ein ähnliches Verhältniß wie bei dem Wachsen der katholischen Pfarrei in Belgrad fand auch bezüglich der zwei anderen noch in Serbien existirenden katholischen Pfarreien in Kragujevatz und Nisch statt; auch diesen beiden wird von Seite Oesterreich-Ungarns Geldunterstützung gewährt, weil die Pfarrangehörigen wie die Schulkinder der katholischen Schulen fast ausschließlich österreichisch-ungarische Unterthanen sind.

Von Seite der Regierung, wie der orientalisch-orthodoxen Bevölkerung Serbiens wurde der geistige und materielle Schutz, der von Oesterreich Ungarn den Katholiken in Serbien zutheil wurde, nicht sehr wohlwollend betrachtet, weil derselbe auch naturgemäß auf jene Katholiken sich ausdehnte, welche serbische Staatsbürger waren. Es tauchten, wie überall, wo zwei gegnerische Confessionen neben einander bestehen, zwischen der katholischen und serbisch-orthodoxen Geistlichkeit manches Mal Gegensätze auf, welche eine bessere Regelung der Verhältnisse der katholischen Kirche in Serbien wünschenswerth machten, und so fanden schon zur Zeit des Fürsten Michael [1]) Verhandlungen des Vatikans mit der serbischen Regierung über diese Angelegenheit statt. Die Fürstin Julie, die katholische Gemahlin des Fürsten Michael, war lebhaft von dem Wunsche beseelt, daß die Verhältnisse der katholischen Kirche in Serbien besser geordnet würden, daß in Belgrad eine katholische Kirche erbaut werde. Verhandlungen über diesen Gegenstand wurden zwischen der fürstlichen Regierung

1) Am 10. Juni 1868 im Park von Topschider ermordet.

und dem päpstlichen Stuhle eingeleitet und der Fürst Michael bestimmte einen schönen und gut gelegenen Platz zum Bau der katholischen Kirche. Die Verhandlungen hatten keinen Erfolg. Die serbische Regierung verlangte, daß die in Serbien wirkenden katholischen Geistlichen serbische Unterthanen sein sollen, dagegen verlangte sie nicht die Trennung Serbiens von der Diöcese Djakovar; ferner sollten die katholischen Kirchenfeste nach dem julianischen, in Serbien amtlich geltenden Kalender gefeiert und schließlich die katholische Geistlichkeit der Disciplinargewalt des serbisch-orthodoxen Metropoliten unterstellt werden.[1]) Die zwei letzteren Bedingungen waren unter dem Einflusse des serbischen Metropoliten aufgestellt worden. Von Seite des heiligen Stuhles war man bereit, die erste Forderung, daß die katholischen Geistlichen serbische Staatsbürger sein sollten, anzunehmen, dagegen machte man bezüglich des Kalenders einige Schwierigkeit; als unannehmbar erklärte man die serbische Forderung, daß der serbisch-orthodoxe Metropolit eine Disciplinargewalt über die katholische Geistlichkeit ausübe.[2]) Die Verhandlungen blieben resultatlos und somit bis in die jüngere Zeit die Verhältnisse der katholischen Kirche ungeordnet. Die Seelsorge für die in Serbien weithin zerstreut lebenden Katholiken war vielfach behindert und war von dem Belieben der Behörden abhängig. Die neue Verfassung hat größere Regierungsfreiheit für die anerkannten Confessionen gebracht. Doch die Religionsfreiheit existirte auch unter der neuen freisinnigen Verfassung und unter dem radikalen Ministerium nur auf dem Papier.[3]) Der Seelsorge für die

1) Es wäre doch nur zu loben, wenn die Serben aus Liebe zur Wissenschaft sich entschließen könnten, den julianischen Kalender aufzugeben.

2) Die serbisch-orthodoxe Geistlichkeit in Oesterreich-Ungarn untersteht der Disciplinargewalt ihrer kirchlichen Oberen.

3) „Nur eine eiserne Faust, ein eiserner Wille können dem unglücklichen Lande (Serbien) den Frieden zurückgeben, auch an ihm

zerstreut außerhalb der Pfarrorte Belgrad, Kragujevatz und Nisch lebenden Katholiken Serbien's wurden von Seiten der Regierung wie der serbisch-orthodoxen Geistlichkeit große Hindernisse in den Weg gelegt, der Dienst der Missionspriester, die schon in ihren Pfarrorten mit Arbeit überlastet sind — so zählt Belgrad bei 9000 Katholiken und diese haben nur einen Priester — noch durch mancherlei Chikanen erschwert. [1]) Die Missionspriester wollten oftmals die Seelsorge in der Diaspora besorgen, doch der Cultusminister, besonders Andrea Nikolitsch, erlaubte solche Seelsorgereisen nicht und wenn ja, dann durfte die Messe nicht öffentlich gelesen werden und war nur die Spendung der Sakramente im Stillen erlaubt. Diese Haltung hat das radikale Ministerium damit begründet, daß es die Ausübung der öffentlichen katholischen Seelsorge, des Messelesens und Predigens, nur in jenen Orten für zulässig halte, in denen sich eine katholische Kirche befinde. Die Beschwerden der katholischen Geistlichen Serbiens über diese Behinderung der Seelsorge an den Bischof Stroßmayer

hat sich wieder erwiesen, was für ein Danaergeschenk eine liberale Verfassung für ein unreifes Volk ist". (Kölnische Zeitung vom 3. April 1894.) — Unser Staat, sagt der ehemalige Ministerpräsident Milan Pirotschatz, leidet an Mangel an Pflichtgefühl, welcher in der ganzen Beamtenschaft schreckliche Dimensionen angenommen hat. Die Richter sind keine Richter, die Kreispräfekten verstehen nicht ein Jota von Verwaltung, der Polizeibeamte wird Postchef und der Postsekretär geht zur Polizei. Alles ist deplacirt, alles strotzt von Unkenntniß und niemand denkt daran, die Staatsinteressen den privaten voranzustellen. Solange dieser ungeheuerliche Zustand dauert, ist es vergebens, für die Wiederherstellung irgend einer Verfassung zu kämpfen. Frankfurter Zeitung vom 25. Februar 1895.

1) Reichs-Finanzminister von Kallay überschickte im diplomatischen Wege den Belgradern Kirchenhäuptern Exemplare der in der Sarajewoer Landesdruckerei hergestellten Meßbücher. Dieselben übertreffen an ritueller Correktheit und an Schönheit der Ausstattung alle ähnlichen Erzeugnisse der russischen Druckereien. Neue Freie Presse vom 18. April 1896.

und an den Vatikan führten zu Verhandlungen, die vom vorgesetzten Bischof wie auch vom päpstlichen Nuntius in Wien geleitet wurden. Das radikale Ministerium, obwohl es die Berechtigung mancher Beschwerden anerkannte, stellte sich jedoch auf den Standpunkt, daß es diesen nur dann abhelfen könne, wenn eine dauernde Regelung der Verhältnisse der katholischen Kirche in Serbien stattfinde. Die erste Bedingung einer solchen Regelung sei die Lostrennung Serbiens von der Diöcese Djakovar und die Errichtung eines päpstlichen Vikariats oder selbständigen Bisthums in Serbien. Damit sind alle Bemühungen des Bischofs Stroßmayer, eine confessionelle Einigung der Südslaven herbeizuführen, mißglückt.[1]) Schon seit Jahren hat der „Christomski Vjestnik", das Organ der serbisch-orthodoxen Geistlichkeit in Belgrad, die Einigungsbestrebungen des Bischofs Stroßmayer mit bitterem Hohn und Spott verfolgt, — ja dieselben als gefährlich für das Serbenthum hingestellt. Aus diesem Grunde verlangte auch die serbische radikale Regierung die Trennung Serbiens von der Djakovarer Diöcese und kein österreichisch-ungarischer Bischof solle in Serbien einen Einfluß ausüben. Das radikale Ministerium verlangte nicht, wie es früher unter der Regierung des Fürsten Michael geschehen war, die Unterstellung der katholischen Geistlichen unter die Jurisdiktion des Metropoliten — dagegen die Matrikelführung nach serbischem (julianischem) Kalender. Der heilige Stuhl willigte in die Trennung Serbiens von der Diöcese Djakovar

1) Diese Bemühungen sind in Oesterreich-Ungarn auch aus politischem Grunde nicht gern gesehen. — Die heutigen Kämpfe in Oesterreich erinnern an die Zeiten von Swatopluk und Ottokar; der Versuch der Aufrichtung eines slavischen Staatswesens vom Riesengebirge bis auf die Balkan-Halbinsel bildet für das Deutschthum und ganz besonders für das Magyarenthum auch heute die größte Gefahr wie vor 600 und 1000 Jahren. Allgemeine Zeitung vom 11. August 1898. cfr. M. L. Leger, La Save le Danube et le Balkan. Paris 1884. p. 67 ss.



und der Bischof Stroßmayer wurde von Rom aus von diesem Beschlusse verständigt, doch wurde kein Zeitpunkt bestimmt, wann dies geschehen werde. Weiter kamen die Verhandlungen mit dem radikalen Ministerium nicht, es stürzte (im Sommer 1892) und nunmehr hat der päpstliche Nuntius von Wien die alten Beschwerden über die Behinderung der Seelsorge wiederholt und neue Verhandlungen über endgiltige Regelung der Verhältnisse der katholischen Kirche in Serbien angeregt. Es widerspreche dem Princip der in Serbien verfassungsmäßig geltenden Religionsfreiheit, wollte man katholische Priester, welche die außerhalb ihres Pfarrorts in zerstreuten Colonien lebenden Katholiken besuchen, an dem öffentlichen Messelesen und Predigen für ihre Gläubigen hindern;[1]) ebenso sei es nicht mit dem Grundsatze der Religionsfreiheit zu vereinbaren, daß man die Schließung gemischter Ehen zwischen katholischen und serbischen Brautleuten in den katholischen Kirchen verbiete und sogar mit Polizeigewalt verhindere. Der Cultusminister Boskowitsch will diese Beschwerden prüfen und ihnen nach dem Gesetze und der Verfassung, wenn begründet, abhelfen. Bezüglich einer dauernden Regelung der Verhältnisse der katholischen Kirche in Serbien ist er der Ansicht, daß solche nur auf dem Grundsatze erfolgen könne, daß in Serbien ein päpstliches Vikariat oder Bisthum errichtet werde, die Katholiken daselbst nicht mehr der Diöcese Djakovar unterstehen.

Die Abneigung der serbischen Orthodoxen gegen die katholische Kirche ist alt;[2]) sie wird durch die Erziehung

1) Die orthodoxen serbischen Geistlichen predigen sehr selten. Vgl. Denton, Serbien und die Serben. Berlin 1865. S. 101.

2) Stephan Duschan verdammte im 14. Jahrhundert die, welche jemand zur „lateinischen Ketzerei" abwenden wollten, zur Arbeit in den Erzgruben. Allgemeine Zeitung vom 30. Nov. 1886. cfr. Markovič, l. c. 2, 381 s. Gopcevic, Serbien und die Serben. Leipzig 1891. S. 262 f.; Ranke, Serbien und die Türkei. Leipzig 1867. S. 10 f.

erhalten. Wie diese beschaffen ist, ersehen wir deutlich genug aus folgenden Sätzen. „Endlich, schreibt der serbische Bischof Nikanor Rupitschitsch, [1]) hielt Papst Hadrian II. mit Cyrill und Methodius die heilige Liturgie in der serbischen Sprache ab und weihte Cyrill mit dem Bischof Formisius zum Erzbischof von Mähren. Cyrill aber erkrankte bald darauf und starb in Rom. [2]) Die Ueberlieferung glaubt, daß er von römischen Geistlichen vergiftet wurde, weil diese in ihm großen Geist, Kraft und Energie wahrnahmen, Eigenschaften, die ihnen gefährlich schienen. Nach dem Tode Cyrill's weihte nun der Papst Hadrian den Methodius und ernannte ihn anstatt seines verstorbenen Bruders zum Erzbischof von Mähren.“

Daß Cyrillus von römischen Priestern vergiftet worden sei, wird dem Volke sorgsam überliefert. Rupitschitsch scheint indeß dieser Ueberlieferung doch nicht ganz Glauben zu schenken, daran aber wird er kaum zweifeln, daß Papst Hadrian der serbischen Sprache mächtig war und die heilige Liturgie in dieser feierte; ebenso ist es für ihn gewiß, daß der Papst den heiligen Cyrillus zum Erzbischof von Mähren weihte und nach dessen Tode den heiligen Methodius zu dieser Würde ernannte. Daraus ergeben sich zwei Thatsachen: erstens, daß die Slavenapostel mit dem Papste übereinstimmten und zweitens, daß sie der Jurisdiktion des Papstes unterstanden. Die Orthodoxen werden kaum die erste Thatsache zugeben, um keinen Preis aber die zweite; denn sie würden sich mit diesem Zugeständniß das Urtheil sprechen. Schon der Hinweis auf diese Thatsachen wird von ihnen mit Unwillen aufgenommen werden. [3])

---

1) Internationale Theologische Zeitschrift. 1895. nr. 12. S. 658.

2) Am 14. Februar 869 im Alter von 42 Jahren.

3) Es mag schwer fallen, die Wahrheit, die harte Wahrheit zu erkennen und anzuerkennen, wenn dieselbe den eigenen Wünschen und Interessen oder den Interessen der eigenen Confession nicht entspricht; aber das berechtigt doch nicht, die von anderer Seite erfolgte Bekundung der Wahrheit als einen Angriff hinzustellen. Germania vom 9. Oktober 1897.

Diese feindselige Gesinnung gegen die katholische Kirche dürfte jedoch nicht von allen orthodoxen Serben getheilt werden, vor allem nicht von dem jungen König Alexander. Von ihm wurde nämlich berichtet, daß er knieend den Segen des Papstes begehrt habe und von diesem auf das väterlichste umarmt worden sei. [1]) Auch wurde gemeldet, er wünsche, daß die bisherige Bestimmung, wonach die Königin von Serbien dem griechisch-orthodoxen Glauben angehören müsse, in die neue Verfassung nicht aufgenommen werde. [2]) Ob diesem Wunsche entsprochen wird, ob Rußland die Erfüllung desselben zu hindern bestrebt oder zuzulassen gewillt ist, wird sich zeigen.

XIV. Die Ehe des Königs Karl I. von Rumänien ist kinderlos. Der präsumptive Thronfolger Ferdinand vermählte sich am 11. Januar 1893 mit Maria Alexandra, Prinzessin von Sachsen-Coburg und Gotha: er wurde feierlich nach katholischem Ritus in Sigmaringen getraut. Seine beiden Kinder, ein Sohn und eine Tochter, werden griechisch-orthodox erzogen. [3])

Die Verdienste des Königs um sein Land werden sehr gerühmt. „Manche schwere Prüfung und Heimsuchung, wird gesagt, [4]) hat das rumänische Herrscherhaus seit 26 Jahren, als König Karl den Thron bestieg, sieghaft überdauert. Glanzvoll steht Rumänien in der Gegenwart da, dank den seltenen Vorzügen und Tugenden, welche sein König als erster Hohenzoller in allen Stürmen der Zeit bewährt hat. Rumänien ist für die südlichen Donauländer das Musterbild einer geordneten Verwaltung geworden, die

---

1) Allgemeine Zeitung vom 30. November 1896. — Nach der Lehre Luther's, Zwingli's, Calvin's ist der Papst der Antichrist.

2) Augsburger Postzeitung vom 27. Mai 1896.

3) Der Bestimmung des Artikels 82 der Verfassung gemäß wird der neugeborene Prinz in der orthodox-orientalischen Religion erzogen werden. Allgemeine Zeitung vom 20. Oktober 1893.

4) Allgemeine Zeitung vom 11 Januar 1893.

Schöpfungen König Karls haben es hinübergerückt über die culturelle Grenzscheide zwischen Morgen- und Abendland, und es ist nach außen hin auf der unterwühlten Balkan-Halbinsel ein Element der ruhigen und erhaltenden Friedensarbeit geworden." „Der rumänische Volksstamm, wird bemerkt,[1]) zählt gegenwärtig nicht weniger als 11,000,000 Seelen, wovon 6,100,000 auf das Königreich Rumänien, 2,870 000 auf Oesterreich-Ungarn, 1,000,000 auf Bessarabien u. s. w. kommen. Die Rumänen bilden jetzt den stählernen Riegel, der den Russen das Thor nach Konstantinopel verschließt und gegen die Verslavirung des ganzen südlichen Europas ein Bollwerk bietet." „Rumänien, heißt es,[2]) ist die Etape Rußlands für den Balkan, aber auch zugleich ein mächtiger Stützpunkt für einen etwaigen Angriff auf Oesterreich-Ungarn."

Vornehmlich die geographische Lage Rumäniens dürfte es sein, welche den Versuch, den Erbprinzen katholisch erziehen zu lassen, zu einem sehr gefährlichen Wagniß für den Thron machte. Eine mächtige Oppositionspartei, die orthodoxe Geistlichkeit, ein großer Theil des Volkes, würden sofort, wenn der Versuch je gewagt werden sollte, an Rußland sich wenden — und kaum vergeblich. Das rumänische Land bleibt wohl noch eine geraume Zeit im Banne der Orthodoxie, obgleich sein Anschluß an die katholische Kirche nicht bloß in religiöser, sondern auch in politischer Beziehung nach der Ansicht vieler Männer ersprießlicher wäre.

Die orthodoxe Geistlichkeit kann nicht besonders segensreich wirken, schon aus dem einen Grunde, weil die Besetzung der höchsten Stellen mit Rücksicht auf das Parteiinteresse geschieht. „Die Mehrheit der heiligen Synode, wurde berichtet,[3]) stellte ihre Arbeit aus Opposition gegen den zur

---

1) Allgemeine Zeitung vom 30. November 1895.

2) Allgemeine Zeitung vom 5. August 1893.

3) Kölnische Zeitung vom 23 Mai 1896. Vgl. Germania vom 24. Mai 1896.

früheren Regierungspartei gehörigen Metropoliten Ghenadie ein, um ihn zur Abdankung zu zwingen; infolge dessen wurde die Frühjahrssitzung der Synode wegen Beschlußunfähigkeit geschlossen.“ Die Opposition erreichte ihren Zweck. „Die Regierung, so wurde etwas später gemeldet,[1]) ist zunächst auf der Suche nach einem Candidaten, nicht etwa aus Mangel an Aspiranten — denn der präsumptive Nachfolger war im vorhinein bestimmt —, sondern weil es bei dem heutigen Stand der Parteizerklüftung fraglich erscheint, ob man ihn würde durchbringen können. Aus diesem Grund faßte man den früheren Metropoliten Josif ins Auge, der aus Anlaß der seiner Zeit auch gegen ihn gesponnenen Intriguen auf seine hohe Stellung resignirte und sich in dasselbe Kloster Caldarusani zurückzog, wo auch sein Nachfolger, der abgesetzte Metropolit Ghenadie sich befindet.[2])

XV. Nachdem durch die Bemühungen des Ministerpräsidenten Stephan Stambuloff der Artikel der Verfassung, welcher die Erziehung des Thronfolgers in der Orthodoxie verlangt, außer Kraft gesetzt worden war, gab der Herzog von Parma seine Einwilligung zur Verehelichung seiner Tochter Louise mit dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien. Wenn die Prinzessin auf ein ritterliches Verhalten ihr gegenüber gerechnet hatte, so wurde sie gründlich enttäuscht.

Der Metropolit Clement von Tirnova, lesen wir,[3]) ist ein Nacheiferer des Metropoliten Michael in Belgrad und

---

1) Allgemeine Zeitung vom 21. August, 9., 18. Juli 1896.

2) Auf gleiche Weise wird in Belgrad verfahren. Der Metropolit Michael widerstrebte der Auflösung der Ehe des Königs Milan mit Natalie; er wurde abgesetzt; an seine Stelle trat Theodosius. Als die Ehe Milan's wieder für giltig erklärt wurde, mußte Theodosius weichen. Michael kehrte in seine Stellung zurück. R. Millet, Souvenirs des Balkans. Paris 1891. p. 265; cf. Leger l. c. 136 s.

3) Der Reichsbote vom 17. März 1893.



spielt gleich diesem gelegentlich den politischen Agitator des panslavistischen Wohlthätigkeitskomitees in Moskau. Er hat sich bei wiederholten Anlässen als offener Feind des Fürsten gezeigt und nahm den Festgottesdienst des Geburtstages des Fürsten zum Anlaß, den Landesherrn und die Regierung in aufrührerischer Weise anzugreifen.

Die Dinge, bemerken die „Nowosti", [1]) haben sich so gestaltet, daß dem Prinzen nichts übrig bleibt, als die katholischen Traditionen seines Hauses für die Rettung seines schwankenden Thrones zum Opfer zu bringen. Als er den Uebertritt des Prinzen Boris versprach, dachte er durchaus nicht an eine schleunige Einlösung seines Wortes. Doch das Ministerium Stoiloff, welches das volle Vertrauen des Prinzen genießt, wirkte in dieser Frage fortgesetzt auf die öffentliche Meinung mit solchem Erfolg ein, daß der Prinz mit der dadurch geschaffenen Sachlage rechnen mußte. Er hat sich lange gesträubt und schließlich, als er keinen Ausweg sah, eingewilligt.

Es wirkte noch ein anderer Faktor mit, um diese Einwilligung zu erzwingen. „Es liegt, so gesteht Propst v. Maltzew, [2]) der russischen Regierung völlig fern, einen Eingriff in die väterliche Autorität des Fürsten Ferdinand behufs Aufnahme seines ältesten Sohnes in die orthodoxe Kirche zu versuchen; wenn sie aber mit aller Energie verlangt, daß die Bestimmung der bulgarischen Verfassung, nach welcher der Thronfolger der orthodoxen Kirche angehören soll, aufrecht erhalten wird, so kann ihr das billiger Weise nicht verdacht werden, da die Gesinnung und die Wünsche des durchaus orthodoxen bulgarischen Volkes, sowie die nationalen und historischen Traditionen desselben die Zugehörigkeit des Herrscherhauses zur orthodoxen Kirche geradezu bedingen". [3])

1) Vgl. „Der Reichsbote" vom 18. Februar 1896.

2) Antwort ꝛc. S. 22.

3) Einflußreiche Kaufleute und Schriftsteller schloßen sich Cankow an, ja in der Poljaner Eparchie (bei Salonik) schickte sich in

Er habe, sagte Prinz Ferdinand, der Nationalversammlung, dem Vaterlande ein Opfer gebracht, „so groß und zugleich so grausam und tief einschneidend, wie die Geschichte noch kein Beispiel gegeben; er habe für das Heil und Glück Bulgariens sein eigenes Kind als Unterpfand gegeben und darum die Bande seiner Familie gelockert und jene zerrissen, welche ihn an den Occident fesselten. Dagegen fordere er nunmehr von seinem Volke nicht lärmende Ovationen und gleißnerische Huldigung, sondern Ehrfurcht und Vertrauen für seine Person." [1])

Authentische Berichte aus Sofia, lasen wir, [2]) melden über geradezu erschütternde Vorgänge bei der Abreise der Fürstin Louise. Dieselbe habe sich um keinen Preis vom Prinzen Boris trennen wollen und sei fest entschlossen gewesen, den bulgarischen Thronfolger mitzunehmen. Es habe förmlicher Anwendung von Gewalt bedurft, um den Prinzen Boris seiner Mutter zu entreißen, was jedoch erst nach stundenlangen Bemühungen des Präsidenten der Synode und Metropoliten Gregorius gelungen, der die Fürstin beschwor,

---

Folge der Unthaten des Griechen Meletios (des Bischofs) die gesammte Bevölkerung an, zum Katholicismus überzutreten, worauf die entsetzten Fanarioten eiligst (Oktober 1859) einen bulgarischen Bischof, Parthenij aus der Dibra, dahin sandten. Am 18. Dezember 1860 vereinbarte eine bulgarische Deputation mit dem apostolischen Vicar Brunori die bulgarische Union, wobei sie sich nach dem Beispiel der unirten Ruthenen, Rumänen und Armenier die Beibehaltung der einheimischen Liturgie ausbedingte; der Patriarch der armenischen Katholiken Hassun las eine feierliche Messe und nahm die Deputation für Rom in Eid. Engländer und Russen waren nicht wenig erschreckt durch die Erfolge Napoleons III., der nun seinem nicht unbedeutenden Einfluß in Romanien, Serbien und Aegypten das Protektorat über ein so großes Volk hinzufügen wollte, und drangen in die Pforte, die Bulgaren zufrieden zu stellen. C. J. Jireček, Geschichte der Bulgaren. Prag 1876. S. 550. 155 ff.

1) (Wiener) Fremdenblatt vom 9. Februar 1896.

2) Frankfurter Zeitung vom 12. Februar 1896.

von ihrem Vorhaben abzustehen; es handle sich, so habe er ihr auseinandergesetzt, um eine einfache Salbung und der Prinz werde seine weitere Erziehung von katholischen Priestern erhalten. Als der Prinz von der Fürstin getrennt wurde, sei dieselbe in einen Ohnmachtskrampf gefallen, der zwei Stunden gedauert habe.

Bulgarien, sagt Graf Wurmbrand, ist zur Anerkennung seines Fürsten gelangt, aber nur indem dem Herrscherhause der orthodoxe Glaube aufgezwungen wurde.[1])

So ist denn also, wurde gemeldet,[2]) das bulgarische Fürstenpaar mit dem kleinen orthodoxen Thronerben Prinzen Boris und dessen Beichtvater, der nicht fehlen durfte, damit die russische Gesellschaft sich durch den Augenschein überzeugt, wie ernst es Ferdinand mit der orthodoxen Erziehung seines Erstgeborenen meint,[3]) am 21. Juli 1898 zum Besuche des Czarenpaares eingetroffen und die russische Presse behandelt diesmal den Fürsten sehr gut; sie versichert uns, Ferdinand habe nun endlich für immer begriffen, daß Bulgarien nur der russischen Einflußsphäre und der orthodoxen Kirche gehört, und daß der katholische Ferdinand das Glück seines Lebens darin sehe, den Bulgaren ihren künftigen Herrscher streng orthodox aufzuziehen.[4])

Ihre Wiedererrichtung, schreibt Jireček,[5]) verdankt die autonome orthodoxe bulgarische Kirche keineswegs dem Beschluß einer kirchlichen Versammlung, sondern nach einem langjährigen Kampfe einem Ferman des Sultan Abdul Aziz vom 27. Februar 1870. Vom Konstantinopler griechischen Patriarchen wurde sie in Folge dessen als ein bloß von der weltlichen Macht der Ungläubigen errichtetes Gebilde in den

---

1) (Wiener) Fremdenblatt vom 17. Juni 1896.

2) Kölnische Volkszeitung vom 26. Juli 1898.

3) Vgl. J. Beckmann, Die Wahrheit über Bulgarien. Leipzig 1898. S. 76 f.; (Wiener) Fremdenblatt vom 14. Februar 1897.

4) Vgl. Allgemeine Zeitung vom 23., (Wiener) Fremdenblatt vom 22., Augsburger Postzeitung vom 24. Juli 1898.

5) C. Jireček, Das Fürstenthum Bulgarien. Wien 1891. S. 236, 241.

Bann gethan und die Bulgaren durch Beschluß einer großen Synode vom 14. September 1872 zu Schismatikern erklärt. Dieses Verhältniß hat sich seitdem nicht geändert. Für die Zukunft der Kirche ist wichtig die Regulirung der Einkünfte des „weißen" Klerus; so lange sie offen bleibt, werden die Zöglinge der vom Staate unterhaltenen theologischen Schulen lieber Volksschullehrer und Beamte als Geistliche. Aber auch der Klerus selbst hat an dem Verfall seiner Autorität manche Schuld. Kirchliche Gelehrsamkeit, geistliche Beredsamkeit und überhaupt mündliche und schriftliche Thätigkeit würden sein Ansehen rasch erhöhen, aber daran fehlt es stark; die theologische Literatur in bulgarischer Sprache ist unverhältnißmäßig klein und selbst die meisten Katechismen und Kirchengeschichten für die Schulen sind von Laien verfaßt.

Dieser Kirche muß Prinz Boris angehören.[1])

XVI. „In England, behauptet Pobedonoszew,[2]) müssen bei Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse auf liberaler Grundlage nicht nur der König, sondern auch die höchsten Staatsbeamten unbedingt zur anglikanischen Kirche gehören."

Diese Behauptung ist nur theilweise richtig; die Verhältnisse haben sich geändert, es können auch Katholiken die höchsten Staatsämter bekleiden. Bezüglich des Staatsoberhauptes aber ist die Behauptung zutreffend.[3]) „Der heute

1) Das zähe, leider vielfach nur äußerliche Festhalten der osteuropäischen und vorderasiatischen Völker an der orthodoxen Kirche ist veranlaßt durch die Ueberzeugung, daß sie dieser die Erhaltung ihrer Nationalität verdanken — Under Turkish rule the Bulgarians as a body remaine Greek Christians; and here, as elsewhere in the East, the spirit of nationality, in as far as it existed, became identical with the profession of religious belief. The Bulgarian Mahommedan became, to all intents and purposes, a Turk by nationality. The Bulgarian Christian remained a Bulgarian, not so much in virtue of his race, as of his creed. E. Dicey, The Peasant State. London 1894. p. 73.

2) A. a. O. S. 19.

3) Die Reichsgesetze aus der Zeit der drei Tudors, Heinrich's, Edward's und Elisabeth's, welche die Suprematie über die Eng-

noch zu Recht bestehende Krönungseid, schreibt A. Bellesheim,[1]) ist angefüllt mit den schwersten Beleidigungen gegen die katholischen Unterthanen, deren heiligste Glaubensgeheimnisse unerhörte Angriffe erfahren. Unsere Zeit besitzt kein Verständniß für diese Ueberbleibsel aus den dunkelsten Zeiten der englischen Katholikenverfolgung." Wir zweifeln nicht daran, daß diese Beleidigungen in Bälde aus dem Krönungseid verschwinden, wenn sich auch noch zuweilen die Unduldsamkeit da und dort in unschöner Weise äußert.

Die Church Association, wird berichtet, hat dagegen protestirt, daß die Prinzessin von Wales das Protektorat für einen Wohlthätigkeitsbazar zu Gunsten katholischer Waisenkinder übernommen hat. Die Ansprüche des königlichen Hauses auf die Unterthanenpflicht des englischen Volkes seien auf die Erwartung gegründet, daß das königliche Haus jederzeit „den Papst und seine Agenten meiden werde."[2])

In England, wird erzählt, nimmt die Bewegung gegen die katholisirenden Bestrebungen der Hochkirche einen tumultuösen Charakter an. Am 24. Juli 1898 fanden in der Citykirche St. Michael sowie in der Katharinenkirche zu Liverpool und vor der Thomaskirche große Schlägereien unter dem Ruf „No popery!" zwischen den Ritualisten und den Observanten der reinen protestantischen Lehre statt.[3])

---

lische Kirche für ein unveräußerliches Königsrecht erklären, bestehen noch in voller Kraft. Der König oder die regierende Königin ist im Besitze der obersten kirchlichen Gewalt, und die der Bischöfe ist nur ein Ausfluß der königlichen. Dabei ist der Träger der Krone freilich in einer Beziehung die unfreieste Person seines Reiches, denn wenn er in Gemeinschaft mit dem römischen Stuhle träte, katholisch würde oder nur eine katholische Gattin nähme, träfe ihn sofort Absetzung oder Verlust des Thrones. Döllinger, a. a. O. S. 210.

1) Literarische Rundschau 1897. S. 99.

2) Augsburger Postzeitung vom 2. Juli 1898. Vgl. „Der Reichsbote" vom 28. Juni 1898.

3) Illustrirte Zeitung vom 11. August 1898.

Daß die Lehre der Hochkirche protestantisch ist, wird mit Fug und Recht behauptet. „Der Ritus, schreibt M. Diestel,[1]) war trotz der Reformation äußerlich katholisirend; aber der geistige Gehalt der Gebete des Common Prayer Book und die 39 Artikel, auf welche die Geistlichen bei der Ordination verpflichtet werden, und die ihre Quelle im Augsburgischen Bekenntniß haben, sind durchaus protestantisch".[2]) Er fügt jedoch bei: „Durch die sogen. Oxforder Bewegung, an deren Spitze Newman und Pusey standen, wurde die hochkirchliche Partei nicht nur äußerlich erheblich gefördert, sondern innerlich besser ausgebaut und mit religiösem Inhalt erfüllt. Eine Reihe von Glaubenssätzen wurde — freilich ohne Rücksicht auf das offizielle Bekenntniß der Staatskirche — neu belebt, vertieft und in das Volksleben eingeführt". Diestel will mit diesen Worten wohl kaum dem Protestantismus ein besonderes Lob spenden, noch weniger jenen liberalen Theologen, welchen das offizielle Bekenntniß der Staatskirche zu viel enthält.[3])

Wäre die Prinzessin von Wales freisinniger als der liberalste protestantische Theologe, die Church Association würde ihr das weniger verargen, als daß sie auch für katholische Waisenkinder ein Herz hat.

XVII. Der König von Dänemark muß der evangelisch-lutherischen Kirche angehören,[4]) der König von Schweden

1) Allgemeine Zeitung vom 6. August 1898.

2) Solange die anglikanische Kirche die 39 Artikel nicht offiziell verworfen hat, haftet ihr der calvinistische Charakter an, welcher den Verfassern derselben eigen war. Wenn anglikanische Geistliche, ohne auf ihr Amt zu verzichten, die Verbindlichkeit der 39 Artikel in Abrede stellen, handeln sie gegen die Verpflichtung, welche sie vor ihrer Ordination durch die „Declaration of assent" übernehmen. Al. v. Maltzew, Die Sacramente der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes. Berlin 1898 S. CIII f.

3) cfr. The Contemporary Review. 1898. 61, 106 ff.

4) Der Ausdruck „die evangelisch-lutherische Kirche" ist unbestimmt, da fast jedes lutherische Land sein besonderes Lutherthum hat, und wohl die Theologen keines lutherischen Landes unter sich in allen Lehrpunkten einig sind.

muß sich zur reinen evangelischen Lehre der Augsburgischen Confession bekennen.[1])

Herzog Paul Friedrich von Mecklenburg, der aus Anlaß der Vermählung mit der katholischen Prinzessin Windischgrätz selbst katholisch geworden ist, ist dadurch wie von der Erbfolge so auch von der Regentschaft ausgeschlossen: wird berichtet.[2])

Aus Anlaß der vielfach erörterten Trauung des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein haben die protestantischen Blätter, an ihrer Spitze der Reichsbote, die bekannte Cabinetsordre vom 7. Juli 1853 wieder hervorgesucht, welche einem protestantischen Offizier verbietet, die katholische Erziehung der aus der Ehe zu erhoffenden Kinder eidlich zu versprechen. Ob das dem Bruder unserer Kaiserin gegenüber besonders taktvoll war, lassen wir dahingestellt. Bemerkenswerth ist nur die Beobachtung, daß die Blätter im vorliegenden Falle für nöthig gehalten haben, so schweres Geschütz aufzufahren, wie die Androhung der Ausstoßung

1) cfr. Le Protestantisme vu de Genève en 1886. Paris 1886. p. 47 s.; Döllinger, a. a. O. S. 364. Da die deutsche Uebersetzung von dem lateinischen Texte der Augustana abweicht und die Variata von der Invariata, so ist zweifelhaft, wo die reine evangelische Lehre zu finden ist.

2) Kölnische Zeitung vom 12. April 1897. — Der Herzog brachte ein großes Opfer, da er dem Drange seiner Ueberzeugung folgend, zur katholischen Kirche zurückkehrte, der gegenüber Mecklenburg so unduldsam sich verhält. — Als in Mecklenburg-Schwerin die daselbst unter dem Adel begünstigte Rückkehr zur Orthodoxie einige etwas weiter zurückführte, und ein katholisch gewordener Gutsherr einen Mainzer Priester als Hauskaplan anstellte, hat die Regierung denselben über die Grenze bringen lassen (September 1852), weil ein angestellter Priester das Recht der Hausandacht überschreite und der katholische Cultus nur durch landesherrliche Verordnungen in bestimmter örtlicher Beschränkung geduldet sei. C. A. Hase, Kirchengeschichte. 9. Aufl. Leipzig 1867. S. 682. Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. 4 (1890), 6.

aus dem Offizierstande.[1] Die Kindererziehung, wird bemerkt,[2] hat hausgesetzlich (bei dem Herzog Ernst Günther) nach den Vorschriften der lutherischen Confession zu geschehen.

XVIII. Die hier mitgetheilten Thatsachen erinnerten uns an die Worte, welche „Spectator" vor Kurzem geschrieben:[3] „Daß die Kirche stets und unter allen Umständen die Freiheit ihrer Lehre für sich fordern muß, ist selbstverständlich. Mit diesem Schlachtruf ist sie in die Welt getreten, und es ist stets das erste und letzte, worauf sie bestehen muß. Wer immer auf dem Standpunkte moderner Bildung steht und eine Ahnung von Wesen und Charakter des Culturstaates hat, ist heute davon überzeugt, daß jedes Attentat gegen die Gewissensfreiheit, jeder Versuch, das individuelle Gewissen durch äußere Zwangsmittel zu brechen oder zu zwingen, eine unsittliche Handlung darstellt". Mit diesen Worten werden alle Protestanten einverstanden sein, welche nur die Schrift allein als Norm des Glaubens gelten lassen und freie Forschung, Gewissensfreiheit mit lauter Stimme fordern, und deshalb mit größtem Eifer sich bemühen, die erwähnten Thatsachen endlich aus der Welt zu schaffen.

Passau. Domcapitular Röhm.

---

1) Germania vom 3. Juli 1898.
2) Der Reichsbote vom 22. Juli 1898.
3) Allgemeine Zeitung, Beil. vom 1. Oktober 1897.

LXIV.

Die langobardische, sogenannte eiserne Krone.

(Schluß.)

Was die aus dem Sachsenstamme hervorgegangenen deutschen Herrscher anlangt, so wissen wir sicher, daß Heinrich I., der selbst die Salbung und Krönung zum deutschen Könige — aus welchem Grunde sei dahin gestellt — ablehnte, nicht über die Alpen gekommen ist, obwohl er die Absicht hatte, nach Rom zu ziehen. In seiner und seines Sohnes, Otto des Großen Regierungszeit war Italien der Schauplatz der wechselvollsten Ereignisse und blutigsten Parteikämpfe. Gegen Berengar von Friaul erhob sich 922 Rudolf II. von Burgund und nach dem Tode Berengars erstand diesem ein neuer Gegner in dem Grafen Hugo v. Vienne, den eine dem Rudolf feindliche Partei der Lombarden am 6. Juli 926 zum König erwählte, und ihm folgte später (945) sein Sohn Lothar.[1]) Aber nur für kurze Zeit. Nach seinem am 22. November 950 erfolgten Tode ließen sich Berengar II. (v. Ivrea) und sein Sohn Adalbert zu Pavia am 15. Dezember 950 zu Königen von Italien wählen und krönen.[2]) Doch bald finden wir den zweiten deutschen König aus dem Sachsengeschlechte, Otto den Großen, auf seinem Heereszuge nach Italien gegen Berengar. Am 23. Sept. 951 rückt er in Pavia ein und auch Mailand unterwirft sich. In Pavia

---

1) Dümmler: Otto d. Gr. 109. n. 2.

1) Cat. reg. Ambros. SS. III. 217.

läßt er Münzen schlagen, nimmt den Titel[1]) eines „Königs der Lombarden“ an, aber von einer Krönung melden die Quellen[2]) nichts. Das gleiche gilt von den beiden folgenden Ottonen, Otto II. und Otto III., von denen aber letzterer auffallender Weise durch die gemeinsame Wahl der italienischen und deutschen Großen auf dem Reichstage zu Verona zum König gewählt und zu Weihnachten[3]) 983 als dreijähriges Kind durch die Erzbischöfe Johannes v. Ravenna und Willigis von Mainz in Aachen gesalbt und gekrönt wird. Heinrichs II. Herrschaft in Italien begann mit dem Jahre 1004. In Pavia wurde er von dem Erzbischof Arnulph von Mailand und den Großen der Lombardei empfangen, unter allgemeinem Jubel nach der Kirche des hl. Michael geleitet und dort am Sonntag den 14. Mai einstimmig gewählt und am folgenden Tage vom Erzbischofe gekrönt.[4]) Unter Heinrichs II. Nachfolger auf dem deutschen Throne, Konrad II. findet sich i. J. 1025 eine lombardische Gesandtschaft unter

1) Dümmler l. c. 194—198.

2) Landulf berichtet zwar II, 16 SS. 8, 33: Otto ab omnibus in regnum cum triumphis Mediolanum electus et sublimatus est, und fügt dieser Notiz eine ausführliche Schilderung der Krönungsfeierlichkeit hinzu, allein man kann unschwer das Sagenhafte des ganzen Berichtes erkennen.

3) Thietmar Chron. SS. III, 767: . . . in die proximi natalis Domini ab Johanne archiepiscopo Ravennate et a Willigiso Magonciacense in regem consecratur Aquisgrani.

4) Thietmar Chron. SS. III, 806. Cat. reg. ex cod. Ambr. O. 53: fuit coronatus in Papia tertio die ante festivitatem sancte Hiri, qui fuit in medio Madio. Ibid. 55: Et in die dominico, qui fuit die mense Madio in basilica sancti Michaelis, qui dicitur maiore, fuit electus Henrichus et coronatus in secundo die, qui fuit die Lune 12 (soll heißen 15) didies mensis Madii coronatus. Herim. aug. Chron. ad a. 1004. Henricus . . . Papiam ipsa, qua coronatus est, die inrumpens — Joh. Chron. Venet. SS. VII, 35. Die Annal. Farfenses zu 1004 SS. XI, 589: Heinricus Romae coronatur verwechseln diese Krönung mit der Kaiserkrönung zu Rom.

Führung des Erzbischofs Aribert von Mailand in Konstanz ein, um dem deutschen Könige zu huldigen, während der größere Theil der weltlichen Großen wegen Uebertragung der lombardischen Krone mit Frankreich in Verbindung getreten [1]) ist. Im Jahre darauf unternimmt Konrad II. seinen Feldzug nach Italien und „da es den Bewegungen der weltlichen Großen gegenüber von hoher Wichtigkeit war, durch die Krönung mit der langobardischen Krone allen etwa von der Gegenpartei geplanten Versuchen, nach dem Rücktritt des Aquitaniers (Wilhelm v. Aquitanien, den die lombardischen Großen nach Italien gerufen hatten) einen anderen Gegenkönig aufzustellen, zuvorzukommen", [2]) so wurde Konrad alsbald zum König der Langobarden gekrönt. [3]) Der feierliche Akt wurde nicht in der St. Michaelskirche zu Pavia, sondern da diese Stadt sich noch nicht unterworfen hatte, im Dom zu Mailand vorgenommen.[4]) Als nun Konrad II. am Osterfest (26. März) 1027 in Rom auch zum Kaiser gekrönt wurde, kam es zu einem Rangstreit zwischen dem Erzbischof von Ravenna und Mailand, wer nämlich von beiden den König zur Kaiserkrönung an den Altar zu führen befugt sei.

---

1) Wipo: Vita Chuonradi SS. 11, 263; Arnulph. Gest. SS. 8, 12 Breßlau: Jahrb. Konrad II, 1. Bd. 79 ff.

2) Breßlau l. c. 122.

3) In den von Ughelli herausgegebenen Aufzeichnungen des Klosters Nonantula heißt es zu 1026: Chuonradus rex ordinatus et abbatia subiecta est Ariberto archiepiscopo Mediol.; Arnulph. Gesta SS. VIII, 12: Chuonradus . . . ut moris est, coronatur in regno. cf. Giesebrecht Kaiser-Gesch. III, 631; Waitz V. G. V², 115; VI², 221. Merkwürdigerweise schweigt Wipo von der Krönung.

4) Meyer v. Knonau: Heinrich IV., Bd. 2, 769 f. schreibt: „Bruno scheint in den Worten c 90: Imponit capiti aureum diadema, et in corde retinet ferro fortius anathema, wenn er nicht bloß um des Reimes willen ein Wortspiel wagte, angenommen zu haben, die Krönung sei geschehen (wäre dann in „ferro" eine Anspielung auf die „eiserne Krone" zu erblicken? — deren

Diese Streitigkeit wurde nach dem Mailänder Bericht, der uns allein darüber vorliegt, auf der am 6. April abgehaltenen Lateransynode zu Gunsten Mailands entschieden, daß nämlich in Zukunft der Erzbischof von Ravenna sich in allen pontifikalen Handlungen nie wieder dem lombardischen Metropoliten voranstellen solle.[1])

Von Heinrich III. wissen wir nur, daß er am 24. Oktober 1046 nach Pavia kam, wo er einestheils zur Berathung der italienischen Angelegenheiten eine große Synode, anderntheils als Oberhaupt des Königreichs Italien einen großen Gerichtstag halten wollte, und daß er bei dieser Gelegenheit, wie die Altaicher Annalen sich ausdrücken, in fascibus et corona erschien.[2])

Name soll nach Waitz freilich erst im 13. Jahrh. genannt sein)". Nach meiner Ansicht haben wir es hier nicht mit einem bloßen Wortspiele zu thun, sondern mit einer Anspielung auf die „eiserne" Krone, die damals, wie unten zu beweisen, schon existirt haben muß, wenn auch der Name erst später aufkam.

1) Arnulph. Gest. SS. VIII, 12: Rex igitur tumultuantium strepitu attonitus, cognita tamen rei veritatem, gradum figens, taliter est contionatus: Certum est quidem, reverendi patres, quia sicut privilegium est apostolicae sedis consecratio imperialis, ita Ambrosianae sedis privilegium est electio et consecratio regis. Unde ratum videtur, ut manus, quae benedicit et prius coronam imposuit regni, si praesens affuerit, repraesentet regem ad imperium promovendum sancto Petro et eius vicario . . . Jaffé Reg. Pont. 4083 (3112). Arnulph. Gest. Arch. Med. SS. VIII, 12. In eadem synodo constituunt: „ut in omnibus negotiis pontificalibus Ravennas nullo modo in aeternum se Mediolanensi archiepiscopo praeferat". Breßlau I, 149 glaubt aus verschiedenen Umständen schließen zu sollen, daß der Mailänder Bericht zu weit geht, und daß nur der eine concrete Fall, der zum Streite Veranlassung gab, die Frage, wer den König zur Kaiserkrönung in die Kirche zu führen berechtigt sei, zu Gunsten Mailands entschieden worden sei.

2) Ann. Altah. ad. a. 1046 . . . intraret fines Papiae civitatis, ubi separatim habuit sinodale concilium ac populare iuditium sic nimirum ordinans ista, ut praedictam solemnitatem ibidem celebraret in fascibus et corona.

Sein Sohn Heinrich IV. soll verlangt haben, daß seine Krönung alter, langobardischer Sitte gemäß in Pavia vorgenommen werde, soll aber vom Papste Gregor VII. daran gehindert worden und auch später nicht dazu gekommen sein.[1]) Heinrichs rebellischer Sohn Konrad dagegen hat zweifelsohne in der Kirche des hl. Michael die Krone der Langobarden empfangen.[2]) Auch der Staufer Konrad wurde, als er sich gegen Lothar von Supplinburg als Gegenkönig erhoben, am 29. Juni 1128 durch den Erzbischof Anselm von Mailand zum lombardischen König gekrönt.[3])

---

1) Berth. ann. ad a. 1077, SS. V, 290: Sed cum Papiae vellet juxta ritum legis (regis) Langobardorum coronari, missis legatis . . . . . responsum datum est, ut non haberet in hac re licentiam apostolicae auctoritatis. Vgl. Paul. Bernr. c. 77, b. Migne S. L. 148, 80. Watterich I, 525, wonach Heinrich IV. den Gregor gebeten, ut vel eum semel apud s. Joannem in Moytia per episcopos Papiensem et Mediolanensem more priorum regum coronari permitteret. cf. Meyer v. Knonau, Heinrich IV., 2. Bd. 769 f.

2) Bern. ad a. 1093, SS. V, 456: Chuonradus a Mediolanensi archiepiscopo et reliquis s. Petri fidelibus in regem coronatur, cf. auch V, 457. Landulph iun. Hist. Mediol. SS. XX, 21: Cono quoque per . . . officium huius Anselmi de Rhauda fuit coronatus Modoetiae et in ecclesia s. Ambrosii regali more . . ordinationem non respexit.

3) Otton. Fris. Gest. VII, 17: Conradus . . . a Mediolanensibus . . . honorifice suscipitur ac ab eorum archiepiscopo Anshelmo Modoyci, sede Italici regni, in regem ungitur. Landulph. iun. l. c. SS XX, 44: Pontifex (Anselmus) a Leuco descendit ad Modoetiam, qui est primus locus corone regis Italiae . . . in ecclesia s. Michaelis, que est Modoetie, benedixit et unxit et coronam electo Cunrado in festo s. Petri posuit, altero episcopo astante, regi coronando. Eandem quoque solemnitatem coronationis idem pontifex in ecclesia s. Ambrosii celebravit.

Waitz scheint hier ein Irrthum unterlaufen zu sein, denn daß der Staufer als Gegenkönig in Italien gekrönt wurde, gibt er zu, sagt aber auf der folgenden Seite: „Weder Heinrich V. noch

Heinrich V. und Lothar von Supplinburg scheinen es überflüssig gehalten zu haben, die Anerkennung ihrer Würde als langobardische Herrscher durch eine besondere Krönung zu erlangen.

Friedrich I. Barbarossa hinwiederum erneuerte den Gebrauch der Krönung und ließ sich unter dem Frohlocken der Pavesen und seines Heeres bei Gelegenheit eines Siegesfestes, das er am Sonntag[1]) Cantate [24. April] 1155 in Pavia feierte, die Krone der Langobarden in dieser Stadt, und wie es scheint, später noch in Mailand oder Monza. aufsetzen.[2])

Ungefähr drei Jahrzehnte später fand zu Mailand in der altehrwürdigen Basilika des St. Ambrosiusklosters die Trauung von Friedrichs Sohn, Heinrich VI. mit der normannischen Prinzessin Constanza am 27. Januar 1186 statt. Mit dieser verband Friedrich Barbarossa eine dreifache Krönungsfeierlichkeit, indem er sich vom Erzbischof Aynard v. Vienne zum König von Burgund, Constanze

Lothar haben es für nöthig gefunden, ihrer Herrschaft durch eine besondere Krönung Sanktion geben zu lassen. Konrad III. kam gar nicht über die Alpen [soll heißen: als wirklicher König], und so war es erst Friedrich I., der den Gebrauch einer besonderen Krönung erneuerte, die er wieder zu Pavia vornehmen ließ".

1) Giesebrecht nimmt entgegen der Nachricht der Chronik des Otto v. Freising den Sonntag Cantate (24. April) als Krönungstag an und beweist die Richtigkeit seiner Annahme Ksr. G. Bd. 6, 328 f.

2) Otto Fris. Gest. Frid. SS. 20, 403: Rex a Papiensibus ad ipsorum civitatem triumphum sibi exhibituris invitatur, ibique ea dominica qua „Jubilate" canitur, in ecclesia s Michaelis, ubi antiquum regum Langobardorum palatium fuit, cum multo civium tripudio coronatur. Vinc Prag. Ann. ad a. 1158, SS. 17, 675. Imperator Mediolanensibus sua conlata gratia, exercitus suos versus prepositaram Moyce, quae ad imperialem spectat coronam, movet et ibi ex iure antiquorum imperatorum regiam portat coronam, quamquam locus ille a Papiensibus esset combustus.

durch einen deutschen Bischof zur deutschen Königin und seinen Sohn Heinrich vom Patriarchen Gottfried von Aquileja zum König von Italien krönen ließ, und zwar das Letztere, und nicht vom Erzbischof von Mailand, dem diese Krönung allein zustand, weil Papst Urban III., der zugleich Mailänder Kirchenfürst geblieben, der Krönung entgegen war.[1])

Die nächstfolgende Krönung, die bemerkenswertheste lombardische, ist die Heinrich VII. Für seinen Römerzug und speziell für seine Krönung,[2]) die am 6. Januar 1311 [Epiphanie] in der Kirche des hl. Ambrosius zu Mailand vorgenommen wurde, haben wir drei treffliche Augenzeugen, den Bischof Nikolaus v. Butrinto,[3]) ferner den bei der Krönung anwesenden Gesandten von Padua, Albertinus[4]) Mussatus und den Mailänder Notar Johannes v. Cermenate.[5]) Vorher schon, bereits am 25. November hatte Heinrich in Mailand Nachforschungen anstellen lassen nach der Krone und nach einer etwaigen Krönungsformel. Der Bote hatte von dem päpstlichen Legaten[6]) noch ein besonderes Empfehlungsschreiben. Die Dringlichkeit, mit welcher dieser die Krone fordert, die Androhung von kirchlichen Strafen bei

1) Siehe Troeche: Heinrich III. in den Jahrb. der dtsch. Gesch. Excurs II, 515.

2) Dönniges: Quellen zur Geschichte Heinrichs VII.

3) Böhmer: Fontes Ausgabe von Ed. Heyck. Innsbruck 1888, I, 78 ff.

4) Fontanini: De coron. ferr. p. 25.

5) Muratori. Anecdot. II, 34. Jo. de Cermenate Hist. c. 17: die Epiphaniae in Ecclesia B. Ambrosii Confessoris nostri a Castone de la Turre Archiepiscopo Mediolanensi in Regem Italiae unctus ferreo diademate coronatus est.

6) Dieser Brief des Cardinallegaten Arnald v. Pelagrua enthält folgende Stelle: Sane quidem idem Dominus Rex ad exquirendum, ubi et in quo loco sit Corona ferrea, quam habiturus est suique habuerunt praedecessores. Siehe Fontanini p. 25 (ex Bernard Guidon. in MS. Codice Vaticano 2040; auch Calchi Hist. Mediol. lib XI, 445).

Verweigerung der Herausgabe lassen darauf schließen, daß schon vorher diesbezügliche Verhandlungen stattgefunden hatten. Doch diese Gesandtschaft war, wenigstens in Bezug auf die Krone, wie wir sehen werden, fruchtlos. Die Krone wurde von altersher in Monza aufbewahrt und die Bewohner forderten jetzt, daß nach altem Recht die Krönung in den Mauern ihrer Stadt vollzogen werde. Heinrich schwankte, ob er sich auch in Monza krönen lassen sollte.[1]) Er ließ den Archipresbyter und drei Kapitulare kommen, welche ihre privilegia vel instrumenta[2]) mitbringen und in Mailand einer Commission vorlegen sollten. Heinrich wurde schließlich doch in Mailand gekrönt und zwar mit einer eigens hierzu angefertigten Krone. Denn die alte langobardische Königskrone, die sogenannte eiserne, ist um diese Zeit verschwunden und zwar[3]) 46 Jahre lang von 1273—1319. In den Parteistreitigkeiten zwischen den Welfen und Ghibellinen hatten die welfisch gesinnten Torres fast den ganzen Schatz von Monza weggenommen und versetzt, bis i. J. 1319 Mattheo Visconti einen Theil, darunter die eiserne Krone, wieder einlöste. Da dieses Krönungsdiadem also nicht vorhanden, läßt Heinrich durch seinen Hofgold-

1) Albert. Mussatus lib 1. c. 12: De gest. Heinr. VII. Triumphans igitur in Mediolano Rex Henricus, Corona ferrea insigniri iuxta legis Imperialis sanctionem antiquam, statuit . . . Quamquam disceptatum, an Modoetiae id fieri oportuerit, ut plurimum moris antiqui fuerat, decisum tamen illico fieri nihil interesse . . . Nic. v. Butrinto (Böhmer, Fontes I, 78): Dominus rex diem epiphanie pro sua corona ferrea recipienda in ecclesia s. Ambrosii elegit; p. 79: In die epiphanie per archiepiscopum Mediolanensem et episcopum Vercellensem, quem ad hoc specialiter voluit habere tamquam suum episcopum . . . . coronam ferream in ecclesia beati Ambrosii suscepit.

2) Die Urkunden bei Muratori l. c. c. 10 und 13; Fontanini l. c. c. 5.

3) Nicht von 1273—1329, nicht 56 Jahre, wie Meinhold l. c. p. 18 annimmt. s. Muratori und Fontanini l. c.

schmied Landus de Senis eine andere „eiserne“ Krone, verschieden[1]) von der in Monza aufbewahrten, ganz von Stahl, mit Perlen besetzt, wegen ihrer Gestalt laurea genannt, schmieden, die für die Folge im Kloster des hl. Ambrosius zu Mailand aufbewahrt wurde. Sie hatte die Gestalt eines Lorbeerkranzes, wie ihn die römischen Imperatoren bei ihren Triumphen trugen, und mit dieser Krone ließ sich Heinrich durch den Mailänder Erzbischof Castone della Torre in der Kirche des hl. Ambrosius krönen. Doch die Monzanesen blieben hierbei nicht ruhig; denn noch kurz vor der Krönung bitten sie nochmals nach einer vom 4. Januar 1311 ausgefertigten Urkunde,[2]) in welcher sie Heinrich den Treueid leisten, dringend, er möge sich doch auch in Monza krönen lassen, wie es nach alter Sitte seine Vorfahren auf dem Throne der Langobarden zu thun gewohnt gewesen wären.

Die longobardische Krönung Ludwigs des Bayern[3]) zu Mailand am Pfingstfest (31. Mai) 1327 entsprach genau der Heinrichs VII. Auf die gleiche Weise empfingen mit ausdrücklicher Wahrung der Rechte[4]) Monzas Karl IV. [1355] und Sigismund [1431] die „eiserne“ Krone zu Mailand,[5]) wohin das Kleinod jedesmal processionaliter durch die Kapitulare von Monza in Begleitung einer großen Volksmenge gebracht worden war. Friedrich III. wurde wegen

1) Muratori l. c. p. 216.

2) Bonaini Acta Heinr. VII p. 120 s.: Et ad offerendum et resignandum eidem Domino predictam terram de Modoicia et personas et res et bona ipsius tamquam cameram sacri imperii et domini imperatoris predicti et sedem et coronam Italie et caput Lombardie . . . . ut dignetur coronari et coronam assumere in dicta terra Modoeciae, in qua praedecessores sui Romanorum imperatores de iure regni consueverant coronari.

3) Brief Ludwigs vom 20. Juni bei Böhmer Fontes I, 201; s. auch Muratori Anecd. II, c. 11.

4) Brief des Papstes Innocens VI bei Raynald a. d. 1354 § 9.

5) Siehe Fontanini l. c. 30 ff.; Muratori l. c. c. 11.

der in Oberitalien herrschenden Pest durch den Papst Nikolaus V. in Rom gekrönt, Karl V. aber in Bologna durch Papst Clemens VII. und zwar mit der eisernen Krone.

Nun ruhte sie im Dome von Monza bis zum J. 1805, wo sie in der Kathedrale zu Mailand das Haupt Napoleons als Königs von Italien zieren mußte, der sie sich nach seiner Weise mit den Worten: Dieu me la donne, gare à qui la touche aufsetzte. Aber wie das Geschick den Schwiegersohn, Karl den Großen, bestimmt hatte, seinem Schwiegervater Desiderius, so bestimmte das nämliche Schicksal Franz I., seinem Schwiegersohne Napoleon die eiserne Krone vom Haupte zu reißen; und Franz I. von Oesterreich verfügte als König der Lombardei, daß seine Nachfolger mit der eisernen Krone gekrönt werden sollten. [1]) Demgemäß ist Ferdinand I. am 6. September 1838 im Dom zu Mailand mit der eisernen Krone gekrönt worden. Dieselbe blieb auch nach dem Züricher Frieden im Besitze des Kaisers von Oesterreich, der sie indessen nach dem Wiener Frieden von 1866, am 12. Okt., durch den Grafen v. Mensdorff an den italienischen Bevollmächtigten, General Menabrea auslieferte. Das „Mémorial diplom.“ bemerkte bei dieser Gelegenheit, die Zurücknahme der eisernen Krone sei keineswegs Gegenstand einer besonderen Stipulation des Friedensvertrags gewesen; General Wimpffen habe einfach eine besondere Erklärung des Inhalts gegeben, daß, da der Kaiser Franz Joseph nunmehr auf den Titel eines Königs der Lombarbei und Venetiens Verzicht leiste, er dem König Viktor Emanuel die Insignien dieser Würde überlassen wolle. Die Uebergabe der Krone an den König von Italien fand am 4. November 1866 durch den General Menabrea in Turin statt.

Aus dieser historischen Entwickelung, die lombardische Königskrönung betreffend, ergibt sich als Resultat:

1. Es steht nicht unzweifelhaft fest, daß die früheren

---

1) Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte II, 337 f.

langobardischen Könige gekrönt worden sind; auf der andern Seite darf man aber auch die Thatsache einer Krönung nicht absolut verneinen, vielmehr spricht für dieselbe eine sehr große Wahrscheinlichkeit.

2. Von den Karolingern können wir quellenmäßig nachweisen, daß sie in ihrer Mehrzahl durch die Päpste die Krone der Langobarden empfingen und zwar in Rom. Die Behauptung Meinholds:[1]) „Von den Karolingern zunächst hat auch nach dem Aussterben der direkten Erben Lothars keiner geglaubt in Italien durch eine besondere Krönung, sei es in Pavia, in Monza oder auch in Mailand seine Anerkennung bewirken zu müssen," ist nur in dieser Einschränkung richtig. Ob Karl der Große mit der Krone der Langobarden gekrönt worden, dürfte, wenn wir uns auf unanfechtbare, historische Zeugnisse stützen wollen, mehr als zweifelhaft sein. Karl III. ist der erste deutsche Herrscher, der außerhalb Roms, in Ravenna, die langobardische Krone empfing.

3. Bei den sächsischen Kaisern läßt sich mit Ausnahme Heinrichs II., der in Pavia durch den Erzbischof von Mailand zum König der Langobarden gekrönt wurde, eine Krönung zu Königen von Italien nicht nachweisen. Otto III. erhält die deutsche Königskrone zu Aachen nach einer gemeinsamen Wahl der deutschen und italienischen Großen durch einen italienischen Erzbischof unter Assistenz eines deutschen Kirchenfürsten, wohl ein einzig dastehender historischer Vorgang. Dagegen ist ziemlich sicher, daß die Mehrzahl der Parteihäupter, die unter den letzten Karolingern und während der Regierungszeit der Sachsenkaiser die Herrschaft in Italien sich streitig machten, Sanktion ihrer Herrschaft durch die Krönung suchten.

4. Von den deutschen Herrschern aus fränkischem Stamme scheint nur Konrad II. die Langobardenkrone in Mailand durch den Erzbischof dieser Stadt empfangen zu haben. Bei

---

1) Meinhold l. c. p. 6.



Heinrich IV. ist es zweifelhaft; sicher aber, daß er den Wunsch nach einer Krönung zum König der Langobarden gehegt hat. Sein abtrünniger Sohn Konrad und der Staufer Konrad sind die ersten deutschen Fürsten, bei denen sich Monza mit historischer Sicherheit als Krönungsstadt nachweisen läßt.

5. Die Staufer, Friedrich I. Barbarossa und sein Sohn Heinrich VI., sowie die späteren deutschen Kaiser, und zwar von Heinrich VII. an in fast ununterbrochener Reihenfolge bis auf Karl V. herab, ließen sich zur Anerkennung ihrer Würde als Könige von Italien, theils in Mailand theils in Pavia krönen. Für die Folgezeit stieg kein deutscher Kaiser mehr über die Alpen, um die Krone der Langobarden zu empfangen.

6. Die Krönungsstätte ist in den meisten Fällen Mailand oder das nicht sonderlich weit von Mailand gelegene Pavia, vereinzelt auch Monza. Der Consekrator ist in der Regel der Erzbischof von Mailand, dem zweifelsohne das Krönungsrecht zugesprochen war.

II. Nun haben wir die Frage zu beantworten, mit welcher Krone die Könige von Italien in Mailand oder Pavia oder Monza gekrönt wurden? Nach der gewöhnlichen Annahme geschah dies mit der sogen. eisernen Krone. Helena soll einen der Kreuzesnägel in einen dünnen Reif haben treiben und in einer Krone für ihren Sohn Konstantin anbringen lassen.[1]) Im Jahre 550 seien die clavi und das frenum[2]) noch in Konstantinopel gewesen,[3]) indem sie in

1) Nach einer anderen Annahme sei der Nagel zuerst in einem Helme Konstantins angebracht gewesen; später sei die Reliquie in einen dünnen Reif getrieben und in einen kostbaren mit Edelsteinen gezierten Ring gefaßt und in einer Basilika zu Konstantinopel hinterlegt worden.

2) In welchem auch einer der Nägel angebracht war, s. u.

3) Darnach müßte auch die Annahme fallen, daß die eiserne Krone vielleicht bei der Theilung des Reiches nach Italien gekommen sei.

dem Eidschwur erwähnt werden, den Papst Vigilius dem Kaiser Justinian ablegte und worin er die Verwerfung der drei Kapitel gelobte. „Juravit beatissimus Papa Vigilius domino piissimo imperatori in praesentia nostra i. e. mei episcopi Caesareae Cappadociae Theodori et mei Patricii Cethegi per virtutem sanctorum clavorum, ex quibus crucifixus est Dominus noster Jesus Christus, et per sancta quattuor Evangelia, ita per istam virtutem sancti freni et per ista sancta quattuor Evangelia, quod cum pietate vestra uno animo, una voluntate hoc velle, hoc conari, ita agere, ut quantum possumus, ut ista tria capitula . . . . condemnentur. . .[1]) Das Kleinod soll dann ums Jahr 580 von dem Kaiser Konstantinus Tiberius [578—582] dem Sohne des römischen Senators Gordian, aus dem uralten römischen Geschlechte der Anicier, der damals in Konstantinopel als Apokrisiar des Papstes Pelagius II. weilte, geschenkt worden sein. Er entsagte später der Prätorwürde und bestieg im Jahre 590 als Gregor I. den päpstlichen Stuhl. Zur Belohnung des frommen Eifers,[2]) welchen die Königin Theodolinde in Bekehrung des Herzogs Agilulf und der Langobarden bewiesen, habe ihr Gregor der Große nun die Krone mit dem Nagel geschickt, welche[3]) Theodolinde in der von ihr erbauten Kirche in Monza hinterlegte.

Mit Recht fragt man, ob sich irgend ein Beweis dafür beibringen lasse, daß in der sog. eisernen Krone wirklich ein Nagel des Kreuzes verarbeitet gewesen sei. Wir berufen uns

---

1) Baluz. Nov. Collect. I. 1544.

2) Brief Gregors an Theodolinde, worin er ihren Eifer lobt, bei Paul Diac. l. c. IV, 9.

3) Paul. Diac. l. c. IV, 22: Per idem quoque tempus Theudelinda regina basilicam beati Joannis Baptistae, quam in Modicia construxerat, qui locus supra Mediolanum duodecim milibus abest, dedicavit multisque ornamentis auri argentique decoravit, praediisque sufficienter ditavit.

auf das Zeugniß des hl. Ambrosius, Erzbischofs von Mailand (seit 374), der in seiner Gedächtnißrede auf Theodosius den Großen mit großer Bestimmtheit erklärt, daß Helena aus einem Kreuzesnagel ein Diadem habe anfertigen und mit Edelsteinen schmücken lassen.[1])

Man wendet nun ein, zum Beweise, daß die corona ferrea nicht das Diadem oder die Krone Konstantins gewesen sein könne, in welchem nach Ambrosius der Nagel eingefügt war, die sog. eiserne Krone sei durchaus verschieden von dem römischen Diadem und auch von der strahlenden Krone, die Konstantin auf Münzen[2]) trage; zudem wäre ja nach Rufin u. A. der Nagel nicht in ein Diadem, sondern in einen Helm eingeschmiedet gewesen.

Allein zugegeben, es wäre der Nagel in einem Helme angebracht gewesen, so könnte das doch kein Beweis für die Unechtheit der Krone sein. Denn könnte der Nagel nicht nach dem Tode Konstantins (337) aus dem Helme herausgenommen, zu einem Reife verarbeitet und in eine Krone geschmiedet worden sein? Was ferner den Hinweis auf die Verschiedenheit der Krone Konstantins und der sogen. eisernen Krone betrifft, so kann diese ebensowenig einen stichhaltigen Beweis gegen die Echtheit der letzteren abgeben. Denn gerade die obenerwähnten 8 Anbohrungen aus älterer Zeit scheinen darauf hinzuweisen, daß der Reif vorher schon irgendwo anders angebracht gewesen. Könnte aber gerade

1) Ambros. oratio de obitu Theod. Migne S. L. XVI, 1211: Helena quaesivit clavos, quibus crucifixus est Dominus et invenit. De uno clavo frena fieri praecepit, de altero diadema intexuit, unum ad decorem, alterum ad devotionem vertit. Misit itaque filio suo Constantino diadema gemmis insignitum, quas prestiosior ferro innexas crucis redemtionis divinae gemma connecteret. Nach Rufin lib 2, 8. Socrates I, 17, Sozom. II, 1, Theodoret I, 18, Paul. Diac. Hist. Misc. l. XI Migne. S. L. 95, 911, sei der Nagel an einem Helm (galea) eingefügt worden.

2) Du Fresne, hist. Byz. p. 17.

dies uns nicht auf die Krone Konstantins verweisen, welcher man später den Reif entnahm, um ihn in einer der damals in den verschiedenen germanischen Reichen üblichen Krone[1]) zu befestigen? Ich nehme überhaupt nicht an, daß Gregor der Große unter anderen Geschenken, die er in Konstantinopel empfing, auch die Krone Konstantins erhalten habe, sondern unter anderen Reliquien[2]) auch die des hl. Nagels, der der Krone entnommen wurde; denn es ist nicht recht ersichtlich, warum man dem Apokrisiar eine Krone hätte schenken sollen.

Wenn man auch nicht gerade behaupten kann, daß sich unter den der Theodolinde von Gregor zur Belohnung ihres Eifers übersandten Geschenken[3]) auch der zum Kronreif verarbeitete Kreuzesnagel befunden habe, so wird man doch eine begründete Vermuthung, daß unter den Phylakterien[4]) auch

1) Bis ins 10. Jahrhundert waren in den verschiedenen germanischen Reichen die Königskronen nur breite Goldreife, deren Schmuck in zierlichen Filigranarbeiten und kostbaren Steinen bestand. Seit dieser Zeit aber begann man die Kronen zu erhöhen, indem man freistehende Verzierungen aus dem Stirnreife aufstreben ließ. Siehe die Kronen der frühkarolingischen Zeit, die einfache mit Gold und Edelsteinen geschmückte Reife: z. B. bei der Metzer Statuette Karls d. Gr.; ferner s. Bild zu Rom, weiter das Bild Karls im Codex Fuld., das Ludwigs im Rhabanus Maurus. Vielleicht sind diese Kronen gerade entstanden in Anlehnung an die Krone von Monza.

2) cf. Baron. Ann. Eccl. ad a. 586 n. 25: Gregorius tempore Tiberii eo benefunctus munere illo defuncto Romam reversus est et quidem magnis donatus muneribus, nempe sacrosanctis reliquiis Andreae Apostoli et Lucae Evangelistae.

3) Greg. Magn. Epp. lib. XIV, 12 bei Migne S. L. 77, 1270: Excellentissimo autem filio nostro Adulowaldo regi transmittere p h y l a c t e r i a curavimus i. e crucem cum ligno sanctae crucis Domini et lectionem sancti Evangelii theca Persica inclusa. Filiae quoque meae sorori eius tres annulos transmisi, duos cum hyacinthis et unum cum albula, quae eis per vos peto dari . . .

4) Phylacterium Kästchen der Heiligthümer, s. Du Cange: Glossarium VI.

der heilige Nagel gewesen, nicht geradezu zurückweisen dürfen. Theodolinde dürfte ihn dann seiner ehemaligen Bestimmung wieder zurückgegeben haben und ihn in eine Krone fassen lassen, die sie unter den anderen ornamenta auri argentique, [1]) womit sie die Kirche zu Monza zierte, als Krönungskrone der langobardischen Herrscher daselbst aufbewahren ließ.

Man könnte nun daraus, daß die sogen. eiserne Krone 7 Jahrhunderte, von der Zeit der Theodolinde, von rund 600 bis zum Jahre 1300 mit keiner Silbe erwähnt wird, zur Folgerung gelangen: also gab es vor dieser Zeit, vor Heinrich VII., keine „eiserne" Krone. Allein dieser Schluß ginge entschieden zu weit. Die Krone, mit denen die deutschen Könige zu Aachen und zu Rom gekrönt wurden, werden von den mittelalterlichen Schriftstellern die „silberne" bezw. die „goldene" aus symbolischen Gründen genannt. In früheren Zeiten waren diese Namen nicht üblich. Daraus wird niemand den Schluß ableiten, also haben diese Kronen vor dem Mittelalter nicht existirt, weil erst um diese Zeit ihnen diese charakteristischen Beinamen beigelegt wurden. Ja, ich möchte der Ansicht sein, daß man gerade von der schon existirenden goldenen Krone mit dem eisernen Reife, für die ein spezifisch eigenthümlicher Name an sich schon gegeben war, die unterscheidenden Beinamen für die beiden anderen Kronen „silbern" und „golden" abgeleitet hat. Die Langobardenkrone an sich ist, wie aus der oben gegebenen Schilderung hervorgeht, sehr kostbar, und doch hat man ihr nicht den Namen die „goldene" beigelegt, sondern sie nach einem an und für sich werthlosen Stückchen Eisen „die eiserne" genannt, was doch nur unter der Voraussetzung geschehen konnte, daß man von dem Werthe, welchen der werthlose Reif als Reliquie hatte, überzeugt war. Es wäre auch kein Grund ersichtlich, warum man ein werthloses Stückchen Eisen in einer so kostbaren Krone angebracht hätte. Mit

1) Paul. Diac. IV, 22.

Nachdruck muß auch darauf hingewiesen werden, daß unbestritten zum mindesten zu der Zeit, in welcher der Name corona ferrea aufkam, schon zwei Weihekronen, die des Agilulf, welche anfangs dieses Jahrhunderts auf dem Transporte nach Paris abhanden kam, und die der Theodolinde, welche sich jetzt noch in Monza befindet, in der Basilika zum hl. Johannes vorhanden waren, ohne daß man ihrer besonders Erwähnung gethan, oder ihnen gar eine besondere Verehrung zugestanden hätte. Gerade das letztere Moment ist mir von besonderer Wichtigkeit. Denn, so glaube ich mit Recht fragen zu können, wäre es möglich gewesen, von heute auf morgen die ganze Bevölkerung einer Stadt ohne Widerspruch zur Verehrung einer Reliquie zu bestimmen, von der bisher niemand etwas wußte, wenn für deren Echtheit nicht eine nach Jahrhunderten zählende Tradition sprach? Ferner muß doch ein besonderer Grund vorhanden gewesen sein, daß selbst ein Heinrich IV. gerade in dem kleinen Monza und zwar wie Paul von Bernried berichtet, per episcopos Papiensem et Mediolanensem more priorum regum gekrönt werden wollte.[1]) Und wie will man es erklären, daß schon Ende[2]) des 9. Jahrhunderts und dann für die folgenden Jahrhunderte, nicht der Patriach von Aquileja, nicht der Erzbischof von Ravenna, sondern der Erzbischof von Mailand bei der Wahlkrönung sozusagen die erste Rolle spielte, welch' letztere er in dem seiner Jurisdiktion unterstehenden Mailand, Pavia oder Monza vornahm? Das von ihm beanspruchte und auch thatsächlich ausgeübte Krönungsrecht, wie es schon i. J. 1027 aus Anlaß der Rangstreitigkeiten in Rom erwähnt wird, muß sich doch auf einen

1) Berthold, s. o., sagt: Sed cum Papiae vellet coronari, also auch in einem dem Erzbischof von Mailand unterstehenden Gebiete, und bemerkt gleichfalls iuxta ritum legis (regis) Langobardorum. Demnach muß doch damals schon eine gewisse Tradition bezüglich der Krönung als auch der Krönungsstätte existirt haben.

2) S. o. Karl d. Kahle.

speziellen Rechtstitel gestützt haben. Als solchen kann man nicht die alleinige Thatsache anführen, daß Pavia (Ticinum) und Monza (Modoetia) Residenzen der früheren Langobardenkönige gewesen. Eine gleiche, ja ich möchte sagen, eine noch größere Bedeutung hätte dann eine Krönung in Aquileja oder Ravenna als ehemaliger Residenz des griechischen Exarchen haben müssen. Dieser Titel für das Krönungsrecht des Erzbischofs von Mailand dürfte aber gerade der Umstand sein, daß das Krönungsdiadem in seinem Sprengel aufbewahrt wurde. Ohne wesentliche Bedeutung für unsere Frage ist es, in welcher der drei Städte die Krönung vorgenommen wurde, ob in Mailand, Pavia oder Monza, denn so leicht, wie es später war, war es auch in früherer Zeit, aus irgend einem besonderen Grunde, das Kleinod nach der jeweiligen Krönungsstätte von Monza aus zu bringen.

Nicht übergangen werden darf der Umstand, daß, wie der Präfekt der Ceremonien bei der Beschreibung[1]) der Krönungsfeierlichkeiten Karls V. zeigt, die Krone so klein[2]) ist, daß sie kaum auf den Kopf eines zweijährigen Kindes paßte. Es ist doch wohl einleuchtend, daß man der Krone einen weiteren, zweckentsprechenden Umfang gegeben haben würde, wenn man nicht schon an ein vorhandenes Maß, wie es durch den eisernen Reif gegeben, gebunden gewesen wäre, andernfalls wäre es unerklärlich, warum man gerade einen so minimalen Umfang für die Krone gewählt hätte.

Von besonderer Bedeutung schließlich ist hier das archäologische Moment. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß auf einem, der „Barbarenzeit" angehörigen Relief die verschiedenen Kronen dargestellt werden. Und Clemen[3]) behauptet, den fränkischen Jahrbüchern gegenüber unter Zustimmung, daß Karl der Große nicht zum König der Lango-

1) Siehe Raynald a. a. 1530.

2) 47 cm im Umfang.

3) Paul Clemen in Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. Bd. 11, 240. nr. 2. (Jahrgang 1889).

barden gekrönt worden sei, geradezu, die Krone sei nicht Jahrhunderte später als Karl und beruft sich zum Beweise hiefür auf eine Reihe von Kunstkennern.[1])

Wir kommen zu der Krönung Heinrichs VII., bei welcher Gelegenheit die Krone zum erstenmal mit dem ihr charakteristischen Beinamen Corona ferrea genannt wird und zwar von Augenzeugen der Feierlichkeiten, theilweise aus der nächsten Umgebung Heinrichs. Der Name Corona ferrea wird von ihnen als allgemein bekannt vorausgesetzt, andernfalls würden sie, wie man wohl annehmen darf, nähere Aufklärung über die Entstehung der zum erstenmal, plötzlich auftauchenden Bezeichnung gegeben haben.

Auch mußte man der Krone schon in damaliger Zeit einen besonderen Werth und Bedeutung beigelegt haben und ebenso muß man über ihre Wegnahme genau unterrichtet gewesen sein, denn sonst hätte Heinrich VII. nicht schon geraume Zeit vor der Krönung, bereits unter dem 25. November 1310, Nachforschungen[2]) anstellen lassen können, ubi et in quo loco sit Corona ferrea. Da die Krone nirgends aufzufinden ist, so läßt Heinrich nicht eine der beiden Weihekronen von Monza nach Mailand bringen, sondern eine neue, ganz von Stahl anfertigen, ohne Zweifel unter Bezugnahme auf die verschwundene, alte „eiserne“ Krone. Es hätte keinen Sinn gehabt, eine gleiche Krone, eine goldene mit einem der Reliquie nachgebildeten Eisenreife herstellen zu lassen und so wurde sie ihrem Namen Corona ferrea gemäß, ganz aus Eisen geschmiedet.

1) Barbier de Montault: Le trésor de Monza im Bulletin monumental 1882 p. 2. Derselbe: Inventaires de la basilique royale de Monza l. c. 1880 pp. 18, 46, 60. J. Labarte: Recherche sur la peinture en émail p. 11. Frisi: Memorie storiche di Monza I, pl. VII. Du Sommerard: Les arts au moyen âge. Alb. sér. X pl. XIV. Fontanini l. c. c. 4, 34. Bock l. c. p. 49, 157—64. B. Grueber: Das Stift des heiligen Johannes in Monza, Tafel VII, S. 40.

2) S. o. den Brief des Cardinallegaten Pelagrua.



Die Monzanesen begehren auf Grund alter Privilegien,[1]) die sie dem König vorlegen, daß er die Krönung in ihrer Stadt vornehmen lassen möge; dem kleinen Monza hinwiederum konnten diese Privilegien nur aus einem besonderen Grunde ertheilt worden sein, und wir können hierfür keinen anderen stichhaltigen finden, als daß das Krönungsdiadem daselbst aufbewahrt wurde.

Nehmen wir alles zusammen, so können wir uns nicht entschließen zu der Annahme, daß die Krone erst am Ende des 13. Jahrhunderts entstanden sei. Daß der Name Corona ferrea in jener Zeit zum erstenmal nachweisbar schriftlich niedergelegt ist, berechtigt wohl nicht zu der Behauptung, daß die Krone vor dieser Zeit überhaupt nicht existirt habe. Im Gegentheil spricht gar mancher Grund dafür, daß die Krone einer Zeit angehört, die um Jahrhunderte vor der Krönung Heinrichs VII. liegt. Wir wollen nicht unbedingt bejahen, daß sie aus der Zeit der Theodelinde stammt, denn für diese Behauptung müßten noch stringentere Beweise beigebracht werden. Jedenfalls darf man aber auch nicht verkennen, daß eine sehr große Wahrscheinlichkeit für diese Annahme spricht, und man nicht geradezu ihre Unechtheit als erwiesen hinstellen darf.

Dr. Kirsch.

---

1) Muratori l. c. 10 und 13. Fontanini c. 5, s. auch Nicol. v. Butrint. (Böhmer, Fontes I, 78: Rex . . . . . inspectis libris et chronicis antiquis, invenit, quod dictus locus erat sue coronationis Mediolanum, et quod sanctus Ambrosius talem in tali loco et plures episcopi Mediolanenses plures in tali vel tali loco coronarunt.

LXV.

Briefe von Luise Hensel an Prof. Andreas Räß.

In dem Jahre, da der hundertste Geburtstag der am 30. März 1798 zu Linum in der Mark Brandenburg geborenen Dichterin Luise Hensel uns lebhafter an diesen Engel der christlichen Charitas erinnert und das treue Bild der stillen, gottgeweihten Pflegerin und Lehrerin uns wieder deutlich vor die Seele tritt, möge es gestattet sein, eine freundliche Beziehung in ihrem einfachen und doch so wechselvollen Leben der drohenden Vergessenheit zu entreißen. Diese Beziehung ist nicht so sehr dadurch interessant, daß wir in die Lage versetzt werden, einen wenn auch kleinen Zeitraum im Leben der Luise Hensel genau kennen zu lernen, als vielmehr durch die bedeutsame Persönlichkeit, mit der die Dichterin im brieflichen Verkehr stand.

Damit der Inhalt im allgemeinen und die kurzen Andeutungen in den unten abgedruckten Briefen für sich besser verständlich werden, sei zunächst der Rahmen bezeichnet, innerhalb dessen sich damals das seelisch bewegte Leben der jungen Dichterin abspielte.

Aus dem von Dr. Binder verfaßten schönen und würdigen Lebensbilde[1]) der Luise Hensel entnehmen wir, daß sie sich mehrere Jahre hindurch mit dem sehnlichsten Wunsche getragen hat, in einen religiösen Orden einzutreten und da der von ihr bevorzugten Ordensgenossenschaft der Carmeliterinnen damals durch staatliches Gesetz die Auf-

1) Freiburg, Herder 1885.

nahme von Novizen verboten war, so hatte sie sich entschlossen, im Clemens-Spital zu Münster i. W. barmherzige Schwester zu werden. Schon war alles dafür vorbereitet und es winkte ihr am 12 April 1825 die Klosterpforte, — da machte die kategorische Erklärung ihres Schwagers, er werde für den Fall ihres Eintritts in ein Kloster seinen Sohn, der nach der Mutter Tode mit seiner Einwilligung der Pflege und Erziehung Luisens übergeben war, zurücknehmen und in seinem eigenen Bekenntnisse erziehen lassen, das heiße Verlangen der frommen Jungfrau zu nichte. Sie gab den Plan vorläufig auf, und nachdem sie mit zwei gleichgestimmten Damen, mit Apollonia Diepenbrock und Pauline v. Felgenhauer, in Koblenz am neugegründeten Bürgerspital acht Monate hindurch sich freiwillig der Krankenpflege gewidmet, begab sie sich nach Wiesbaden, wo sie in der Familie des Medizinalrathes Dr. Peez fast acht Wochen hindurch mit hingebender Treue und Opferwilligkeit thätig war. Während dieses Aufenthaltes in der berühmten Bäderstadt hatte sie auch Gelegenheit, den Bruder ihrer Freundin Apollonia, den nachmaligen Fürstbischof von Breslau, Melchior v. Diepenbrock, persönlich näher kennen zu lernen.

Damals weilte als Professor der Dogmatik und Direktor am Priesterseminar in Mainz der gelehrte und geistvolle spätere Bischof von Straßburg, Dr. Andreas Räß. Dieser Mann, der besonders an den kirchlichen und literarischen Bestrebungen dieser Zeit, die sich von den erschütternden Ereignissen der vergangenen Jahrzehnte nur langsam erholte, erfolgreich Antheil nahm, war ein Freund des Medizinalraths Peez und stand in freundschaftlichem Verkehr zu dessen Familie. Er kam oft nach Wiesbaden, wo 1823—1825 der von ihm und seinem Freunde Weis wenige Jahre vorher gegründete „Katholik“ gedruckt wurde. Bei diesen Besuchen trat ihm im Hause seines Freundes auch Luise Hensel näher, die ihn zum geistlichen Rathgeber wählte, und es entspann sich

ein kurzer Briefwechsel, aus dem sich die Briefe Luisens (7 an der Zahl) erhalten haben.[1])

Professor Räß war die Bekanntschaft mit der mit literarischen Dingen und Personen vertrauten Dichterin auch um deswillen werthvoll, weil sie ihm dazu verhalf, gebildete katholische Damen zu gewinnen, die zur Weckung und Belebung des religiösen Lebens bei den deutschen Katholiken mustergültige französische Erbauungsbücher übersetzen sollten. (Vgl. Nr. 6 der unten abgedruckten Briefe.)

Auch Clemens Brentano war an diesen Bestrebungen betheiligt und somit erklärt sich auch in diesem Zusammenhang der Vorschlag, den er damals der hochgeschätzten Dichterin machte, sie solle das goldene Tugendbuch von Friedrich Spee ins Neuhochdeutsche umschreiben (S. Binder a. a. O. 210 f.)

Die oben erwähnten Briefe von Luise Hensel sind aus dem Nachlasse des Bischofs Räß in den Besitz seines Neffen, des Canonikus Simon Räß, übergegangen, der sie vor einiger Zeit dem Schreiber dieser Zeilen aus Anlaß eines Vortrags über die Dichterin zur weiteren Verwerthung gütigst überließ.

1.

Sie haben, verehrter Herr Professor! mich so reich und schön beschenkt, daß ich Ihnen meine Freude über alle diese frommen und lieben Gaben nicht auszudrücken weiß; nehmen Sie meinen herzinnigsten Dank. Auch für Ihre rathenden und tröstenden Worte, womit Sie mich bei Ihrem letzten Hiersein erfreut haben, danke ich Ihnen noch einmal von ganzem Herzen.

Jetzt habe ich aber schon wieder eine neue Bitte an Sie; nämlich die innige Bitte, daß Sie meiner im Gebet gedenken wollen. Ach Sie wissen nicht, wie sehr ich mich frommer Fürbitte bedürftig fühle, da ich schon seit langer Zeit gar nicht mehr herzlich beten und mich innerlich versammeln kann, woran meine täglichen Sünden und Untreuen wohl schuld sind. Legen Sie daher dies nur in der Eil und schlecht gemachte Bildchen

1) Die entsprechenden Briefe von Prof. Räß an Luise Hensel fanden sich im Nachlaß der letzteren leider nicht mehr vor. A. d. Red.

in Ihr Brevier, bis ich Ihnen einmal ein besseres machen kann, und versagen Sie mir das Almosen Ihres Gebetes nicht.

Wir waren gestern in Mainz, Marie, ihr Mann und ich; ich hatte die Hoffnung gehabt Sie zu besuchen und Ihnen mündlich danken zu können, sie ward aber vereitelt für diesmal.

Gott segne Sie in Ihrem heiligen Beruf und alle, die gleiche Würde und gleiche Bürde tragen.

In herzlicher Hochachtung und Ergebenheit

Wiesbaden, 3. Juni 1826. Ihre Louise Maria Hensel.

Meine liebe Marie hat mir herzliche Grüße aufgetragen und bittet um Ihren baldigen Besuch. Sie dankt herzlich für die Trauerrede.

2.

Gelobt sei Jesus Christus!

Wie undankbar muß ich Ihnen, verehrter Herr Professor! erschienen sein, da ich mehrere Tage vergehen ließ, ohne Ihnen für das liebe Büchlein zu danken — doch nicht zu danken unterließ; nur am Danksagen ward ich verhindert und Sie sind gewiß gütig genug mir zu verzeihen. Der Hr. Superintendent, unser Freund Peez und die gute Marie danken für die ihnen geschickten Büchlein mit mir.

Daß der gute alte Franziskaner auf so höchst unerwartete Weise von Ihnen ein Geschenk erhalten hat und jetzt so fleißig nachsinnt, wie er Ihnen diese unfreiwillige, doch gewiß ihm gern gegönnte Gabe vergelten soll, finde ich ganz rührend und es freut mich, daß er diese Freude hat. Haben Sie indessen Dank für dies Geschenk, das Ihre Liebe uns zugedacht hatte.

Die Verse Ihres Freundes sind sehr rührend; herzlichen Dank für die Mittheilung derselben. Gern behielt ich das Heftchen noch einige Tage um sie unsrer Marie vorzulesen, wozu ich noch keine Muße fand.

Ich wollte Sie besuchten uns recht bald wieder; Sie wissen ja, wie viel wir armen Wiesbadener in religiöser Hinsicht entbehren müssen und Gott wird Ihnen gewiß jeden Besuch als ein gutes Werk anrechnen, und Sie wissen wo Sie Ihren Lohn finden.

Gott segne Sie und all Ihr Thun und Lassen! In herzlicher Achtung und Ergebenheit

Wiesbaden, 24. Juni 26. Ihre Louise Maria H.

G. s. J. Chr.! 3.

Unsere liebe Marie hat mir aufgetragen Ihnen, verehrter Freund! für Ihr schönes Geschenk „Leben der Heiligen Gottes" zu danken und Ihnen zugleich die frohe Anzeige zu machen, daß Gott uns am Feste der h. Apostel Petrus und Paulus auch ein gar schönes Geschenk — nämlich ein liebes kleines Töchterchen — gegeben hat. Lassen Sie doch Mutter und Kind recht dringend Ihrem Gebet empfohlen sein; Marie bittet so herzlich darum. Ich hoffe Sie tragen mit Ihrem frommen Gebet viel dazu bei, wenn dies Kind einmal eine Heilige wird; denn das müssen wir doch vor allem wünschen und bitten, und billig sollte dieser Begriff nicht so selten unter uns, und ich sollte nicht so träg sein in dem Bestreben heilig zu werden.

Ein glückliches Zeichen (das, so unbedeutend es scheint, Marie und mich erfreut hat) muß ich Ihnen noch erzählen. Wir hatten nämlich schon lange auf das Aufblühen einer Lilie in unserm Gärtchen gewartet, sie schien jeden Tag soeben aufblühen zu wollen und immer fanden wir sie dennoch geschlossen; sobald aber das kleine Jungfräulein geboren war, stand unsre Lilie in voller Blühte und ziert noch jetzt unsern kleinen Garten. Möge dies Kindlein denn eine schimmernde und duftende Lilie im Garten Gottes, in der Kirche, werden und mögen die Engel sie einst zum himmlischen Altar hinauftragen. Amen.

Sobald Marie wieder Besuche annehmen darf und Sie können, wollen Sie uns alle mit Ihrem Besuch erfreuen. Das Leben der Heiligen für das Hospital würde ich mit herzlichem Dank annehmen. Ueber die Zeit der Taufe des Kindes ist man noch nicht ganz einig, da Marie es am morgigen schönen Festtage taufen zu lassen wünscht, der Doktor aber noch warten möchte, bis Marie etwas stärker wird — mein Wunsch stimmt mit dem unsrer Marie überein und ich hoffe auch noch, daß das Kind Maria getauft wird.

Lassen Sie meine arme Seele Ihrem Gebet empfohlen sein; ich bin unbeschreiblich untreu und leichtsinnig; es muß anders mit mir werden.

Wiesbaden, 1. Juli 1826. Louise M. H.

Marie und ihr Mann bitten Sie, geehrter Freund! doch die Güte zu haben, dem Herrn General-Vikar die Anzeige ihrer Entbindung nebst herzlichen Empfehlungen zu machen.

4.

Gelobt sei Jesus Christus! W. 16. Juli 26.

Es sind jetzt Tage der Angst für uns, mein verehrter Freund! und wohl ganz besonders bedürfen wir Ihrer Fürbitte jetzt. Sehr gut geht es jetzt mit unsrer lieben Marie und ihrer Kleinen, Gott sei Dank! aber unsre gute Clara ist sehr krank; ich schreibe Ihnen diese Zeilen in der Nacht an ihrem Bette. Seit diesem Mittag habe ich wieder einige Lebenshoffnung für sie, doch ist ihre Ermattung so groß, daß wieder von dieser Seite alles zu fürchten ist. Nun denn, wie Gott will! — Ich würde das liebe Kind nicht bedauern, wenn es früh sein Ziel erreichte, aber die armen Eltern, wie hart müßte ihnen dieser Schlag sein Gott wird dies Leiden vielleicht noch einmal abwenden. Sie wissen, wie fromm Marie ist, und können daher wohl schließen, daß sie recht christlich und ergeben, wenn auch voll Schmerz ist. — Ich soll Sie herzlich von ihr grüßen. Wie oft mich diese Frau beschämt durch ihr frommes, geduldiges Wesen, kann ich Ihnen nicht sagen; es ist mir sehr heilsam, eine Zeit lang mit ihr gelebt zu haben, ich habe im Vergleich mit ihrem Engelsgemüth manchen großen Fehler an mir erkannt. Gott gebe mir Weisheit, Willen und Treue, alles Unkraut aus meinem Herzen zu reißen.

Vor einigen Tagen erhielt ich von der Gr. Stolberg, die jetzt in der Gegend von Brüssel bei ihrer Tochter Marie zum Besuch ist, einen Brief, in dem sie mir sagt: ich solle Sie recht herzlich grüßen; sie habe sich gefreut, durch mich einmal wieder von Ihnen etwas zu hören; sie schriebe Ihnen nur nicht, um Sie nicht mit Briefen zu belästigen; ihrem Sohn Joseph gehe es sehr gut, und der Graf Robiano, den Sie in Brüssel gesehen hätten (der Herausgeber der Societé Catholique), lasse sich Ihnen auch recht herzlich empfehlen.

Ihre Krankheit hat uns allen so sehr leid gethan; Gott Lob, daß es wieder besser mit Ihnen ist! Wie angenehm uns Ihr Besuch wäre, wissen Sie wohl nur zum Theil; aber wir dürfen Sie wohl auf lauter Sorge und Unruhe, wie sie jetzt hier in allen Ecken herrscht, nicht einladen. Tröstend und lieb ist uns Ihr frommer Zuspruch immer; ich hoffe wir erfreuen uns desselben auch recht bald. Marie ist schon seit einigen

Tagen aus dem Bett und ihre Clausur beschränkt sich nur noch auf 4 Zimmer. Hoffendlich wird sie bald ganz aufgehoben. In andrer Hinsicht bin ich gar nicht für das Aufheben der Clausuren.

Unser guter Freund Diepenbrock will Ihnen auch recht sehr empfohlen sein. Das ist eine gar liebe fromme Seele. — Brentano ist nach Frankfurt und wir haben nichts wieder von ihm gehört.

Sie wissen vielleicht noch nicht, daß unser Kindlein am 9. getauft worden ist und die Namen „Louise Theresia Maria" erhalten hat nach der Bestimmung des Vaters. Ich habe sie, so gut ich konnte, der h. Mutter Gottes, dem h. Aloysius und der h. Theresia empfohlen, daß diese drei herrlichen Schutzheiligen dies Seelchen vor der Welt und der Sünde bewahren wollen oder es frühe zu Gott tragen.

Jetzt gute Nacht, mein Freund! oder guten Morgen, denn Mitternacht ist schon vorüber. Der Herr segne Sie und alles, was Ihnen nahe ist, und erbarme sich über

Ihre Freundin Louise M. H.

5.

G. s. J. Chr.!

Wiesbaden, 20. Juli 1826.

Verehrter, lieber Freund!

Es war mein Wille, heut in aller Frühe nach Mainz zu gehen, um Ihnen Lebewohl zu sagen, fand es aber doch nicht thunlich, da ich hier noch manches vor meiner Abreise in Ordnung zu bringen habe. Morgen Nachmittag muß ich meinen Pilgerstab wieder nehmen.

Clara ist wohl außer Lebensgefahr, Gott sei Dank! und meine Marie mit ihrem Kindlein ist wohl, auch wird meine Stelle hier mehr als ersetzt werden und zu Hause gibt es jetzt mancherlei zu thun; ich muß also fort, wie weh mir auch das Scheiden thut.

Es ist mir ungemein leid, Sie nicht noch einmal zu sehen und zu sprechen; doch hoffe ich, Sie halten Wort und besuchen uns in Wiedenbrück recht bald; ich freue mich schon herzlich darauf.

Meine gute Marie grüßt; auch meine Pauline (eine meiner

Mitschwestern aus Coblenz) die zur Kur ist, eine gar gute Seele.

Leben Sie wohl! Der Herr lohne Ihnen alles, was Sie mir gewesen sind. Beten Sie für

Ihre unwerthe Freundin Louise.

Kommen Sie doch recht bald zu unsrer Marie, die sich nach Ihrem Zuspruch sehnt.

G. s. J. Chr.! 6.

Wiedenbrück, 6. Oktober 26.

Ihren lieben Brief aus Coblenz, mein verehrter Freund! erhielt ich in Sondermühlen, wo ich einige Wochen bei der guten Gräfin Stolberg war. So angenehm mir auch immer jedes Zeichen Ihres gütigen Andenkens, für das ich Ihnen nie genug zu danken weiß, ist, so war diesmal Ihr Brief mir doch nur ein geringer Ersatz für die verfehlte Hoffnung, mich Ihres Besuchs selbst zu freuen. Lassen Sie uns jetzt nicht noch einmal so getäuscht werden, indem Sie uns ja verheißen haben, womöglich diesem Monat noch einige Tage zu dieser Reise abzugewinnen. Die Gräfin, unser guter alter Kanonikus mit unsrer übrigen trefflichen Geistlichkeit und meine erbärmliche, winzige Wenigkeit bitten herzlich, recht herzlich um die Ehre und Freude Ihres Besuchs.

Daß es unsrer lieben Marie wieder so ziemlich wohl geht, wie ich durch die gute Pauline, die glücklich wieder in Herzebrock angelangt, jetzt aber einige Tage hier bei ihrer kranken Schwester ist, gehört habe, freut mich ganz ungemein. Der Herr erhalte diese liebe Seele ihrem guten Mann und ihrem Kindlein noch lange!

Der lieben Katr. v. Hertling denke ich heut noch einige Zeilen zu schreiben.

Den Brief meines Bruders habe ich durch Clemens Br. erhalten. Haben Sie Dank für die Besorgung desselben.

Wollten Sie wohl die Güte haben, einliegenden Brief gelegendlich an H. v. Kerz zu besorgen; ich weiß seine Adresse nicht und habe ihm für die Ueberschickung des letzten Theils seiner Religionsgeschichte u. a. zu danken.

Ob meine Freundin (die Uebersetzerin jenes für Clemens Br.

zurückgelassenen Buchs) wohl eine andre Arbeit der Art übernehmen möchte, die Sie so gütig waren ihr durch mich anzubieten, weiß ich noch nicht, indem sie meine Frage hierüber und über die Zurückgabe ihres Manuskripts noch nicht beantwortet hat. Ich werde, so bald ich Antwort habe, Clemens darüber schreiben.

Wäre doch Ihre Meinung: ich dürfe bald in ein Kloster gehn, gegründet, werther Freund! Leider steht noch immer die Drohung meines Schwagers, meinen Pflegsohn Rudolf zurück zu nehmen (dafern ich den Schleier nehme, nach dem ich mich schon seit früher Jugend sehnte) mir im Wege; und dieses Zurücknehmen des mir anvertrauten Kindes würde die Folge haben, daß der Knabe schlecht, bloß militärisch und protestantisch erzogen würde. Wie dürfte ich um meiner eignen Ruhe willen das Seelenheil dieses armen Knaben zum Opfer bringen!? — Beten Sie für mich arme Heimathlose, daß Gott mir bald den Weg zum Kloster bahne, oder mir die Welt zum Kloster umschaffe, darin ich Ihm mit ganzem Ernst und Eifer in stiller Treue und Innigkeit dienen möge. Ach beten Sie recht für mich; mein Herz ist sehr wund und lebensmüde.

Die Gr. Stolberg wünscht, daß ich diesen Winter ihre Einsamkeit theilen möge. Sie lebt mit ihrer jüngsten Tochter jetzt ganz still in Sondermühlen, und ich konnte ihr, der ich so viel Liebe, Achtung und Dank schuldig bin, diese Bitte nicht abschlagen; ich werde daher, so Gott will, in etwa 14 Tagen zu ihr gehn. Freilich entbehren wir dort in geistlicher Hinsicht sehr viel, dessen ich mich hier freuen könnte, aber ich glaube, man muß auch bereit sein, der Nächstenliebe solche Opfer willig zu bringen.

Leben Sie wohl, mein innig verehrter Freund! —

Kanonikus Schröder, der jetzt unwohl ist, grüßt herzlich.

In aufrichtigster Hochachtung

Ihre ergebene Freundin Louise M. H.

7.

Gelobt sei Jesus Christus!

Marienberg bei Boppard, den 18. Merz 1827.

Ihren lieben Brief vom 2. Januar, mein innig verehrter Freund! beantwortete ich noch nicht, weil ich beim Empfang desselben schon wußte, daß ich Ihnen wahrscheinlich bald näher

kommen würde und weil ich wirklich auch fast gar nicht zur Besinnung kam, da ich erst selbst krank, nachher Pflegrin mehrerer Kranken war. Doch wozu solche Entschuldigungen? Sie werden meine Briefe nicht vermißt haben, da Sie so viel Größeres und Wichtigeres zu thun haben.

Daß Sie im Oktober sich vergebens erwarten ließen, that der lieben Gräfin und mir, sowie unsern liebenswürdigen Geistlichen in Wiedenbrück sehr leid; doch war es zu begreifen, daß Sie bei Ihrem ausgebreiteten Wirkungskreise Hindernisse finden würden, und Sie verdienen schon allen Dank für die freundliche Absicht, die Sie vielleicht noch ausführen werden, um Ihr Wort zu lösen.

Die Gräfin Stolberg wird wahrscheinlich schon Anfangs Mai auf ihre Güter gehn und dann im Herbst nach Sondermühlen zurückkehren; Familienverhältnisse bewegen sie hierzu.

Ich habe noch eine kleine Hoffnung vor meiner Rückkehr nach Westphalen eine Reise nach Wiesbaden und Mainz machen zu können, doch wann und wie weiß ich noch nicht, und wenn meine Freundin Sophie, deren Stelle ich hier in ihrem Pensionate vertrete, nicht früh genug zurückkehrt, werde ich wohl aus meinem Wunsch ein Opfer machen und die Reise unterlassen müssen. Wie Gott will!

Warum ich hier bin, wird Ihnen gelegentlich unsere liebe Marie sagen können.

Ich habe diese wenigen Zeilen unter mannigfachen Unterbrechungen schreiben müssen, da unsere 20 jungen Töchter bald dies bald das zu fragen und zu sagen haben. Sie verzeihen daher wohl meiner Eil.

Eine meiner jetzigen Töchter muß ich Ihnen aber doch ganz besonders zum Gebet empfehlen; es liegt mir ihre nächste Zukunft gar schwer auf dem Herzen. Sie ist leider Protestantin; ihre Verwandte scheinen schlechte Menschen zu sein; sie hat die Welt und die Sünde schon früh kennen gelernt, wenn mein Auge mich nicht ganz trügt, und Gewissensqual, Furcht vor der Rückkehr, die ihr jetzt vom Vater gedroht wird und Gefühl ihrer Schwachheit haben sie geistig und leiblich krank gemacht. O möchte Gott sie bußfertig zu sich nehmen oder sie stärken gegen die Feinde ihrer Seele. Sie ist hier

in kurzer Zeit zu einem bessern Sinn gekommen, aber ich fürchte alles, wenn sie zu ihren Verwandten zurückkehrt. Ach gedenken Sie ihrer doch in der hl. Messe. Gott wird Ihnen dies Almosen lohnen in Ewigkeit. Die Arme klammert sich jetzt mit solcher Angst an mich, daß mir das Herz brechen möchte; ganz offen hat sie mir aber noch nicht bekannt und ich kann daher auch noch wenig Rath und Trost geben.

Leben Sie wohl, Verehrter! Lassen Sie auch mich Arme einen Theil haben an dem h. Opfer, das Sie dem Herrn darbringen, darum bittet innig und herzlich

Ihre ergebene Louise H.

Der briefliche Verkehr zwischen Luise Hensel und Prof. Andreas Räß erstreckte sich somit auf einen Zeitraum von ungefähr zwei Jahren. Das rasche Aufhören desselben ist leicht erklärlich. Im Jahre 1828 wurde Professor Räß von Papst Leo XII. zum Bischof von Mainz vorgeschlagen, doch widersetzte sich die hessische Regierung seiner Erhebung auf diesen bischöflichen Stuhl. Bald darauf berief der Straßburger Bischof Lepappe de Trevern den verdienstvollen Mann ins Elsaß zurück, und nun begann für ihn eine so vielseitige Thätigkeit, daß es ganz begreiflich erscheint, wenn wir von einer schriftlichen Correspondenz mit der Dichterin nichts mehr hören.

Straßburg. K. Hoeber.

LXVI.

Die neueste Entwickelung in Frankreich.

Die letzten zehn Jahre gehören, bezüglich der inneren Geschichte, zu den bewegtesten und wechselvollsten, welche Frankreich durchgemacht hat. Während dieses Jahrzehntes dreht sich Alles um drei Ereignisse, welche ganz einzig in ihrer Art sind: nämlich der Boulangismus, die Panama-Enthüllungen und der Dreyfus-Rummel. Wenn Frankreich mit einem andern Maßstab gemessen zu werden verlangt, als jedes andere Volk, so genügen diese drei Ereignisse, um dies zu rechtfertigen. Frankreich ist besonders seit 1870 nicht mehr in natürlichen Verhältnissen. Es schmort in seinem eigenen Fett, wie Bismarck sich ausdrückte, Frankreich ist krank an der Republik, die in ihrer bisherigen Form nie und nimmer für seine Verhältnisse paßt, daher die ungeheuerlichsten Erscheinungen zeitigt

Der famose Kriegsminister Boulanger war von den Radikalen, Clemenceau, Rochefort &c. auf den Schild gehoben worden, offenbar in der Absicht, durch ihn eine Umwandlung der Verfassung, der Republik, herbeizuführen. Dadurch war Spaltung und Streit unter den Republikanern entstanden, was für diese wie für die öffentliche Ordnung gefährlich werden mußte Ließ man die Republikaner sich ruhig zerfleischen und zerrütten, so konnten die Conservativen gewiß nur an Boden gewinnen, die 1889er Wahlen den Sieg davon tragen. Hatten sie doch bei den vorherigen Wahlen (1885) nur 500,000 Stimmen weniger erhalten als die Republikaner. Die kirchenfeindlichen Gesetze werden uns die Mehrheit verschaffen, hatten erfahrene Politiker gesagt. Statt in diesem Sinne vorzugehen,

und die Republikaner ihrem Schicksal zu überlassen, übernahmen die Conservativen den General Boulanger, um mit seiner Fahne die Reihen der Republikaner zu lichten. Aber Boulanger zog nur eine verschwindende Zahl Republikaner nach sich, brachte dagegen viele Conservative und Schwankende in Verwirrung und dadurch zum Abfall. Die Republikaner jeder Farbe und Gattung aber schlossen sich um so enger zusammen und ihre Führer waren um so rücksichtsloser im Gebrauch aller erreichbaren Mittel. Sie siegten um so leichter, als vielen Wählern auch wegen der Möglichkeit eines Krieges bange gemacht wurde. Unter dem fürchterlichen Getöse eines unerhörten Wahlkampfes hatten die Conservativen vergessen, die Wahlbureaus stark zu überwachen, weshalb es den Republikanern gelang, mindestens hundertfünfzig Wahlergebnisse bei der Zählung zu fälschen. Haupturheber dieses unnatürlichen Bündnisses der Monarchisten mit einem unzweifelhaft pflichtvergessenen General war der Leiter des „Gaulois", Arthur Meyer, ein getauft sein sollender Jude, welcher es verstanden hatte, sich das Vertrauen der monarchistischen Führer zu erlangen, ja einer der Berather des Grafen von Paris zu werden.

Diese Niederlage war ein Schlag, von dem sich die conservative Partei seither nicht wieder erholt hat. Denn durch das unnatürliche Bündniß mit dem untreuen General und einer Anzahl radikaler, sogar socialistischer Führer (Rochefort, Laguerre, Naquet, Viviani ꝛc.) ist eine Verwirrung der Begriffe eingetreten, welche eine Menge Wähler der Republik, selbst dem Radikalismus zuführte. Unter den Treugebliebenen sind seither weitere Spaltungen eingetreten. Ein Theil entsprach den päpstlichen Weisungen, ging zur Republik über, ohne es bis jetzt zu einer wirklichen Parteileitung zu bringen. Es hat nie Zusammenhang, nie ein einheitliches Programm unter ihnen gegeben, so daß jetzt verschiedene Gruppen und Spaltungen vorhanden sind. Ein Theil folgt, als Union nationale, der Fahne des Abbé Garnier, eines eifrigen, thätigen, beredten Priesters, dem es jedoch etwas an wirklichem politischen Verständniß fehlt. Seine Anhänger bilden eine Gefolgschaft überschwänglicher Nationalisten, die nicht recht wissen, was sie wollen, die Verworrenheit ihrer Strebungen unter nationa-

listischen Kundgebungen zu verdecken suchen, die Einsetzung des Tages der Jeanne d' Arc als Nationalfest betreiben. In socialer und religiöser Hinsicht haben sie indessen einige Erfolge aufzuweisen. Die Beigetretenen (ralliés) verfallen vielfach der Kirchenfeindschaft, da sie in der Zustimmung zur Republik auch die Preisgabe der kirchlichen Sache begreifen. Unter den der Monarchie treugebliebenen Conservativen sind die alten Unterschiede zwischen Orleanisten und Legitimisten nicht ganz verwischt. Die Bonapartisten sind gespalten, indem eine starke Gruppe, hauptsächlich von Paul de Cassagnac mit seinem weitverbreiteten Blatt (Autorité) geleitet, bereit ist, auch dem Königthum zuzustimmen, wenn dasselbe dem Kaiserthum zuvorkommen sollte. Man nennt diese Gruppe auch Solutionisten.

Das Boulanger-Abenteuer zerrüttete nicht blos die monarchistische Partei, sondern versetzte sie in die Unmöglichkeit, die Panama-Geschichte in einer für Frankreich ehrenhaften Weise zum Austrage zu bringen und dadurch einen gedeihlichen Umschwung herbeizuführen. Die päpstlichen Weisungen kamen dazu, weßhalb sich jetzt unter 581 Ageordneten kaum noch 90 Conservative, wovon die Hälfte Beigetretene, befinden. Gegen die früheren 220 bis 260 Monarchisten ein furchtbarer Rückgang. Freilich zählt man noch etwa 70—80, vielleicht auch 100, welche weniger kirchenfeindlich sind als die übrigen Linken. Aber sie leisten nicht viel. Im Allgemeinen ist die Lage so, daß ohnedies an neue kirchenfeindliche Gesetze vorderhand nicht gedacht werden kann. Es sind zu viele sonstige Nöthen vorhanden.

An den Panama-Gaunereien war kein Conservativer betheiligt. Sie standen also unversehrt da, vertraten das öffentliche Gewissen, die Ehre der Kammer und des Landes. Aber durch den Boulangismus waren sie um Ansehen und Vertrauen gekommen, auch in ihrer Zahl verringert. Andernfalls hätten sie wohl vermocht, durch Aufdeckung aller Schändlichkeiten der Panamiten die Republik in die Luft zu sprengen. Dank der den Republikanern eigenen Unverfrorenheit und Rücksichtslosigkeit gelang es daher diesen, alle Panama-Gaunereien zu vertuschen, und ihre Herrschaft nur noch fester zu begründen. Die Panamiten, mehrere Hundert, bilden mit ihren Parteigenossen einen

festgeschlossenen Ring, welcher alle Gewalt, alle wichtigen Staatsstellen in den Händen hat, sich einmüthig vertheidigt, sich durch nichts berühren läßt. Fast alle Namen und Vorgänge sind noch und noch bekannt geworden, Jedermann kennt die Schuldigen, von denen fast keiner bestraft wurde. Noch vor einem halben Jahr sind sieben derselben vor Gericht geladen gewesen, sie wurden der Bestechung überführt, Beweise und Zeugen waren vorhanden. Aber sie führten sich um so frecher auf, schimpften und drohten dem Hauptzeugen (Arton), wurden dann auch glänzend freigesprochen. Die ganze Regierung ist ja auf die Vertuschung der Panama-Gaunereien gegründet; Panama ist bestimmend, maßgebend für Alles, obwohl jetzt schon eine Anzahl Panamiten gestorben sind. Aber diesen werden feierlich Denkmale gesetzt, nachdem sie, wegen ihrer Verdienste, auf Kosten des Staates beigesetzt worden waren. Panama steht einzig da in der Geschichte. Denn daß eine so riesige, offenkundige Gaunerei zur Grundlage der Regierung geworden, ist wohl noch nicht dagewesen.

Besonders seit einem Jahr ist nun die Dreyfus-Sache zur entscheidenden Staatsfrage geworden, vor welcher alle anderen Angelegenheiten in den Hintergrund treten, die Parteiverhältnisse verschwinden und verschoben werden. Der aus Mülhausen gebürtige Artillerie-Hauptmann Alfred Dreyfus war nach 1871 mit zwei seiner Brüder nach Frankreich übersiedelt, Franzose geblieben, während der Vater und älteste Bruder Deutsche wurden, um ihre große Fabrik fortzuführen. Die Familie war also sehr französisch gesinnt, entschieden deutschfeindlich. Es mußte daher sehr auffallen, als am 23 Dezember 1894 der seit zwei Jahren im Generalstab beschäftigte Artillerie-Hauptmann vom Kriegsgericht wegen Hochverrath zu lebenslänglichem Gefängniß in einer Strafkolonie verurtheilt, am folgenden 5. Januar öffentlich degradirt und nach der Teufelsinsel (bei Cayenne) abgeführt wurde, trotz beständiger Betheuerungen seiner Unschuld, zuletzt noch in einem Brief an den Kriegsminister. Das Volk war so rasend und tollwüthig, daß es die Mitglieder des Kriegsgerichtes in Stücke zerrissen hätte, wenn Dreyfus freigesprochen worden wäre. Bei der mit schauerlichem Prunk, etwas bühnenhaft vorgenommenen

Degradation, bei der Ueberführung des Unglücklichen nach dem Hafen war die Raserei des Volkes noch größer. Nur Waffengewalt vermochte zu verhindern, daß Dreyfus todtgeschlagen, oder zerfleischt und zersetzt wurde. Diese Raserei des Volkes war das Werk der Presse. Die antisemitischen Blätter, obenan die „Libre Parole“, waren zuerst von der Verhaftung Dreyfus und allen Einzelheiten unterrichtet, beuteten sie zu der schlimmsten Juden- und Verrätherhetze aus, die man sich denken kann. Die übrigen Blätter stimmten ein, leider zeichneten sich auch die katholischen dabei aus, um im Patriotismus nicht zurückzustehen, nicht als Mitschuldige des Verräthers verdächtigt zu werden. Dreyfus war schuldig, bevor das Urtheil gefällt wurde. Die Verhandlung des Kriegsgerichtes begann öffentlich, aber gleich beantragte der die Anklage führende Major d'Ormescheville Thürschluß, wegen der auswärtigen Beziehungen. Der Vertheidiger des Angeklagten, Anwalt Demange, konnte indessen noch hervorheben, die ganze Anklage stütze sich auf ein einziges Beweisstück, den Begleitschein (Bordereau), worin Uebersendung einiger fast werthloser militärischer Papiere angezeigt wird. Dieser Begleitschein sollte, nach allen Angaben, in der deutschen Botschaft durch einen französischen Spion entwendet worden, Dreyfus dessen Schreiber sein. Hierin waren jedoch die Schriftkundigen nicht einig: der beste Schriftkundige Frankreichs, der an der Bank angestellte Gobert, verneinte dies entschieden, dagegen gab Dr. Bertillon an, durch das von ihm erfundene Verfahren sei die Urheberschaft Dreyfus' unwiderleglich bewiesen.

Der Fall Dreyfus hatte ungeheure Aufregung hervorgerufen, die hauptsächlich gegen jeden Deutschen und Ausländer sich richtete. Dazu eine Ueberreizung der Nationalgefühle mit der großen Befriedigung, nun einmal einen Spion ersten Ranges zur Strecke gebracht zu haben, nachdem Tausende der Ausspähung verdächtige Personen vergeblich verfolgt worden waren. Allmählig aber drangen seither eine Menge Einzelheiten über die Vorgänge in die Oeffentlichkeit. Mitglieder des Kriegsgerichtes plauderten aus, nach Thürschluß seien denselben geheime Beweisstücke seitens des Kriegsministers Mercier mit dem Befehl zugestellt worden, ohne Berathung

das Urtheil zu fällen. Der halbamtliche „Eclair“ brachte dann auch den Wortlaut eines dieser Stücke, welches übrigens nur einen Taugenichts D. erwähnt. Dann brachte der „Matin“ den Lichtabdruck des Begleitscheines, dessen Schrift nun sofort (durch den Bankherrn De Castro) als diejenige des Majors Esterhazy erkannt wurde. Der Bruder des Verurtheilten, Mathieu Dreyfus, zeigte hierauf Esterhazy als den Urheber des Begleitscheines an, forderte Freisprechung des Hauptmanns. Da eine Menge Briefe an Esterhazy vorliegen, herrscht seither auch nur eine Stimme, daß er der Urheber des Begleitscheines sei, obgleich sich wieder Schriftkundige fanden, welche gutachteten, es handle sich nur um eine nachgemachte, abgeklatschte Schrift Esterhazys. Derselbe hat übrigens selbst zugestanden, die Schrift gleiche der seinigen zum Entsetzen

Die von Major d'Ormescheville verfaßte Anklageschrift wurde ebenfalls veröffentlicht, gleichfalls durch Bruch des Amtsgeheimnisses, wobei wiederum gerichtliche Ahndung ausblieb. Diese Anklageschrift bestätigt, daß der Begleitschein das einzige Beweisstück gewesen. Ein Beweggrund war nicht angegeben, ist auch niemals nachgewiesen worden. Ein Verbrechen ohne Beweggrund ist aber undenkbar. Dies hatte von Anbeginn alle Vernünftigen stutzig gemacht. Dreyfus war reich, glücklich verheirathet, weder Spieler noch Wüstling, hatte die besten Aussichten im Dienst. Er gehörte einer Deutschland hassenden Familie an, war in Frankreich erzogen. Durch Verrath setzte er daher ungleich mehr ein, als er je dafür erringen konnte. Denn der Verräther wird bezahlt, aber zeitlebens verachtet, man räumt ihm keine Stelle im eigenen Staatsdienst ein.

Natürlich wurden alle diese Dinge lebhaft in der Presse besprochen, mehrere Blätter wurden eigens dazu gegründet, um die Unschuld Dreyfus' zu vertheidigen. Mehrere namhafte Persönlichkeiten, wie der Senator Scheurer-Kestner, thaten dasselbe, um die Regierung zu einer neuen Untersuchung des Falles zu bestimmen. Anderseits wurde die Sache mehrmals in der Kammer zur Sprache gebracht. Der Graf de Mun forderte die Regierung zweimal auf, die Ehre des Heeres gegen die Angriffe und Schmähungen der Presse zu vertheidigen.

Stets, im ganzen wohl ein Dutzendmal, antworteten die Kriegs- und Ersten Minister: Dreyfus ist gesetzlich und gerecht verurtheilt worden; jedesmal stimmte die Kammer zu. Nur die Socialisten stimmten dagegen. Auf diesem Wege war also nichts für Dreyfus zu erreichen, die Regierung hatte das Volk hinter sich, welches mit einer abergläubischen Hartnäckigkeit sich gegen jegliche Revision auflehnte. Seit 1871 ist mehr als jemals der Wahnglauben dem Volk in Fleisch und Blut übergegangen, alle Niederlagen seien nur durch Verrath verursacht worden.

Noch 1894 war der Oberst Sandherr aus Mülhausen, welcher als Vorstand des Nachrichtenamtes die Verfolgung eingeleitet hatte, gestorben und durch den Obersten Picquart (aus Straßburg) ersetzt worden. Diesem waren Schriftstücke (u. a. der petit bleu genannte Kartenbrief) in die Hände gerathen, welche ihm zu beweisen schienen, der genannte Esterhazy sei ein Verräther, liefere dem deutschen Militär-Attaché Oberst v. Schwarzkoppen, militärische Urkunden aus. Seine Vorgesetzten, General Gonse und Kriegsminister Billot, ermuthigten Picquart in seinen Nachforschungen. Als diese jedoch zugleich auch zu beweisen schienen, Esterhazy sei der Urheber des Begleitscheines, Dreyfus also unschuldig, ward Picquart nach Tunis strafversetzt, erhielt einen Posten, von dem man nicht mehr zurückzukehren pflegt. Dies alles wurde mit vielen Einzelheiten bekannt, machte großen Eindruck, freilich nur bei den nicht Voreingenommenen. Esterhazy wurde indessen auf die Anzeige Mathieu Dreyfus' in Untersuchung gezogen. Von dem Gang der Untersuchung, von Allem was gegen ihn im Werke war, wurde er Tag für Tag von dem im Kriegsministerium angestellten Obersten Du Paty de Clam benachrichtigt, ihm geheime Schriftstücke mitgetheilt, um sich vertheidigen zu können. Der Oberst ließ ihn unter falschem Namen Telegramme und Briefe an Picquart in Tunis richten. All dies, um sich gegen die von Picquart beigebrachten Beweise vertheidigen, diesen aber hineinlegen und die Schuld Dreyfus' bekräftigen zu können. Der Graf Walsin, der sich Esterhazy nennt, weil er mütterlicherseits von einem Mitgliede dieser Familie stammt, war wegen schlechter Führung zeitweilig außer Dienst gestellt. Er ist Spieler, Wüstling,

Verschwender, kurz alles Andere, als was man von einem ehr-baren Mann verlangt. Die aus der Untersuchung gegen ihn hervorgegangene, von Major Ravary verfaßte Anklageschrift war indessen nicht gegen ihn sondern gegen Picquart gerichtet. Esterhazy ward freigesprochen, Picquart aber verfolgt, ein-gesperrt und mit Entfernung aus dem Heer bestraft.

In diesem Stadium veröffentlichte Zola einen Brief an den Präsidenten der Republik, in welchem er die ganze Sache darlegte, Mercier, Du Paty de Clam, den Obersten Henry u. s. w beschuldigte, mit diabolischem Eifer die Verurtheilung Dreyfus' herbeigeführt zu haben. Zugleich bezeichnete er Esterhazy als den eigentlichen Verräther, Dreyfus sei auf Befehl verurtheilt worden. Der über vierzehn Tage dauernde Prozeß vor dem Schwurgericht endigte mit der Verurtheilung Zolas zu einem Jahr Gefängniß wegen Beleidigung des Kriegsgerichtes. Die Verurtheilung ward vom Obergericht wegen Formfehler um-gestoßen, die Sache an das Schwurgericht in Versailles ver-wiesen, wo Zola durch sein Fernbleiben die Verhandlungen vereitelte. Diese Gerichtsfälle brachten in Paris Straßenaufläufe hervor, die Wuth des Volkes gegen die „Beleidiger des Heeres" stieg aufs Höchste. Trotzdem der Vorsitzende des Schwur-gerichtes die Verhandlungen sehr einzuschränken wußte, viele von den Anwälten beantragte Fragen nicht stellen ließ, kam doch wiederum Vieles ans Tageslicht. Namentlich verweigerten Mercier und Meline (erster Minister) die Antwort auf die Frage, ob dem Kriegsgericht 1894 geheime Beweisstücke mit-getheilt wurden, von denen Dreyfus und sein Anwalt nichts erfuhren. Natürlich wurde diese Weigerung als Eingeständniß gedeutet. Trotz alledem machten diese Verhandlungen auf jeden Unbefangenen den Eindruck, daß bei der Verfolgung des Dreyfus unlautere Mittel angewandt wurden, Esterhazy aber ein recht erbärmlicher Mensch und der eigentliche Verräther sei. Es wurden Briefe von ihm verlesen, worin er die Franzosen und besonders ihre Generale als nichtswürdige Feiglinge be-zeichnete, er wünsche sich keinen glorreicheren Tod, als den als Rittmeister der Ulanen, die Franzosen niedersäbelnd.

Am 7. Juli 1898 erfolgte eine neue Interpellation über die Dreyfus-Frage. Der Kriegsminister Cavaignac (im mittler-

weile eingesetzten Ministerium Brisson) versicherte, über tausend Beweisstücke gegen Dreyfus seien von 1892 bis 1898 beigebracht worden, also wohl die Mehrzahl nach dessen Verurtheilung. Er verlas einige derselben, gab auch zu, daß dem Kriegsgericht einige dieser Beweisstücke zugesteckt worden seien. Die Kammer heulte förmlich Beifall, gewährte mit Einhelligkeit — nur Meline und ein oder der andere enthielten sich — eine Vertrauensabstimmung, und beschloß den Maueranschlag seiner Rede. Aber an einem der letzten Tage des Monats brachte die halbamtliche Agence Havas die Meldung, der Oberst Henry (Vorstand des Nachrichtenamtes seit dem Abgang Picquarts) habe dem Kriegsminister eingestanden, er habe das eine der in der Kammer verlesenen Beweisstücke (das einzige, worin der Name Dreyfus vorkommt) angefertigt. Wegen dieser Fälschung habe Cavaignac sofort Henry verhaften und nach dem Mont Valerien abführen lassen, bis sein Fall kriegsgerichtlich ausgetragen sei. Am andern Tage ward der Selbstmord Henrys gemeldet. Nach dem Polizeibericht hatte er auf jeder Seite des Halses einen tödtlichen Einschnitt, in der Hand aber ein zugeklapptes Rasirmesser. Eine gerichtliche Untersuchung des Todfalles fand nicht statt. Außer verschiedenen anderen verdächtigen Geschichten ist auch der Tod eines Spions Lemercier Picard zu verzeichnen, welcher u. a. den Dreyfus-Vertheidigern falsche Papiere angeboten, und in einer Stellung erhängt gefunden wurde, die nicht auf Selbstmord schließen läßt.

Der Fall Henry machte ungeheuren Eindruck. Paris sah ganz so aus wie an dem unvergeßlichen Sonntag, wo die Nachricht von der Niederlage bei Wörth und Spichern eingetroffen. Man sah nur Bestürzung und Enttäuschung auf allen Gesichtern. Denn durch den Tod Henry entging dem Volke der Spion Dreyfus, an dem es seit vier Jahren seine patriotische Befriedigung gefunden hatte. Seine Verurtheilung war von der Menge ganz wie eine Vergeltung, Rache für Sedan aufgefaßt, ja gefeiert worden. Und nun, wenn Henry, ein Hauptzeuge gegen Dreyfus, eingestehen mußte, ein falsches Beweisstück angefertigt zu haben, so mußte Jeder folgern, daß noch mehr solcher Fälschungen unter den tausend Beweisstücken sich finden müßten, von denen Cavaignac mit solchem Nachdruck gesprochen.

Die Revision war nun nicht mehr aufzuhalten, das gestanden selbst Blätter ein, welche bis dahin im Namen der Ehre des Heeres, der Sicherheit des Landes dieselbe bekämpft hatten. Auf die Eingabe der Frau Dreyfus und das Gutachten des betreffenden Ausschusses ließ das Ministerium (Brisson) bei dem Kassationshof den Antrag auf Revision stellen. Das Ministerium begründete den Antrag auf den Fall Henry, sowie auf die Entwerthung, die Zweifel an der Aechtheit des Begleitscheines. Hätte es denselben auf die geheime Mittheilung von Beweisstücken begründet, so trat einfach Vernichtung der Verurtheilung ein, aber dann mußte der General Mercier schwer bestraft werden.

Die nationalistischen und auch die meisten katholischen und conservativen Blätter überwanden sehr schnell den Eindruck, den der Fall Henry auf sie hervorgerufen hatte. Sie erklärten, Cavaignac habe diese treue einfache Seele durch seine unerhörte Rücksichtslosigkeit in den Tod getrieben; Henry habe durch das von ihm gefertigte Schriftstück nur den Punkt auf das i gesetzt, um die Beweise deutlicher zu gestalten. Er wollte den Namen Dreyfus, der in allen bisherigen Beweisstücken fehlte, obwohl angedeutet, offen hineinbringen. Henry wurde für einen Nationalhelden erklärt, sogar ein Denkmal für ihn angeregt. Die Revisions-Gegner wurden nur noch gehässiger, hartnäckiger. Besonders wurde auch betont, alle Geheimnisse des französischen Nachrichtenamtes (Auskundschafterei) würden Deutschland ausgeliefert, wenn Anwälte und Richter Einsicht in die geheimen Papiere der Dreyfus-Sache erhielten. Die Revision wird besonders bitter vom Gaulois und Petit Journal bekämpft, welche beide stark in Panama gemacht hatten, also ihre damalige Thätigkeit wohl vergessen zu machen suchen. Petit Journal erhielt über eine halbe Million aus der Panamakasse, ist das einflußreichste Blatt Frankreichs. An der Spitze des Gaulois steht Arthur Meyer, der Macher des Boulangismus. Als Jude ist Dreyfus im Grunde ein Opfer des Panama, bei dem 800,000 kleine Leute bittere Verluste erlitten, viele Juden aber Millionen und Millionen einsteckten, wie namentlich Cornelius Herz. Dies brachte den Antisemitismus auf, der sich mit Berserkerwuth auf Dreyfus stürzte, weil er Jude ist.

Der Antisemitismus und der Fall Dreyfus haben wesentlich zu der Bildung der Nationalistenpartei beigetragen, welche sich, etliche zwanzig Köpfe stark, in der Kammer zusammengeschlossen hat, jetzt aber schon über 130, sogar 200 Stimmen verfügt. Es gehören mehrere frühere Boulangisten (Deroulède, Millevoye u. s. w.) dazu, außerdem die vier oder fünf Antisemiten, die übrigen sind Katholiken und Conservative. Die gesammte katholische (Peuple français, la Croix) und conservative Presse ist vorwiegend nationalistisch geworden. Unter dem Wahlspruch „Frankreich den Franzosen" sollen alle Ausländer und Juden möglichst über die Grenze geschafft, die Naturalisation derselben erschwert, erst deren Enkel oder Urenkel vollbürtige Franzosen werden. Dieser überspannte Nationalismus ist anderseits wiederum eine Nachwirkung des letzten Krieges. Die Franzosen sind um ihre Nationalität, selbst um ihr nationales Dasein besorgt, glauben dieselben durch die fremde Ueberfluthung gefährdet, haben sich vielfach daran gewöhnt, in jedem Ausländer einen versteckten Feind, einen Ausspäher und Verräther zu erblicken. Dieser Haltung der Franzosen dürfte es wenigstens theilweise zuzuschreiben sein, daß seit sieben oder acht Jahren die Zahl der Ausländer eher ab- als zugenommen, die der Naturalisation sich nur wenig gemehrt hat, trotz der in letzterer Hinsicht gewährten Erleichterungen.

Im Uebrigen ist die Dreyfus-Geschichte auch eine Folgewirkung der allgemeinen politischen Zustände. Frankreich ist dem Namen nach eine Republik, Verfassung und Staatseinrichtungen sind durchaus monarchisch-cäsaristisch, besonders aber centralistisch. Alles hängt von der Regierung in Paris ab, namentlich bezüglich der Beamten und der Geldmittel besitzt der Präsident größere Befugnisse als ein Monarch. Der Kriegsminister hat alle Offiziere und alle für das Heer bestimmten Geldmittel in der Gewalt. Bezüglich der Beförderung der Offiziere wie der Verwendung der Gelder werden in den Blättern die willkürlichsten Handlungen gerügt. Die Politik greift in das Heer über, bringt Spaltungen hervor, besonders da ja der allmächtige Kriegsminister nicht nach Befähigung, sondern nach Partei-Rücksichten ernannt wird. Dies wirkt zersetzend, obwohl die Katholiken und Conservativen stark im Offizierstand zu-

genommen haben und für gute Kameradschaft, Aufrechthaltung der alten Gewohnheiten und Ueberlieferungen sorgen. Da die Katholiken und Conservativen von den Beamtenstellen möglichst ausgeschlossen werden, treten dieselben um so zahlreicher in den von den Republikanern wegen seiner geringen Einträglichkeit gemiedenen Offizierstand ein. So zwar, daß gesagt wurde, die radikale Republik besitze einen glänzenden katholischen Generalstab; noch nie sei der Offizierstand so katholisch gesinnt gewesen als jetzt.

Bismarck hat ja dafür zu sorgen gesucht, daß den Franzosen die Republik erhalten bleibe, damit sie im eigenen Fett schmoren. Dies ist auch thatsächlich der Fall. Die Franzosen zehren sich in Parteikämpfen auf. Die Parteien haben dabei das Besondere, daß sie sich an Patriotismus zu übertrumpfen suchen, deßhalb sich gegenseitig anklagen und verdächtigen. Das Heer ist auf schnelle Kriegsbereitschaft eingerichtet, steht gewissermaßen schlagbereit da, aber Jedermann, am allermeisten der Offizier selbst, weiß, daß an den gewünschten Krieg in absehbarer Zeit nicht zu denken ist. Es fehlt an dem unentbehrlichen Bundesgenossen. Dabei ist das Heer ohne Spitze, ohne einen wirklichen Kriegsherrn. Der wackelige Präsident der Republik wie der in stetem Wechsel begriffene Kriegsminister können denselben nicht ersetzen. Das Heer ist dadurch ohne Rückhalt, ohne den nöthigen Schlußstein, deßhalb allerlei Wechselfällen ausgesetzt. Es ist dieserhalb innerlich krank, was sich in Dreyfus- und sonstigen Zufällen äußert. Besonders ein großes, auf allgemeiner Wehrpflicht beruhendes, folglich durchaus nationales Heer bedingt eine ständige, unantastbare Spitze.

Schon bei Beginn des Dreyfus-Rummels erhoben sich Blätter gegen die Ausdehnung und Vervielfältigung, welche bei dieser Sache sofort eintraten. Weil ein Offizier wegen Verrätherei verurtheilt wurde, wird die Ehre des Heeres als verletzt, die Sicherheit des Landes als gefährdet hingestellt. Es trat sofort eine Verwirrung aller Begriffe ein, die bei vielen absichtlich war. Leider auch bei denen, welche am meisten Ursache hatten, den Kopf oben zu behalten und sich der politischen Ausbeutung des Falles zu widersetzen, nämlich den Katholiken. Sie ergriffen unbesehen Partei gegen Dreyfus, erklärten Jeden, der nicht auf dessen Schuld schwur, als Be-

leidiger des Heeres, als Verräther des Vaterlandes. Selbst der Zweifel an der Schuld wurde als Hochverrath behandelt. Unter dem verhängnißvollen Einfluß der nationalistischen Strömung verloren sie alle Vorsicht. Sie sahen nicht, daß die Verurtheilung unter verdächtigen Umständen erfolgt, gewisse Zweifel berechtigt waren. Mit der „Ehre des Heeres" wurden alle Gründe förmlich todtgeschlagen. Die Sache Dreyfus war doch an sich nur ein Gerichtsfall, eine Rechtssache, die nur den Verurtheilten, seine Richter und Ankläger betraf. Richter aber sind nie als unfehlbar betrachtet worden. Ebenso ist nie geglaubt worden, daß ein bei einem Entscheid unterlaufener Irrthum Ehre und Ansehen der Gerichte, selbst nicht der Kriegsgerichte, beeinträchtigen könne. Und hier sollte die Ehre des ganzen Heeres und dadurch die Sicherheit des Landes vernichtet sein, wenn nicht Jedermann auf die Schuld Dreyfus schwöre? Aus dem einfachen Gerichtsfall wurde eine hochpolitische, eine Parteifrage gemacht.

In der Politik kommt eine Partei nur voran, erreicht Macht, Vertrauen und Einfluß, wenn sie sich auf das Recht stützt, nicht aber, wenn sie wegen eines Gerichtsfalles die Machtfrage stellt. Denn anderes ist der Kampf um Dreyfus nicht. Die Katholiken haben da eine ganze einzige Gelegenheit versäumt, als Kämpen für Recht und Gerechtigkeit aufzutreten, sich eine wuchtige Stellung zu erobern, als Hort der Rechte Aller dazustehen, und dabei die Ehre des Heeres am besten zu vertheidigen. Statt ihrer sind es anrüchige Panamiten, Clemenceau, Yves Guyot, Henry Maret u. s. w., welche sich durch ihren Kampf für Dreyfus reinwaschen, wiederum in der Politik oben kommen wollen. Sie schreiben jeden Tag, die Katholiken, die Jesuiten, diese ewigen Verschwörer, seien die wirklichen Urheber der Dreyfus-Geschichte, ganz wie sie auch den Boulangismus, besonders aber den Panama-Rummel erfunden hätten, um die Republik zu stürzen und selbst an's Ruder zu kommen.

Das Ministerium Meline war im Januar nach mehr als zweijähriger Dauer gestürzt worden, hauptsächlich durch die Zerfahrenheit und Aufsätzigkeit der Parteien, welche durch den Dreyfus-Kampf verursacht wurden. Ihm folgte das radikale

Ministerium Brisson, welches nicht feindlicher gegen die Kirche war als seine Vorgänger, aber die Revision einleitete, was einen furchtbaren Sturm in der Presse und auch einige Kundgebungen, besonders Ansammlungen mit Keilereien auf Straßen und Plätzen, in Paris hervorrief. Die Nationalisten gebärdeten sich wie Rasende; ihre Blätter verloren alles Maß, nannten die Minister Verräther, Bestochene, Spitzbuben, Schufte. Der Kriegsminister Zurlinden, seine Nachfolger Cavaignac (Nicht-Militär) und Chanoine thaten dasselbe, da sie mit der Revision nicht einverstanden waren, sondern öffentlich erklärten, von der Schuld Dreyfus überzeugt zu sein. Die erste Sitzung der Herbsttagung, den 25. Oktober, trotzt aller Beschreibung; mehrfach prügelten sich Nationalisten und Socialisten untereinander, so daß die Redner innehalten mußten. Deroulède griff Chanoine an, welcher auf die Rednerbühne eilte, um zu erklären, er theile, bezüglich Dreyfus, die Ueberzeugung seiner Vorgänger, und gebe der Kammer seine Bestallung als Kriegsminister zurück. Und damit eilte er zum Saal hinaus. Die Sitzung war mehrere Stunden unterbrochen, damit der Präsident Faure das Kriegsministerium einstweilig dem Marineminister Lockroy übertragen könne. Aber das also ausgeflickte Ministerium wurde in der äußerst stürmischen bis fast 9 Uhr dauernden Sitzung dennoch zu Boden gestimmt, natürlich wegen Dreyfus. In der Abstimmung über Vertrauens-Tagesordnung hatte es zwar die Mehrheit erlangt, aber die Zusatzanträge brachten ihm den Sturz. Die Folge war, daß, nach mehreren Tagen, durch Dupuy, unter dessen Ministerium 1894 Dreyfus verurtheilt wurde, (am 3. November) ein neues Kabinet gebildet wurde, welches aus Opportunisten und Radikalen bestand und worin der Großpanamit Freycinet das Kriegsministerium erhielt. Ueberhaupt dürfte durch die Dreyfus-Affäre ein für allemal mit der Gepflogenheit gebrochen werden, einen General zum Kriegsminister zu ernennen. Uebrigens ist auch gesagt worden, die Generäle zögen einen bürgerlichen Kriegsminister vor, da sie zu eifersüchtig unter sich seien, um sich diese Stellung zu gönnen. Auch bezeichnend!

Unterdessen hatte die Criminalkammer des Cassationshofes, am 29. Oktober, die Revision der Dreyfus-Verurtheilung

nebst vorheriger Untersuchung durch den Cassationshof selbst, beschlossen. Die dreitägigen Verhandlungen waren niederschmetternd für den Generalstab, die beiden Kriegsgerichte (welche Dreyfus verurtheilt und Esterhazy freigesprochen), besonders aber mehrere Generale und Offiziere. Der Bericht des Rathes Bard, der Antrag des Oberstaatsanwaltes Manau, sowie die Vertheidigung des Anwaltes Mornand (Vertreter der Frau Dreyfus als Vormünderin ihres Gatten) bestätigten viel Bekanntes, brachten viele neue Belastungen der Verfolger des Dreyfus. So namentlich, daß der Begleitschein nicht von Dreyfus sei, jeder ernstliche Schuldbeweis, ebenso auch jeder Beweggrund mangle, wogegen die Generale Boisdeffre, Pellieux und Gonse im Generalstab den Beweisen Picquarts für die Unschuld Dreyfus' und die Schuld Esterhazys ihre Ablehnung entgegensetzten, obwohl sie deren Begründung nicht bestritten. Es wurde festgestellt, daß der General Pellieux, als er die Untersuchung gegen Esterhazy führte, vollständig mit demselben im Einverständniß handelte, mit ihm seine Vertheidigung verabredete, seine schriftlichen Angaben eigenhändig verbesserte, kurz, die Verfolgung Esterhazys ein abgekartetes Spiel war, um die Oeffentlichkeit zu täuschen. Es wurde ein Drahtbericht Esterhazys vorgelegt, worin derselbe drohte, hochgestellte Personen zu verderben, wenn man ihn verurtheile. Eine Menge Widersprüche — um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen — von Generalen und Offizieren wurden nachgewiesen. Aus den drei mit vielen Beweisstücken gespickten Reden konnte man nur den Eindruck gewinnen, daß Dreyfus durch einen bedauerlichen Irrthum verurtheilt, die Kriegsbehörden aber, trotz aller Beweise, hartnäckig an seiner Schuld und Verurtheilung festhielten. Daß der Begleitschein in der deutschen Botschaft entwendet worden, getraut heute Niemand mehr zu behaupten. Damit ist derselbe auch ohne Werth und Beweiskraft, selbst wenn er von Dreyfus wäre, denn er ist der einzige Beweis, daß dieser mit der Botschaft in Verbindung gestanden. Das Eingeständniß Henrys drängt dazu, auch die meisten anderen Beweisstücke als Fälschungen zu betrachten. Das wird noch durch die Todesart Henrys bestärkt, nachdem er bei seiner Abführung ins Gefängniß noch seine Entrüstung

gegen die Hochgestellten ausgedrückt, auf deren Weisung er gearbeitet und die ihn nun seinem Schicksal überließen. Den Obersten Du Paty de Clam hat die Kriegsbehörde blos mit Entlassung bestraft, nachdem der Untersuchungsrichter Bertulus seine Fälschungen zu Gunsten Esterhazys und zum Verderben Picquarts festgestellt hatte. Die Untersuchung wurde einfach niedergeschlagen, dagegen Picquart von der Militärbehörde in Geheimhaft gebracht unter Anklage von Fälschungen, von denen Niemand etwas weiß. Boisdeffre trat ab, Pellieux bot seinen Abschied an.

Die Dreyfussache ist von Anbeginn als eine politische Angelegenheit behandelt worden, durch sie sind die Antisemiten und Nationalisten emporgekommen, was eine allgemeine Verschiebung oder Erschütterung der Parteien bewirkte. Die weitere, sehr folgenschwere Wirkung ist, daß der stets zwischen Republik, oder doch den dieselbe darstellenden Gewalten, und dem Heer bestandene Gegensatz sich sehr verschärft hat. So zwar, daß ein Zusammenstoß, ein Bruch eintreten kann. Die Republikaner sehen in der Oberherrschaft der bürgerlichen über die militärische Gewalt die Grundlage der Republik. Besonders Brisson und Dupuy haben beim Antritt des Ministeriums diese Oberherrschaft nachdrücklich betont. In der Dreyfussache aber stellte sich die Kriegsbehörde, der Generalstab, gewissermaßen über die Staatsgewalt hinweg, und das Volk, wie die Presse, waren in der Mehrheit mit ihnen. Brisson mußte in Abwesenheit der Kammern die Revision einleiten. Nur zuletzt stimmten die Kammern bei. Der Gegensatz ist deshalb nicht beseitigt.

Es ist, noch unter dem Ministerium Brisson, das Gerücht von einem durch die Generale beabsichtigten Staatsstreich umgegangen, welchem schwerlich eine ernstliche Thatsache zu Grunde lag. Aber unzweifelhaft ist jetzt die Lage so günstig wie jemals für einen Staatsstreich. Das Heer steht ungemein im Ansehen beim Volk, während die herrschenden republikanischen Politiker längst so sehr in der öffentlichen Achtung gesunken sind, daß sich keine Hand zu ihrer Vertheidigung erheben würde. Nun werden die Generale, Kriegsminister, höhere Offiziere vor dem Cassationshof erscheinen müssen, um sich verhören zu lassen. Wirklich gefehlt haben nur wenige, sie sind eher getäuscht

worden, haben sich geirrt. Dann wurde Alles angewandt, um die Sache nicht wieder aufleben zu lassen. Hiebei haben sich manche noch mehr in Irrthümer und Widersprüche verwickelt, wenn sie auch gewiß in gutem Glauben gehandelt haben dürften. Aber, man denke sich, wie dergleichen bei einem gerichtlichen Verhör grell hervortritt, in welch schlimmer, ja niederschmetternder Weise es durch die Presse ausgebeutet werden wird. So begreift jeder, daß man, um das Ansehen des Heeres nicht zu schädigen, diese Bloßstellung vermieden wissen will. Daher wurde der Gedanken ausgesprochen, die Generale würden durch einen Gewaltstreich der Sache vorgreifen. Jedoch fehlt ein wichtiges Erforderniß. Eine Aenderung der Staatsform kann nur zur Monarchie führen, hat nur den einen Zweck. Nun sind aber zwei Prätendenten da, Victor Bonaparte und der Herzog von Orleans. Die Aussichten der beiden sind nicht gar groß und schließen sich natürlich gegenseitig aus. Dieser Mangel eines scharf hervortretenden Prätendenten wird jedenfalls eine Hauptursache sein, wenn ein solcher Staatsstreich nicht stattfindet. Ein Gewaltstreich, um die politische Macht in die Hand eines Generals zu legen, würde vom Volk nicht verstanden werden, hätte daher keinen dauernden Erfolg.

Die nationalistische Strömung ist gewissermaßen ein Ersatz für die Monarchie: man will etwas Greifbares an die Stelle des fehlenden Monarchen setzen. Denn die Denkweise aller Franzosen ist monarchisch geblieben, indem sie auf Einheitlichkeit gerichtet ist, die durch eine wirkliche, leibliche Spitze ausgedrückt werden muß.

Das Ministerium Dupuy hat das Gelingen der Weltausstellung betont, für deren Einrichtung nur noch sechszehn Monate bleiben, auf welche aber Paris gewaltig große Hoffnungen setzt. Die Weltausstellung bedingt einen Waffenstillstand der Parteien. Allein die Verschärfung des Gegensatzes zwischen Heer und Republik dürfte bleiben, einmal ihre Wirkung hervorbringen.

LXVII.

Zeitläufe.

Faschoda zwischen England und Frankreich im Nilthal.

Den 12. November 1898.

Man muß an die neue Welt glauben, die das alte Europa, abgesehen von seinen inneren Zerwürfnissen, auf unabsehbare Zeit nicht mehr zur Ruhe kommen lassen wird. Jeder unbefangene Mensch mußte doch England beglückwünschen, daß es ihm endlich gelungen war, als Schutzherrschaft des alten Pharaonenlandes mit schweren Opfern an Blut und Geld den Feldzug über Chartum zu beendigen und die thierische Barbarei des Mahdi-Chalifen niederzuschlagen. Aber was war die nächste Folge?

Eine Spannung zwischen England und Frankreich, die zu einem förmlichen Kriegslärm führte. Wochenlang hörte man fragen, ob es wirklich möglich seyn sollte, daß es trotz der niederdrückenden innern Lage in Frankreich zum Zusammenstoß zwischen den zwei Mächten komme. Diesseits und jenseits des Canals wurde in den Marine-Arsenalen mit fieberhafter Eile gearbeitet, und namentlich England machte bereits seine ganze Seemacht mobil. So weit getraute man sich in Frankreich es denn doch nicht kommen zu lassen, und gab in dem zunächst vorliegenden Streitpunkte nach. Aber mit Vorbehalten, die England nöthigen, für die Zukunft auf Alles gefaßt zu seyn.

Als in Kairo der Strafzug gegen die Mahdisten ein-

geleitet war, wußte man noch nichts von Faschoda. Wohl war es bekannt, daß sich eine französische Expedition unter dem Major von Marchand schon seit zwei Jahren von den Niger-Gebieten aus nach den linken Ufern des weißen Nil befinde. Inzwischen hatte kurz vorher zwischen England und Frankreich eine Vereinbarung in dem langen Grenzstreit wegen der Niger-Länder stattgefunden. Die Expedition Marchand war allerdings mit französischen Staatsgeldern gefördert, aber unter dem Titel einer Forschungsreise, wie denn ihr Führer sich heute noch den „Abgesandten der Civilisation" nennt. Man hatte von seinem Vorrücken in Frankreich und anderwärts lange nichts mehr gehört und nahm schon an, daß das ganze Unternehmen verunglückt sei. Als aber Chartum gefallen war, und englische Schiffe den Nil aufwärts fuhren, fanden sie die Franzosen, allerdings in großer Gefahr und dem Verhungern ausgesetzt, unter der Fahne der Republik in Faschoda.

Frankreich suchte nun in dem Streite mit England geltend zu machen, daß auf das Nilthal für England-Aegypten kein Recht mehr existire, da es an den Mahdi verloren gegangen sei. Aber abgesehen davon, daß überhaupt durch die englische Dazwischenkunft allein die Existenz Aegyptens gegen den Umsturz durch Arabi gerettet wurde, konnte sich der englische Minister darauf berufen, daß die Westgrenze des ägyptischen Sudan von Deutschland, Italien und dem belgischen Congo im Jahre 1890 vertragsmäßig anerkannt sei. Man sollte auch meinen, daß er unwidersprochen sagen konnte: „Zweifellos haben die militärischen Erfolge des Mahdi den ägyptischen Titel auf das Nilthal zeitweise suspendirt, aber das dadurch Aegypten vorübergehend entzogene Recht ist untheilbar auf den Sieger übergegangen. Bis zum letzten Augenblicke reichte die Macht der Derwische bis nach Bor im Süden und deren Effektivoccupation hörte erst auf, als ihre Rechte und Ansprüche durch den Sieg von Omdurman auf die erobernden Armeen übergingen."

Auffällig ist es auch, daß die Franzosen sich gerne mit einer Abtretung des Nilbeckens im Gebiet von Bahr-el-Ghasal durch die Engländer hätten entschädigen lassen. Diese sollten also herschenken, was ihnen nach französischer Anschauung nicht gehören würde.

Die ganze Verwirrung kommt zunächst auf den englisch-congolesischen Pachtvertrag mit Belgien über das linke Weiße-Nil-Ufer vom 14. Mai 1894 zurück. Ein bekannter Forschungsreisender, welcher sich damals als Kenner der Lage über das Abkommen aussprach, bemerkte im Eingange seiner Darstellung: „Aber auch im Innern, in Ländern, die auf der Karte noch ein tadelloses Weiß aufwiesen, laufen die bunten Grenzen der Schutzgebiete und Interessensphären wirr durcheinander. Sie bewegen sich in keineswegs einfachen Linien, sondern sind vielfach ausgezackt und eingebucht." [1])

Der Vertrag war eigentlich ein Tauschvertrag, da er die betreffenden Gebiete nicht endgültig abtreten, sondern nur in Pacht geben wollte. England überläßt dem Congostaate ungeheure Territorien, die im Osten vom Albert-See und dem Laufe des Nil begrenzt werden, im Norden bis in die Breite von Faschoda, also bis halbwegs nach Chartum reichen und den größten Theil der ehemals ägyptischen Provinz Emin Pascha's, sowie den Distrikt Bahr-el-Ghasal umfassen. Letzterer wird indeß nur für die Lebenszeit des Königs der Belgier ihm überlassen. Dazu bemerkt der Berichterstatter: „Diese Abtretung der Sudan-Ländereien war für England jedenfalls kein großes Opfer. Sie bilden einen Theil des ägyptischen Reiches im Sudan und sind heute im Besitze des Chalifen des Mahdi. Gelingt es den Belgiern, die harte Nuß des Mahdismus zu knacken, so werden die Engländer im Norden des Sudan die reichen Früchte davon einerndten. Können jedoch die Belgier den Mahdisten nicht Herr werden, so ist überhaupt die ganze

1) Oskar Baumann in der Wiener „Neuen freien Presse" vom 5. Juni 1894.



Abtretung illusorisch." Da nun nicht die Belgier, sondern die Engländer der Madhisten Herr geworden sind, so sollte man meinen, daß die weitere Abmachung Niemand anders anginge, als England und den Congostaat. In der That hat gleich im Jahre darauf der Staatssekretär Grey im englischen Unterhause erklärt, daß jede Einmischung Frankreichs als ein „unfreundlicher Akt" angesehen werden würde.

Der Tauschvertrag von 1894 hatte aber für England noch einen anderen Zweck. Er bestimmte, daß der Congostaat als Gegenleistung an England einen 25 Kilometer breiten Landstreifen abzutreten habe, der längs der deutsch ostafrikanischen Grenze vom Nordende des Tanganyika- zum Südende des Albert Edward-Sees zu verlaufen habe. Damit wäre der von England so eifrig angestrebte Zweck erreicht: die Verbindung seiner südlichen und nördlichen Besitzungen. die Straße von Kairo bis zum Kap. Aber Deutschland wäre dadurch vom Congostaat abgeschnitten worden und sein Gebiet in Ostafrika der britischen Umklammerung anheimgefallen. Als aus Berlin der Protest erfolgte, ließ England den Kilometer-Streif fallen, aber es ließ den Tauschvertrag dennoch bestehen, denn der „Congo soll auch gegen Frankreich als Pufferstaat dienen, welches unaufhaltsam sein Colonialreich von West nach Ost vorschiebt, und die Engländer ziehen es vor, den Congo-Staat als Schutzwehr vorzuschieben." [1])

Von dem Theil des Vertrags, welcher die Landabtretung Belgiens an England betraf, wird erst in Bezug auf das deutsche Reich die Rede seyn. Hier handelt es sich um die Frage, wie es kam, daß die Expedition Marchands über den belgischen Congo und zunächst unter Förderung des Gouverneurs Liotard aus dem oberen Ubangi-Gebiet bis nach Faschoda vordringen konnte. Der belgische Congo war seitdem sehr rührig. Es handelte sich um eine Parallelaktion mit England gegen die Mahdisten in der ehemaligen Provinz Emin Pascha's, die für Belgien bekanntlich auch Erfolg hatte,

1) Dr. Baumann a. a. O.

während die Engländer vom Norden her auf Dongola vorrücken sollten.[1]) So schloß sich die Expedition Marchands an, aber unter dem Vorgeben, es handle sich nur „um wissenschaftliche Forschungen und Vermessungen an der Ostgrenze des französischen Sudan." In England verhehlte man, wie gesagt, sein Mißtrauen nicht:

„Sobald Frankreich in den Besitz des oberen Nilthals gelangte, würde die Stunde der Räumung Aegyptens für England geschlagen haben, einmal, weil Frankreich dann die Wässer des Nils, auf welche Aegypten total angewiesen ist, beherrschen würde, dann aber auch in Folge der isolirten strategischen Position, welche das rings von dem ungeheuren französisch-afrikanischen Reich sodann umschlossene untere Aegypten einnehmen würde. Darüber, daß eine solche, für die brittischen Interessen in Nordafrika verhängnißvolle Eventualität in sehr greifbare Nähe gerückt ist, herrscht jetzt in den maßgebenden Kreisen Englands kein Zweifel mehr. Die englische Regierung ist der Entwicklung der jüngst abgeschlossenen Congo-Staat-Verträge, einerseits zwischen dem Congo-Staat und Belgien und andrerseits zwischen Belgien und Frankreich, mit lebhafter Beunruhigung gefolgt, da sie dringenden Grund zu der Annahme hat, daß der Zweck besonders des letzteren Uebereinkommens ein geheimes Einverständniß über die mit allen Mitteln durchzuführende und zu beschleunigende Besetzung des oberen Nilthals durch Frankreich ist, und da auch, abgesehen hiervon, das Frankreich wieder eingeräumte Vorkaufsrecht auf den Congo-Staat mit den brittischen Interessen in Afrika für unvereinbar gehalten wird".[2])

Kurz darauf fand in London die Parlamentssitzung statt, in welcher der Staatssekretär Grey die bekannte Erklärung abgab. Es bestand sogar der Verdacht, daß der belgische Congostaat nur der Platzhalter für die Franzosen in der früheren ägyptischen Provinz Bahr-el-Ghasal sei. „Frankreich will sich den Sudan sichern und außerdem am oberen

1) Aus Brüssel, s. Münchener „Allg. Zeitung" v. 26. Aug. 1896.
2) Aus London s. Münchener „Allg. Zeitung" v. 22. Februar 1895.



Nil Einfluß gewinnen, um England in Aegypten nicht auf-kommen zu lassen".[1]) Damals war ein Umstand noch gar nicht in die Erscheinung getreten, der das Bild der grenzenlosen Verwirrung wegen des dunkeln Welttheils vervollständigen würde: nämlich die Einmischung Abessiniens in den Streit der beiden europäischen Mächte. Ein ägyptisches Blatt hat sich vor einem Jahre dieses Bild vor Augen gehalten, ausgehend von der Frage des englischen Ueberlands-Telegraphen durch Afrika:

„Am Tanganyika angelangt, soll der Telegraph am Westufer weitergeführt und nach Uganda geleitet werden. Bereits im Jahre 1894 suchte England der Ausführung dieses Projekts die Wege zu ebnen, indem es mit dem Congostaate jenen Pachtvertrag schloß, durch welchen es einen 25 Kilometer breiten Streifen zwischen Deutsch-Ostafrika und dem Congostaat erhielt, ein Vertrag, der indessen infolge des Einspruches Deutschlands und Frankreichs fallen gelassen werden mußte. Jetzt scheint es, daß sich England und der Congostaat stillschweigend auf's Neue geeinigt haben, das Unternehmen zu stande zu bringen. Noch vor mehreren Monaten war man der Ansicht, daß die Schwierigkeit der Erlangung eines Landstreifens am Tanganyika das einzige Hinderniß sei, welches sich der Ausführung des englischen Projektes in den Weg stellte, und jetzt bietet sich durch das Vorrücken der Franzosen zum oberen Nil den Engländern ein neues und zweifellos noch ernsteres Hinderniß dar. Das planvolle Vordringen der Franzosen von Westen zum Nil und ihre Vereinigung mit ihren von Westen, von Abessynien, kommenden Landsleuten bildet entschieden einen der großartigsten Erfolge, der in colonialer Beziehung auf dem schwarzen Continent errungen worden ist. Durch diesen kühnen Zug wird nicht nur die Verwirklichung eines zusammenhängenden englischen Groß-Afrika's unmöglich gemacht, sondern auch die Festsetzung der Engländer im Sudan außerordentlich erschwert. Es sind die ernstesten Interessen beider Mächte, welche sich hier gegenüberstehen. Es handelt sich darum, entweder von Süden nach

1) Bericht der Berliner „Germania" vom 13. März 1895.

Norden eine ununterbrochene englische oder von Westen nach Osten eine ununterbrochene französische Einflußsphäre zu legen. Am obern Nil stoßen diese Bestrebungen zusammen".[1])

Was war Abessinien noch vor dreißig Jahren? Jetzt machen drei Mächte dem Negus Menelik, Kaiser von Aethiopien, wie er sich nennt, abwechselnd den Hof und huldigen ihm mit reichen Geschenken. Jahre lang hörte man Gerüchte von einem abessinisch-mahdistischen Bündniß zur Niederwerfung der Italiener in Kassala, wozu dann der Negus der Derwische nicht mehr bedurfte, weil er der Italiener selber Herr wurde. Noch im Anfang vorigen Jahres verlautete wieder von einer Verbindung des Chalifen mit dem Negus gegen den Versuch der Engländer, ihre Macht nach dem Sudan hin zu erweitern, und zwar abessinischerseits mit Zuthun Rußlands und zum Gefallen Frankreichs.[2]) Schon im Mai 1897 brach von der französischen Colonie Obock am Golf von Aden die Expedition des Marquis de Bonchamps auf; er sollte durch Abessinien hindurch den Nil erreichen und mit der von Westen herkommenden Expedition Marchands zusammentreffen. Das Unternehmen erfreute sich nicht nur der Unterstützung Abessiniens, sondern es sollte sich ihm sogar eine weitere Expedition unter dem Ras (Statthalter) Makonnen nach Faschoda nachfolgen. Aber Bonchamps scheiterte mit seinem Zuge und mußte umkehren, ohne den Nil erreicht zu haben.[3]) Neuerlich verlautete sogar, daß der englisch gesinnte Ras Mangascha von Tigré rebellirt habe, aber es blieb im Ungewissen, ob die neuerliche große Rüstung des Negus gegen ihn oder zur Unterstützung der französischen Ansprüche gerichtet sei. Jedenfalls steht Abessinien ganz unter dem Einfluß des Czarenreichs in seinem Vorgehen gegenüber Aegypten:

„Wie die Dinge sich entwickeln werden, in jedem Fall

---

1) Aus dem „Aegypt. Courier" in Kairo s. Berliner „Vorwärts" vom 22. November 1897.

2) Aus Kairo s. Münchener „Allg. Zeitung" v. 5. Februar 1897.

3) Wiener „Neue freie Presse" vom 2. Oktober d. Js.



wird der Negus durch seine künftige Haltung die Angelegenheit beeinflussen. Abessinien ist ein mächtiger Faktor geworden. Vom ‚Kaiser‘ von Aethiopien hängt es ab, ob Frankreichs Colonialwünsche sich erfüllen, und ob die Briten ihre ehrgeizigen Pläne verwirklichen können — Afrika zu anglisiren vom Cap bis Kairo. Beiden Großmächten ist Menelik von größter Bedeutung; beiden kann er nützen, aber er kann ihnen auch unsäglichen Schaden bereiten. Das Verlangen, seine Freundschaft zu erwerben, ist vollkommen erklärlich"[1])

Was aus dem Chalifen der Mahdisten nach deren zwölfjähriger Herrschaft über Oberägypten geworden ist, darüber besteht noch Ungewißheit. Er hat sich mit dem Rest seines Anhangs nilaufwärts geflüchtet, und dann noch weiter in die Oede zurückgezogen. Noch auffallender ist, daß man seit Jahren auch von der seinerzeit vielgenannten Sekte der Senussi nichts mehr gehört hat, es müßte denn nur der mächtigste Häuptling im West-Sudan, Samori, den die Franzosen nach langjährigen Kämpfen kürzlich geschlagen und gefangen genommen haben, dieser Bewegung im Islam angehört haben. Reisende erzählten vor zehn Jahren, die fanatische Sekte sei maroccanisch-algerischen Ursprungs, beherrsche aber fast das ganze muhamedanische Afrika: von Marocco, Algier, Tripolis, Tunis durch die ganze Wüste hindurch bis an die Südgrenze des westlichen Sudan und im Osten bis zum rothen Meer. „Der Senussismus ist viel mächtiger als der Mahdismus; er schiebt sich jetzt vor alle europäischen Unternehmungen im ganzen Sudan bis an die Nord- und Nordwestküste Afrikas; mit ihm müssen jetzt alle betheiligten Völker Europas rechnen".[1]) Aber auch im Osten war er thätig:

„Aus Aegypten kommt die Meldung, daß in der südwestlich von Chartum gelegenen Provinz Kordofan ein neuer Mahdi, Mohamed el Scherif, aufgetaucht sei, der sich für den allein

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 28. Oktober d. Js.

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 13. Oktober 1891.

legitimen Nachfolger des Propheten ausgibt. Mohamed el Scherif soll sich mit starken Streitkräften auf dem Marsche gegen Omdurman befinden, um den Mahdi Abdullahi, welcher im Jahre 1886 dem eigentlichen ersten Mahdi ‚des Sultans‘ nachfolgte, zu vertreiben. Das ist nicht das erste Mal, daß ein solcher Gegenmahdi auftritt. Wie P. Ohrwalder in seinem Buche: ‚Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan‘ erzählt, erschien schon im Jahre 1888 in Abu-Gemesa aus Darfur ein höchst gefährlicher Gegner; er war aus dem Stamme der durch ihre Grausamkeiten bekannten Massalit. Er nannte sich den wahren Mahdi, andere nannten ihn den vierten Chalifa (Chalifa Osman), und wieder andere den Scheik Senussi oder dessen Abgesandten. Dem Manne wurden viele Wunder nachgesagt; ihm kam die Weissagung zu Statten, daß, wie der Mahdi von Westen erschienen sei, auch der Antimahdi von Westen kommen werde. Ihm liefen Schaaren von Leuten aus den sämmtlichen muhamedanischen Reichen bis nach Bornu hin zu, und er rückte siegreich bis nach Kordofan zu, alle Heere des Chalifen Abdullahi schlagend. Wie der jetzige Gegenmahdi ließ er dem Chalifa ankündigen, er werde bis nach Omdurman kommen und mit Gottes Hülfe die Feinde des Islam vernichten. Der Chalifa und seine Anhänger zitterten vor ihm. Da rafften nahe bei Fascher im Februar 1889 die Blattern den Abu-Gemesa hinweg und sein Herr zerstob. Ob es dem neuen Mahdi besser gelingen wird, ist eine Frage der Zeit; für die Zustände im Sudan dürfte auch der Sieg des neuen Mahdi keine Besserung bringen. Möglicherweise steht der Gegen-Mahdi im Zusammenhange mit dem mächtigen Orden der Senussi, deren Oberhaupt in der Oase Siwah an der ägyptischen Küste sich von jeher Sidi el Mahdi nennt“.[1])

Wenn es nun mit oder ohne Zuthun Englands zu der Aufrollung der ägyptischen Frage behufs endgültiger Entscheidung über den bestehenden provisorischen Zustand kommen sollte, so kann England unter Hinweisung auf seine Bethätigung am untern und obern Nil mit gutem Gewissen

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 11. April 1893.



sagen: „Hier bin ich und hier bleibe ich". In den andern Hinterländern der Mittelmeer-Küstenstaaten gibt es auch für Andere noch genug zu thun. Es ist bezeichnend, daß der Presse unwillkürlich schon die Worte auf der Zunge schweben: Tripolis und Marocco. Nach den Vorgängen von 1894 darf man vor Allem darauf begierig seyn, was man in Berlin dazu sagt.

Hoffentlich brauchen die englischen Batterien nirgends den Heißhunger zu stillen. Afrika, sollte man meinen, habe Platz genug für alle Streber. Jedenfalls wird man nicht nur in Paris die stramme Guildhall-Rede des Lord Salisbury vom 9. November zu würdigen wissen.

LXVIII.

Zur Topographie Bayerns.

(Götz. Hauthaler.)

In hübscher Ausstattung liegt ein zweibändiges Werk über die Landeskunde unseres bayerischen Vaterlandes[1]) vor uns. Das Werk selbst sieht von der Culturbeschreibung ab, für welche in der „Bavaria" eine grundlegende Leistung geschaffen wurde, gibt uns aber ein allen Anforderungen an die geographische Landesbeschreibung entsprechendes Handbuch, welches dem Doppelzwecke dient, einerseits durch statistische Genauigkeit praktischen Nutzen beim Nachschlagen zu gewähren, anderseits den Heimathssinn zu fördern. Zu letzterem Zwecke ist die

1) Geographisch-historisches Handbuch von Bayern. Dr. W. Götz. 2 Bände 1895 und 1898, Verlag von Jos. Roth, München.

Ortsgeschichte herangezogen worden, wofür in den Vorarbeiten des verstorbenen Landtagsarchivars Pleickard Stumpf werthvolles Material zur Verfügung stand, wofür ferner der jüngst gleichfalls verstorbene Schriftsteller J. M. Forster dem Verfasser als Mitarbeiter zur Seite stand.

Das Werk bietet eine genaue Landesbeschreibung Bayerns in geognostischer Beziehung, nach Flora und Fauna, mit Benützung der topographischen Karten und der Gümbel'schen geognostischen Karten. Wir erhalten Kunde von der Bodengestalt, Thälern und Flüssen, Klima und Niederschlägen, Gestein und Bodenzusammensetzung, Hügelrücken und Gebirgen. Der Verfasser geht dann über zu statistischen Beigaben: Flächenraum, Bevölkerung, Viehzählung, Stellen und Behörden, ferner zu einem Abriß der Landesgeschichte. Hierauf wendet sich das Werk zu den Städten und Bezirken nach Lage und Ausdehnung, nach Ackerbau und Gewerbe, Handwerk und Handel, Bahnen und Posten, Straßen und Wegen, Aemtern und Anstalten, nach Gemeinden und Ortschaften, endlich nach der Ortsgeschichte. Der Verfasser begnügt sich damit nicht, er gibt uns auch ein Bild der Leistungsfähigkeit, der wirthschaftlichen Gestaltung und Entwicklung, der socialen Institutionen und culturellen Einrichtungen. Die Angaben über die Großgüter wurden fast durchweg dem zweibändigen Werke: „Der Großgrundbesitz in Bayern" entnommen, jedoch so, daß sie erst bei einer Größe von 150 Hektaren eingesetzt wurden. Eine Reihe von Höhenangaben konnte noch ungedruckten Messungen des militärisch-topographischen Bureaus entnommen werden.

Einen ganz besonderen Werth und Schmuck des Werkes bildet die heraldische Ausstattung, ein Verdienst des Verlegers Roth, welcher die Wappen aller Städte und Märkte in ihrer authentischen Fassung zusammenzubringen vermochte. Roths Anordnung und Anregung verdankt das Buch ebenso die allermeisten Orts- und Landschaftsbilder, welche dem Werk zur ganz besonderen Zierde gereichen. Diese Bilder sind zum größten Theile die Wiedergabe von Originalzeichnungen des Herrn Karl Dietrich und bekunden ersichtlich eine geschickte Wahl des Standorts bei der

Aufnahme und eine trefflich charakterisirende Behandlung der Bauwerke und Landschaften.

Der erste Band enthält neben den allgemeinen geographischen Beschreibungen des ganzen Landes noch die Darstellung der drei Kreise Ober- und Niederbayern und Oberpfalz. Der zweite Band beschäftigt sich mit den übrigen fünf Kreisen: Rheinpfalz, den drei fränkischen Kreisen, Schwaben und Neuburg. Jedem Bande ist ein ausführliches Register beigegeben.

2. Beschäftigt sich das „Handbuch von Bayern" mit der Darstellung der heutigen Gestaltung unseres Vaterlandes, so führt uns eine literarische Gabe des unermüdlich thätigen Pater Willibald Hauthaler in Salzburg[1]) in die älteste Zeit zurück, in welcher die Ansiedlung des bayrischen Stammes erfolgte.

Hauthaler hat die große und schwierige Aufgabe übernommen, ein Salzburger Urkundenbuch herauszugeben. Hiezu besitzt der gelehrte Benediktinerpater die Eignung wie kein Zweiter. Der Verfasser hofft, den ersten Band seines Urkundenbuches noch in diesem Jahre der gelehrten Welt, welche das Bedürfniß darnach so tief empfunden hat, darbieten zu können. Als eine Einleitung zu seinem Urkundenbuche veröffentlichte Hauthaler die ältesten Güterverzeichnisse der Erzdiözese Salzburg und widmete sie dem Erzbischof von Haller zu dessen 50jährigem Priesterjubiläum (21. Mai 1898).

Die Erzkirche Salzburg besitzt in der notitia (indiculus) Arnonis und in den breves notitiae einen ähnlichen Schatz, wie die Freisinger Kirche in der Urkundensammlung von Kozroh. Das Salzburger Güterverzeichniß ist für jenen Theil von Oberbayern, welcher zur Salzburger Kirche gehörte (zwischen Inn und Salzach, von Mühldorf bis Salzburg), von unschätzbarem Werthe für die Kenntniß der ältesten Topographie und Geschichte.

Die Notitia Arnonis, meist indiculus oder congestum genannt, ließ Bischof Arno mit Zustimmung und Genehmigung

---

1) Die Arnonischen Güterverzeichnisse (notitia Arnonis und breves notitiae). Separatabdruck aus dem Salzburger Urkundenbuch. Salzburg 1898. S. 52.

des Kaisers Karl d. Gr. durch den Diakon Benedikt mit Benützung der Schenkungsbriefe der Agilulfinger Herzoge herstellen. Es wurden nur jene herzoglichen Urkunden benutzt, durch welche Güter aus dem Besitze der Herzoge von Bayern selbst als Schenkungen verbrieft wurden, während in den breves notitiae auch die Zuwendungen von Privaten, Geistlichen und Laien an die Salzburger Kirche enthalten sind. Die Originale sind verloren gegangen und es blieben nur Abschriften, mehr oder minder mangelhaft, erhalten. Hauthaler sucht durch Vergleichung der älteren Handschriften einen möglichst correkten Text herzustellen. Der Hauptwerth liegt indeß nicht im Texte, für dessen Correktheit schon die Ausgaben von Friedrich Keinz das Hauptverdienst sich erworben haben, sondern in den Anmerkungen, in welchen Hauthaler die Topographie der Kirchen und Ortschaften, welche in den Schenkungsbriefen vorkommen, mit außerordentlicher Erudition zu bestimmen weiß. Jedem, der für die ältere bayerische Geschichte sich interessirt, ist die gelehrte Arbeit Hauthaler's unentbehrlich.

Der Verfasser hat zu der notitia Arnonis und zu den breves notitiae noch einen werthvollen Anhang gefügt, nämlich 1) ein Verzeichniß der Dotationsgüter der St. Peterskirche zu Seekirchen am Wallersee. Bei der Ablösung und Trennung des Klosters St. Peter von der erzbischöflichen Mensa im Jahre 987 wurde dem Kloster auch Seekirchen (nebst Dotation) zugetheilt. Die Mönche begannen hierauf alsbald das alte Verbrüderungsbuch zu erneuern und auch die urkundlichen Beweismittel über den ihnen zugewiesenen Besitz für ewige Zeiten zusammenzuschreiben. An den Bericht über den Ablösungsakt fügten sie Notizen über jene Güter der Salzburger Kirche aus der ältesten Zeit, die jetzt dem Kloster zugewiesen wurden. Diese Notizen bilden eine höchst willkommene Ergänzung und Bestätigung der Güterverzeichnisse der notitia Arnonis und der breves notitiae. 2) Eine weitere Notiz im Anhange bezeugt, daß Bischof Arno die St. Johanneskirche bei Laufenau an der Alz (ad Lauppiom juxta fluvium Alzus), welche der Edle Eginolf dem Bischofe Johannes (739—745) übergeben hatte, wiederholt erwarb, nachdem Wilhelm und Ata sie der Salzburger Kirche wieder entrissen hatten. Laufenau (Lauppiom) hieß das von

der Alz angeschwemmte Thal von Truchtlaching bis Baumburg. Die Johanneskirche stand in Truchtlaching. Dieselbe Notiz bezeugt ferner die Schenkung, welche Eginolf aus seinem Besitze bei Kienberg gegeben hatte.

3) Eine letzte Notiz bekundet endlich, daß Oego, Verwalter (actor) des Herzogs Thassilo, und sein Sohn Ulit ihren Erbbesitz zu Steindorf (bei Straßwalchen) in Gegenwart des Abt-Bischofs Virgilius der Salzburger Klosterkirche übergeben haben. Diese Schenkung findet sich in den breves notitiae nicht und wurde nach der Ansicht des P. Hauthaler um das Jahr 1004 höchst wahrscheinlich nach dem noch vorhandenen Original oder nach einer Abschrift in das Salbuch eingetragen. Damit ist nach Hauthaler der Beweis geliefert, daß die arnonischen Güterverzeichnisse (notitiae Arnonis und breves notitiae) den Urkundenvorrath nicht erschöpft hatten.

Auf der ersten Seite seiner Ausgabe hat Hauthaler zwei Phototypien der Handschrift B der notitia Arnonis beigegeben. Diese Handschrift B, aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, hält Hauthaler für die beste und auch formell möglichst getreue Abschrift des leider verloren gegangenen Originals der historisch und topographisch hochbedeutsamen Sammlung, welche den Namen des Bischofs Arno trägt.

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, bald das Erscheinen des ersten Bandes des „Salzburger Urkundenbuches" den Lesern zur Kenntniß bringen zu können.

LXIX.

Ein großer Karthäuser.

Im Jahre 1886 feierte der Karthäuserorden sein achthundertjähriges Jubiläum. Die Historisch-politischen Blätter lenkten damals in den Artikeln „Die Culturarbeit der Mönche“ (B. 97 S. 893—903 und B. 98 S. 58—82, v. A. Memminger) die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf den ehrwürdigen und hochverdienten Orden, auf „die großen Schweiger“, die immer die letzten waren, von ihrem segensreichen Wirken zu sprechen. Zehn Jahre darauf gingen die Karthäuser von Montreuil ans Werk, die so selten gewordenen Schriften ihres großen Ordensgenossen Dionysius Rickel zu sammeln und in neuen, zeitgemäßen Ausgaben wieder zugänglich zu machen. Mit den ersten Bänden ist inzwischen auch eine Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes erschienen und „mit einigen Anmerkungen des Verfassers“ erweitert ins Deutsche übersetzt worden.[1]) Indem wir uns theilweise auf das Material dieser Schrift stützen, versuchen wir im Nachstehenden einige Striche zu dem Charakterbilde des ebenso gelehrten wie frommen Karthäusers zu ziehen.

---

1) D. A. Mougel, Dionysius der Karthäuser. Sein Leben, sein Wirken, eine Neuausgabe seiner Werke. Mühlheim an der Ruhr. Verlag von M. Hegner. 1898. Als Grundlage diente die erste vom Karthäuser Th. Loer († 1554) verfaßte Vita (Acta SS. mens. Mart. t. II, p. 247—55). Der von Pastor ausgesprochene Wunsch nach einer eigentlichen Monographie (Gesch. d. Päpste I², 377) wartet noch der Erfüllung.

Rickel repräsentirt den niederdeutschen Typus.[1] Eine erstaunliche Ausdauer und Zähigkeit der Natur, ein regsamer Geist, eine offene Empfänglichkeit, gepaart mit Nüchternheit und Ruhe, inniges Gemüthsleben und tiefste Religiosität sind ihm von Haus aus eigen. Die Eindrücke seiner Kindheit, die er in der von Klöstern erfüllten Heimatgegend zubrachte, die christliche Erziehung des Elternhauses und die geistlichen Anregungen während seiner Studien weckten früh in ihm einen Zug zum Höheren. Schon im Alter von 18 Jahren wollte er für die Gelehrsamkeit der Schule die Weisheit der vollkommensten Nachfolge Christi eintauschen, und meldete sich zur Aufnahme in den strengsten Orden, den es gab, in der Karthause zu Zeelhem bei Diest in Brabant. Der Postulant wurde unter dem Vorwande des allzu jugendlichen Alters abgewiesen; erst ein zweiter Versuch, in ein anderes Kloster, in die Karthause von Roermond, Einlaß zu erlangen, war von Erfolg begleitet, aber unter der Bedingung, daß Rickel noch zwei Jahre zuwarte und die Zwischenzeit zur theologischen Ausbildung auf der Universität Cöln benütze. Mit dem Titel eines Magisters geschmückt, lenkte der junge Gelehrte 1423 wieder seine Schritte nach Roermond und bezog nun die Zelle, in der er fürderhin den größten Theil seines Lebens zubringen sollte. Damit gewinnt seine ganze Zukunft ein festes, durchaus einheitliches und einfachstes Gepräge. In allem, was Rickel hinfort

1) Er war geboren 1402 in dem kleinen Dorf **Rydel** nahe bei St. Troud in der belgischen Provinz Limburg. Sein Familiennamen ist **Van Leeuven** oder **De Leeuvis**. Er hütete in seiner Jugend die Schafe, kam dann an die Schule von St. Troud und nach kurzer Zeit nach Deventer zu den „Brüdern des gemeinsamen Lebens". 1420—23 studirte er an der Universität Cöln, trat 1423 zu Roermond in den Orden ein und starb ebendaselbst 1471. So nach Mougel S. 1—14, 64, 77—78 Vgl. auch den Aufsatz von **Jocham-Scheeben** im kath. Kirchenlexikon III² S. 1801—08.

studirt, schreibt und nach außen wirkt, herrscht ein und derselbe Charakter des Asceten, des athleta Christi, wie das kirchliche Alterthum so gerne sich ausdrückte. Gemäß dem Grundsatze seiner Vorgänger auf dem Gebiete der Mystik entäußert er sich aller „Geschiedenheit" in Begierden und Strebungen, um alle Kraft seines Willens auf ein Ziel zu concentriren. Die ungewöhnliche Receptivität seines Geistes setzt ihn in den Stand, das gesammte theologische und philosophische Wissen seiner Zeit in sich aufzunehmen, aber der Sehwinkel, unter dem er alles auffaßt, studirt und meditirt, ist der ascetische. Seine literarische Produktionskraft steigert sich ins Unglaubliche, doch keines seiner Werke, die er in die Welt ausgehen läßt, entbehrt des gleichen Stempels der ascetischen Innigkeit und Tiefe, sei es für die Schule, sei es für das Leben. Wenn er endlich aus der Abgeschiedenheit seiner Zelle hervortreten muß, um im persönlichen Verkehr auf die Mitwelt zu wirken, so ist es wieder der ascetische, von feurigstem Reformeifer erfüllte Mönch, der im Volke oder in Klöstern oder bei den Fürsten gegen die übergroße Verweltlichung ankämpft. Die eine Idee, die ihn vollständig gefangen genommen, gebietet über alle seine Kräfte, und verleiht ihnen, weit entfernt sie zu unterdrücken, die höchstmögliche Spannkraft und das weitgedehnteste Arbeitsfeld.

Gegen Ende seines Lebens fertigte er auf Befehl seiner Obern ein Verzeichniß der Schriftsteller an, die er gelesen, und der Werke, die er herausgegeben.[1]) Zu dem ersten bemerkte er einleitend: Totis tamen praecordiis Deo gratias ago, quod tam iuvenis Religionem ingressus sum . . . In quibus (quadraginta sex annis) assidue, Deo laus, exstiti studiosus et multos legi auctores. Der Katalog enthält nicht nur alle bekannteren Kirchenväter und mittelalterlichen Scholastiker, sondern auch eine lange

1) Vgl. Mougel a. a. O. S. 21—22.

Reihe der arabischen und hebräischen Philosophen. Der Areopagita ist ausgezeichnet durch den Zusatz: „doctor meus electissimus", wie denn auch Rickel keinem Autor ein beharrlicheres Studium widmete als dem Verfasser der Dionysischen Schriften, den er als ein Kind seiner Zeit natürlich mit dem Schüler des heiligen Paulus identificirte.[1]) Die Schlußbemerkung zeichnet das ascetische Motiv dieser riesigen Studien: Quo exercitium istud est magis spirituale, laboriosum, studio et negotio plenum, eo videtur mihi salubrius sive accommodatius ad mortificationem sensualitatis et carnalium desideriorum. Fecit etiam libentius me manere in solitudine. Das „Mühsame" des Studiums war für ihn ungleich größer als für einen Gelehrten unserer Zeit; die Urtexte der griechischen,[2]) arabischen und hebräischen Werke konnte er nicht lesen und mußte sich mit Uebersetzungen behelfen, die von fehlerhaften Stellen wimmelten, ja vielfach ein undurchdringliches Dunkel boten. Um aber überhaupt einer seltenern Handschrift habhaft zu werden, welche Mühe und Findigkeit war dazu erforderlich. Nur ein außerordentliches Gedächtniß und eine so zu sagen unmittelbare Intuition des Inhalts erklären die ausgebreitete

---

1) Vgl. Mougel a. a. O. S. 22, Anm. 3; ferner S. 17, S. 27, Anm. 2; kath. Kirchenlexikon III², 180.

2) Mougel (a. a. O. S. 25) will wenigstens die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß Rickel des Griechischen kundig war. Aber die griechischen Titel einiger Werke (exhelcosis, monopanton, dialogion, enterione), vorausgesetzt, daß sie von Rickel selbst herrühren, und die gelegentlich eingestreuten griechischen Etymologien enthalten keine Beweiskraft. Dergleichen Raritäten aus dem Griechischen wanderten unter großem Respekt gleich manchen unverstandenen Wörtern des Hebräischen und Arabischen von einem Buche in das andere. Im Commentar zum Areopagiten übernimmt Rickel mehrere etymologische Aufschlüsse von Skotus Erigena; grundfalsche Uebersetzungen sucht er durch geistvolle Gedankenverbindung zu stützen, statt die einem Kenner des Griechischen ganz naheliegende Correctur zu finden.

Belesenheit des Karthäusers, der viele Werke nur vorübergehend in Händen hatte.

Die Hochschätzung der Wissenschaft macht ihn zum beredten Anwalt des Studiums auch bei andern. Seine Worte sind die beste Widerlegung des immer wiederholten Vorwurfs, daß vor der Reformation aller Eifer für Wissenschaft erstarrt gewesen sei. „In allen Dingen", sagt er zu seinen Mitbrüdern, „muß die heilige Wissenschaft uns als Leitstern dienen. Droht doch Gott diejenigen vom Priesterstande auszustoßen, welche das Studium verschmähen, wie er auch der Wissenschaft vor dem Opfer den Vorzug gibt. Das Studium der Philosophie und Theologie bereitet der Seele unaussprechliche Wonne, zerstört in uns, was thierisch ist, und macht uns zu Engeln".[1]) Nach Rickels strenger Forderung sollte sich in der Bibliothek eines jeden Priesters vorfinden: „das Buch von den Sacramenten, ein Lectionarium, ein Antiphonarium, ein Taufbuch, ein kirchlicher Kalender, die Pönitentialcanones, der Psalter, ein Homilienbuch für alle Sonn- und Festtage des Jahres, die Diöcesanstatuten und die Heiligenlegende. „Ex quibus omnibus si unum defuerit, sacerdotis nomen vix in eo constare poterit".[2])

Bei seiner Schriftstellerei gibt sich Rickel selber klare Rechenschaft über die Motive, die allein ihn leiten dürfen. Sie sind durchaus ascetischer Natur: das Vertrauen auf die Gnade des heiligen Geistes und der Gehorsam gegen die Obern; der Gewinn für seinen geistlichen Fortschritt, den er

---

1) Mougel a. a. O. S. 26 (Dion. Carth. de vita et fine solitar. l. I art. 22).

2) Dieses von Mougel (S. 69 Anm. 3) angeführte Bücherverzeichniß hat Rickel älteren, canonistischen Quellen entnommen; es findet sich in Haitos Capp. Eccl. n. 6 M. G. Cap. regum Francorum ed. Boretius n. 177 B. I S. 363[20] und ist ins Decr. Grat. übergegangen, Dist. 38 cap. 5. Nur die ‚Diöcesanstatuten und die Heiligenlegende' werden dort nicht genannt; die Schlußformel ist die gleiche.

aus der beständigen Beschäftigung mit den heil. Schriften zu ziehen hofft; die Hoffnung, daß er mit seinen Schriften, wenn sie auch nichts Neues bieten, doch einigen Nutzen stiften werde. So entschuldigt er sich bei der Herausgabe seiner Bibelcommentare unter anderm mit dem Worte des hl. Augustinus: Expedit de eadem materia plures fieri libros, quia non omnium scripta ad omnes deveniunt. Et secundum eundem: Nova aliquibus amplius placent et conferunt.[1]) Die schöne Bescheidenheit, welche aus diesen Worten hervorleuchtet, ein sicheres Kennzeichen seiner soliden Tugend, spiegelt sich auch in der milden, pietätsvollen Beurtheilung anderer Werke und abweichender Meinungen. Vielumstrittenen Fragen oder hohen Autoritäten gegenüber behilft er sich wohl auch mit einer Formel gleich der folgenden: non est parvitatis ac imperitiae meae inter tantos iudicare (Comment. in eccl. hier. cap. 5, 3, 5).

Um von allen leicht verstanden zu werden, dringt er auf möglichste Einfachheit und Deutlichkeit des Stils und verzichtet auf den Glanz der Diktion (stili colorem vitare propono). Denn auch „Gott hat gewollt, daß die ganze heilige Schrift in einem einfachen und leichten Stile geschrieben und dem Verständniß aller zugänglich wäre".[2]) Seiner philosophischen Richtung nach ist Rickel dem Realismus des hl. Thomas zugethan; er verschließt aber sein Auge keineswegs dem Guten, das andere Schulen in einzelnen Lehrpunkten gefunden haben. Namentlich sind ihm die glänzenden Ideen des Plato und der Neuplatoniker — die letztern durch Vermittlung des Proklos — sehr sympathisch.[3]) Es

1) Vgl. seine „protestatio ad Superiorem, quo motivo sua in utrumque testamentum conscripserit commentaria etc." am Schlusse seines Bücherkatalogs.

2) Vgl. Mougel a. a. O. S. 27—28. Rickel dachte wohl zunächst an die Evangelien und überhaupt die mehr geschichtlichen Bücher der heil. Schrift.

3) Ueber sein Verhältniß zu Proklus, bezw. zum Neuplatonismus, soll an einer andern Stelle gehandelt werden.

stimmt das zu einem hervorragenden Gefühl für das Schöne überhaupt, das ihm durch sein ganzes rauhes Karthäuserleben treu geblieben ist.[1]) Den zahllosen kleineren Quästionen der niedergehenden Scholastik, den ewigen Wortgefechten der Dialektik ist er eher abhold; sein Sinn ist auf den soliden Kern gerichtet und freut sich mehr an dem, was wahrheitsliebende Geister einigt, als an dem, was sie trennt.

Der Umfang seiner Schriften ist staunenerregend. Der Biograph theilt sie in zwei große Gruppen, erstens in Hauptwerke, welche die Arbeiten über das gesammte Gebiet der Scholastik, Theologie, insbesondere Exegese, mit Philosophie und Ascese umfassen; zweitens in Gelegenheitsschriften, d. i. zahlreiche polemische oder paränetische Werke, welche ihren Ursprung dem Zureden guter Freunde oder besonderen Zeitumständen verdanken. Zur ersten Classe gehören die Commentare zu sämmtlichen Schriften des alten und neuen Testaments nebst einigen Monographien biblischen Inhalts, ferner die Commentare zu Boethius (de consolatione philosophiae), zu den vier Sentenzenbüchern des Petrus Lombardus, zu den areopagitischen Schriften, zu Cassian und Climacus, weiterhin seine Summa und seine theologischen und philosophischen Compendien, endlich seine Predigten und zahlreichen Einzelschriften über gewisse Hauptpunkte der christlichen Wissenschaft, der religiösen Erbauung und der höhern Mystik. Noch mannigfaltiger sind die Themata seiner Gelegenheitsschriften, auf die wir unten noch zurückkommen werden. Die reiche Saat dieser Schriften ward über ganz Europa ausgestreut; mehrere erlebten innerhalb einiger Jahrzehnte an die zwanzig Auflagen und darüber; Paris, Venedig, Cöln, Lyon, Antwerpen, Löwen u. s. w. finden sich als Druckorte. Die Zeitgenossen überbieten sich in Lobeserhebungen über die Gelehrsamkeit und Heiligkeit

1) Vgl. den Aufsatz von O. Zöckler in den „Studien und Kritiken" 1881, S. 636—65 über Rickels Schrift de venustate mundi.

des weltflüchtigen Karthäusers. „Librorum gurges et miraculum scriptoris“ nennt ihn Th. Raynaud S. J.[1]) Um von weiteren Zeugnissen zu schweigen, sei nur das Wort des Papstes Eugen IV. angeführt: Laetetur mater Ecclesia, quae talem habet filium. Die überreiche Fülle der Rickelschen Schriften erleichterte leider auch den Mißbrauch seines Namens. Weil dieser schon an und für sich eine Empfehlung war, so ließ man betrügerischer Weise manche Bücher unter seinem Namen erscheinen, von denen er keine Silbe geschrieben hatte. Mehrmals sah er sich deshalb genöthigt, ein authentisches Verzeichniß seiner Werke zu veröffentlichen (quoniam scio, quam multa mihi adscribuntur opuscula quae non feci . . . ista scribo ad discernendum opuscula mea ab aliis).[2]) Ein kleinerer Theil seiner Werke ist verloren gegangen. Eine ältere Ausgabe umfaßt 25 Foliobände. Die neuen Herausgeber berechnen die Zahl der Bände in 4° auf 48. Der Abt Trithemius, der nicht einmal alle Werke Rickels kannte, gesteht, daß unter den Lateinern nur wenig mit ihm verglichen werden könnten. Der von Rickel selbst verfaßte Elenchus zählt 187 Nummern.

Mit Recht spricht der neueste Biograph (S. 18) von einem „bisher noch nicht gelösten Problem“ im Leben Rickels. Bei der gewissenhaften Befolgung der Ordensregel, die der fromme Karthäuser überall kundgibt, mußte er täglich wenigstens acht Stunden den Uebungen der Frömmigkeit widmen, was seinem Eifer eher zu wenig als zu viel war. Eine Reihe von äußeren Geschäften hatte er als Procurator des Klosters und als Gründer eines neuen Hauses zu besorgen; viele Jahre unterhielt er einen reichen Briefwechsel mit der Außenwelt. Sein Schlaf beschränkte sich allerdings auf nur drei Stunden, und die Zeit seiner Mahlzeiten war kurz bemessen. Aber andererseits steigerte sich seine Anlage

1) Vgl. Mougel a. a. O. S. 52 ff.
2) Vgl. Mougel a. a. O. S. 24.

zur Ekstase im Laufe der Jahre, so daß sie sich öfter einstellte und mehrere Stunden anhielt. Loer, der wohl nur dem allgemeinen Urtheil Ausdruck gibt, meint deshalb, daß eine solche literarische Fruchtbarkeit „absque ingenti miraculo“ nicht möglich gewesen wäre.[1]) Rickels ganze Lebensweise überhaupt grenzt in ihrer Strenge an das Wunderbare. Er glaubte für dieselbe mehr als andere befähigt zu sein, weil er „einen eisernen Kopf und einen Magen von Erz“ habe.

Zwischen dem mystischen Gebetsleben des ehrwürdigen Karthäusers und seiner schriftstellerischen Thätigkeit besteht ein inniger ursächlicher Zusammenhang“.[2]) Viele seiner praktischen Schriften sind infolge seiner Visionen entstanden, weil er den Schäden der Kirche, die er innerlich geschaut und betrauert hatte, abhelfen wollte. Er unterscheidet selbst zwei Arten von Visionen. Die einen sind rein persönlich, zum Trost der begnadigten Seele, und werden darum besser geheimgehalten. Die andern — und deren hatte er sehr viele — bezwecken das Wohl anderer, sie sind gratiae gratis datae und sollen deshalb zum Nutzen des Nächsten oder der ganzen Kirche geoffenbart werden. Eine Reihe Briefe und Abhandlungen Rickels, die sich als Ausflüsse ekstatischer Anregung geben, umfassen die verschiedenen Stände der Christenheit; andere haben das innere Wohl und Wehe der Gesammtkirche, wieder andere die große Türkengefahr von Osten her zum Gegenstande. Der bevorstehende Fall von Constantinopel trat ebenso lebhaft in die inneren Gesichte des Karthäusers ein, wie die mannigfachen sittlichen Gebrechen, welche die Braut Christi befleckten. Rickel richtete an die christlichen Fürsten einen eindringlichen Brief (de bello instituendo adversus Turcas), um sie erst zur Reform der christlichen Sitten und dann zu einem Kreuzzug gegen die Türken

---

1) Acta SS. mens. Mart. t. II p. 248 B („Suos enim ipse conscripsit libros, relegit, correxit rubricaque illuminavit“).

2) Vgl. Mougel a. a. O. S. 19 ff., 43 ff.

aufzufordern.[1]) Dem Papste gegenüber betont er die Nothwendigkeit, ein allgemeines Concil zu berufen und führt eine kühne Sprache: Vehementer miramur cur Sanctitas Tua et quidem praedecessores tui . . . tot annis distulistis celebrare generale Concilium. In der Stille der Klosterzelle, ohne je einen Türken von ferne zu sehen, verfaßte er fünf Bücher gegen den Koran, die 1533 vom spätern Herausgeber Blömenvenna dem König Ferdinand gewidmet wurden um ihn beim Kampfe gegen die Türken zu ermuthigen.

Die zahlreichen kleineren Schriften, welche der Reform einzelner Stände gewidmet sind, sprechen deutlich schon durch ihre Titelüberschriften: de regimine praesulum — archidiaconorum — curatorum — scholarium; de reformatione claustralium. — monialium; de laudabili vita principum — nobilium — coniugatorum — virginum — viduarum — inclusarum — mercatorum; de vita militari; de regimine politiae; contra simoniam — ambitionem — pluralitatem beneficiorum u. s. w.[2]) Interessirt den Culturhistoriker das zeitgeschichtliche Bild, das ihm aus diesen auf das Concrete gerichteten Abhandlungen entgegentritt, so erfreut den Apologeten die handgreifliche Thatsache, daß in der Kirche neben dem Uebel auch das Heilmittel, für die Sünde auch die Verurtheilung, für das Aergerniß die schmerzerfüllte Klage und zugleich für die kirchliche Autorität als solche die ungeschwächte Ehrfurcht existirte. Ein neuer Beleg hiefür sei die nachfolgende Stelle aus dem Commentar Rickels zur „kirchlichen Hierarchie" des Pseudo-Dionysius cap III, 3, 14,

---

1) Mougel (a. a. O. S. 45) citirt hier aus Moll, Kerkgeschiedenis II, 2, p. 124 ein schönes Wort, das wiederholt zu werden verdient. „Das Beispiel des Dionysius beweist, daß die Einsamkeit ein klar sehendes Auge nicht behinderte, die Uebelstände, an denen die Kirche litt, zu erkennen und die geeigneten Heilmittel ausfindig zu machen; hierin haben sich gerade unsere Karthäuser ausgezeichnet".

2) Vgl. Mougel a. a. O. S. 48.



die bisher wenig beachtet worden ist. Mitten in den frommen, milden Erwägungen über die ideale Aufgabe des Priesterthums ergießt sich plötzlich, gegen alle Gepflogenheit des Commentars, das überwallende Wehe, das unsern Karthäuser beim Anblick der traurigen Wirklichkeit ergreift. Man muß sich freilich gegenwärtig halten, daß diese Worte voll ergreifendem Pathos dem heiligen Propheten entströmen, der für Sions Zierde eifert, nicht dem ruhigen, allseitig umblickenden Geschichtschreiber, der neben dem tiefen Schatten doch auch manche Lichtseiten entdeckt. Wäre die Schilderung Rickels buchstäblich zu nehmen, so hätten die Reformationsbemühungen des Nikolaus von Cusa und anderer edler Männer jener Zeit, ja Rickels selbst nicht so erfreuliche Wirkungen nach sich gezogen, wie sie historisch verbürgt sind. Vgl. Janssen-Pastor, Gesch. des deutschen Volkes I[18], S. 674—81 und Pastor Gesch. der Päpste I[2], S. 374—98. Rickels Klage ist keineswegs vereinzelt; gerade die von ihm bezeichnete Hauptquelle des Uebels wird auch von andern Gutgesinnten jener Zeit namhaft gemacht.

Heu, heu, heu, quid hic dicam? Certe, ut in simili quadam materia sanctus testatur Gregorius, flere potius libet, quam aliquid fari vel scribere. Cuius enim etiam ferreum pectus haec huius sanctissimi Dionysii documenta non emolliant ad plorandum, si rite praesentem miserabilissimum et desolatissimum, immo et deformatissimum Ecclesiae statum rite perpendat? Nempe quo iuxta haec verba tam ordinatorum quam ordinandorum et maxime Praelatorum, maxime vero Episcoporum conversatio sanctior et exemplarior esset et sapientia maior, eo iam proh dolor omnia magis contrario modo se habent. Jam ingerunt se indignissimi et vitiosi, carnales, ambitiosi, indocti ad ordines sacros, ad gradus sublimes, ad ecclesiasticas dignitates, ad regimen animarum, non vocati ut Aaron. Hinc Ecclesia vehementissime iam decrescit. Quid igitur restat nisi lugere et viscera misericordiae Dei pro refor-

matione in omnibus devotissime invocare? Praeterea praeinducta non sunt intelligenda, quasi indigni et vitiosi non vere consecrent aut sacramenta aliis non vere ministrent, sed quod gravissime peccent indigne ista agendo, quae etsi agant de facto, non tamen de iure. O quanta fuit in primitiva Ecclesia sanctitas ministrorum et praelatorum Ecclesiasticae hierarchiae. Nunc autem carnalitas, cupido ambitionisque flamma cuncta devastant, demoliuntur et corrumpunt.

Die unmittelbare Wirksamkeit, die Rickel im Gefolge des Cardinals Nikolaus von Cusa, namentlich in Predigten und Visitationen von Klöstern, ausübte, erstreckte sich wahrscheinlich nur auf vier bis fünf Monate.[1]) Jedenfalls ist aber sein mittelbarer Einfluß auf die Reformbemühungen des edlen Kirchenfürsten viel weiter reichend. Seit jener persönlichen Zusammenkunft der beiden Männer entspann sich ein fortgesetzter brieflicher Verkehr zwischen ihnen, der wissenschaftliche und religiös-praktische Fragen zum Gegenstand hatte. Aber auch viele andere von „den Höchstgestellten Europas“ wandten sich in ihren Zweifeln, Beschwerden und Zwistigkeiten an den berühmten Karthäuser nach Roermond, dem in der That die Schlichtung mancher Streitigkeiten und Prozesse unter den benachbarten Fürsten zu verdanken ist. Wieder anderen bot er durch sein Wort und Beispiel Ermuthigung und Stärke, wie dem berühmten Prediger Johann Brügman aus dem Franziskanerorden.[2])

Der Auftrag der Obern, die Gründung eines neuen Klosters in Eyckendonck zu leiten, wurde für Rickel die Quelle unsäglicher Mühen und Sorgen. Nicht bloß die un-

---

1) Vgl. Uebinger im Hist. Jahrbuch 1887 S. 659 (von Oktober 1451 bis Februar 1452). Mougel vermuthet (a. a. O. S. 65 A.), daß der Cardinallegat den werthvollen Beistand Rickels gleich im Beginn der Reise (Januar 1451) verlangt und erhalten habe.

2) Vgl. Mougel a. a. O. S. 65, ferner S. 61 und 62.



günstige Beschaffenheit des Terrains sondern auch die große Armuth der ganzen Umgegend stellte die Existenz der Gemeinde beständig in Frage, bis der heiligmäßige Prior in dreijährigem Kampfe gegen zahllose Schwierigkeiten seine Gesundheit vollends aufgerieben hatte. Von Gebrechen und Krankheiten, zum Theil der Folge seiner unerhörten Kasteiungen, niedergedrückt, bezog er wieder die alte Karthause von Roermond, um die letzten zwei Jahre seines Lebens (1469—1471) unter beständigem Beten und Leiden sich auf den Tod vorzubereiten. Ungetrübt von Mißmuth und Zweifel blieb auch jetzt der reine Spiegel seiner Seele, wie die Widmung seines letzten Werkes (1469) an seine Ordensgenossen zeigt: Hoc meditationum mearum opusculum suscipite, fratres carissimi, atque pro me igitur exorate, qui de cetero ad securae taciturnitatis portum transferre me intendo et ad sacrum exitum, prout Dominus dederit, parare.[1])

Als sich am 12. März 1471, am Feste des hl. Gregor des Großen, das Auge des eminent apostolischen Mannes schloß, war es ihm nicht vergönnt, noch einen Blick auf die neuverjüngte Kirche zu werfen, die ihm einmal während einer Vision „in der Ferne“ gezeigt worden war.[2]) Erst hundert Jahre nach seinem Tode traten die heilsamen Reformen des Concils von Trient ins Leben, eine neue Zeit war inzwischen unter schweren Krisen angebrochen. Rickel steht als ein leuchtendes Wahrzeichen am Ende des Mittelalters. Das Edelste und Beste der großen gläubigen Vorzeit kommt in seiner Person nocheinmal zum Ausdruck: Frömmigkeit, Wissenseifer, Thatkraft, Nächstenliebe. Der Rufer in der Wüste bleibt vielfach ungehört, aber er weicht nicht von seinem Posten, er wird nicht irre an der Wahrheit und Heiligkeit seiner Kirche. Wir wissen, daß seine Hoffnung

---

1) Vgl. Mougel a. a. O. S. 77.

2) Ebenda S. 44.

ihn nicht betrogen. In dieser Beziehung und in mancher andern können auch wir, die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, von ihm noch lernen. Möge darum das erhebende Bild des „doctor ecstaticus“ aus seinen eigenen Schriften wieder groß und klar erstehen.[1])

Feldkirch i. Vorarlberg. Jos. Stiglmayr S. J.

LXX.

Zur Schulfrage in Oesterreich.

Als im Frühjahre 1897 der neugewählte österreichische Reichsrath eröffnet wurde, hieß es in der kaiserlichen Thronrede:

„Der Pflege der Wissenschaften und Künste wird Meine Regierung besondere Sorgfalt zuwenden und auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes bemüht sein, in ruhiger Ausgestaltung der bestehenden Einrichtungen die allgemeine Bildung zu heben. Die vornehmste Aufgabe der Schule wird jedoch deren erziehliche Thätigkeit bleiben. Diese in ihren Folgen wirksamer zu gestalten, soll durch entsprechende Einrichtungen in den Lehrerbildungsanstalten erreicht werden“.

Dieser Passus in der Thronrede erweckte in den Freunden eines christlichen Schulwesens die Hoffnung, daß in den der-

1) Leo XIII. hat die Herausgeber in einem eigenen Breve ermuthigt. Die Druckerei befindet sich in der Karthause Notre-Dame des Prés (Neuville sous Montreuil s. m.) Inzwischen sind bereits sechs Bände erschienen. Der einzelne Band kostet 15 Fr., ist aber für Subscribenten zu 8 Fr. ermäßigt. Um die Auffindung der Handschriften und alten Drucke hat sich besonders der elsässische Gelehrte M. P. Ingold verdient gemacht.

maligen traurigen Schulverhältnissen des ehrwürdigen Habsburger Reiches nunmehr eine entschiedene Wendung zum Bessern eingeleitet würde. Dies glaubte man um so eher erwarten zu dürfen, als der Ministerpräsident, Graf Badeni, im Rufe eines überzeugten Katholiken und energischen Charakters stand und ihm nachgesagt wurde, daß es ihm wirklich Ernst sei mit der Lösung der Schulfrage in christlichem Sinne und daß er nach Oben und Unten Einfluß genug hätte, etwaige Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden.

Die auf Badeni gesetzte Hoffnung wurde noch genährt durch die bangen Befürchtungen, welche sich der liberalen Lehrerschaft bemächtigt hatten. Die Worte der Thronrede waren den liberalen Lehrern arg in die Glieder gefahren. Das beweist z. B. eine Auslassung der „Deutsch-österreichischen Lehrerzeitung“, des in einer Auflage von 12,000 Exemplaren zu Wien erscheinenden Hauptorgans des „Deutsch-österreichischen Lehrerbundes“. Am 15. April 1897 war in dem Blatte Folgendes zu lesen:

„Ist die Thronrede dunklen Sinnes und für den Freund einer freisinnigen Schulverfassung nicht beruhigend, so läßt ein Blick auf die Versammlung, zu der sie gesprochen wurde, das Gefühl der Beruhigung erst recht nicht aufkommen. Die Ministerkrisis, die sich nachträglich vollzogen und mit dem Verbleib aller Minister auf ihrem Posten geendet hat, führte zu einer Parteigruppirung im Abgeordnetenhause, die auf heftige Schulstürme deutet. Die Parteien der Rechten haben sich vereinigt und besitzen durch die Aufnahme der Jungczechen in ihren Ring die Mehrheit im Hause. Nun ist es wohl zweifellos, daß von dieser Seite Schulanträge zu erwarten stehen, die auf weitgehende Aenderungen in rückschrittlichem Sinne zielen werden. Wie wird sich da das Ministerium verhalten?“

Angesichts der drohenden Schul-Reaktion fand das Blatt indessen einen Trost in der Thatsache, daß im Verbande der Rechten auch die Jungczechen standen, deren „Freisinn“ eine klerikale Schulpolitik nicht zulassen würde. Doch auch

in diesen Trost mischte sich ein bitterer Wermuthstropfen. Denn das Blatt schrieb weiter:

„Die Obmänner aller jener Gruppen, aus denen sich die Rechte zusammensetzt, hielten eine Besprechung, in der sie sich über gewisse Punkte einigten. Unter diesen Punkten befindet sich auch der, daß das Schulwesen zu ‚verländern‘ ist. Darin liegt für die Schule eine große Gefahr. Die Clerikalen haben es jedenfalls schon erkannt, daß es bei dem voraussichtlichen Widerspruche der Czechen nicht gehen wird, ein Schulgesetz in ihrem Sinne im Reichsrathe durchzubringen. Können sie aber nicht alles mit einem Schlage erreichen, so werden sie sich nicht bedenken, einstweilen mit einem Theilerfolg vorlieb zu nehmen. Ein solcher wäre die Verländerung des Schulwesens. Und man muß leider zugestehen, daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ein solcher Theilerfolg ein sehr großer Erfolg wäre. Der niederösterreichische Landtag, durch ein ganzes Vierteljahrhundert eine Burg des Freisinns — heute ist er den Clerikalen ausgeliefert. Die Verländerung des Schulwesens würde für Nieder- und Oberösterreich, für Salzburg, Tirol, Vorarlberg und Krain die Aufrichtung der clerikalen Schulherrschaft bedeuten Zu diesem Handel aber könnten die Czechen ihre Zustimmung geben, denn Böhmen bliebe der clerikalen Begehrlichkeit entrückt. Ist die Hoffnung berechtigt, daß eine solche Gestaltung der Dinge an dem Widerspruch der Regierung scheitern würde? Man lasse den Glauben nur fahren“.

So sah man denn in den liberalen Lehrerkreisen mit Angst und Bangen den kommenden Dingen entgegen, wiewohl es gar nicht so nothwendig war, den Verdacht aufkommen zu lassen, als ob die österreichische Regierung für die „Aufrichtung einer klerikalen Schulherrschaft“ sich besonders einsetzen würde. Das wird sie ganz gewiß nicht thun; dafür steckt noch zu viel josephinischer Bureaukratengeist in ihren Knochen, den auszutreiben auch ein noch so conservativer Ministerpräsident sobald nicht im Stande ist.

Ehe jedoch die Regierung mit einer Vorlage auf dem

Plane erschien, hatte schon die zur „Rechten" gehörende katholische Volkspartei im Reichsrathe einen eigenen Schulantrag eingebracht. Derselbe zielte in erster Linie auf die Umgestaltung des seitherigen Simultan- oder interconfessionellen Schulwesens in ein confessionelles ab; weiter aber wollte er die gesetzliche Regelung der Lehrerbildung, Lehreranstellung, Schulaufsicht, Lehrbücher u. s. w. den Landtagen der einzelnen Kronländer übertragen, freilich unter Wahrung einer gewissen Einflußnahme seitens der obersten Unterrichtsverwaltung. Als Antragsteller fungirte Dr. Ebenhoch, der jetzige Landeshauptmann von Oberösterreich.

Daß die liberale Lehrerschaft diesen Schulantrag nicht mit Gleichmuth hinnehmen werde, war klar. Auf allen Lehrerconferenzen und in allen liberalen Lehrerblättern, vom sächsischen Erzgebirge bis Triest, regnete es bald eine wahre Fluth von zorniger Entrüstung über den „erzreaktionären", „bildungsfeindlichen", „volksverdummenden" ultramontanen Schulantrag. Die schon genannte „Deutsch-österr. Lehrerzeitung" schrieb am 16. Mai 1897:

„Um dieses bewegte Bild (nämlich die deutsche Obstruktion im Reichsrathe) noch bewegter zu machen und die sich thürmenden Ungelegenheiten und Schwierigkeiten noch zu vermehren, hat die sogen. katholische Volkspartei einen Schulantrag in die Welt gesetzt, der als der blutigste Hohn auf eine vernünftige Volksbildung und eine zeitgemäße, freisinnige Einrichtung des österreichischen Volksschulwesens bezeichnet werden muß . . . . Der Schulgesetzentwurf der katholischen Volkspartei athmet denselben Geist, den die Ketzerverfolgungen des Salzburger Erzbischofs Firmian[1]) — traurigen Andenkens — offenbarten;

---

1) Leopold Graf von Firmian, Erzbischof von Salzburg, zwang 1739 ungefähr 20,000 Protestanten zur Auswanderung, eine harte, aber zur Beruhigung des Hochstiftes nothwendige Maßregel. Näheres Weiß, Weltgeschichte, 6. Band, S. 797 ff. Man bemerke die in obiger Auslassung liegende ebenso unehrliche wie sinnlose Verdächtigung der katholischen

er strebt dasselbe an, was die Liechtensteinischen Dragoner vollbrachten. Nur die Methode ist eine andere, sie ist raffinirter, verschlagener, jesuitischer. Freilich, ob jetzt, wo das Abgeordnetenhaus sich in ein förmliches Kriegslager verwandelt hat und der im deutschen Volke Oesterreichs emporlodernde Zorn die Leisetreter unmöglich gemacht hat, die welsche List siegen wird, das ist die Frage. Nicht aber ist's eine Frage, ob wir deutschen Lehrer der heiligen Sache der Volksbildung treu bleiben werden".

Der Ebenhoch'sche Schulantrag kam indessen bis jetzt gar nicht zur Verhandlung. Das österreichische Parlament hat dermalen ganz andere Schmerzen, als daß es Zeit fände, an die Lösung der Schulfrage heranzutreten. Eine Lösung muß aber kommen, ob so oder so. Sie läßt sich nicht aufschieben. Und wenn das Centralparlament seine Dienste versagt, werden die Landtage die Sache in die Hand nehmen müssen. So kann es unmöglich fortgehen. Die jetzige confessionslose Schule hat in dem religiösen Bewußtsein der katholischen Bevölkerung Oesterreichs schon Verheerung genug angerichtet. Einer weiteren Devastirung muß unter jeder Bedingung mit allen nur möglichen Mitteln gesteuert werden, will die österreichische Monarchie die Fundamente erhalten, auf denen sie ruht.

In der Thronrede hatte die Regierung unter besonderer Betonung der erziehlichen Aufgabe der Schule eine andere Einrichtung der Lehrerbildungsanstalten ins Auge gefaßt. Von einer Aenderung des ganzen Volks-

---

Volkspartei, als ob es dieser Partei bei ihrem Schulantrage um Verkürzung der Rechte Andersgläubiger zu thun wäre! Das gerade Gegentheil ist wahr. Indem die katholische Volkspartei das österreichische Volksschulwesen auf eine confessionelle Grundlage zu stellen und den katholischen Kindern die Erziehung im Geiste der katholischen Kirche zu sichern sucht, sichert sie damit auch den Andersgläubigen, Juden wie Protestanten, das Recht auf eine ihrem religiösen Standpunkte entsprechende Erziehung ihrer Jugend. Für diese Logik hat freilich das „freisinnige" Wiener Lehrer-Hetzblatt kein Verständniß.

schulgesetzes in der Richtung zur confessionellen Schule hin war keine Rede. Offenbar ist man in den österreichischen Regierungskreisen noch nicht zu der Erkenntniß vorgedrungen. daß ein interconfessionelles Schulwesen für die Erziehung unseres Volkes nichts taugt. Vielleicht erst, wenn die rothe Fahne auf den Zinnen des Wiener Parlamentes weht, wird man in gewissen Kreisen einsehen, daß das Hasner'sche Schulgesetz für Oesterreich ein Unglück war.

Uebrigens macht im Grunde genommen nicht das Gesetz die Schule, sondern der Lehrer. Er gibt ihr das geistige Gepräge, den eigentlichen Charakter. Auch in einer „gesetzlich" confessionslosen Schule vermag ein kirchlich gesinnter, überzeugungstreuer Lehrer die Erziehung der katholischen Kinder so zu leiten und zu gestalten, daß Kirche und Familie damit einigermaßen zufrieden sein können. Umgekehrt kann aber auch bei einem den kirchlichen Interessen günstigen Gesetze ein „aufgeklärter" Schulmonarch genug des Unheils anrichten. Wie der Lehrer, so die Schule und so die Kinder. Das ist ein psychologisches Gesetz, das wohl im Auge behalten werden muß. Darnach kann man schon ermessen, wie es mit der Erziehung unserer katholischen Jugend in Oesterreich bestellt ist, angesichts der notorischen Thatsache, daß bei den letzten Reichsrathswahlen die meisten Lehrer in antikirchlichem Sinne abgestimmt haben. Viele von ihnen, besonders in Nordböhmen und in Wien, haben sogar offen für die socialdemokratischen Candidaten nicht bloß gestimmt, sondern auch wacker agitirt.

Will man in Oesterreich in Bezug auf das Volksschulwesen zu gesunden Verhältnissen kommen, dann muß nothwendig bei der Lehrerbildung eingesetzt werden. Haben wir erst wieder christlich erzogene, überzeugungstreue, charakterfeste Lehrer, die wissen und wollen, was sie sollen, dann wird es von selbst besser werden. Die christliche Schule und christliche Kindererziehung ist dann der Sache nach schon da. Wir wissen nicht, auf was die Regierung eigentlich

abzielte, als sie in der Thronrede eine Neuregelung der Lehrerbildungsanstalten ankündigte. Jedenfalls ist es ein durchaus richtiger Gedanke, erst ein neues Lehrermaterial zu schaffen, ehe an eine Aenderung der ganzen Schulgesetzgebung geschritten werden kann.

Das Lehrerbildungswesen, wie es zur Zeit besteht und gehandhabt wird, ist auf Grund des Gesetzes vom 14. Mai 1869 geordnet. Darnach umfaßt der Bildungs-, respective Unterrichtscurs 4 Jahre. Vor dem 15. Jahre kann Niemand in eine Lehrerbildungsanstalt aufgenommen werden. Der Aufzunehmende muß wenigstens das Lernziel der Bürgerschule erreicht haben, worüber er sich in einer strengen Prüfung auszuweisen hat. Die Lehrgegenstände in den Lehrerbildungsanstalten sind: Religion, Pädagogik mit praktischen Uebungen, Unterrichtssprache, Geographie, Geschichte und vaterländische Verfassungslehre, Mathematik und geometrisches Zeichnen, Naturgeschichte, Naturlehre, Landwirthschaftslehre, Schönschreiben, Freihandzeichnen, Musik mit besonderer Berücksichtigung der Kirchenmusik und Turnen.

Dieses österreichische Lehrerbildungswesen leidet an zwei Hauptgebrechen. *Erstens* sind die Bildungsanstalten ohne confessionellen Charakter. Sie sind Simultananstalten, allen Lehramtscandidaten, ob Juden, Christen oder Muhamedaner, gleichmäßig zugänglich. Die Folge davon ist natürlich, daß aller Unterricht, außer dem Religionsunterrichte, ein interconfessionelles Gepräge haben muß; daß demgemäß auch alle Lehrbücher, auch die für Geschichte und Pädagogik, confessionell indifferent sein müssen. Dies ist noch obendrein ausdrücklich durch das Gesetz vom 25. Mai 1868 festgestellt; denn der § 2 dieses Gesetzes lautet: „Der Unterricht in den übrigen Lehrgegenständen (außer der Religion nämlich) *ist unabhängig von dem Einflusse jeder Kirche oder Relionsgesellschaft.*“

Daß diese „gesetzliche“ Bestimmung ein *pädagogischer Nonsens* ist, scheint den Herrn Gesetzesmachern

nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Nach den Gesetzen einer gesunden Pädagogik muß aller Unterricht einen erziehlichen Charakter haben, muß der Erziehung dienen, sie stützen und stärken. Dies erst recht bei den Lehramtscandidaten. Diese wollen und sollen ja einmal als Erzieher des Volkes auftreten und thätig sein, sollen das Volk sittlich religiös erziehen. Wie aber können sie dies, wenn sie selbst nicht sittlich-religiös erzogen und vollkommen durchgebildet sind? Daß für diese vollkommene sittlich-religiöse Durchbildung der Lehramtscandidaten die zwei wöchentlichen Religionsstunden nicht genügen, liegt auf der Hand. Und wie soll gar erst bei den katholischen Lehramtszöglingen die religiös-sittliche Charakterbildung möglich sein, wenn der Unterricht in der Pädagogik und Geschichte nicht nur nicht indifferent und objectiv ist, sondern positiv der katholischen Lebens- und Geschichtsauffassung widerstreitet?

„Die Lehrbücher der Erziehungs- und Unterrichtslehre", heißt es in einer sehr lesenswerthen Schrift,[1] „sind grundlegend für die künftige Thätigkeit der Lehramtscandidaten in der Schule; sie bestimmen gleichsam den Geist, welcher in der Schule herrschen soll. Die einschlägigen in den österreichischen Lehrer-Bildungsanstalten verwendeten Lehrbücher sind derzeit aufgebaut auf der unchristlichen Philosophie Herbarts und Kants und auf den ungläubigen Grundsätzen Rousseaus, Diesterwegs, Dittes' u. ä. Sie sind geeignet, den katholischen Religionsunterricht, der als Fachgegenstand in wöchentlich zwei Stunden ertheilt wird, vollkommen lahm zu legen, und es muß ein Wunder der Gnade Gottes sein, wenn ein oder der

1) Die österreichische Volksschule. Beurtheilt nach dem Geiste der approbirten und an den k. k. Lehrer- und Lehrerinen-Bildungsanstalten, allgemeinen Volks- und Bürgerschulen eingeführten Lehr- und Lesebücher. Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner herausgegeben von Justus Verus. Freiburg i. B., Herder 1895



andere Lehramtszögling an seiner religiösen Ueberzeugung ungeschädigt aus den derzeitigen österreichischen Lehrer-Bildungsanstalten herauskommt; gestärkt und befestigt wird diese Ueberzeugung, welche sie aus der Familie mitbringen, bei keinem werden".

Ein zweites Hauptgebrechen an unseren Lehrer-Bildungsanstalten ist dies, daß sie bloße Externate, reine Unterrichtsanstalten sind. Die jungen Leute also, welche zu Lehrern herangebildet werden, sind mehr oder weniger auf sich angewiesen. Sie sind einige Stunden täglich in der Bildungsanstalt versammelt und erhalten dort Unterricht; im Uebrigen aber, in Bezug auf ihre Beköstigung und Wohnung sowie auf ihren Umgang und Verkehr sind sie dem eigenen und ihrer Eltern Ermessen überlassen. Die Ueberwachung seitens der Anstalt kann nur eine sehr beschränkte sein; und gegenüber dem geheimen Einflusse der Lektüre, des Umganges und des Verkehres mit unchristlichen Volksbeglückern ist sie vollends unmöglich. Wäre demnach auch der Unterricht in der Bildungsanstalt der religiösen Welt- und Lebensauffassung der katholischen Lehramtszöglinge keineswegs abträglich, dann wäre damit die sittlich-religiöse Erziehung derselben doch nur theilweise sicher gestellt.

Summa Summarum: Unser jetziges österreichisches Lehrerbildungswesen ist absolut unfähig, die katholischen Lehramtscandidaten zu dem zu machen, was sie ihrem Berufe und ihrer socialen Stellung nach sein sollen: Erzieher unseres katholischen Volkes.

Um hier Wandel zu schaffen, ist es durchaus nothwendig, das Lehrerbildungswesen auf eine confessionelle Grundlage zu stellen, also confessionelle Lehrerseminarien zu errichten, wie sie allerwärts in Deutschland bestehen, so daß die katholischen Lehramtszöglinge nur Katholiken zu Lehrern haben und bei allen Lehrgegenständen, besonders in der Pädagogik und Geschichte, nur solcher Lehrbücher sich bedienen, welche

nicht nur nichts gegen das katholische Glaubensbewußtsein enthalten, sondern wirksam mithelfen, dasselbe zu stärken und zu befestigen. Dann aber auch müssen diese confessionellen Seminarien zu Internaten umgestaltet werden, analog den Anstalten für die Heranbildung der Offiziere und der Geistlichen, den Kadettenschulen und den Priesterseminarien. Freilich würde die Errichtung einer größeren Anzahl von Internaten viel Geld kosten. Doch dieser Geldaufwand würde sich reichlich lohnen. Sehr richtig heißt es in einem Artikel des Wiener „Vaterland" vom 21. September 1898:

„Tüchtige, wahrhaft religiös gebildete Lehrer sind der wirksamste Schutz gegen den für Staat und Kirche gefährlichen Socialismus, und die Millionen an Eigenthum und Gütern, welche durch eine gute, wahrhaft sittlich-religiöse Erziehung der heranwachsenden Jugend vor der Zerstörung durch jenen Feind alles Bestehenden bewahrt bleiben, sind die Versicherungsprämie schon werth, als welche sich der Aufwand für gute Lehrerseminare betrachten läßt. In diesen sollen ja kräftige, mit Wissen und Charakterstärke gewappnete Vorkämpfer gegen die Gefahr herangebildet werden, welche unsere ganze christlich abendländische Cultur sammt ihren materiellen und geistigen Schätzen mit Vernichtung bedroht".

Eine wie geartete Umgestaltung der Lehrerbildungsanstalten die Regierung eigentlich plant, ist nicht bekannt geworden. Gelegenheit zu einer diesbezüglichen Gesetzesvorlage im österreichischen Parlamente hat sich bis dato — 1½ Jahr nach der Thronrede! — noch nicht ergeben.

Mittlerweile aber haben die liberalen Lehrer zu der regierungsseits angekündigten Aenderung des Lehrerbildungswesens auch ihrerseits Stellung zu nehmen geglaubt. Auf der Anfangs August in Brünn abgehaltenen Generalversammlung des großen „Deutsch-österreichischen Lehrerbundes" legte der Ausschuß dieses Bundes den Entwurf eines neuen Schulgesetzes vor. Darnach soll die Religion aus der Volksschule entfernt und das Lehrerbildungswesen in der Art geregelt

werden, daß alle Lehramtskandidaten vorerst eine vollständige Mittelschule d. h. Gymnasium persolviren und dann zwei Jahre lang an einer Art Hochschule ihre Fachstudien betreiben sollen. Ueber diese „bescheidene“ Forderung der österreichischen Lehrerschaft ein anderes Mal.

Prag. ***

LXXI.

Zur schlesischen Kirchengeschichte im 16. Jahrhundert.

Der Mangel an einer gut geschriebenen, lesbaren, auf gründlichen Quellenstudien beruhenden Kirchengeschichte Schlesiens wird in Schlesien und auch anderweitig schmerzlich bedauert. Denn das umfangreiche Werk des hochverdienten, bei Lebzeiten aber leider recht schlecht behandelten Johann Heyne entspricht den Anforderungen nicht, die man heute an eine Kirchengeschichte Schlesiens stellen muß, und Ritters älteres unvollständiges Buch ist längst veraltet. Auf anderer Seite liegen anerkennenswerthe Leistungen vor. Ich erinnere nur an Grünhagens „Geschichte Schlesiens“ und „Schlesien unter Friedrich II.“ Es müßte doch für einen katholischen schlesischen Historiker eine verlockende Aufgabe sein, die Geschichte der Kirche seiner Heimat darzustellen und zu zeigen, wie sich dieselbe trotz aller Stürme und Gefahren von Innen und Außen so glücklich erhalten hat, daß sie sich an Zahl ihrer Glieder, an äußerem Ansehen und innerer Kraft mit jeder Diöcese Deutschlands messen darf. Und an tüchtigen Vorarbeiten fehlt es glücklicherweise nicht. Der Verein für schlesische Geschichte hat in seinen Publikationen

eine Fülle von Material zu Gebote gestellt, und eine Reihe von trefflichen Einzelforschungen erleichtern eine größere zusammenfassende Arbeit. Neuerdings beschäftigt sich Wilh. Schulte erfolgreich mit der schwierigen Aufgabe, das Dunkel der Gründung der Diöcese zu erhellen. Was der vor kurzer Zeit verstorbene Pfarrer Welzel für die schlesische Geschichte geleistet hat, wird immer anerkannt werden. Nicht minder verdient macht sich um die schlesische Geschichtsforschung der unermüdliche Johannes Soffner, dessen Buch über die Einführung der Reformation in Schlesien allseitige Anerkennung gefunden hat. Trotz der Verwaltung seines Pfarramtes und sonstiger Schwierigkeit erfreut er die Freunde schlesischer Geschichte von Zeit zu Zeit mit neuen, auf archivalischen Studien beruhenden Arbeiten. Unter günstigeren Verhältnissen kann nunmehr Joseph Jungnitz, der sich seit 30 Jahren mit der schlesischen Kirchengeschichte beschäftigt, seine Studien fortsetzen. Seinen tüchtigen Büchern über Bischof Sebastian Rostock und über den Archidiakon Petrus Gebauer läßt er jetzt eine Monographie über den Bischof Martin von Gerstmann (1574—85)[1]) folgen, welche hochwillkommene Aufschlüsse über eine der schwierigsten Epochen der schlesischen Kirchengeschichte bietet.

Trotz der machtvollen Stellung der Bischöfe von Breslau, trotz der zahlreichen Klöster hatte die Wittenberger Reformation in erstaunlich raschem Siegeslaufe fast ganz Schlesien erobert. Breslau ging mit dem üblen Beispiel 1523 voran; bald folgte der Herzog Friedrich II. von Liegnitz-Brieg-Wohlau, dessen Werk seine Nachfolger, besonders der Herzog Georg II. von Brieg fortsetzten. Was die großen Herren

---

1) Martin v. Gerstmann, Bischof von Breslau. Ein Zeit- und Lebensbild aus der schlesischen Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts von Dr. J. Jungnitz, geistlicher Rath und Direktor des fürstbischöflichen Diöcesanarchivs. Breslau, Aderholz. 1898. SS. VI und 535.



thaten, fand rasche Nachahmung bei dem Kleinadel, der in seiner großen Mehrheit nicht bloß lutherisch gesinnt war, sondern das Lutherthum auch in seinen Dörfern einführte. Sie besetzten im Vacanzfalle die Pfarreien ihrer Dörfer mit lutherisch gewordenen Geistlichen oder mit eingewanderten Prädikanten und kümmerten sich weder um den Einspruch des Bischofs noch um die Befehle der Oberamtsregierung. Wie in Oberösterreich so bildete auch in Schlesien der Kleinadel die starke Stütze der neuen Lehre. Geistliche aber, welche diesen Neuerungen huldigten, gab es genug. Boten doch die Klöster, namentlich die Mendicanten-Klöster, Ausreißer genug, die glücklich waren, eine Stelle und ihr Brot zu finden. In manchen Gemeinden wandten sich Pfarrer und Volk ohne viele Umstände dem „Evangelium“ zu. Hie und da wurde wohl von Gemeinden und von Geistlichen dieser Religionsveränderung Widerstand geleistet, „aber von einem nachhaltigen Widerstande wird“ — wie Jungnitz (S. 168) bemerkt —, „kaum etwas berichtet“. „Dagegen ist bekannt, daß viele Gemeinden trotz aller Gegenmaßregeln des Bischofs und Domkapitels nach der neuen Lehre heftig verlangten und zu ihr übergingen“. Mit Recht bezeichnet Jungnitz als eine Ursache dieser beklagenswerthen Erscheinung die völlige Vernachlässigung des religiösen Volksunterrichts, die sich überall und zu allen Zeiten auf das Bitterste zu rächen pflegt. Wie hätte der Klerus aber auch einen solchen Unterricht leisten können, da es ihm selbst in seiner großen Mehrheit an einer soliden Kenntniß der Religionswahrheiten mangelte.

Daneben fehlt es aber auch der Mehrzahl der Geistlichen an jenem sittlichen Ernst, der zur Vertheidigung der alten Wahrheiten und zum Schutze gegen die Neuerer nothwendig war. Das Bild, welches Jungnitz mit freimüthiger Feder, aber ohne zu dunkle Schattirung (S. 160 ff.) von dem Zustande des Klerus entwirft, läßt begreifen, daß die neuen religiösen Ideen an demselben keinen starken Wider-

stand finden konnten. Auch die Klöster, diese alten verdienten Stätten der christlichen Cultur, waren ihrer Aufgabe untreu geworden. Früher waren sie die Pflegerinnen der Wissenschaften, die Zuflucht frommen Sinnes und gottgeweihten Lebens; nun aber war der Geist der Zucht und des religiösen Eifers aus ihnen gewichen und die ganze Oede eines seiner hohen Pflichten und edlen Aufgaben vergessenden Lebens starrte aus den äußerlich glänzenden Stiftern und Klöstern entgegen. Das Kapitel über die „Zustände in den religiösen Genossenschaften" (S. 171 ff.) bildet keinen Ehrenkranz für die Klöster Schlesiens. Wenn aber hier das religiöse Leben verdorrte, wenn hier der Geist verflüchtigte und der hehre Dienst zur mechanischen Verrichtung wurde, so wird man für den Säcularklerus sicherlich ein milderes Urtheil fällen müssen. Denn der Secularklerus befand sich geistig und materiell in ungleich schlimmerer Lage. An seiner geringen Bildung war er nicht schuld, sondern die Bischöfe, die bislang viel zu wenig für die Heranbildung eines wenigstens nothdürftig unterrichteten Klerus gethan hatten; und materiell war er oft schlechter gestellt, als arme Bauern seiner Gemeinden. Dem Klostergeistlichen bot aber sein Kloster ein sorgenfreies Leben und die Möglichkeit geistiger Ausbildung. Wenn trotzdem die religiöse Neuerung so viele Verheerungen unter und in den Stiftern und Klöstern anrichtete, so muß die Disciplin längst schon verfallen und der Ordensgeist längst schon entwichen sein.

So war die neue Lehre in Schlesien seit ihrer ersten Einführung in Breslau 1523 von Decennium zu Decennium immer mehr erstarkt unter dem thätigen Protektorate der Herzöge von Liegnitz und Brieg und der Stadtmagistrate, unter der Duldung und dem Beifall vieler Gemeinden und Geistlichen und — unter dem mehr als schwächlichen Widerstande der Bischöfe und des kaiserlichen Regimentes. Es war ein schlimmes Verhängniß für die katholische Kirche Schlesiens, daß sie in jenen gefahrvollen Zeiten des 16. Jahrhunderts

keinen einzigen Bischof erhielt, der mit fester Hand und klarem Auge in die Bewegung eingriff. Der Bischof Jakob von Salza (1520—1539) war ängstlich und wollte paktiren, während die Revolution sich schon siegreich dünkte; Balthasar von Promnitz (1539—1562) war sogar freundlich und gefällig gegen die Protestanten und vermied alle Conflikte. Das machte natürlich die Letzteren nicht schüchterner, sondern von Stunde zu Stunde begehrlicher. Kaspar von Logau (1562—1574) leistete für die Kirche nichts und bewies gegen die Protestanten eine sträfliche Connivenz. Der Bischof aber war zugleich Oberstlandeshauptmann; man kann sich darum denken, wie freies und leichtes Spiel die Protestanten hatten, und man wird es begreiflich finden, wenn sie schließlich wirklich ernsten Maßnahmen mehr als passiven Widerstand entgegenstellten. Die Bischöfe unterschätzten anfangs die Bedeutung der ganzen Bewegung und später fanden sie wegen der Menge der Abgefallenen und wegen der manigfachen Beziehungen zu dem protestantischen Adel nicht mehr den Muth und die Kraft, eine einschneidende Maßregel zu treffen. Wie confus die Anschauungen Promnitz' waren, mag man daraus ersehen, daß er Altaristen-Benefizien in Bunzlau einzog, um die *protestantischen* Predigerstellen daselbst zu verbessern (S. 3), und daß Bischof Kaspar von Logau noch 1569 dem *protestantischen* Pfarrer von Braunau bei Lüben einen *protestantischen* Diacon zu Hülfe gab (S. 15). Die Bischöfe hielten sich principiell für die Ordinarien auch der Protestanten, meinten wohl aber, sich in den Anstellungen nach der Religion der Gemeinde richten zu müssen! Bei dieser steten Halbheit und Schwäche kann es kaum Wunder nehmen, daß das ‚Evangelium' selbst im landesherrlichen Gebiete der Breslauer Fürstbischöfe, in Neisse-Grottkau, festen Fuß fassen konnte. In Neisse gab es heimliche und offene Protestanten, Sakramentsverächter und selbst protestantische Lehrer. Zwei von letzteren unterrichteten sogar mit Vorwissen des Bischofs Kaspar von Logau die Knaben, die Priester werden sollten (S. 657).

In diesen Zeiten der Verwirrung gab es in Schlesien nur noch eine Corporation, die sich ihrer Aufgabe, den Katholicismus zu schützen und den Neuerern entgegenzutreten, voll bewußt war: das Domkapitel zum hl. Johannes Baptista in Breslau. Dem alten Domkapitel, das sich zumeist aus den katholischen adligen Familien Schlesiens und aus den hervorragenden Geistlichen bürgerlichen Standes rekrutirte, verdankt die katholische Kirche Schlesiens nicht bloß damals, sondern auch in späterer Zeit unendlich viel. Jene wackeren Männer übertrieben die Frömmigkeit gerade nicht, aber sie besaßen ein offenes Auge für den Gang der Dinge und für die Bedürfnisse der Diöcese, und erachteten es für eine heilige Pflicht, mannhaft den täglich übermüthiger werdenden Neuerern und deren Anmaßungen entgegenzutreten. Hätten sie wirksamere Unterstützung bei den Bischöfen gefunden, so wäre sicher auch nach den ersten Fehlern noch Vieles für die Kirche gerettet worden. Auch die eingehenden interessanten Mittheilungen Jungnitz's bestätigen, daß das Kapitel unaufhörlich die Bischöfe bat, drängte und beschwor, sich der immer mehr dem völligen Ruine entgegeneilenden schlesischen Kirche mit größerem Eifer und thatkräftigerer Hand anzunehmen.

Unter so schwierigen und verfahrenen Verhältnissen wurde Martin von Gerstmann 1574 auf den bischöflichen Stuhl von Breslau erhoben. Er war eines Tuchmachers Sohn aus Bunzlau, geboren 1527, protestantisch getauft und in der Kindheit protestantisch erzogen. Seine Conversion erfolgte erst in Padua, wo er von 1557 an studierte. 1561 wurde er Prälat-Custos an der Kathedrale zu Breslau und stieg nun rasch in kirchlichen und weltlichen Würden. Er wurde Kanzler des Bisthums Olmütz, ohne seine Breslauer Pfründe aufzugeben, und auf Empfehlung des Bischofs von Olmütz Sekretär des Kaisers Maximilian II. und Erzieher dessen Kinder. In seiner Stellung als Sekretär des Kaisers war er mit den Ver-

handlungen über die polnische Königswahl von 1573 betraut, die aber nicht den vom Kaiser erwünschten Ausgang hatten (S. 33 ff.). Am 1. Juli 1574 wurde er zum Bischof gewählt. Das Kapitel stellte in den damals üblichen Wahlkapitulationen auch eine Reihe von Forderungen auf, die seinem kirchlichen Eifer Ehre machen, insbesondere die Gründung eines Klerikalseminars, die Entfernung der Protestanten aus den bischöflichen Behörden u. A. Die von Jungnitz ausführlich geschilderten Verhandlungen zwischen dem Bischof und dem Kapitel über die Ausführung der Kapitulation mußten schon erkennen lassen, daß auch der neue Bischof nicht den Entschluß fassen konnte, mit dem alten System der Halbheiten und des Lavirens zu brechen. Thatsächlich ernannte er trotz der Bitten des Kapitels seinen protestantischen Landsmann Simon Hanniwald zum Kanzler des Fürstenthums Neisse und bewies gegen die Protestanten viel Connivenz und in der Vertretung der katholischen Sache eine bedauerliche Schwäche. Das Kapitel nahm daher oft Anlaß zu Beschwerden und zu ernsten Ermahnungen. Es beklagte sich, „daß selbst in den bischöflichen Halten und auf den Maltesercommenden die Katholiken bedrückt und verdrängt würden, und beschwerte sich beim Bischof, daß er gefährdeten Pfarreien nicht den nöthigen Schutz gewähre, unkatholische Bücher sogar in Neisse verkaufen lasse, auf den Fürstentagen kirchenfeindlichen Bestrebungen nicht entschieden genug entgegenwirke, mit protestantischen Fürsten allzuvertraut verkehre, in ihrer Gegenwart die Domherren tadle, die Schreiben des Kapitels dessen Gegnern mittheile" (S. 127). Insbesondere wurde dem Bischofe der sehr intime Verkehr mit dem Herzoge Georg II. von Brieg, einem eifrigen Protestanten und argen Katholikenfeinde (S. 445) zum schweren Vorwurf gemacht. Jungnitz widmet diesen Beziehungen ein besonderes Kapitel (S. 430), aus welchem freilich hervorgeht, daß der vertrauliche Verkehr bei den Katholiken großen Anstoß erregen mußte. Auf der andern

Seite weist Jungnitz aber auch darauf hin, daß die Stellung des Bischofs als Oberstlandeshauptmann es nothwendig machte, mit den protestantischen Ständen in steter Fühlung zu bleiben und auf gutem Fuße zu stehen. Die Protestanten schöpften aber aus solchen Verhältnissen neue Kraft und frohe Siegeszuversicht. Eine Entschuldigung für jene Politik liegt endlich in der Stellung, welche die Kaiser Maximilian II. und Rudolf II. zum Protestantismus nahmen.

Wohin es aber mit dieser Politik kam, lehrt recht eindringlich der Großglogauer Handstreich der Protestanten, welche sich 1581 mit Gewalt der katholischen Pfarrkirche bemächtigten und trotz aller Commissorien und Drohungen daraus nicht mehr zu entfernen waren (S. 179 ff.). Sie stützten sich auf die Erfahrung, daß man katholischerseits nicht den Muth und die Kraft finden werde, Gewaltthaten mit Waffengewalt zurückzuweisen. Und sie hatten Recht. Erst 1628 kam die katholische Pfarrkirche — nicht ohne harte Maßregeln — in die Hände der Katholiken zurück.

Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß Bischof Gerstmann den redlichen Versuch gemacht hat, die Zustände in der Diöcese zu bessern. Dazu wurde er noch gedrängt von Seiten des Domkapitels. Er gründete in Neisse das Clerikalseminar, hielt eine Diöcesansynode, deren Statuten die so nothwendige Reform anbahnen, ließ eingehende Visitationen vornehmen und berief an die Domkanzel einige Jesuiten. Die Gründung von Jesuitenniederlassungen in Schlesien stieß bei den Ständen und auch beim Kaiser auf Schwierigkeiten und mußte auf bessere Zeiten verschoben werden. Ueber alle diese Maßnahmen unterrichtet Jungnitz's treffliches Buch in ausführlicher Darstellung. Von besonderem Interesse sind seine Mittheilungen über die Visitationen der Diöcese (S. 213 ff.), welche an der Hand einer vom Archidiakon Theodor Lindanus verfaßten Visitationsordnung vorgenommen wurden. Dabei gewinnt man einen klaren, wenn auch nicht erfreulichen Einblick in die Verhältnisse der

Pfarreien und in die schwierige Lage, in welcher sich die Pfarrer und die katholischen Gemeinden meist befanden.

Den Freunden liturgischer Studien hat Jungnitz mit der Darstellung des damals in Schlesien üblichen Ritus in der Messe und in der Sakramentspendung (S. 304 ff.) einen willkommenen Dienst erwiesen. Er stellt damit den liturgischen Zustand fest, welcher unmittelbar vor der Ausgabe des römischen Missales (1575) und des römischen Rituales (1614) in der Diöcese Breslau herrschte, und gibt zugleich einen lehrreichen Ueberblick über die Geschichte der liturgischen Bücher der Diöcese, welche er bereits in besonderen Arbeiten behandelt hat.

Das Jungnitz'sche Buch liefert, wie man aus den vorstehenden kurzen Mittheilungen ersehen kann, einen werthvollen Beitrag zur schlesischen Kirchengeschichte, deren Pflege der Verfasser sich zur Lebensaufgabe gemacht hat. Der Fleiß und die Umsicht, die er bei der vorliegenden Arbeit bekundet, ist um so höher anzuschlagen, als die Hauptperson seines Buches nur geringe Sympathien zu erwecken im Stande ist. Jungnitz beurtheilt den Bischof Gerstmann mild, vielleicht etwas zu nachsichtig; darin aber hat er unzweifelhaft recht, daß an der katholischen Gesinnung des Bischofs nicht zu zweifeln ist. Sein Testament kannte Jungnitz bei der Abfassung seines Buches noch nicht; inzwischen ist es ihm bekannt geworden; er wird darin einen neuen Beweis für die katholische Gesinnung des Bischofs finden.

Gmunden. Adolf Franz.

LXXII.

Die neueste religiöse Kunst in den Münchener Ausstellungen und Kirchen.

Seit der kirchlichen Revolution des 16. Jahrhunderts hat die kirchliche Kunst die Führerschaft an ihre weltliche Schwester abtreten müssen. Vorübergehende Anläufe zu neuer Erhebung konnten keinen durchschlagenden oder allgemeinen Erfolg erzielen. Es fehlen hiezu auch heute noch trotz der energischen Versuche Einzelner die nothwendigen Voraussetzungen.

Die Grundursache des Niederganges der religiösen Kunst ist neben der allgemeinen Verständniß- und Interesselosigkeit für die Kunst überhaupt die Thatsache, daß die Religion selbst die Führerrolle im öffentlichen Leben eingebüßt hat. Erst mit der Neustärkung und dem siegenden Durchbruch des religiösen Gedankens in der Seele des Volkes unter Mitwirkung der autoritativen Gewalten in Staat und Kirche kann und wird in consequenter Folge auch die religiöse Kunst als klare sichtbare Abspiegelung dieser Thatsache wieder zur Herrschaft gelangen. Und diese religiöse Kunst wird auch dann nach Inhalt und Form genau der religiösen Gemüthsstimmung wie dem allgemeinen Culturzustande der Zeit entsprechen.

Daß es an den leistungsfähigen Kräften nicht fehlt, welche den mehr oder weniger ästhetischen oder charakteristischen, idealen oder realen Strömungen bezüglich der Ausdrucksformen zu folgen vermögen, davon kann man sich heute schon sowohl auf den großen Kunstausstellungen als auch vielfach bereits wieder in den Kirchen überzeugen. Entwickeln doch die Künstler unserer Tage eine Geschmeidigkeit in Anbequemung an den Standpunkt des Publikums bezw. des Bestellers oder auch des Architekten und Bauleiters, wie das vordem kaum erlebt wurde. Nicht mehr

der Künstler ist Herr über sein eigenstes Fühlen und Schaffen, dem Wesentlichsten und einzig Entscheidenden in seiner **Kunst**. Nur der charakterlose Eklektiker hat allenfallsige Aussicht, als blühender „christlicher Künstler“ existiren zu können. Auf dem religiösen Kunstgebiete muß er womöglich in allen historischen, selbst den rückläufigsten Stilarten bewandert sein, dagegen den nothwendigsten, zu einem originalen Kunstwerke unentbehrlichen, d. i. den **persönlichen Stil**, möglichst verleugnen, wenn er nicht überhaupt mit dieser Kunstthätigkeit einzupacken Gefahr laufen will.

Doch welches Bild zeigt denn die heutige religiöse Kunst in praxi? Fangen wir mit dem größten Schau- und Verkaufsladen von Kunstsachen in München: der „Ausstellung im Glaspalaste“ an.

In einer der würdigsten religiösen Schöpfungen zeigt Alois Delug (von Justina bei Bozen), was ein moderner Künstler auch heute noch in puncto „Votivbild“ zu leisten im Stande ist. In einem Gewande von Brokat und Seide im modificirten Schnitt des vorigen Jahrhunderts sitzt die milde, in ihrem göttlichen Kinde, auf das sie mit Blick und Bewegung sich herabneigt, glückselige Himmeskönigin auf dem Throne. Rechts und links nahen sich ihr — zunächst drei und vier Kinder und hinter ihnen je Vater und Mutter der ihr andächtige Huldigung widmenden Familie. Die frommen schönen Kinder sind ganz Glück und Freude, daß sie dem Christkind ihre Weihgaben, Blumen, Früchte, Brod, Fische und Anderes darbringen dürfen, und die Eltern blicken, der Mann mit ernster Sammlung, die Frau zugleich mit tiefer Andacht und seliger Mutterfreude auf die Madonna. Die mit großer Feinheit stimmungsvoll gemalte Gruppe von lebensgroßen Figuren ist von einer anmuthenden, natürlichen Innigkeit beseelt. Nur das aus den Windeln sich windende Christkind erscheint — nicht zum Vortheile der Darstellung — weniger als ein göttliches, vielmehr als sehr natürliches verwöhntes Mutterkind.

Eine ähnliche unruhige Bewegung des Christkindes — nach dem Muster der italienischen Spätrenaissancebilder — auf dem Schoße der „Madonna“ und die nichtssagende Naivität, mit welcher diese in all' den Glanz und die Weihnachtsfreude

der sie umgebenden seligen großen und kleinen Engel dreinschaut, während St. Josef im Hintergrunde sich die Augen zuhält, beeinträchtigen das mit großer Liebe schön gemalte Bild von Karl Marr (München) in seiner sonst so anmuthenden Wirkung.

Durch Größe der Bildfläche und farbenkräftigen Vortrag zieht vor andern eine „Hochzeit zu Kana“ von August v. Brandis (Berlin) die Augen auf sich. Der Maler versucht sich augenscheinlich in den Bahnen eines Paul Veronese. Dieser wollte in seinen figurenreichen „religiösen Bildern“ nichts weiter als die Menschen und den farbenprächtigen Festschimmer der die Früchte ihrer Macht und ihres Reichthums genießenden Venetia des 16. Jahrhunderts der Mit- und Nachwelt vorführen. Auch das Bild von Brandis gleicht mehr der Darstellung irgend eines opulenten, antiken Gastmahls als der „Hochzeit zu Kana“. Die hier versammelte Gesellschaft ist bereits in eine gemüthliche Stimmung versetzt und hat sich zumeist von der Tafel erhoben. In zwanglosen Gruppen mit einander plaudernd und kosend scheinen sie auf den neuen Wein zu warten. Schon gießen ihn die Diener aus den steinernen Wasserkrügen in ein großes Becken, und der Speisemeister erhebt ein gefülltes Becherglas prüfend gegen das Sonnenlicht. Während auf dem einen Ende der vordern Tischbank ein auf dem Rücken ausgestreckter üppiger Gast mit rothglühendem Gesicht mit der neben ihm stehenden Tänzerin scherzt, unterhält Christus, der im weiten weißwollenen Gewande mit rothbestickten Aermelausläufen am andern Ende derselben Bank Platz genommen, den noch einzigen in seiner Nähe sitzenden, stupid ihn anblickenden Tischgenossen. Von Maria und den Aposteln ist nichts zu sehen. Anerkannt muß werden, daß die Gestalt Jesu durch eine gewisse Vornehmheit der Erscheinung und edle Gesichtsbildung mit dem sympathischen Ausdruck menschenfreundlichen Entgegenkommens merklich von seiner Umgebung absticht, was immerhin gegenüber andern modernen „religiösen Malereien“ schon etwas heißen will.

In demselben „Elitesaale“ ist auch das Kolossalgemälde Max Klingers (Leipzig), „Christus im Olymp“, aufgestellt. Zu den religiösen Historienbildern wird es sein Schöpfer,

dieser phantasievollste und geschickteste Radirer der Gegenwart, selbst nicht zählen. Wir können es in ideeller wie formeller Hinsicht nur als verunglückt ansehen. Es geht einem bei Betrachtung dieses unqualificirbaren Christus, der wie ein Professor, im grünen Talare, mit seinen das Kreuz ihm nachtragenden, züchtig gekleideten Fräuleins im Olymp einzieht, sowie beim Anblicke der verblüfften, nichts weniger als zephyrleichten Seligen, die in ihrem männlichen Theile vor dem neuen Ankömmling ausreißen, in ihrem weiblichen jedoch zutraulich sich ihm nähern, ähnlich wie mit den Shakespeare'schen Narren. Bei diesen weiß man oft nicht gleich, sind sie wirklich närrisch, oder ist ihr Wahnsinn nur ein fingirter. So drängt sich einem beim ersten Anblick des Klinger'schen Bildes die Frage auf: Soll es im tiefsten Sinne des Künstlers eine Tragödie oder Komödie darstellen? Ist das Ernst oder Ironie? Wahrheit oder Spiel? Faktisch muß es jedem positiven Christenmenschen als letzteres erscheinen, da er schon die Zusammenstellung Christi, des wahren Gottes- und Menschensohnes, mit den schmutzigen Schemen der heidnischen Gottheiten als Absurdität ansehen muß. — Das ist das nothwendig sich einstellende Schicksal, das gerade den genialen Künstler am ehesten ereilt, der mit seinen, wenn auch noch so phantasiereichen Ideen nicht in dem festen, positiven Grund und Boden der kirchlichen Tradition, d. i. des wahren geschichtlichen Christenthums wurzelt.

Die „Kreuzigung nach dem Evangelium Johannis" von Louis Corinth in München ist von solch individueller Realistik, daß, wenn sie nicht gerade die „Kreuzigung nach Johannes", sondern die Hinrichtung irgend eines beliebigen — sei es bei den Seinigen beliebten und unschuldigen — Menschenkindes vorstellen sollte, ein großes Meisterstück (Uhde'scher Richtung) genannt werden müßte. Es reiht sich in seiner Art der im Vorjahre von demselben Künstler ausgestellten „Abnahme vom Kreuze" (jetzt im Besitze des Historienmalers Prof. Feuerstein in München) an, ist aber nicht mehr ganz von der extremen Drastik wie jenes. Bildung und Ausdruck des Gekreuzigten erscheint schon mehr ideal gehalten; mit sanfter Ergebenheit im Sterben haucht er seine Seele aus. Dem modernen Ge-

danken des Justizmordes eines edlen „Menschenfreundes“ entspricht auch die Darstellung der den Gekreuzigten betrauernden Umgebung, die bis auf das seine Mutter darstellen sollende alte, häßliche Weib, sich einzig aus jener im modernen Straßenstaub und Fabrikruß verelendenden „arbeitenden Klasse“ rekrutirt. Den Physiognomien und dem ganzen Aeußern der Gestalten entspricht auch der schwarz-grau-braun-lila Gesammtton des glanz- und lichtlosen Bildes.

Auch hier sehen wir wieder, wie so oft in neuerer Zeit, den biblischen Textinhalt gleichsam der traurig düsteren Melodie des modernen socialpolitischen Liedes untergelegt. Die verfängliche Wirkung dieser Art „religiöser Malerei“ ist um so eindringlicher, als die Darstellung das überzeugende Gepräge eines großen künstlerischen Ernstes an sich trägt und durch die inviduell machtvolle Kraft der Empfindung den Beschauer packt. In diesem Sinne sind die zwei genannten Bilder Corinth's unbedingt hervorragende Kunstwerke. Denn die Kunst als solche besteht doch wohl hauptsächlich in dem originalen, individuell-künstlerischen Schaffen. Das vom Künstler Geschaffene ist das Produkt seiner vollen eigensten Persönlichkeit. Das Kunstwerk also, wenn es ein wirkliches, im subjektiven Sinne, sein soll, muß der Ausdruck seines eigensten Denkens und Empfindens sein. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es auch ein wahres und echtes Kunstwerk im objektiven Sinne, d. h. ein treues Ab- und Spiegelbild der objektiven Wahrheit und Vernünftigkeit ist. Denn das Spiegelbild hängt nicht nur von dem Abzuspiegelnden, sondern auch von dem Spiegel ab. Letzterer ist hier der Geist, das Gemüth des Künstlers. Nur wenn sein Gemüth rein, klar und fleckenlos ist, wird es auch die objektive Welt, die höhere und niedere, wie sie ist, voll und ganz in sich aufzunehmen, und, wenn auch mit größerer oder geringerer Schärfe, so doch treu und unentstellt in ihrer wesentlichen Bedeutsamkeit abzuspiegeln vermögen.

Ein wenn auch noch so großer Meister, der selbst nicht glaubt an den Inhalt der religiösen Offenbarung, taugt nicht zum religiösen Künstler. Sein Geistesauge ist blind für die Welt der religiösen Erscheinungen. Ihr höherer Lebensinhalt durchdringt nicht sein Gemüth und kann darum auch nicht aus

ihm im lebenswahren Bilde sich abspiegeln. Die originalen Christus- und Heiligengestalten von der Hand ungläubiger Künstler, sie mögen ästhetisch schön oder von packender Realistik sein, entbehren des übernatürlichen Zuges, jener auch im echten religiösen Bildwerke sich abspiegelnden göttlichen Potenz. Darum passen sie nicht zu kirchlichen Andachtsbildern. Lieber noch eine gute Copie eines frommgläubigen, religiösfühlenden Altmeisters, als solche inhaltsleere oder verlogene Schaustücke, wie man sie leider aus der Periode des Barock und Zopfes, neben bereits massenhaft angesammelter empfindungsloser Kunstwaare aus neuerer Zeit, noch vielfach in Kirchen antrifft.

Eine Achtung gebietende künstlerische Leistung ist die „Kreuzigung Christi“ von Ludw. Kramer in München. Der Maler wandelt ganz in den Bahnen eines Gebhard und Feldmann in Düsseldorf. Es sind genau dieselben Gestalten von anno 1500 mit ihrem altdeutschen Kostüm und ihrem altdeutschen frommgläubigen Sinne, bei derselben realistisch-lebensvollen Auffassung und demselben warmen, rothbraunen Gesammtton, wie ihn die Schule des protestantischen Meisters in Nachahmung der Spätgothik aufweist. Das Bild hat die äußere Form eines Triptychonaltars und würde einer Kirche nicht zur Unzierde gereichen. Die Gestalt Christi ist von schöner Zeichnung, edlem Linienfluß und würdigem Ausdruck. Magdalena streckt in leidenschaftlichem Schmerze die Arme zum Gekreuzigten empor, wärend Maria vor Uebermaß der Seelenleiden ohnmächtig, von Johannes gehalten wird. Außer diesen umgibt eine reiche, lebensvoll charakterisirte Volksgruppe die Gekreuzigten. Aber, müssen wir hier gegenüber jener gemachten mittelalterlichen Stilisirung fragen, warum diese Verleugnung der äußern historischen Wahrheit in einer Zeit, in der man nicht mehr altdeutsch-naiv empfindet, und die fortgeschrittene Kenntniß der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften den fähigen Künstler bei einigem Studium leicht in den Stand setzen könnte, ein auch der geschichtlichen Wahrheit voll und ganz entsprechendes „religiöses Historienbild“ zu schaffen? Zu einem solchen, als wahren und vollendeten Kunstwerke, gehört doch offenbar als Grundbedingung beides:

die äußere Wahrheit wie innere Wahrhaftigkeit. Denn ohne Wahrheit keine Geschichte, mag sie nun geschrieben oder gemalt sein. Bei einem die geschichtliche Wirklichkeit uns vor Augen führenden Kunstwerke ist aber die äußere Wahrheit (historische Wahrheit im engern Sinn) erst recht von Bedeutung; schon deßhalb, weil sie uns von der innern Wahrhaftigkeit und Bedeutsamkeit leichter zu überzeugen vermag.

Da muß dem Franzosen Dagnan-Bouveret für sein „heil. Abendmahl" die Palme zuerkannt werden. Leider war im Glaspalast nur eine Radirung nach demselben von Charles Waltner (Charille) zu sehen. Aber auch diese läßt uns noch die Herrlichkeit jener Schöpfung mit Entzücken genießen. Hat es doch der geschickte Radirer verstanden, durch seine Schwarzweißkunst die höher oder tiefer leuchtenden Farben nach Möglichkeit zu ersetzen. Von dem durch Aussparung erzielten Helllichte, welches die Gestalt des Heilandes ausstrahlt, geht ein starkes Helldunkel auf die an der Tafel um ihn versammelten Jünger aus und verliert sich allmählich in die tiefen Schatten der dämmerigen Umgebung. Voll Staunen, Begeisterung und Hingabe blicken die Jünger auf ihren geliebten Herrn und Meister, der sich erhoben hat, um ihnen durch Wort und Segnung des Brodes und Weines das angekündigte sakramentale Geheimniß zu enthüllen. Christus — von edlem historischen Typus — erscheint, von innerer göttlicher Bewegung ergriffen, wie vergeistigt, „ganz verklärt und durchsichtig". (Worte der Katharina Emmerich.) Die Apostel, naturalistisch wahre und zugleich ideal gehobene geistvolle Gestalten in Tunika und Mantel, sind von feinster individueller Charakterzeichnung.

Der Künstler hält sich streng an die Tradition. Seine Composition ist die denkbar einfachste und dennoch künstlerisch vollendet in fein nüancirter Bewegung der Körper und Gewandungen. In Auffassung des Themas tritt er wieder ganz zurück in die Fußtapfen der alten gläubigen Meister, bleibt streng bei dem Haupt- und Grundgedanken stehen und verschmäht alle untergeordneten Motive, seien sie auch malerisch verlockend, um dann bei um so innigerer Vertiefung in den Gegenstand ihm in unübertrefflicher Kunstsprache gerecht zu werden. Wenn Goethes Wort: „in der Beschränkung zeigt sich

der Meister", irgendwo begründet ist, so ist das hier der Fall. Denn was die innere Bedeutsamkeit und Wirkung dieses affektlosen Bildes betrifft, so ist uns kein neueres modernes religiöses Bild bekannt, das ihm gleichkäme.

Kaspar Schleibner hat zwei sauber gezeichnete Rötelzeichnungen ausgestellt — preiswürdige Zierden eines christlichen Hauses —, eine St. Barbara von tiefer religiöser Empfindung, und eine Madonna, „sicut lilium inter spinas" von schönen Gesichtszügen, aber nicht von der gleichen Wahrheit der Empfindung, wie die vorige.

Während die „Beatrix" von Grocholski noch menschlich selbständiges Leben athmet, zeigt die mit feinstem Pinsel gemalte „Maria" von Ad. Echtler (München) eine übermenschliche und bewußtlose, süß träumerische Versunkenheit, von der man nicht recht weiß, ist sie religiöse Ekstase oder ein durch Suggestion herbeigeführter spiritistischer Zustand. Das Antlitz der Maria ist von unschuldiger Schönheit. Auch die Madonna von Delcroix (München) ist schön, aber ohne höheres Leben; die „St. Cäcilia" Germela's mit dem klimpernden geistlosen Engel sentimental.

In Max Nonnenbruchs „Verklärung" stellt sich uns eine in süße Verzückung gerathene Person im langen weißen Gewande mit sauberem Wachsfigurengesicht vor, hinter welcher noch neun andere, seelenvoll blickende, bereits verklärte (?) Jungfrauen erscheinen. — Graf Woldemar Reichenbach will durch die Symbolik eines religiösen Stilllebens: eine Monstranz mit Hostie, darüber ein Kreuz und darunter zwei durchbohrte Hände, alles mit reicher Blumenguirlande umgeben, die „gloria doloris" ausdrücken.

Professor Räuber (München), der in der Pinakothek bereits durch einen hl. Hubertus vertreten ist, erfreut abermals durch ein schön empfundenes Legendenbild, das die verlassene Genovefa mit Kind und Hirschkuh in poetischer Waldeinsamkeit darstellt. — Die in tizianischer Farbenstimmung gut gemalte „Susanna" von Max Kuschel hat wohl nur zur Bloßstellung ihrer ansehnlichen Nacktheit sich der Kleider entledigt! — Die „zwei Messias" von Hoffmann Vestenhof zeigen uns einen von einer Terrasse

herabkommenden bachantisch-tollen Aufzug mit dem goldenen Kalbe in der Mitte, dem auch ein armer Uhdescher Messias an einer Straßenecke mit ein paar noch ärmlichern Männern (Aposteln?) zuschaut. Die Idee wäre nicht schlecht, wenn sie nur besser ausgleichend durchgeführt wäre. — In Matiegzecks „Paradies" sieht man seine Stammeltern von hinten im Grünen sitzen; nur der erste Vater schaut mit einem wahren Mulattengesicht zur Seite auf seine vielleicht schönere Hälfte. In dem Paradiese eines andern Malers haben sich Adam und Eva — zwei derbe Aktfiguren — schon weidlich an den süßen Früchten angegessen. — Die „Geburt der Sünde" oder „Lucifer sagt sich mit seinem Anhange von Gott los" von Fahrenkrog (Berlin) ist eine dunkle Geschichte in Idee und Farbe.

Die „Versuchung" des schon genannten L. Corinth zeigt einen heulenden Mönch inmitten einer Bande ihn bedrängender nackter Weiber gemeinsten Kalibers. Die Nachtreter Grützner's mit ihren Darstellungen faulenzender und zechender Mönche stellen sich immer noch, wenn auch nicht mehr so zahlreich und boshaft auftretend, im Tempel der modernen Musen ein, um dem Volk mit ihren Farcen des Klosterlebens zu verständnißvoller Aufklärung zu verhelfen.

Das Vorstehende möge gemäß unserer Aufgabe genügen bezüglich der Gemälde der heurigen Glaspalastausstellung. Ein gewisser Fortschritt oder Aufschwung zu würdigerer Repräsentation der religiösen Malerei gegenüber dem fast gänzlichen Mangel an gesunden und entsprechenden Darstellungen der letzten Jahre soll nicht verkannt werden. Ein ebenbürtiges, im großen Stile aufgefaßtes, religiöses Geschichtsbild von moderner, d. i. zeitgemäßer Originalität, wie das hl. Abendmahl des Franzosen Bouveret, war auch heuer im Glaspalaste nicht zu sehen. Und warum nicht? Darum nicht, weil erstens kein derartiges Bild bestellt wurde, und zweitens weil ein christlicher Künstler nicht mehr leicht den Muth hat, eine derartige, Zeit raubende und kostspielige Arbeit ohne Garantie der preiswürdigen Abnahme zu unternehmen. So was kann sich höchstens einmal ein gut situirter und renommirter Professor erlauben. Wir waren lange Zeit Mitglied des großen „Münchener Kunstvereins", können uns aber nicht erinnern, daß jemals ein Bild

mit religiöser Darstellung zu den Jahresprämien ausgewählt, vielweniger ein kirchlich-religiöses Gemälde unter der Menge der zu Verlosungen jährlich angekauften Werke sich befunden habe. Oder kaufen etwa unsere katholischen Verleger jemals eine mit künstlerischem Aufwande gefertigte Originalcomposition für ihre „illustrirten Blätter"? Dazu sind die verbrauchten, von akatholischen Verlagen entlehnten Clichés gut genug. Von dem christlichen Künstler verlangt man wohl noch höflichen Dank, wenn einmal eines seiner für Kirchen und kirchliche Zwecke häufig um wahren Spottpreis gemalten Bilder in einem katholischen Journale erscheinen darf. Natürlich, dafür macht ja das Blatt seinen Namen in weitern Kreisen bekannt! Kommt doch der „Kirchenmaler" und auch der „Heiligenmaler" selbst dann mit seiner Entlohnung häufig schlecht weg, wenn einmal für ein kirchliches Kunstwerk ein anständiger Preis vom Empfänger oder Stifter gezahlt wird. Denn die Bestellung erfolgt immer noch zu oft nicht direkt bei dem leistungsfähigen Künstler selbst, sondern bei einem sog. „Architekten", Kunstanstaltsbesitzer, oder gar Kunstverleger, resp. Kaufmann, mit dem der Künstler dann natürlich in dem vom Besteller angesetzten Preis sich theilen muß. Preis und Besteller werden ihm dabei gewöhnlich verschwiegen.

Das Gesagte ist auch eine der Ursachen, warum die religiöse Kunst noch weit davon entfernt ist, die Führerrolle auf dem Kunstgebiete wieder zu erlangen. —

Von der religiösen Plastik war im Glaspalaste sehr wenig zu sehen. Den Namen eines religiösen Kunstwerkes im vollen Sinne des Wortes verdient nur Georg Busch's (München) Gruppe „Augustinus und Monika". Die Mutter hat den verlorenen Sohn durch inständiges Bitten für Christum gewonnen; beide sitzen Hand in Hand im stillen Gebet und dankbaren Ausblick zum Himmel beisammen — ein Werk von hohem künstlerischen Ernst, geschmackvoller Durchbildung und, was die Hauptsache ist, von überzeugender religiöser Weihe durchhaucht. Diese religiöse Holzschnitzerei wurde, ein bisher unerhörter Fall, vom Staate angekauft.

Gustav Eberlein (Berlin) führt in einem ganzen Cyklus von Gruppen eine moderne Tragödie in phantastischen Scenen aus

dem ersten Kapitel der Genesis vor. In der ersten — Tonmodell — „haucht Gott Vater Adam seinen Odem ein“: Gott Vater hängt in Felsen, Adam dreht sich stehend rücküber und beide begegnen sich im Kusse! Michel Angelo, wie weit bist du überholt! Der überlebensgroße Adam präsentirt sich in solch frech herausfordernder Stellung, daß man sich schier wundern muß darüber, was ein Künstler dem kunstliebenden Publikum alles zu bieten sich erlauben darf. In „Adam und Eva“ — Bronceguß — liegt der erste Mann vor dem ersten Weibe wie anbetend auf den Knieen. Nach dem „Sündenfalle“ dagegen ist das Weib vor dem Manne, der als armer Sünder-Herkules vor ihr steht, zusammengesunken. In „Adam findet die Leiche Abels“ spielt sich die Tragödie der ersten Familie weiter. In „Adam und Eva am Ende ihres Lebens“ sind beide als arme ausgemergelte und verzweifelnde Menschenkinder am Lebensabende angelangt. Ein Commentar ist überflüssig. —

Gehen wir zur Secessionsausstellung.

In malerischer Composition hat Balthasar Schmitt die hl. Frauen um die Leiche des vom Kreuze abgenommenen Heilandes gruppirt. Auch dieses Relief zeigt wieder in Bewegung und Ausdruck der Figuren den fein abwägenden Aesthetiker, aber auch die aus der klassischen Atmosphäre Italiens mitgebrachte, oft etwas antik kühle, weniger deutsch innige Empfindung. Uhde's Abendmahl steht, was Ausdruck und Anordnung der Figuren angeht, hinter seinem bekannten früheren Bilde zurück. Prof. Volz's Concurrenzentwürfe für Ausmalung der Kuppel des östlichen Centralfriedhofes in München bestehen aus vier schön componirten Gruppen in altchristlicher Art, die als Einzelbilder für sich wegen ihrer tiefen Empfindung und guten Farbe sehr annehmbar sind. Prof. Stuck's auf dramatisch-drastische Wirkung berechnete Kreuzigungsgruppe ist die aus früherer Ausstellung bereits bekannte; sie zeigt die verbessernde Hand des Künstlers in Modellirung und Durchführung. Weitere religiöse Werke von Bedeutung hat die Ausstellung der Secession nicht aufzuweisen.

Die „Ausstellung kirchlicher Kunst“, welche neben den vorigen noch im Spätsommer in den der musikalischen Muse geweihten Kaimsälen zusammengestellt wurde, war im

Ganzen und Großen nur ironisch zu nehmen. Denn die dort ausgestellten neuern Originalwerke zeigten fast sämmtlich, so weit sie von künstlerischer Bedeutung waren, nichts weniger als einen kirchlichen Charakter, soweit sie aber kirchlichen Zwecken dienen sollten, meist geringen künstlerischen Werth. Die deutsche Gesellschaft für christliche Kunst hatte ihre officielle Betheiligung abgelehnt. „Herausgerissen“ als Kunstausstellung wurde sie gerade durch neun große „Christusbilder“, die aber von dem wahren geschichtlichen Christus wenig oder nichts in und an sich haben. Es sind vielmehr einzig Verkörperungen der reinsten subjektiven Liebhaber-Ideale, die wieder vollauf bestätigen, was wir oben von den „religiösen Gebilden“ nicht positiver Künstler gesagt haben. In künstlerisch-technischer Beziehung sind diese vom Consul Birk in München eigens bestellten Bilder freilich werthvoll. Prof. Zimmermann's Christus ist noch am meisten von einer gewissen poetisch-religiösen Weihe, aber mit modernem weltschmerzlichen Beigeschmack angehaucht, während jener des Prof. Gabr. Max als ein sehr vornehmer, blasirt weichlicher Schöngeist, der von Akademieprofessor Franz Stuck als ein sehr selbstbewußter, durch Blick und Handbewegung imponiren wollender Sprecher, und jener von Prof. Skarbina (Berlin) als mißvergnügter, rebellischer Socialreformer sich aufspielt. Prof. Kampf (Düsseldorf), der versucht hat, „Jesus rein als Mensch ohne jede symbolische Andeutung, als Mensch, der sich ganz seiner Idee (?) der Erlösung der Menschheit hingibt, darzustellen“ (seine eigenen Worte!), kommt nicht über die Copie eines melancholisch nachdenklichen polnischen Juden hinaus. Prof. Marr (München) stellt uns einen zum kühlen Philosophen ausgewachsenen schönen Mann, und Prof. Brütt (Düsseldorf) den humanen der Noth der leidenden Menschheit sich widmenden Arzt dar, welcher in der Morgendämmerung sich dem schwach erleuchteten Krankenzimmer naht. Die coloristisch vorzügliche Darstellung Uhde's führt uns wieder einen seiner aus niederm Volkskreise (vielleicht einer Schneiderfamilie) entsprossenen Pietistenmessiasse vor, der wenn auch nicht durch Schönheit, doch durch eine gewisse Frömmigkeit von andern sich abhebt. Der Christus des Hanns Thoma (Frankfurt) zeigt bei altdeutsch-einheitlicher Farbengebung den

ungefähren althistorischen Typus, der uns aber mehr nur als ästhetisch schöner Rahmen erscheint, in welchen man selbst erst einen lebensvollen Inhalt hineinschauen muß.

Einen ganz andern Geist athmen die Christus- und Marienbilder des 1880 verstorbenen hessischen Hofmalers Dr. Eduard von Heuß, die uns wie noch frisch duftende Spätblüthen von den ehedem grünen Trieben des vor dem kühlen Lufthauche der Neuzeit erstarrenden Gartens der Romantik vorkommen. Da sehen wir eine seiner ergreifendsten Schöpfungen: „Christus am Kreuze zwischen den Schächern" neigt sein Haupt mit den brechen wollenden Augen, aus denen noch einmal ein Strahl seiner erlösenden Liebe aufleuchtet, dem Mörder zur Rechten zu; in der That ein sprechendes Bild, das mit überzeugender Wahrheit aus tief religiösem Gemüthe das Geheimniß der Befreiung der Menschheit von der dämonischen Obmacht des Hasses, d. i. der Sünde, widerspiegelt. Alles wirkt hier zusammen: die geschickte, naturalistisch wahre Zeichnung der zugleich edlen Formen, der lebensvolle, ins Uebermenschliche gehende Ausdruck, gehoben durch die mystische Weichheit des über das Ganze ausgegossenen goldenen Lichtes im harmonischen Gegensatz zu der Tiefe des Gesammttones, um einen innig schönen, religiös-poetischen Effekt zu erzielen.

Wenn das Bild vielleicht Manchem etwas süßlich erscheinen sollte, so ist zu erwidern, daß die Wurzeln seiner Empfindung in eine wärmer und tiefer fühlende Zeit zurückreichen, für die es sehr charakteristisch ist. Und sicher würde ein solcher Crucifixus aus der Nazarener Schule zehnmal eher zu einem Altarbilde taugen, als jenes des byzantinisch-strammen und zugleich im Detail peinlich realistischen „Christus am Kreuze" über dem Seitenaltar in der romanischen St. Bennokirche. Wozu in einer deutschen Kirche des neunzehnten Jahrhunderts ein byzantinischer Christus, der mit seinem puppenhaft stierenden Blick nicht bloß die Kinder zu erschrecken vermag? Und wie paßt zu diesem Altarbilde nun erst das überlebensgroße steinerne Crucifix des Herrn Balthas. Schmitt? Es ist wohl die Perle von allen Werken dieses Meisters. Romanisch und modern, realistisch und ideal zugleich müßte es für alle Besucher der Bennokirche von bedeutender Wirkung

in Contour und im Detail, sowie im Ausdruck sein, wenn es nicht an einer so ungünstigen Stelle aufgehängt wäre. Die Kirchenbesucher sehen es fast sämmtlich nur von der Seite in seiner weniger schönen Linie. Das machtvoll edle Haupt mit seiner opferwilligen erhabenen Ruhe im Erlösertode — gerade zwischen den lichten Fenstern — kann sich für keinen Standpunkt volle Geltung verschaffen. Nachdem der erlösende Opfertod Christi, die Quelle alles durch seine Kirche zu vermittelnden Heiles, über einem Altar im engen Nebenschiffe zur Darstellung gekommen, gehört das große monumentale Crucifix erst recht unter den das Hauptschiff, respektive die Vierung vom Chore trennenden Bogen. Ein solch' bedeutendes Kunstwerk verdient doch, daß man es auch seinem kirchlich-religiösen Zwecke nicht vorenthalte und als bloßes Dekorationsstück der Architektur verwende. —

Das Bild „Christus, Barabas und Pilatus" von Heuß wirkt gleich einem echten Werk eines religiösen Altmeisters. Auch „Christus den Kelch segnend", „Christi Geburt", eine edle „Madonna mit Kind" zeigen einen tief religiösen Charakter mit anmuthiger Wirkung. Dagegen ist der „Christus mit Kreuz", ausgeführt von Dr. Ferd. v. Heuß nach dem Carton des vorigen auch unserm modernen Auge zu süß-weiblich, als daß er unserer Vorstellung vom Welterlöser entspräche. Die Bedeutung des verstorbenen Vaters als religiösen Historien- und berühmten Porträtmalers — als welchen ihn augenscheinlich ein paar ausgestellte sehr charakteristische Porträts, wie jenes des Bischofs Martin von Paderborn und des Erzbischofs Vicari von Freiburg bekunden — hat Herr Ferd. v Heuß in einem pietätvollen Gemälde trefflich illustrirt, in dem er jenen, umgeben von einer Gallerie von Porträts hoher Persönlichkeiten, an der Staffelei vor einem angefangenen Madonnenbilde stehend darstellte.

Die in Nachahmung eines Michel Angelo und Genelli componirten Composantoskizzen von Richard Paul sind für kirchliche Verwendung weniger tauglich. In dem Concurrenzkampfe für Ausmalung der Friedhofskuppel im östlichen Centralfriedhofe zu München trugen dagegen Josef Guntermanns geniale, höchst glücklich gedachte, echt kirchlich-religiöse Com-

positionen von großer einheitlicher Durchführung, den Einzug der Seligen ins Paradies darstellend, den Sieg davon. Noch sind zu erwähnen die fünf Oelskizzen zu Freskogemälden von Bonifaz Locher mit geschickter Hand für eine Barockkirche entworfen, sowie das sorgfältig abgerundete farbenschöne Bild zu einem größeren Gemälde im Geiste eines Andreas Müller: „Kommet Alle zu mir!“ von Gustav Goldberg.

Eine seltene Gabe schöpferischer Phantasie, in ganz origineller moderner Verwendung aller Stilformen zur Umrahmung und Verflechtung der gleich einem Ornament behandelten Figuren offenbaren die eigenartigen, in Gedanken, Form und Farbe hochpoetisch zusammenwirkenden Skizzen zu Glasgemälden von Augustin Pacher, denen sich solche von Hans Arens würdig anschließen.

Aus dem Gebiete der Plastik sind zu erwähnen als selbständiges Originalwerk die geschnitzte Gruppe der „hl. Familie“, die in Bewegung, Ausdruck und flüssiger Gewandung ein feines geistiges Leben durchdringt, von Josef Scheel in München; ferner die Thonstatuette einer hl. Barbara des Bildhauers Hans Sautter von antik schöner und vornehmer Haltung, sodann der Crucifixus von Josef Frei, religiös empfunden im Geiste der Spätgothik. Wenn wir nun noch einen gut charakterisirten „Judas“, der mit den Hohenpriestern um seinen Lohn verhandelt, von Lützow, die annehmbare Darstellung einer Stigmatisirten von Roth, ein paar menschlich schöne Intimitäten, wie „Maria“, „Verkündigung“ und „Abendsegen“ von Ed. Blume und das gut getroffene Bildniß des sel. Canisius von L. Samberger erwähnen, so haben wir mehr als Alles angeführt, was uns an origineller Bilderkunst in der Ausstellung aufgefallen ist. Dieselbe zählte außer Architektur (4 Nrn.) 160 Nummern.

Möge das Verhältniß der gediegenen kirchlichen Kunst zur profanen, wie im öffentlichen und privaten Leben, so in der Arena der modernen Ausstellungen, und zwar hier sowohl zum Zeugniß ihres siegreichen Fortschreitens als auch zur Ermunterung für Künstler und Kunstfreunde, sich immer günstiger gestalten!

Als günstige Zeichen zur Begründung einer solchen Hoffnung dürfen zum Schlusse unseres Berichtes folgende neuesten Er=

scheinungen auf dem Gebiete der Kirchenausstattung nicht unerwähnt bleiben. Nachdem erst vor kurzem der alte Rathhausthurm auf dem Marienplatze durch den auf dem Gebiete stilvoller kirchlicher Kunst hervorragenden Maler Hugo Huber in den weit überlebensgroßen spätgothisch gehaltenen Bildnissen der Patrona Bavariae und des hl. Benno einen charakteristischen Schmuck erhalten hatte, ist nun der archaistische Sport, den sich die sonst in wahrhaft klassischem Basilikastile von Prof. Gabriel Seidl gebaute St. Annakirche am Aeußern wie im Innern gefallen lassen mußte, durch die vorzügliche und würdige Ausmalung des Chores etwas wett gemacht. Herr Prof. Rudolf Seitz hat sich in guter Stunde bequemt, den rückläufigen byzantinisch-romanischen Etiquettenstil endgiltig fallen zu lassen und im Sinne eines freien kirchlich-religiösen Monumentalstiles zu versuchen, das Ewiggiltige der romanischen und gothischen Darstellungsweise in freier Ausbildung zu einer neuen mehr zeitgemäßen Kunstform zu verwerthen. Der glückliche Erfolg beweist sein bedeutendes künstlerisches Können. Der herrliche Christus, lehrend und segnend in der Mandorla thronend, umgeben von dem ehrwürdigen Kreise der in malerische Gruppen vertheilten Apostel; Gott Vater — über der Taube des heil. Geistes — altehrwürdig und machtvoll gleich einem christlichen Chronos, in der Gloriole, welche wie der weite Weltenmantel, geziert mit den 12 Himmelszeichen, ihn umfängt: alles in harmonisch abgewogener, den Lichtverhältnissen des Chores zum Altare Rechnung tragenden Farbenstimmung gemalt, bezeugt den schönen Erfolg dieses glücklichen künstlerischen Wurfes. Möge er vorbedeutend sein für die weitere malerische Ausstattung der St. Annakirche.

Die gedankenreichen Stationsbilder von Prof. Martin Feuerstein sind im Ganzen mehr mit Verstand als Gemüth gemalt. Den dramatischen Vorgang weiß der Künstler mit möglichst wenigen, zwei bis vier, Figuren in überraschend mannigfaltigen — wenn auch nicht romanischen! — Compositionen klar und sprechend vorzuführen. Bezüglich der reinen künstlerischen Wirkung ergeht es übrigens diesen Gemälden wie den Fresken eines Cornelius — sie bleiben hinter den vorzüglich gezeichneten Cartons zurück. Für die so poesievoll auf-

gefaßten und intim gemalten Legendenbilder des Antonius-Altares von demselben Künstler ist es zu bedauern, daß sie in der meist tiefen Dämmerung der Altarnische so wenig zur Geltung kommen. — Von unübertrefflicher Feinheit der Zeichnung sind die im modificirten Zopfstil nach den Cartons von Feuerstein ausgeführten Glasbilder in der hl. Geistkirche.

Auch in der Kirche des hl. Antonius ist bis jetzt die Chorabsis (von Maler Kastner in Wien) fertig ausgemalt, ungefähr in der Weise, wie dies vor 40 Jahren zu geschehen pflegte. Wie bei der Innenarchitektur des Baues und der Altäre, so kann auch bei dieser malerischen Ausstattung von charaktervoller Durchführung der romanischen Kunstweise nicht wohl die Rede sein. Trotz heller Herbstnachmittagsstimmung wirkte nur die größere Hauptgruppe der thronenden Madonna mit dem neben ihr knienden hl. Antonius in Mitte der vielen schwebenden Gestalten auf Goldgrund durch gute Composition und entsprechendem (nur nicht immer ganz deutlichen) Ausdruck auf den Beschauer. Die Deckenmalerei im Schiffe ist wohl nur provisorisch.

Entsprechend dem Charakter vornehmer italienischer Renaissance, in welchem die St. Ursulakirche in Schwabing von Prof. August Thiersch so geistvoll gebaut und ausgestattet wurde, zeigen auch die Bildwerke der beiden Nebenaltäre nach Auffassung und Formbehandlung den vornehm klassischen Zug jener auf der römischen Antike fußenden religiösen Kunstrichtung des Südens. Das Relief des Evangelienaltars von Balth. Schmitt mit der Madonna zwischen dem hl. Franziskus und Dominikus erscheint ganz in der Technik eines Della Robbia und berührt bei der ruhigen äußern Getragenheit der Figuren, die nur von dem innern Feuer der religiösen Empfindung sanft belebt wird, mit der sympathischen Feierlichkeit eines Werkes aus der Blüthezeit der Renaissance. Den bildnerischen Schmuck des Altares auf der Epistelseite bildet ein Gemälde des Historienmalers Ludw. Glötzle, welches den hl. Josef, den segnenden Jesusknaben auf den Armen und umgeben von einzelnen Vertretern der Kirche, darstellt, ist ein vortreffliches farbenprächtiges Werk, das mit der künstlerischen Formbehandlung der Renaissance den tiefen Ernst und die ge-

sunde Wärme deutschen Christenthums in glücklicher Mischung verbindet.

Die angeführten Beispiele mögen genügen, um den Nachweis zu liefern, daß unsre modernen christlichen Künstler wohl im Stande sind, weitgehenden Anforderungen in Sachen stilvoller kirchlicher Kunst zu genügen. Quod erat demonstrandum.

F. Festing.

LXXIII.

Das Cisterzienser-Nonnenkloster zum hl. Kreuz in Rostock und die Reformation.

1.

Innerhalb der Ringmauern der Stadt Rostock, in der Nähe des alten Bischofshofes, des späteren Universitätsgebäudes, trat das Cisterzienser-Nonnenkloster zum hl. Kreuz 1270 ins Leben. Als Gründer verehrt es weder die Stadt noch die Landesherren, sondern die Dänenkönigin Margaretha, wahrscheinlich eine Enkelin des Heinrich Burwy II., Herrn zu Rostock. Diese thatkräftige Frau, Wittwe des Königs Christoph I. von Dänemark († 1259) und Mutter des Königs Erich Glipping (des Blinzelnden) wird beschuldigt, in ihrem Streit mit Erzbischof Jakob Erlandsön von Lund Kirchen und Klöster arg mitgenommen zu haben. Gerade deswegen soll der Cardinallegat Guido, den Papst Clemens IV. zur Ordnung der Verhältnisse nach Dänemark sandte, 1267 Bann und Interdikt über Königin und Königreich ausgesprochen haben. Margaretha soll darauf eine Wallfahrt nach Rom gemacht haben, von wo sie eine Reliquie des hl. Kreuzes

heimbrachte. Sturm hielt sie auf der Heimfahrt in Rostock zurück, bis sie ganz im Geiste des Mittelalters den Entschluß faßte, ein Nonnenkloster daselbst zu begründen und mit der Reliquie zu begaben.

Die Stiftungsurkunde, welche hauptsächlich uns das erzählt, wird jetzt allgemein als Fälschung betrachtet.[1]) Niemand denkt jedoch daran, der Königin das Verdienst dieser Stiftung zu rauben, die übrigens mit Zustimmung des Fürsten Waldemar von Rostock vollzogen wurde. So lange die Königin lebte, bewahrte sie ihre Gunst dem neuen Gotteshause. 1272 begabte sie von Nykjöbing aus „zu Ehren des Herrn Jesu Christi und zum Heile ihrer Seele" das Nonnenkloster zum hl. Kreuz in Rostock mit ihrem Dorfe Schmarl.[2]) Margaretha starb zehn Jahre später in Rostock und wurde in der Cisterzienser-Abtei Doberan beigesetzt, der Ruhestätte der mecklenburgischen Fürsten.[3])

Das Kloster wurde eine Lieblingsstätte für die Töchter der Rostocker Geschlechter. Zahlreiche Wohlthäter begabten es, und die zeitlichen Güter des Gotteshauses mehrten sich. Mit denselben aber schwand, wie das so häufig zu geschehen pflegt, der klösterliche Geist. „Leichter ist zerstören als aufbauen, verderben als ins Leben rufen", klagen die Nonnen selbst in einer Urkunde vom Jahre 1354. Weil das Kloster durch die Ueberzahl der Nonnen Schaden gelitten, beschließen sie zur Wiederherstellung der Zucht, daß hinfort nicht mehr als 60 Nonnen, auch keine Kinder unter 10 Jahren und keine, die krank und schwach sind, Aufnahme finden sollen.[4]) Im Jahre 1492 setzten die von Bischof Konrad Loste er-

1) Meckl. Urk.-Buch 2, 1198; vgl. Meckl. Jahrbb. 26, 293; 39, 20 ff.; Koppmann, Gesch. der Stadt Rostock 100.

2) Meckl. Urk.-Buch 2, 1251.

3) Dolberg, St. Marienkirche in Doberan, 32.

4) Meckl. Urk.-Buch 13, 1971.

nannten Visitatoren die Zahl der Chorschwestern auf 40, die der Laienschwestern auf 10 fest.[1])

Vorher schon hatte der seeleneifrige Bischof Nikolaus Böddeker von Schwerin eine Reform des Klosters durchgeführt, worüber wir einen interessanten Bericht besitzen.[2])

In demselben wird erzählt, wie die Ordenszucht vorher erschlafft war, das Gelübde der Armuth nicht mehr beobachtet, das gemeinschaftliche Leben in Verachtung gerieth. Als jedoch Gott mit der Zuchtruthe der Pest das Kloster heimsuchte und nur wenige Schwestern am Leben blieben, da bekehrten sich dieselben. Trotzdem kam die Reform des verweltlichten Klosters nicht ohne Mühe und Widerspruch zu Stande. Um nun den guten Geist des Klosters noch mehr zu befestigen, nahm Bischof Nikolaus 1453 eine Visitation vor. Voll Freuden überzeugte sich der Kirchenfürst von den Fortschritten der Ordensfrauen, wie sie in Eintracht beisammen wohnten, das geistliche Leben herrliche Blüthen trieb, die Armuth treu nach der Regel beobachtet wurde. Damit aber die Schwestern von Vollkommenheit zu Vollkommenheit schreiten und die Fallstricke des Teufels vermeiden möchten, gab er ihnen am Schlusse der Visitation in einem herrlichen Schreiben, welches mit den Worten beginnt: „Attendentes Divina admonitione ad invisendum gregem nobis commissum“, bestimmte Normen, deren Beobachtung er einschärfte. Vor allem empfahl der Bischof strenge Clausur; keine Schwester sollte ausgehen, außer in Fällen, wo das gemeine Recht es erlaube; keine Person solle ins Kloster gelassen werden ohne rechtmäßigen Grund und spezielle Erlaubniß des Propstes oder der Priorin. Nach der Vesper solle, außer in dringenden Fällen, die keinen Aufschub bis zum folgenden Tage erleiden, das Kloster verschlossen werden

---

1) Koppmann, a. a. O., 102.

2) Georgii Westphalii Diplom. Meckl. Nr. 79, in Westphalen, Monum. inedit. Rerum Germ. tom 4, 1072.

und niemand Eintritt haben. Die kranken und schwachen Schwestern wurden besonders der Priorin empfohlen; dieselbe soll, damit keine Kranke vernachlässigt werde, eine Schwester voll Eifer, Fleiß und Gottesfurcht als Vorsteherin des Krankenzimmers bestellen, auch derselben zum Trost und zur Unterstützung eine weltliche Dienerin beigeben. Alle Gelder, welche die Priorin von den Schwestern und für dieselben empfängt, sollen in eine gemeinschaftliche Kasse fließen und aus derselben einer jeden nach Bedürfniß, ohne Unterschied der Person und nur der Schwachheit Rechnung tragend, mitgetheilt werden. Kleine Fehler und Uebertretungen der Regel soll die Priorin zu tadeln und strafen nicht unterlassen, auch die Pflichten ihres Amtes sorgfältig beobachten, damit sie den Chor der ihr anvertrauten Jungfrauen rein und unbefleckt dereinst ihrem Bräutigam Jesu Christo darstellen und den Lohn ihrer Mühen in Empfang nehmen könne. — Imgleichen ermahnt der Bischof die Schwestern eingedenk ihres Gelübdes, wodurch sie sich Gott ganz zum Opfer gebracht, stets ihren Vorstehern demüthigen und ehrfurchtsvollen Gehorsam zu leisten. Die Regel des hl. Benedikt, welche sie gelobt haben, sollen sie als Lehrmeisterin ihrer Sitten fleißig lesen, recht zu verstehen und im Werke zu erfüllen trachten. Zum Chor, zur Erfüllung des Opus divinum, des „göttlichen Werkes“, sollen, sowie das Zeichen gegeben, alle, welche nicht durch Krankheit oder rechtmäßige Ursache entschuldigt, unverzüglich eilen und mit Aufmerksamkeit singen. Wegen eines Gastes soll niemand den Chor versäumen, es sei denn aus gewichtiger Ursache und mit Erlaubniß der Priorin. Der Chorgesang soll nicht allzu hoch, aber mit klarer und voller Stimme nach der Weise des hl. Bernhard verrichtet werden; jeder Gesang, der nicht der Cisterzienser-Regel entspricht, soll gänzlich abgethan werden. Wenn zuweilen die Zahl der Schwestern zu klein oder ihre Schwäche zu groß ist, kann die Frau Priorin erlauben, daß manches von den Tagzeiten nicht gesungen, sondern gelesen

werde, immer jedoch im Chore und vom gesammten Convente. Auch im Refektorium sollen bei Tisch und beim Abendessen Schwestern, welche eine kräftige Stimme haben, wohl unterrichtet und gesund sind, so daß sie dieses Amt zur Erbauung der Zuhörer ausfüllen können, vorlesen. Sollten dieselben durch die Tischlesung allzu sehr angestrengt werden, so möge die Priorin ihnen gestatten, daß sie manchmal die Vigilien und Matutin lesend persolviren. Ebenso hält der Bischof für passend und nützlich, wenn ausschließlich die Schwestern in den Conventmessen singen; nur bei hohen Festen sollen sie abwechselnd mit den Priestern singen, falls deren genug gegenwärtig sind. Da die Rückkehr in die Welt für eine Jungfrau, welche das Ordenskleid angelegt hatte, für anstößig gehalten werde, ein Probejahr aber im Kloster nach der Regel und nach dem gemeinen Rechte ungebräuchlich sei, so verordnete der Bischof, daß nur Personen reiferen Alters eingekleidet werden, und zwar nur dann, wenn sie ein Jahr lang in Weltkleidern im Kloster gelebt, in dieser Zeit wenigstens zweimal die Regel vorgelesen und erklärt bekommen, und auf alle Härten der Regel rückhaltslos aufmerksam gemacht wurden. Niemand solle jedoch aufgenommen werden in Folge eines Vertrages oder in simonistischer Weise, auch nicht über die Zahl derer hinaus, welche aus den Klostergütern ohne Geldentschädigung ernährt werden können.

Dieses Hirtenschreiben wurde in Gegenwart des Karthäuserpriors Timotheus von Marienehe bei Rostock, des Klosterkellers Johannes Wilkin von Doberan und der ehrwürdigen und wohlweisen Männer, des Herrn Heinrich Bekelin, utriusque juris Doctor (der schon 1419 bei Begründung der Universität als Notar derselben fungirt hatte und der hohen Schule oft als Rektor vorgestanden hatte[1]), des Baccalarius Andreas Wulff und des Petrus Brandt,

1) Hofmeister, Matrikel der Univ. Rostock 1, 2. 45. 52. 59. 63. 74. 88. 94. 97.

Domherren der Kirchen zu Schwerin und Bützow ausgefertigt.[1]) Es ist ein köstliches Zeugniß für den Geist, der auch schon vor der Reform im Kloster war. Nicht Sittenlosigkeit und unchristliches Leben gaben nämlich Veranlassung zu derselben (sonst würde auch sicherlich nicht Bischof Nikolaus schon vorher seiner Muhme den Eintritt in das Kloster ermöglicht haben),[2]) sondern nur eine gewisse Erschlaffung in der klösterlichen Disciplin. Aber gerade diese klösterliche Disciplin wollte der Oberhirte in ihrer ganzen Strenge wieder herstellen, weil er überzeugt war, daß sie das feste Bollwerk sei, das dem Weltgeist und damit der Sünde und der Sittenlosigkeit den Einzug ins Gotteshaus verwehre. Die bischöfliche Reform hat das auch wirklich bewirkt. Nie wird später über die Kreuzschwestern Klage erhoben, ausgenommen von den Neuerern über die Halsstarrigkeit, mit der sie das neue Evangelium zurückwiesen. Bis zur lutherischen Reformation hörte man überhaupt nicht viel von ihnen. Was man aber hörte, war erbaulich, warf ein gutes Licht auf die Communität.

Das Kloster vom Heiligen Kreuz, voll Eifer für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden, war es vornehmlich, welches den Brüdern vom gemeinsamen Leben, gewöhnlich auch Fraterherren genannt, den Aufenthalt und ein geruhsames Wirken in Rostock ermöglichte. Die Fraterherren, die Träger wahrer Wissenschaft und Frömmigkeit, fanden nämlich im Musensitz Rostock Feinde und Widersacher genug. Noch 1472 mußte der Schweriner Bischof Werner Wolmers die Brüder „wider die listige Bosheit und Gewaltthätigkeit ihrer Neider“ in Schutz nehmen, weil die letzteren „ihnen beim Bau ihres Hauses Hindernisse in den

1) Georgii Westphalii Diplom. Mecklenb. Nr. 79; l. c. tom. 4,1074 sqq.

2) Jahrbb. 40, 138.

Weg legten."[1]) Zu Gunsten der Fraterherren, „welche ein gutes seliges Leben nach dem Leben der Apostel führten",[2]) waren schon 1462 in der Heilig-Kreuzkirche zwei Präbenden gestiftet worden, welche die Nonnen stets an Brüder vom gemeinsamen Leben verleihen sollten.[3]) Zwei Jahre später hatte das Heiligkreuzkloster (de ghemene zamelinghe des hilghen crucis closters bynnen der stad Rostke), vertreten durch ihren Klosterpropst Laurentius Culemann und die Priorin Dorothea Haghemester, denselben Fraterherren den Bauhof des Klosters geschenkt, damit die „brodere desto bequemeliker in unser kerken gade mogen denen." Gegen 16 Mark jährlicher Rente, welche die Brüder bald theilweise ablösen konnten, durften sie das Grundstück nach Wohlgefallen bebauen und bewohnen, so lange sie wollten; von den Schwestern durfte die Rente weder erhöht, noch das Grundstück gekündigt werden.[4]) Auf diesem Bauhof wurde das Michaeliskloster gebaut, von dem so viel Segen über den ganzen Norden ausgehen sollte. Auch zum Kirchbau ertheilten die Kreuzschwestern ihre Einwilligung, „um die Ehre und den Dienst des allmächtigen Gottes zu mehren, die Frömmigkeit der Brüder zu fördern, sie anzueifern, daß sie für uns und unsere Nachkommen um so fleißiger beten und um so williger, salvo debito salario, Gott auch in unserer Kirche dienen."[5]) Ebenso halfen die Cisterzienserinen beim Bau des neuen Gotteshauses. Eine Urkunde, welche die Brüder 1488 in den Thurmknopf schlossen, bekannte, daß das Gotteshaus „mit Hülfe Gottes durch den Schweiß der Brüder und durch die Hülfe der Wohlthäter, besonders

---

1) Urk. 6; Jahrbb. für meckl. Gesch. 4, 220.

2) Jahrbb 16, 7.

3) Urk. 1; Jahrbb. 4, 211.

4) Urk. 4; Jahrbb. 4, 213.

5) Urk. 7; Jahrbb. 4, 222.

des Priesters Nikolaus Zukow [des Klosterpropstes], der Priorin Gertrud Beckmann und der Jungfrauen vom heiligen Kreuz vollendet wurde."[1]) Kloster und Gotteshaus der Fraterherren stehen noch heute, sind jedoch ebenso wie das Koster vom hl. Kreuz ihrem Zwecke längst entfremdet.

Im Kloster der Cisterzienserinen wohnten nicht blos ein reger Eifer für die Ehre Gottes und für die Ausbreitung des Reiches Gottes hienieden, sondern auch Bildung und Kunstsinn. Schon die Kirche mit ihrem reichen Schmuck legte Zeugniß für den künstlerischen Geschmack der Schwestern ab. Heute ist ihre Kirche, die ehedem im Farbenglanz prangte, durch den Tüncherquast ihrer Herrlichkeit entkleidet; aber die Flügelaltäre sind wenigstens geblieben, und die sind noch immer, troß ihrer Verwahrlosung, hervorragende Leistungen mittelalterlicher Kunst. Die Spruchbänder an den Bildwerken dieser Altäre lehren uns, nebenbei bemerkt, daß die Schwestern im Worte Gottes, in der hl. Schrift, recht wohl bewandert waren. — Auch das gothische Sakramentshäuschen, hochstrebend wie eine gewaltige schlanke Monstranz, fesselt troß des zerstörten Maßwerkes, der fehlenden Fialen und Krabben, sowie der vielfach ruinösen Bildwerke das Auge. — Hohes Interesse erregen ferner die Leichensteine aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Mit wenigen Strichen sind auf denselben die Bilder der entschlafenen Nonnen der Nachwelt aufbewahrt worden, und welche charakteristische Bilder! Welche Ruhe und welche Frömmigkeit prägt sich nicht in den Köpfen aus. Bezeichnend ist, daß alle diese im Bild verewigten Nonnen ihre Hände zum Gebet erheben oder ein Buch in ihren Händen tragen.[2])

---

1) Jahrbb. 4, 21.

2) Die Altäre und Denkmäler der Heiligkreuzkirche findet der Leser in bildlicher Darstellung und trefflicher Beschreibung in dem ausgezeichneten Werke des Prof. Dr Friedrich Schlie, „Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großh. Meckl.-Schwerin" 1, 173 ff.



Alle diese Kunstwerke sind sicherlich von weit höherem Werth als die meisten modernen Bilder, welche jetzt periodisch in der Kirche vom hl. Kreuz ausgestellt werden. Aus den Händen der Nonnen sind sie jedoch nicht hervorgegangen, wir verdanken sie nur ihrem Kunstsinn und ihrer Munificenz. Das Kloster birgt jedoch noch heute eine ganze Sammlung von Gegenständen der Kleinkunst, von denen man unbedenklich annehmen darf, daß die meisten den kunstfertigen und fleißigen Händen der Schwestern vom hl. Kreuze entstammen. Das gilt zunächst von den Hausaltärchen[1]), 20 an der Zahl, welche noch heute in einem Schrank im Betsaal des Klosters sich befinden. Sie haben „die Form von Triptychen mit Heiligenbildern in dem Charakter der niederländischen Malerschulen des 14. und 15. Jahrhunderts und, wie es der Cultur der Stadt Rostock in dieser Zeit überhaupt entspricht, fast immer an niedersächsische, niederrheinische und westfälische Arbeiten anklingend, an denen die Sammlungen und Kirchen von Münster, Soest, Paderborn und Köln so reich sind“. So Schlie, der die Arbeiten also auch entschieden für Rostock reklamirt, wenn er auch nicht so weit geht, sie für Klosterarbeit zu halten. Theilweise sind die Bilder sogar aus Wachs hergestellt, was noch mehr auf klösterlichen Ursprung hinweist. — Nonnenarbeit sind ferner viele der Reliquiare; darauf weisen die Zierathen aus Blumen auf übersponnenem Draht hin. — Sicherlich sind endlich die

---

— Die Kirche ist leider arg vernachlässigt; sie dient nicht mehr dem Gottesdienst, sondern wird vom Rostocker Kunstverein zur Ausstellung moderner Bilder benützt. In Folge davon sind die zahlreichen und hochinteressanten Grabmäler durch einen Holzboden verdeckt und das Schiff der Kirche durch Scherwände von Leinwand in kleinere Abtheilungen umgeschaffen.

1) Schlie a. a. O. 223 nennt sie Hausaltärchen oder „Portatilien“. Der letztere Name gebührt nur den tragbaren consekrirten Altarsteinen, nicht diesen kleinen Hausaltärchen.

Leinwandstickereien, vielleicht sogar die wenigen Ueberbleibsel von Hinterglasmalerei aus der Hand der Nonnen hervorgegangen. [1])

Ueber die Klosterschule mangeln alle schriftlichen Nachrichten; aber gefehlt wird sie bei den Cisterzienserinen vom hl. Kreuz ebensowenig haben wie in den übrigen großen Frauenklöstern des Landes. Sie war eben nothwendig, weil Kinder aufgenommen wurden; verboten war ja nur die Aufnahme solcher Kinder, welche noch nicht das zehnte Lebensjahr erreicht hatten. Auch die Bestimmung des Bischofs Nikolaus Böddeker, daß das Amt der Vorleserinen nur solchen Schwestern übertragen werden soll, welche wohl unterrichtet waren, läßt auf das Bestehen einer Klosterschule schließen. Ja, die Nonnen verstanden sogar lateinisch — davon werden später lutherische Prädikanten Zeugniß ablegen. Sie gehörten also nicht zu jenen Schwestern, über welche Magister Nikolaus Rutze klagte, daß sie die Tagzeiten beteten wie die Staare: „Likewijs is yd van den kloster nunnen. dede singhen vnde vernemen des nicht. alze ein heghester“. [2]) Man darf also ruhig annehmen, daß die Klosterfrauen im hl. Kreuz ihre Mußestunden mit der Pflege von Kunst und Wissenschaft ausfüllten. Ja, man darf wohl noch weiter gehen und kühnlich behaupten, daß sie an Bildung weit höher standen, wie gewöhnlich angenommen wurde. Die Schmutzwellen der Verläumdung, welche seit 350 Jahren über alle klösterlichen Institute hinweggelaufen, sind gar schwer zu beseitigen und trüben vielfach selbst das Urtheil ehrlicher Männer und strebsamer Gelehrten.

1) Alle diese Reste alter Kleinkunst, die wir den Nonnen zuschreiben möchten, findet man eingehend behandelt und theilweise abgebildet bei Schlie a. a. O. 1, 223 ff. — Der Schreiber dieser Zeilen hat sie selber gesehen.

2) Wiggers, Nachricht über das Buch von den drei Strängen; Jahrbb. 12, 513.



2.

Das friedliche Wirken der katholischen Kirche und ihrer klösterlichen Anstalten wurde in Rostock jäh unterbrochen durch die sogenannte Reformation. M. Joachim Slüter, zuerst Schulmeister bei St. Petri, dann, von Herzog Heinrich dem Friedfertigen ernannt, Kaplan bei derselben Pfarrkirche, verkündete zuerst 1523 Luthers Evangelium unter dem Widerstand des Stadtraths, aber begünstigt und beschützt vom Landesfürsten. Es gelang dem Reformator, das gemeine Volk, den „Herrn Omnes", für sich zu gewinnen. Trotzdem hätte er aber den Sieg nicht errungen, wenn nicht der Stadtsyndikus Dr. Johannes Oldendorp die Leitung der kirchenfeindlichen Bewegung in die Hand genommen hätte. Oldendorp war ein Neffe des berühmten Geschichtschreibers Albert Krantz, ein bedeutender Rechtslehrer, ein grimmer Gegner der katholischen Kirche, ein „mächtig gelehrter und beredter Mann, an dessen Leben jedoch nicht viel zu rühmen war", wie der protestantische Lübecker Chronist Reimar Kodt meint. So oft der Stadtrath sich zum Widerstand gegen die Neuerer und ihre Umtriebe aufraffte, ließ dieser Demagoge sofort das drohende Gespenst eines Pöbelaufstandes auf der Bildfläche erscheinen. Ja, es gelang Oldendorp zuletzt, wie wenigstens der Prädikant Bacmeister in seiner Rostocker Kirchengeschichte erzählt, „dem Senat die Liebe zum Lutherthum einzuflößen" — wahrscheinlich indem er ihm klar zu machen verstand, welcher Machtzuwachs aus der Herrschaft über die Kirche und aus der Säkularisation des Kirchenguts hervorgehen werde.

Ende 1530 erließen Bürgermeister und Rath eine Kirchenordnung von lutherischer Färbung, die jedoch den Neuerern nicht genügte. Am 1. April, am Vorabend des Palmsonntags 1531 erhoben die „Martinisten" die Fahne des Aufruhrs. Der Rath kapitulirte vor den Aufrührern und verbot den Priestern das Messelesen, den Mönchen das fernere Tragen des Ordenskleides. Schließlich ließ er den

Pfarrern der Stadt kundthun: „Nachdem ihre Lehre und Wesen falsch befunden und mit Gottes Wort streite, so sollten sie sich des Predigens, Beichtsitzens und Messelesens gänzlich enthalten“. Die Pfarrer gehorchten natürlich solchem Gebot nicht. Deßwegen wurden sie in die Klöster verschlossen, die Pfarrhäuser weggenommen, die Werthsachen der Kirche auf dem Rathhause „in Verwahr“ genommen, das Vermögen der Kalande säkularisirt. Die mecklenburgischen Herzoge wollten diese Gewaltthaten nicht dulden. Doch der Rath „ließ alle großen Stücke aus dem Zeughause auf den Markt führen“ und nachts die Straßen mit Ketten sperren. Den katholisch gesinnten Bürgern aber ließ er verbieten, in den benachbarten Dörfern Biestow und Kessin die hl. Messe zu hören. Mitten in diesen Katholikenverfolgungen „geriethen die Prädikanten heftig aneinander und hätten beinahe ein großes Trauerspiel angerichtet“. Slüter, der schon 1528 geheirathet hatte, starb 1532 auf Pfingsten — an Gift, wie fast alle protestantischen Geschichtschreiber meldeten. Erst in der Neuzeit hat Karl Koppmann dieser Märe ein- für allemal ein Ende gemacht.[1])

In diesen acht stürmischen Jahren scheinen die Nonnen vom hl. Kreuz sich immerhin noch verhältnißmäßiger Ruhe erfreut und in verhältnißmäßigem Frieden Gott gedient zu haben. Das verdankten sie wohl der Hochachtung, die sie in Rostock wegen ihrer Frömmigkeit, vielleicht auch wegen ihrer Zugehörigkeit zu den vornehmen Geschlechtern der Stadt genossen. Der Einfluß ihrer Familien — die meisten Rostocker Geschlechter bewahrten noch lange die Anhänglichkeit an die alte Kirche — mag viele Kämpfe und Bitterkeiten von ihnen fern gehalten haben, welche andere Rostocker Ordensleute bis zur Neige kosten mußten. Nur an der Minderung ihrer Renten und Pächte mußten auch die Schwestern die veränderte Zeitlage erkennen. „Die Zurück-

1) Koppmann, Beiräge zur Geschichte der Stadt Rostock. 1. Bd. 1, 37.



haltung der Zinsen und Pächte von den geistlichen Kapitalien und Gütern" war nämlich bezeichnender Weise in Mecklenburg eines der ersten Kennzeichen der „allgemeinen Theilnahme von Adel und Bürgern an der Reformation."[1]) Weil die Nonnen „durch die Ketzerei Noth litten," erlaubte ihnen der bischöfliche Visitator Dr. Barthold Moller, zwölf Bürgertöchter in weltlicher Kleidung bei sich aufzunehmen.[2])

Das Kloster vom hl. Kreuz gewährte übrigens auch Priestern, die um ihres standhaften Bekenntnisses des Glaubens willen Verfolgung erlitten, ein Asyl. Als 1531 die Pfarrherren vom Dom und von Liebfrauen aus ihren Pfarrhäusern vertrieben wurden, schlug wenigstens der Pfarrer von Liebfrauen, M. Nikolaus Franke von Röbel, der zugleich Propst des Rostocker Chorherrenstiftes und Senior des Schweriner Domkapitels war, seinen Sitz bei den Schwestern vom hl. Kreuz auf — ein alter, verdienter Mann, der noch 1515 als herzoglicher Geschäftsträger in Rom gewirkt hatte.[3])

Doch auch dem Kreuzkloster kamen Anfechtungen; sie kamen noch vor Slüters Tode. Bis zum Frühjahr 1532 war das hl. Meßopfer in der Klosterkirche täglich dargebracht worden, während es in den Pfarrkirchen schon lange abgeschafft war. Vielleicht wurde es in stürmischen Tagen bei verschlossenen Thüren gefeiert, aber die Feier wurde doch nie unterlassen. Am Sonnabend nach Jubilate 1532 sandte

1) Jahrbb. 12, 242.

2) Koppmann, Gesch. der Stadt Rostock 1, 102.

3) Vergl. Jahrbb. 4, 256 (Urk. 11); 12, 265 (Urk. 7). — Herr Nikolaus Francke, welchen Herzog Heinrich der Friedfertige 1539 zum Prädikanten der Neustadt Röbel bestellte, und dem dann im gleichen Jahre das Röbeler Pfarrhaus niedergebrannt wurde (Jahrbb. 52, 152), führte wohl denselben Namen, war aber nicht derselbe Mann.

nun der Rath die Herren Dietrich Kassel und Nikolaus Beselin zu den Nonnen und ließ ihnen, wie der Chronist Gryse meldet, ernstlich anzeigen, „von ihrem abgöttischen, abergläubischen, papistischen Wesen abzustehen,“ [1]) also die hl. Messe abzuschaffen. „Niemand“, meldet jedoch Bacmeister in seiner Rostocker Kirchengeschichte, „wurde hartnäckiger in den päpstlichen Irrthümern erfunden, als die Jungfrauen im Kloster zum hl. Kreuz, welche weder den Mahnungen der Rathsherren, noch denen der Pastoren der Kirche und ihrem Unterrichte aus Gottes Wort (d. h. Luthers Lehre) gehorchen und eine Stätte gewähren wollten.“ [2])

Die Schuld dieser „Halsstarrigkeit“ wird auf den Dompropst Nikolaus Franke, „der sich bei ihnen aufhielt“, geschoben. Er „hatte sie so vollherzig gemacht, daß sie diesmal davon nicht hören wollten.“ [3])

Das folgende Jahr brachte neue Anfechtungen. Am Sonntag Esto mihi (Fastnachtssonntag) 1533 wurde von einem Ehrbaren Rath, so erzählt Gryse, „Herr Thomas, ein gewesener Franziskaner-Mönch allhier zu St. Catharinen, als lutherischer Prediger zum hl. Kreuz angenommen. Die papistischen Klosternonnen haben sich aber zum heftigsten dagegen geleget. Denn als er in derselben Klosterkirche zum hl. Kreuz seinen evangelischen Sermon anfing und des Papstes falsche Lehre aus Gottes Wort strafte, sind die Nonnen hierüber rasend toll geworden und haben sich angestellt, als ob sie der antichristische Teufel leibhaftig besessen hätte. Sie haben angefangen auf dem Chor unter der Predigt zu singen und zu klingen, so daß er übertäubt worden und seine Predigt hat müssen drangeben.“ Ein moderner Geschichtsschreiber schmückt die Sache noch ein

---

1) Gryse, Historia van der Lere, Leuende vnd Dode M. Joachimi Sluters Bl. T. 3.

2) Bacmeister, Hist. Eccl. Rostock. p. 1561.

3) Franck, Altes und neues Mecklenburg 9, 161.



bischen besser aus: „Wie die Predigt beginnt, stellen sich sämmtliche Nonnen plötzlich wie vom Teufel besessen und fangen an zu singen und zu springen.[1])"

Die Uebertreibung ist augenscheinlich; man braucht kein Wort darüber zu verlieren. Die wehrlosen Ordensfrauen, denen die freiheitliebenden Rostocker das neue Evangelium wider ihren Willen, mit Gewalt aufzwingen wollen, konnten kaum eine bessere Waffe zu ihrer Vertheidigung wählen. Während Herr Thomas, der abgefallene Franziskaner, vielleicht gerade gegen das Meßopfer und den Leib des Herrn predigte, brauchten die Nonnen nur den alten katholischen Hymnus „O salutaris hostia" zu singen:

Heilvolles Opfer, hoch und hehr,
Du schließest auf des Himmels Thür.
Des Feindes Grimm bedrängt uns sehr,
Gib Kraft und Hülfe für und für.

Mit solchem oder ähnlichem Gesang schlugen sie den ehemaligen Ordensmann in die Flucht, „dat he vordövet und syne Predige hefft möten anstan laten, und hefft daruz einem Ehrbaren Rade synen denst wedderumme resigneret und upgesecht".[2]) Letzteres war jedenfalls das Beste, was er thun konnte.

Von dem Franziskaner hört man später nichts mehr. Vielleicht ist er der Prediger Thomas Meyer am Hl. Geist, der 1547 die Erklärung des Interim unterzeichnete.[3]) Möglicher Weise könnte er auch der Prediger bei St. Georg sein, Thomas Johann Jordan, der 1558 beim Rath um Aufbesserung nachsuchte, weil es ihm so kümmerlich gehe, daß er es verkaufen müsse.[4]) Der Geschichtschreiber Franck macht dabei die Bemerkung: „So reichlich die Rostocker ihre Geistlichen vormals im Papstthum versorgten, und

1) Gryse a. a. O. Bl. K. 2; Serrius, M. Joachim Schlüter 82.

2) Gryse a. a. O.

3) Koppmann, Beiträge 3, 71.

4) Rost. Etwas 1741, 790.

dabey hoch emporkamen, so wenig gaben sie auf ihre Prediger nach der Reformation".[1])

Die Nonnen hatten diesesmal über die Neuerer den Sieg davon getragen, doch ihre Gegner erholten sich bald von ihrer Niederlage. Am Sonntag vor Margaretha (13. Juli) begaben sich die vier Bürgermeister ins Kloster zum hl. Kreuz und „vermahnten die Klosterjungfrauen treulich, Gottes hl. Wort (darunter verstanden sie natürlich Luthers Lehre) um ihrer eigenen Seligkeit willen anzunehmen, und erboten sich, ihnen einen andern evangelischen Prediger zu verordnen". An der Glaubensstärke der Nonnen scheiterte jedoch wiederum die weltliche Klugheit der Herren. Die Priorin Dorothea Schmedes und die Subpriorin Magdalena Kerkrings sammt dem ganzen Convent lehnten die Anerbietungen der Bürgermeister ab und erklärten, „beim alten Gottesdienst bleiben zu wollen".[2]) „Es halsstarrigte sie noch immer mehr gedachter Propst Nikolaus Franke, daher man sie nur noch bei ihrem Sinn lassen mußte". So berichtet ein Chronist des vorigen Jahrhunderts.[3]) B Lesker.

(Schluß folgt.)

LXXIV.
Zeitläufe.

England in der neuen Weltlage: und Deutschland?

Den 24. November 1898.

Wer sich auf fünfzig Jahre zurück zu erinnern vermag, wie damals die politische Welt ausgesehen hat, der muß sich sagen, es ist Alles anders geworden auf dem ganzen Erdenrunde. In seiner berühmten Rede vom 9. November hat der englische Premierminister Lord Salisbury ausdrücklich

---

1) Franck, Altes und neues Mecklenburg. 10, 63.
2) Gryse Bl. K. 2.
3) Franck, 9, 167.

von den „absterbenden Nationen“ gesprochen, um deren Beerbung es sich handeln werde. Auch in die angesehenste russische Presse ist das Wort von den „zerfallenden Staaten“ bereits übergegangen. Wer damit gemeint ist, kann man an den Fingern herzählen. Selbst Frankreich und Oesterreich machen nicht mehr den Eindruck der „Weltmächte“, als welche sie so lange ihre Rolle spielten.

Der Lord bezog sich natürlich auf die Gerüchte, daß England die ägyptische Schutzherrschaft für sich allein und endgültig feststellen wolle. „Wir sind“, sagte er, „mit der gegenwärtigen Lage in Aegypten ganz zufrieden und glauben nicht, daß ein Grund vorhanden ist, dieselbe zu ändern“. Er hoffe aufrichtig, daß nicht Umstände eintreten würden, welche es nothwendig machten, die britische Position in Aegypten zu modificiren. Aber der Lord verhehlte die Besorgniß nicht, daß heutzutage der Krieg mit plötzlicher Schnelligkeit ausbrechen würde. „Wir haben keine Landesgrenzen zu schützen, aber wenn wir jemals erlaubten, daß unsere Vertheidigungsgrenzen zur See in den Zustand der Unwirksamkeit verfielen, so würde unser Reich mit einem Krach zu Grunde gehen“.

Dann kam der Lord auf die Hauptursache der veränderten Weltlage zu sprechen: auf das Auftreten der „gewaltigen Macht“ Nordamerika's. „Von den europäischen Nationen“, sagte er, „könne nicht Eine läugnen, daß das Erscheinen der Amerikaner unter den Faktoren der europäischen Diplomatie ein schwerwiegendes, ernstes Ereigniß bilde, welches den Interessen des Friedens vielleicht nicht dienlich seyn möge, aber jedenfalls die Interessen Großbritaniens fördere“. Das ist nun die Folge des frevelhaften Raubzugs und des brutalen Rechtsbruchs, welchem die continentalen Mächte mit offenem Munde müßig zugeschaut haben. Das im Jahre 1866 gesprochene Wort ist erst jetzt vollends wahr geworden: es gibt kein Europa mehr!

Einige Tage darauf hat sich der englische Colonial-

minister Chamberlain, welcher eben vom Besuch der amerikanischen Union zurückgekommen war, in zwei begeisterten Reden vor den Wählern hören lassen. Er sieht, wie das raffsüchtige Vorgehen der Amerikaner bezüglich der Philippinen voraussehen ließ, eine enge Verbindung zwischen Nordamerika, England und Japan als ausgemacht an. Er spricht von einem Gewinn „für die ganze Menschheit“. Vor Allem verlangt er aber den Anschluß des Deutschen Reichs, auch für Ostasien. Er könne, sagte er, keinen Platz in der Welt sehen, an dem die deutschen Interessen zu denen Englands in ernstlichem Widerspruch sich befänden; er halte es deshalb für möglich, auch ohne eine beständige Allianz, zu einer allgemeinen Verständigung mit Deutschland zu gelangen. „Heute haben wir eine Combination zwischen den beiden großen englisch sprechenden Nationen, eine Combination, welche keine andere Allianz zu fürchten braucht. Japan ist unser herzlicher Freund, und mit Deutschland, wie mit Amerika sind unsere Beziehungen enger und herzlicher als seit langer Zeit. Die Interessen der anglo-sächsischen Raçe auf beiden Seiten des Wassers und die Interessen Deutschlands sind, meine ich, identisch“.

So England. Aber nun Deutschland? Bekanntlich schweben seit Monaten geheime Verhandlungen mit England wegen afrikanischer Streitpunkte, und es ist anfänglich behauptet worden, daß dieselben unter vollständiger Zustimmung Rußlands geführt würden. Gleichzeitig aber verlauteten sonderbare Gerüchte, welche auf die Orientreise des Kaisers Bezug nahmen. Darnach sollte sich Deutschland nicht nur mit England, sondern auch mit der Türkei zu alliiren gedenken. Mit Recht wurde eingewendet: „Wenn Deutschland die uns seit lange vergeblich dargebotene Hand John Bulls ergreift, so wird jeder Kenner der internationalen Politik den Schluß ziehen, daß der Draht nach St. Petersburg eine schadhafte Stelle aufweist. Rußland und England sind Gegner auf allen Punkten der Erde, wo sie zusammen-

treffen".[1]) Nichtsdestoweniger beschäftigten sich auch russische Blätter nach Wochen wieder mit einem türkisch-deutschen Bunde, den man in Berlin für den Anschluß an England vorbereite.[2]) Jedenfalls hat das Auftreten des Kaisers in Constantinopel und in Palästina an der Newa sehr verschnupft. Da wo man sich für den berufenen Erben des Osmanen-Reiches hält, mußte man aus Damaskus hören: Der Sultan und „die 300 Millionen Muhamedaner, welche auf der Erde zerstreut leben und in ihm ihren Chalifen verehren, mögen dessen versichert seyn, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund seyn werde". Und unter den deutschen wie unter den englischen Historikern entstand ein allgemeines Schütteln des Kopfes, als auf dem Grabe des Sultans Saladin als „einem der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, dem Ritter ohne Furcht und Tadel", der kaiserliche Lorbeerkranz niedergelegt wurde.[3])

Aus der unerschütterlich scheinenden Huldigung für Rußland verbreitete sich seit Bismarck's Zeiten eine feindselige Stimmung gegen England in dem Deutschen Reiche, welche in Folge des bekannten Telegramms an den Präsidenten der Transvaal-Republik jenseits des Canals erst recht ihren Widerhall fand. Bald nach der Einleitung der geheimnißvollen Verhandlungen mit England brachte die Presse Mittheilungen, welche auf eine völlige Schwenkung der reichsdeutschen Afrika-Politik rathen ließen. Der neue Direktor der Colonialabtheilung soll gesagt haben: „Was liegt uns an Transvaal"? und der Kaiser selbst soll das Wort haben fallen lassen: „Die unglückliche Depesche an Krüger!" Fest steht, daß der Gesandte der Buren-Republik bei seiner Vorstellung in Berlin vom Kaiser nicht empfangen wurde, und

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 6. September ds. Js.

2) Aus Petersburg s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 12. November ds. Js.

3) Aus London, s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 19 November ds. Js.

ein Beamter des auswärtigen Amts ihm den dringenden kaiserlichen Wunsch ausdrückte, er und seine Regierung sollten zum mindesten aufhören, in deutschen Zeitungen gegen das anglo-deutsche Abkommen zu agitiren.[1]) Der Kaiser war auch der Erste, von dem ein Glückwunsch zu dem Siege der englisch-ägyptischen Armee über die Mahdisten bei Omdurman in Kairo eintraf. Die überraschende Schwenkung zu England hin hat allerdings auch in den conservativsten Kreisen peinlich berührt:

„Das Schlimmste, was einer aufstrebenden Macht wie Deutschland passiren kann, ist, wenn sie durch ihre Haltung zu andern Staaten, namentlich hülfebedürftige, Hoffnungen und Erwartungen erweckt und dann dieselben verleugnet, so daß das Vertrauen sich als getäuscht und darum verbittert abwendet. Man denke an alle die Kundgebungen des deutschen Weißbuches im Jahre 1896, die Telegramme unseres Kaisers an Krüger bei der Eröffnung der Eisenbahn nach Laurenzo-Marquez und bei dem Jameson-Einfall in Transvaal. Wie peinlich wird die Stellung der Deutschen im Transvaal und im Oranjestaat werden, wenn sich wirklich herausstellen sollte, daß Deutschland erweckte Hoffnungen nicht erfüllt und seine Zustimmung zu dem Uebergang der Delagoa-Bai in die Macht Englands gegeben hat, ohne daß die Interessen Transvaal gesichert sind. Deutschland hat sich aber offenbar gerade deßhalb in die Verhandlungen Portugals mit England eingemischt, um zu verhüten, daß die Sache lediglich nach dem Wunsche Englands abgemacht würde, und wir glauben und hoffen, daß es dabei nicht bloß an seine eigenen Interessen gedacht hat, sondern sich auch gesagt hat, was Transvaal erwartet und welches die Folgen sein würden, wenn dieses sich enttäuscht fühlte und durch den einfachen Uebergang der Bai in den Besitz Englands in seiner Unabhängigkeit schwer bedroht würde. Es kann übrigens leicht geschehen, daß die südafrikanischen Staaten, wenn sie sehen, daß England, resp. Rhodes, mit der Erwerbung der Bai ihrer Selbständigkeit die Hand an die Kehle setzt, die Zeit für gekommen halten,

---

1) Londoner „Daily News“ s. Berliner „Kreuzzeitung“ vom 1. Oktober ds. Js.



um ihre staatliche Selbständigkeit mit der Büchse in der Hand zu vertheidigen und die Constituirung der Union der Vereinigten Staaten Südafrika's und ihre Unabhängigkeit von England anzustreben".[1])

Man muß sich erinnern, welche Wünsche und Hoffnungen sich damals an das verunglückte Kaiser-Telegramm knüpften,[2]) um die Aufregung zu verstehen, welche auch jetzt wieder den sogenannten „Alldeutschen Verband" ergriffen hat. Anfänglich hatten diese Herren die Bismarck'sche Idee vertreten, Aegypten zur Entschädigung für Elsaß-Lothringen den Franzosen zu verschaffen. Seit dem Kaiser-Telegramm steigerte der Blick auf Transvaal ihre Wuth gegen England. Gladstone hat einmal in seinem Blatt gesagt: „Wenn die Holländer des Transvaal, warum nicht auch die Holländer in Holland"? Mehr als das gefährliche Vordringen des Slavismus in Oesterreich bekümmerte es den jüngsten Münchener Congreß der Alldeutschen, daß „in Berlin wieder einmal englischer Wind wehe". Im Namen des in Südafrika, „um sein selbständiges Volksbestehen kämpfenden niederdeutschen Stammes" erklärte die Versammlung die von den Zeitungen gemeldete Preisgabe der Delagoabucht und damit der Buren für unmöglich. „Es ist keine Compensation denkbar, welche eine solche Aufopferung deutscher Stammesgenossen aufwiegen könnte. Diese Preisgabe stände im schärfsten Widerspruch zu früheren feierlichen Erklärungen des Reiches und ist mit den Interessen und der Ehre des deutschen Volkes unvereinbar."[3])

Wie es eigentlich sich mit dem Uebergang der portugiesischen Provinz Mozambique und der Delagoa-Bucht

1) Aus dem Berliner „Reichsboten" s. „**Kölnische Volkszeitung**" vom 14. September d. Js.,

2) „Histor.-polit. Blätter". 1896. Band 117. S. 218 ff.: „Gegen England wegen Transvaal".

3) Münchener „Allg. Zeitung" vom 11. September ds. Js.

mit ihrem Hafen von Laurenzo-Marquez über England verhalte, wußten die Herren „Alldeutschen" selber nicht. Portugal wartet seit vier Jahren auf das Urtheil des schweizerischen Schiedsgerichts in dem Proceß mit einer englischen Gesellschaft über das Vorkaufsrecht bezüglich der genannten Besitzungen. Deshalb sind die deutsch-englischen Abmachungen immer noch Geheimniß. Die deutsche Colonialgesellschaft hat sich vergebens an den Reichskanzler mit der Bitte gewendet, es mögen die getroffenen Vereinbarungen, wenigstens in ihren Grundzügen, bald veröffentlicht werden; sie ließ durchblicken, es möchten die deutschen Interessen nicht hinreichend geschützt seyn. Was dabei England zunächst anstrebt, wird indeß ziemlich laut geoffenbart:

„Der Sieg von Omdurman hat jedenfalls dem Plan, einen ununterbrochenen britischen Besitz vom Kap bis Kairo herzustellen, neue Nahrung gegeben. Wäre Cordofan und das Bahr-el-Gasal Gebiet gesichert, so würde in der begehrten Linie immer noch eine Lücke von annähernd 290 km zwischen Uganda und dem britischen Centralafrika bleiben. Lord Rosebery versuchte bereits im Jahre 1894 diese Lücke auszufüllen, indem er vom Congo-Staat einen Streifen Landes zu erwerben trachtete, der Uganda mit dem Tanganyika-See und somit mit Britisch-Centralafrika verbinden sollte. Damals scheiterte dieser Plan an dem Veto Deutschlands. Aber was 1894 unmöglich war, hält man hier heute, wo die Beziehungen zwischen der deutschen und der englischen Regierung wieder freundschaftlicher sind, für durchaus möglich. Und es wird in diesem Zusammenhang in politischen Kreisen als höchst wahrscheinlich hingestellt, daß in dem zwischen Deutschland und Großbritannien über verschiedene coloniale Fragen getroffenen Abkommen Bestimmungen darüber vorgesehen seien, daß die Bahn, die unter der Garantie der britischen Regierung von Buluwayo nach dem Südende des Tanganyika-Sees gebaut wird, bis zu dem schiffbaren Theil des Nils fortgesetzt werden soll. Mr. Chamberlain, so wird zur Bestätigung dieser Behauptung bemerkt, wußte, was er sagte, als er vor drei Tagen einem Berichterstatter des ‚Herald' in New-York erklärte: Sie werden noch die Zeit er-

leben, wo eine Eisenbahn durch den Sudan bis zu den großen Seen, Transvaal und dem Kap gebaut wird".[1])

Was durch die deutsche Staatskunst von England dafür zu gewinnen seyn wird, steht noch dahin. Bis jetzt ist nur von einer Abtretung der Walfisch-Bai, die an der Westküste Afrika's liegt, umschlossen von englischem Besitz (bei Lüderitz-land), die Rede. England würde den Vortheil haben, daß es vor den russisch-französischen Hinterlisten gesichert wäre, und mit seinen Colonien braucht es nicht zu knausern. Erst durch die Unterwerfung von Maschona und der Matabele durch den berühmten Afrikander Rhodes ist ihm die Durch-queerung Afrika's durch eine Bahn bis nach Buluwayo möglich geworden. Dieser große Erfolg war noch nicht er-rungen, als Lord Rosebery, der frühere liberale Premier-Minister, in Edinburg eine Rede über England als die erste Colonialmacht hielt:

„Es gibt eine Lebensfrage, an der unsere ganze aus-wärtige Politik hängt, das ist der Charakter des britischen Reiches selbst. Es handelt sich dabei nicht nur um diese eine Frage, sondern um das Ganze unserer Colonialpolitik und unserer auswärtigen Politik. Das britische Reich ist in Wahr-heit das, was Napoleon III. für sein Reich mit Unrecht in Anspruch nahm, ein Reich des Friedens. Es will Frieden und braucht Frieden. Seit 20 Jahren und besonders in den letzten 12 Jahren habt Ihr mit wahrhaft wahnsinnigem Eifer (with almost frantic eagerness) Eure Hand auf jeden Strich Landes gelegt, der an Euer Territorium grenzte oder Euch aus irgend welchem Grunde wünschenswerth erschien. Das hat zwei Folgen gehabt. Einmal habt Ihr in fast unerträglichem Grade den Neid aller anderen colonisirenden Völker erregt und das vielen oder vielmehr einigen Ländern und Reichen gegenüber, welche Euch früher freundlich gesinnt waren, so daß ihr mit Recht oder Unrecht nicht mehr auf ihr thätiges Wohlwollen, sondern auf ihr thätiges Uebelwollen rechnen mußtet. Zweitens habt

---

1) Londoner Correspondent der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 13. September d. Js.

Ihr ein so ungeheures Ländergebiet erworben, daß es Jahre dauern wird, ehe Ihr es besiedeln, controliren, in Vertheidigungszustand setzen oder der Kunst eurer Verwaltung zugänglich machen könnt. Wißt Ihr überhaupt, um wie viel Ihr das Reich in wenigen Jahren vergrößert habt? Ich habe mir die Mühe gegeben, eine Berechnung anzustellen, die ich für richtig halte. In 12 Jahren habt Ihr dem Reich durch Annexion oder als Einflußsphäre 2,600,000 Quadratmeilen (englische) Land zugefügt. Ich sehe, daß Ihr seufzt, doch ich will nicht erst untersuchen, ob es aus einem Gefühl der Uebersättigung oder der Befriedigung darüber geschieht, daß ihr soviel unverdautes Land noch vor Euch habt. Aber überlegt es wohl, ich will Euch noch klarer zeigen, was Ihr gethan habt. Das Areal des Königreichs — England, Schottland, Wales, Irland, die Kanalinseln u. s. w. umfaßt 120,000 Quadratmeilen. So habt Ihr zu den 120,000 Quadratmeilen des Vereinigten Königthums, das das Herz unseres Reiches ist, in zwölf Jahren ein Areal gefügt, das 22 Mal so groß ist als das Königthum selbst. Das legt eine Politik fest, von der Ihr, selbst wenn Ihr wolltet, Euch auf viele Jahre hinaus nicht frei machen könnt. Ihr könnt genöthigt werden, das Schwert zu ziehen — ich hoffe, es wird nicht geschehen — aber die auswärtige Politik Englands muß eine Politik des Friedens sein, bis dieses Gebiet consolidirt, bevölkert, colonisirt und civilisirt ist".[1])

So ist die erschreckende Rüstung England's zu Wasser und zu Land zu verstehen. Gelingt die Verständigung mit Berlin, so können die Flaggen wieder eingezogen werden. Es wäre die erste Genugthuung, deren sich die Alten von Anno dazumal erfreuen könnten, mit ihnen auch der gütige hohe Herr, der demnächst sein fünfzigjähriges Jubiläum voll Widerwärtigkeiten, Herzeleid und Trauer feiert.

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 14. Oktober 1896.

LXXV.

Zur Geschichte des Zunftwesens.[1]

Ueber das mittelalterliche Zunftwesen haben wir eine reiche Literatur, sie beschäftigt sich mit der Entstehungs- und Blüthezeit der Zünfte; der nachmittelalterlichen Entwicklung und Gestaltung hat man weniger Aufmerksamkeit zugewandt, weil sie der früheren corporativen Entfaltung gegenüber als eine Zeit des Niedergangs erschien.

Hier setzt vorliegende Arbeit ein: Die alten autonomen Mainzer Zünfte hatten mit dem Untergang der Stadtfreiheit 1462 ihr Ende erreicht. Die späteren Handwerkergilden wurden durch Initiative, unter dem Schutz und der steten, eingehenden Controlle der Staatsgewalt, hier der kurfürstlichen Regierung, errichtet und geleitet. Es sind Verbindungen Gewerbetreibender unter starkem staatlichen Schutz, denen aber nur ein geringes Maß von Selbstverwaltung zugebilligt wird. Gerade in der veränderten Beziehung zur Staatsgewalt liegt der durchgreifende Unterschied von den mittelalterlichen Zünften, gerade dadurch aber haben sie auch mit unseren neuzeitlichen Berufsorganisationen mehr Berührungspunkte gemein, wie diese. Den hochstrebenden freiheitsstarken Socialinstituten des Mittelalters kommen sie nicht gleich, den Maßstab darf man also nicht anlegen, es kann sich nur darum handeln, festzustellen, was sie in engeren Schranken socialpolitisch für ihre Zeit leisteten.

Dementsprechend gibt der Verfasser schätzenswerthe Darlegungen über die innere Organisation der Zunft und die staatliche Beaufsichtigung, über die Ordnung des Lehrlingswesens, über geselliges und kirchliches Leben. Weiterhin unter-

1) Das Mainzer Schiffergewerbe in den drei letzten Jahrhunderten des Kurstaates. Von Christian Eckert, Dr jur. et phil. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1898. 155 S. (M. 3.80.)

sucht er das Verhältniß der Zunftorganisation zum großen Publikum, die Vorschriften über Verfrachtung der Güter, Verkehr mit den Passagieren, Haftpflicht u. s. w., sodann erörtert er die Frage, inwieweit die Organisation ihren Angehörigen zu einem auskömmlichen Dasein verhalf, gibt Angaben über Preisnormirung, Taxordnungen, Fernhalten innerer und auswärtiger Concurrenz.

Mainz besaß Stapelrecht, alle fremden Güter mußten in Mainz auf Mainzer Schiffe umgeladen werden, im Anschluß hieran entwickelte sich die Rang- oder Reihenfahrt: die Weiterbeförderung der eingegangenen Güter übernahmen die Glieder der Innung in bestimmter Reihenfolge. Von Straßburg wie von niederrheinischer Seite aus suchte man diese Ordnung zu durchbrechen, der Berufsorganisation gelang es ziemlich lang, die auswärtige Concurrenz fernzuhalten. Erst unter dem Druck der auswärtigen Mächte und der zu Osnabrück, Ryswick und Baden geschlossenen Verträge, welche die Freigebung der Rheinschiffahrt verlangten, mußte die kurfürstliche Regierung Conzessionen machen. Am 28. April und 29. Mai 1751 wurde zwischen der Krone Frankreich (Straßburg!), Kur-Pfalz und Kur-Mainz ein Vertrag geschlossen, der bis Ende des Jahrhunderts die Rheinschiffahrtsverhältnisse regelte. Schon 1681 hatten die Straßburger Schiffer das Recht erhalten, während der Frankfurter Messe, auch 14 Tage vor- und nachher, Kaufmannswaaren in Mainz verladen und zu Berg fahren zu dürfen, sie erhalten jetzt noch einen weiteren Monat, das Loos entschied für den Januar. Auch dürfen sie Frachten, ohne in Mainz umzuladen, nach Frankfurt fahren, nur müssen sie ihre Schiffe an's Mainzer Marktschiff hängen oder sich auf der Bergfahrt nach Frankfurt Mainzer Pferde und Knechte bedienen, auch die Stapelabgabe entrichten. Auch eine innere Concurrenz war den Schiffern allmählich aus einer verwandten Berufsorganisation, der Fischerzunft, im Kleinverkehr erwachsen. Die Fischer hatten sich nach und nach der Personenbeförderung mit Nachen angenommen, während die Schiffer auch mit Fischfang sich vielfach Nebenverdienst suchten. Um den Klagen über gegenseitige Uebergriffe ein Ende zu machen, verschmolz 1755 die kurfürstliche Regierung beide Zünfte zu einer. Der Widerstand der Schiffer,

der namentlich nach der Prozession am Dreifaltigkeitssonntag zu drastischem Ausdruck kam, wurde mit rücksichtslosen Gewaltmaßregeln im Geist des aufgeklärten Despotismus unterdrückt.

Aus der späteren Zunftgeschichte verdient namentlich „die Verordnung für die Schiffsknechte und Lehrjungen bei der Schifferzunft des großen und kleinen Ankers“ vom September 1789 hervorgehoben zu werden wegen der Ausdehnung der Kranken- und Unfallversicherung.

Wie schon früher festgesetzt, hat jeder Knecht vierteljährig 24 Kreuzer in die gemeine Büchse zu zahlen, dafür wird jedem Knecht, der durch Krankheit oder Unfall ganz oder theilweise arbeitsunfähig wird, nach Zeugniß des Arztes und unter Berücksichtigung der häuslichen Verhältnisse ein wöchentliches Krankengeld von 1 fl. bis 2 fl. 30 kr. zugebilligt. Die Beerdigungskosten trägt ebenfalls die Kasse. Eine künftige Unterstützung der Wittwen wird in Aussicht genommen. Wie weit diese Bestimmungen praktisch wurden, läßt sich nicht ermitteln, die Stürme der französischen Revolution stürzten den Kurstaat. Eine der ersten Maßregeln der französischen Invasion war die Auflösung aller Innungen. Die Schiffer- und Karcherzunft, zäh von altersher, erhielten sich demungeachtet. Erst die Rheinschiffahrtsakte von 1831 hat alle noch bestehenden Schiffergilden und Zünfte aufgehoben.

Bemerken wollen wir noch, daß zum besseren Verständniß technischer Fragen ein eigenes Kapitel über die Technik der damaligen Wasserfahrt, über die Transportmittel und die Transportgegenstände (Waaren, Produkte 2c.) trefflich orientirt.

Der reiche culturgeschichtlich werthvolle Inhalt der Arbeit dürfte aus Vorstehendem genügend ersichtlich sein, die wissenschaftliche Bedeutung derselben besteht darin, daß sie auf eingehenden archivalischen Studien beruht. Dem Verfasser war durch das Entgegenkommen des Herrn Oberbibliothekars Dr. Velle und des Herrn Archivars Dr. Heidenheimer von der Mainzer Stadtbibliothek Gelegenheit gegeben, die noch ungeordneten Zunftakten des Mainzer Stadtarchivs zu benützen, auch gewährte ihm Herr Landgerichtsrath Bockenheimer Einsicht in wichtige Urkunden seines Privatbesitzes.[1]) Aus dem Mainzer Archiv kommen übersichtlich geordnet und gegliedert 9 Zunftordnungen und Urkunden als Beilagen auf S. 105—155 zum Abdruck.

Die Arbeit ist zunächst erschienen als Heft 3 Band XVI der staats- und socialwissenschaftlichen Forschungen, herausgegeben von Gustav Schmoller.

Dieburg. **Dr. Seidenberger.**

1) Ueber die benutzten Akten informirt eine kurze Beschreibung in tabellarischer Uebersicht.

LXXVI.

Der Glaube an Oesterreichs Zukunft.

Von einem alten Oesterreicher.

Als wir unsere Betrachtung über die religiöse Nothlage in Oesterreich unter obiger Ueberschrift in diesen Blättern (Bd. 122, Heft 5 und 6) mit dem Hinweise auf die vielen Prüfungen unseres Jubelkaisers schloßen, konnten wir nicht ahnen, daß eine neue furchtbare Heimsuchung dem Kaiser die Gemahlin rauben und den Jubiläumsfeierlichkeiten vor ihrem Höhepunkte im Dezember ein jähes Ende bereiten würde. Die Ermordung der edlen Kaiserin Elisabeth hat über Europa hinaus die Gemüther tief, aber kaum nachhaltig genug erschüttert; überall und selbstverständlich vor allem in Oesterreich ist der Kaiser der Gegenstand herzlicher, patriotischer Theilnahme geworden. Seine Majestät Franz Josef I. hat bei diesem schweren Schlage eine herzengewinnende Glaubenskraft und imponirenden Mannesmuth gezeigt. Besonders ergreifend aber wirkte in seiner schmerzvollen Kundgebung an die Völker Oesterreichs die Versicherung, daß Er zu Gott bete, daß seine Völker den Weg zu Frieden und Eintracht finden möchten. Allein auch dieser Herzenswunsch des schwer geprüften Monarchen hat so wenig wie das schreckliche Ereigniß selbst den inneren Wirren und der nationalen Zerrissenheit der österreichischen Völker Einhalt gebieten können. Fragen, von deren glücklichen Lösung der Bestand der Monarchie abhängt, haben immer noch keine Aussicht

auf Erledigung; das Haupthinderniß ist der Nationalitätenhader, den wir im Zusammenhang mit den wirthschaftlichen Verhältnissen einer Besprechung uns vorbehalten hatten.

Inzwischen ist uns im 8. Hefte des laufenden Bandes dieser Blätter (S. 590—99) ein Artikel „Aus Oesterreich" vorausgekommen, der dem Glauben an Oesterreichs Zukunft kaum mehr ein Existenzrecht läßt.[1]) Während nämlich der Verfasser an das mehr kühne als klare Wort anknüpft: „An politischen Gegensätzen wird Oesterreich nie, an nationalen Gegensätzen aber muß es zu Grunde gehen", schlägt er zur Heilung des Uebels einen Staatsstreich vor, dessen Ausführung nur Wenige für möglich halten werden Thatsächlich aber beherrschen oder unterdrücken die nationalen Gegensätze die innere und äußere Politik Oesterreichs derart, daß nach den Darlegungen des Verfassers der Untergang fast unvermeidlich erscheinen müßte. Der erwähnte Artikel „A. Oest.", dessen christliche Ueberzeugung insbesondere bezüglich der Schulfrage mit der unsrigen völlig übereinstimmt, huldigt indeß in nationaler Beziehung derartig czechischen Parteibestrebungen, daß wir, nicht von einem deutschen Parteistandpunkte, sondern nach österreichischen oder besser nach vernünftigen und christlichen Gesichtspunkten eine kritische Beleuchtung dieser Bestrebungen vornehmen müssen. Daraus wird sich u. a. auch ergeben, wie richtig die Redaktion dieser Blätter in „A. Oest." eine symptomatische Kundgebung erblickt hat.

Oesterreichs Zukunft hängt von der Verwirklichung des kaiserlichen Wahlspruches: „Viribus unitis" durch die verschiedenen Völker im Rahmen der österreichischen Monarchie ab. Um daher die erschreckende Gefahr für Oesterreichs Bestand zu erkennen und, was wir vor allem beabsichtigen, um ein objektives Urtheil über Recht und Unrecht der einander abstoßenden Nationalitäten zu ermöglichen, ist zunächst

1) Wir werden denselben in der Folge mit der Abkürzung „A. Oest". citiren.

eine Skizzirung der Lage unerläßlich, mag dieselbe auch nur an Bekanntes erinnern. Die Zerrissenheit ist nämlich nicht bloß unter den durch Sprache und Sitte geschiedenen Nationen zu beobachten; die einzelnen stammverwandten Völker sind auch unter einander geschieden. So sind die Slaven wohl einig im Kampfe gegen die Deutschen, aber keineswegs unter einander. Der Artikel „A. Oest." liefert einen fast köstlichen Beleg hiefür. Nach der Meinung des Verfassers herrscht „die centrifugale Strömung nicht in slavischen, nur in gewissen deutschen Kreisen; die wahre Schuld des Nationalitätenhaders liegt vorwiegend bei den Deutschen". — Nachdem so die slavische Gemeinbürgschaft der Unschuld gegenüber der deutschen Schuld constatirt ist, werden aber sofort die Polen „der ewigen Unzuverlässigkeit" geziehen, und von den nicht polnischen Slaven getrennt, deren berechtigte nationale Existenz eben durch die partikularistische Ausbeutung des österreichischen Parlamentarismus durch die Polen bedroht ist. Vor 7 Jahren mußten sich die Polen von dem Führer der Jungczechen sogar „eine egoistische Partei" nennen lassen, die zum Bunde mit dem Teufel bereit sei, wenn dabei ein Profitchen für ihr Land herausschaue. Wie wenig Freundschaft zwischen Polen und Ruthenen besteht, ist bekannt. Die durch das Jahr 1848 angeregten Verhandlungen der Czechen mit den Slovaken, eine einheitliche Schriftsprache mit Beseitigung der geringen Verschiedenheiten der beiderseitigen Dialekte herzustellen, sind gescheitert. Nicht einmal die sichere Aussicht auf eine nationale Stärkung in Folge dieser Einigung war im Stande, die beiden nachbarlichen innig verwandten slavischen Stämme zur Aufgabe ihrer Dialekteigenthümlichkeiten zu bewegen. Die räumlich und sprachlich von den Czechen weit mehr entfernten Slovenen bezw. Südslaven haben sich denn auch zur selbständigen Wahrung ihrer nationalen Sonderinteressen erhoben und streben mit den Kroaten ein kroatisches Staatsrecht an. Sie haben auch den Jungczechen gegenüber aus-

drücklich die Verschiedenheit ihrer Interessen betont. Nationalität ist nun freilich ein weiterer Begriff als Volkssprache; allein thatsächlich findet, wie namentlich die Badenischen Sprachenverordnungen zeigen, die Nationalität in der Sprache ihren hauptsächlichsten Ausdruck. Der österreichische Nationalitätenhader ist daher vor allem ein Sprachenstreit. Da nun die slavischen Völker Oesterreichs sprachlich durchaus nicht geeint sind, und an eine solche Einigung auch von ferne nicht zu denken ist, so verliert schon deshalb der Satz des Verfassers von „A. Oest.“ ziemlich an Bedeutung: „Den 8 Millionen Deutschen Oesterreichs stehen 14 Millionen Slaven gegenüber“. Diese 8 Millionen sind aber wohlgemerkt sprachlich geeinigt, jene 14 Millionen vertheilen sich auf mindestens fünf, zwar dialektisch nahe verwandte, aber doch streng geschiedene Sprachen, von denen keine einzige der deutschen gegenüber numerisch gleich vertreten wird.

Die Italiener, deren in „A. Oest.“ gar keine Erwähnung geschieht, verhalten sich gegen die Slaven wo möglich noch abstoßender, wie gegen die Deutschen, was in Triest am handgreiflichsten ist. Und nun Ungarn, das im Nationalitätenstreit den kühnsten Vorrang errungen hat! Erst im Juni dieses Jahrs hat ein Priester der Graner Erzdiöcese eine charakteristische Entgegnung veröffentlicht,[1]) als ein österreichischer Cistercienser unter dem Titel: „Heiligenkreuz und der erste Gedanke einer österreichisch-ungarischen Habsburger-Monarchie“, den historischen Versuch gemacht hatte, einen innern Zusammenhang Ungarns mit Oesterreich nachzuweisen. „Auch heute“, heißt es in der ungarischen Entgegnung, „wenn Habsburgs Thron in Gefahr schweben sollte, weiß unser geliebter Monarch, wohin er sich zu wenden hat. Nur Eines verlange man von uns Ungarn nicht: daß wir dynastisch und loyal mit österreichisch-sein für identisch halten sollen“. Das Schlußwort dieser

1) Wiener „Vaterland“ Nr. 160. Beiblatt 2.

Entgegnung aber ist zu interessant für unsere Frage, als daß wir auf die gänzliche Wiedergabe derselben hier verzichten könnten:

„Ich wohne", schreibt der Verfasser, „jetzt schon sechs Jahre den größten Theil des Jahres in Tirol, also in Oesterreich. Ich hatte genug Gelegenheit, Beobachtungen anzustellen. Da habe ich bemerkt, daß man Ungarn wenig Sympathien entgegenbringt. Es mag diese Antipathie in katholischen Kreisen vielleicht durch die Vorgänge der letzten Jahre begründet sein, mir aber kam vor, die Ursache liege tiefer. In Frankreich besteht die Civilehe seit mehr als 100 Jahren, die Kirche ist geknebelt; in Italien herrschen seit fast 30 Jahren die traurigsten Zustände, ich habe aber nie solche Aeußerungen über diese Länder gehört, ich habe immer den Eindruck gehabt — gebe Gott, daß ich mich täusche — man hasse Ungarn, weil es sich einmal frei bewegen, entwickeln will, weil es bestrebt ist, reich und mächtig zu werden. Dieses Bestreben kann man Ungarn nicht verzeihen — hinc illae lacrymae! Und doch sollten diese Gegner, besonders die Katholiken — bei Liberalen ist es verständlich — bedenken, daß Ungarn als kleine Macht ohne Walten der Vorsehung, ohne den Beistand und Schutz der Muttergottes, des hl. Stephan, Ladislaus und Emerich nicht tausend Jahre in diesem Strome der Slaven, unter solchen Schicksalsschlägen hätte bestehen können. Es muß also in dem Plane der Vorsehung einen Zweck, eine Bestimmung haben, eine Bestimmung in der Vergangenheit, eine Bestimmung in der Zukunft; sonst wäre Ungarn längst untergegangen. In der neuesten Zeit ist allerdings das moderne Ungarn seinen Traditionen untreu geworden, dies hat am meisten die Kirche, wir Priester zu bedauern. Alle Gutgesinnten sehen den Fehler ein und alle Ernstdenkenden kommen zu dieser Einsicht. Doch der leistet der katholischen Sache in Ungarn einen schlechten Dienst, der etwa durch Schmähungen etwas erreichen will, der treibt höchstens auch die Gutgesinnten in das Lager der Regierung. Darum hinweg mit allem, was uns entzweit, wenn wir auch vieles haben, was uns entzweien könnte! Die Liebe zum gütigen Monarchen, zum erhabenen

Herrscherhause möge uns alle vereinen. Diese Eintracht wäre das schönste Geschenk, das die Völker der Monarchie, in erster Reihe Oesterreich selbst ihrem geliebten Monarchen zur Jubelfeier darbringen könnten. Vielleicht tragen meine bescheidenen Zeilen etwas zur Läuterung, zum besseren Verständnisse zwischen den beiden Völkern der Monarchie bei. Gebe es Gott"! —

Möglicherweise ist es nur ein Schreibfehler, daß dieser feurige Magyar nur zwei Völker diesseits und jenseits der Leitha kennt, anstatt von den beiderseitigen Völkern zu reden. Wahrscheinlicher aber ist dem ganzen Zusammenhange nach, daß er in Ungarn nur die Magyaren als Volk „im Strome der Slaven" betrachtet und in Oesterreich nur an die Deutschen denkt. Die rücksichtslose Geltendmachung des magyarischen Idioms, welche gegen die slavischen Sprachen noch mehr wie gegen die deutsche und rumänische in Ungarn zu Tage tritt, sowie alles, was zur möglichsten Erweiterung der Kluft zwischen Oesterreich und Ungarn seitens der Magyaren geschehen ist, nennt der Verfasser dieser Entgegnung sehr euphemistisch, „das Bestreben Ungarns, sich einmal frei zu bewegen". Daß die Magyaren den Czechen hierin zum Vorbilde dienen, haben wir noch zu constatiren. Was geht uns Oesterreich an, wenn nur unsere Nation reich und mächtig wird! Dies ist die Losung der Magyaren ebenso wie der Czechen und Polen In Cisleithanien haben nun die slavischen Nationalitäten, die untereinander durch egoistische Sonderinteressen gespalten, desto einiger in der Abneigung gegen die Deutschen sind, die Letzteren selbst in Uneinigkeit versetzt. Daß hiebei eine unüberbrückbare Kluft zwischen liberalen bezw. radikalen und christlich conservativen Deutschen besteht, ist selbstverständlich. Die landesverrätherische deutsch-radikale Partei vergleicht die Deutschen in Oesterreich mit „dem Pferde im Kuhstall" und dergl. mehr. Neuestens sehen wir aber gerade die deutschen Vertreter des christlichen bezw. österreichischen Gedankens der Slaven wegen sich einander

befehden. Der Zwist zwischen der katholischen Volkspartei und der christlich-socialen Vereinigung, bezw. deren Organen, den wir in unserem ersten Artikel mit Bedauern erwähnten, ist noch schärfer geworden. Das Zusammengehen der aus Deutschen bestehenden katholischen Volkspartei mit den Slaven, insbesondere den radikalen Jungczechen in der Majorität des Reichsrathes, wodurch die Arbeitsfähigkeit des Parlamentes ermöglicht werden soll, wird von christlich-socialer Seite hart getadelt. Den diesbezüglichen Angriffen gegenüber hat sich die katholische Volkspartei sogar veranlaßt gesehen, in einer Resolution vom 27. Oktober ihr Vorgehen zu vertheidigen. „Der Club“, heißt es darin, „bedauert auf das lebhafteste den mit aller Heftigkeit entbrannten nationalen Kampf, der jede Thätigkeit des Reichsrathes lahmlegt und in seiner Rückwirkung Oesterreich in jeder Beziehung und nicht am geringsten in seiner volkswirthschaftlichen Entwicklung schädigt. Auf dem Standpunkte der vollen Gleichberechtigung aller Nationen und Volksstämme stehend, vermag der Club den radikal-nationalen Strömungen nicht zu folgen. Von dieser Ueberzeugung tief durchdrungen und geleitet, kann sich der Club von den Angriffen gegen seine Stellung im Reichsrathe, von wem immer sie kommen mögen, in keiner Weise beirren lassen“. — Es mag gleich hier betont werden, daß die katholische Volkspartei keineswegs principiell deutsch ist. Sie setzt sich dadurch sogar ungerechten Angriffen auf ihren Sinn für die Interessen der deutschen Bevölkerung aus; gleichwohl gelingt es ihr nicht, überzeugungstreue katholische Slaven als Clubmitglieder zu gewinnen. Sie kann nur erwarten, von diesen in wesentlichen Forderungen unterstützt zu werden. Wem die katholische und österreichische Sache an erster Stelle am Herzen liegt und wer umgekehrt das Sonderinteresse seines Volkes dem Wohle der Kirche und der Gesammtmonarchie vorzieht, ergibt sich hieraus ziemlich deutlich.

Noch eine Nation vermehrt die wirthschaftlichen und politischen Leiden Oesterreichs — die jüdische. Eine Gesund-

ung der Monarchie ist ohne Lösung der Judenfrage nicht möglich. Auch im Nationalitätenhader spielen die Juden ihre Rolle, und die antisemitische Bewegung ist nur ein Symptom der wirthschaftlichen Nothlage. Seitdem nun die Badenischen Sprachenverordnungen den Nationalitätenhader zum verheerenden Brande angefacht haben, dreht sich alles schließlich um die eine Frage: Soll die deutsche Sprache in Cisleithanien ihre bisherige Bedeutung als Einigungsmittel im Parlamente und im Heere und damit ihren historischen Vorrang vor den übrigen Volkssprachen behalten oder nicht? Die neueste Weigerung czechischer Reservisten, ihr offizielles Erscheinen bei den Controlversammlungen mit dem deutschen „Hier“ zu bekunden, wofür sie czechisch „Zde“ antworteten, zeigt, daß die Armeedisciplin bereits durch den Nationalitätenkampf gefährdet ist.

Wäre die Sprachenfrage nur vom Verstande unter Vorführung von Vernunftgründen zu beantworten, so könnte die Beilegung des Streites nicht so außerordentliche Schwierigkeiten bereiten. Allein dieser Zungenzwist ist seiner Natur nach nicht an letzter Stelle auch Herzensangelegenheit der Völker, und nur zu leicht werden die Streitenden von der Leidenschaft derart ergriffen, daß sie für Vernunftgründe unempfänglich werden. Dann wird die richtigste Theorie vergeblich an ihrer Lösung arbeiten; die Leidenschaft setzt ihr: Stat pro ratione voluntas energisch ein. Gleichwohl können wir auf eine theoretische Behandlung der Frage hier nicht verzichten, indem wir auf den sophistischen Mißbrauch der Worte ‚Gleichwerthigkeit‘ und ‚Gleichberechtigung‘ der Sprachen hinweisen. Wir zweifeln, ob die katholische Volkspartei in ihrer schwierigen Lage und in ihrer Gutmüthigkeit genug darauf achtet, wie ihre Gerechtigkeitsliebe und ihr grundsätzliches Eintreten für „die Gleichberechtigung aller Nationen“ in diesem Punkte slavischerseits zum Schaden des Ganzen ausgebeutet wird. Als die katholische Volks-

partei sich den Dringlichkeitsanträgen bezüglich der badenischen Sprachenverordnungen in den Reichsrathssitzungen vom 9. und 28. April 1897 nicht anschloß, hat sie ihren Standpunkt in einer Flugschrift: „Der todtgesagte Liberalismus und sein Lebensretter“ vertheidigt. Die dortigen Ausführungen haben schon damals nicht völlig überzeugend wirken können, aber sie enthielten doch eine begründete Rechtfertigung für die damalige Stellung. Von dieser Schrift aus werden wir im Folgenden die seitherige Entwicklung beurtheilen. Daraus wird sich ergeben, daß die Volkspartei den Abschnitt jener Schrift „Der czechische Nationalstaat“ heute allzusehr vergessen zu haben scheint.

Der Werth einer Volkssprache kann von verschiedenem Standpunkte bestimmt werden Zunächst kommt die Schätzung durch das Volk selbst in Betracht, das in dem betreffenden Idiom seine Muttersprache besitzt. Naturgemäß gilt die Muttersprache jedem Volke mehr als alle übrigen Sprachen. Wir können diesen Werth, der jedem seine Muttersprache so theuer macht, den Affektionspreis nennen. Die Gerechtigkeit und Menschlichkeit verlangt nun, daß jedem Volk die Hochschätzung der eigenen Muttersprache unverkümmert zugestanden werde. Unter diesem Gesichtspunkte sind in der That alle Sprachen gleichwerthig und gleichberechtigt. Es ist daher eine rohe Ungerechtigkeit, wenn ein Volk die Sprache des andern grundsätzlich geringschätzt oder zu unterdrücken sucht, zumal wenn die Völker wie in Oesterreich durch das gemeinsame Band der Staatsangehörigkeit und das Höhere der Religion verbunden sind. Die Ungerechtigkeit wird vom letzteren Standpunkte zur Unchristlichkeit. Neben dieser subjektiven Schätzung der Sprachen kommt aber auch der objektive Werth derselben in Betracht, insoferne die Sprache nationales und internationales Verkehrsmittel ist, das Menschen und Völker mit einander verbindet. Der Maßstab aber zur Feststellung dieses objektiven Werthes der einzelnen

Sprachen ist das Bedürfniß. Von der philologisch-wissenschaftlichen Werthschätzung der einzelnen Sprachen, die außerdem noch in Betracht kommen kann, dürfen wir hier absehen. Vom Standpunkte nun des Bedürfnisses eines Verständigungsmittels ist der Werth oder Tauschwerth der einzelnen Sprachen keineswegs derselbe, und hier kann von Gleichwerthigkeit und Gleichberechtigung keine Rede sein. Vielmehr kommt jener Sprache der höhere Werth zu, die einen ausgedehnteren Verkehr ermöglicht, nach der also auch ein größeres Bedürfniß oder mehr Nachfrage vorhanden ist. Unmöglich kann eine Sprache, die den Gedankenaustausch mit 5 Millionen Menschen ermöglicht, einer anderen Sprache gleichwerthig sein, welche die Verständigung mit 80 Millionen gewährt. Von diesem Standpunkte aus hat die deutsche Sprache einen höheren Werth als die andern Idiome in Oesterreich schon innerhalb der Grenzen der Monarchie. Nicht bloß übertreffen die Deutschen mit ihrer gemeinschaftlichen Sprache numerisch die *einzelnen* anderen Sprachen, sondern die deutsche Sprache ist gegenwärtig thatsächlich Staatssprache. Wenigstens für die Gebildeten der nicht deutschen Völker Oesterreichs besteht daher das Bedürfniß, neben der Muttersprache die deutsche Sprache zu kennen. Dieses Recht der deutschen Sprache, als nothwendiges gemeinsames Verständigungsmittel zu gelten, beruht zudem auf guten historischen Gründen, die ohne Rechtsverletzung nicht übersehen werden dürfen. Selbstverständlich besteht auch für den Deutschen das Bedürfniß, und dementsprechend die Pflicht, die eine oder andere slavische Sprache sich anzueignen, wenn er in dem betreffenden Lande seinen Aufenthalt nimmt. Die räumliche Nachbarschaft aber mit Deutschland und die politischen wie wirthschaftlichen Beziehungen zu diesem Staate erhöhen für die nichtdeutschen Völker Oesterreichs das Bedürfniß, der deutschen Sprache mächtig zu sein. Endlich kann das Bildungsbedürfniß einer Sprache höheren Werth vor einer anderen verschaffen. Zweifelsohne bildet unter diesem Gesichtspunkte die Kenntniß der

deutschen Sprache den Schlüssel zu einer weit umfangreicheren und bedeutenderen Literatur als die der slavischen. Deshalb wird der Czeche z. B., welcher Deutsch lernt, für seine Mühe viel mehr entlohnt, als der Deutsche für die Aneignung der czechischen Sprache. Slavischerseits wird nun aber insbesondere von den Czechen Oesterreichs mit Betonung der Gleichwerthigkeit und Gleichberechtigung der Nationen für die czechische Sprache dasselbe Recht verlangt, welches der deutschen Sprache zusteht. Hierbei findet eine sophistische Verwechslung des Affektionswerthes der Sprachen mit dem Tauschwerthe derselben statt. Indem ferner die Geltung der deutschen Sprache als das gemeinsame Verständigungsmittel bei der Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten der cisleithanischen Völker bestritten wird, findet ein ungerechter Angriff auf das historische gegenwärtig bestehende Recht statt.

Gewiß gilt auch von der Herrschaft einzelner Sprachen das Wort, daß mit des Geschickes Mächten kein ewiger Bund zu flechten ist. Die deutsche Sprache hat kein Privilegium, das sie von dieser Wahrheit ausnimmt. Durch die Schuld der Deutschen selbst kann sie ihres Vorranges verlustig gehen, und es kann den Slaven bezw. den Czechen gelingen, ihrer Muttersprache zum Siege zu verhelfen Vorläufig aber besteht der Besitzstand der deutschen Sprache zu Recht. Auf linguistischem Gebiete wird nur durch geistige Siege dauernder Erfolg errungen, während die Anwendung von physischer Gewalt in Gestalt von Zwangsgesetzen nichts ausrichtet. Von der Natur der Mittel hängt es daher ab, auf welche Seite der Sieg schließlich sich neigen wird.

Da der Tauschwerth der Sprache eben vom Bedürfniß abhängt, geht das Streben der Czechen insbesondere dahin, das Bedürfniß nach der deutschen Sprache zu verringern oder in Abrede zu stellen und das Bedürfniß nach der eigenen Sprache zu erhöhen. In letzterer Beziehung fordert die Gerechtigkeit zunächst unbedingte Hochachtung für das Streben der slavischen Völker, ihre eigene Muttersprache auszubilden

und die nationale Literatur zu heben. Diesem geistigen Vorwärtsstreben kann auch der Erfolg nicht mangeln, so lange nicht höhere Interessen darüber vernachlässigt werden. In der That haben die Czechen insbesondere nicht erfolglos an der Emporhebung bezw. an der Wiedergeburt der czechischen Sprache gearbeitet, die am Anfang dieses Jahrhunderts dem Erlöschen nahe war. Ein Hauptverdienst um diesen Aufschwung beansprucht der czechische Klerus. „Katholische Priester", schreibt Dr. Benes im 12. Bande des Werkes: „Das sociale Wirken der katholischen Kirche in Oesterreich" (1897), der die Diöcese Königgrätz behandelt (S. 222), „waren es in erster Reihe, denen das Verdienst um das Wiederaufleben der böhmischen Sprache und des böhmischen Volkes gebührt .... Die Priesteramts-Candidaten wetteiferten im Fleiße, die Sprache des Volkes zu erlernen und den Geist der Sprache zu verstehen. Die Priester arbeiteten — wir können sagen, *selbst zum Schaden der theologischen Wissenschaften* — in allen Gebieten der (böhmischen) Literatur und unterstützten alle neuen Erscheinungen materiell und mit allen Kräften".

In den von uns hervorgehobenen Worten dieses Schriftstellers liegt indeß bereits das Zugeständniß einer Unordnung, die über das gerechte Streben nach Erhebung der Muttersprache hinausgeht. Hierdurch wird die leidige Thatsache bestätigt, daß ein nicht geringer Theil des böhmischen Klerus den nationalen Interessen die religiösen und wirthschaftlichen Bedürfnisse des Volkes nachsetzt und sich zu ungerechten Forderungen gegenüber der deutschen Bevölkerung fortreißen läßt. Zunächst darf der Priester seine theologische Bildung nie durch ein anderes Studium Schaden leiden lassen. Eine Folge dieser übertriebenen nationalen Gesinnung erblicken wir in dem Umstande, daß die religiösen bezw. katholischen Interessen im Reichsrathe gerade seitens der czechischen bezw. jungczechischen Abgeordneten keine Vertretung finden. Bei der bekannten Pietät des slavischen Volkes

gegenüber dem Klerus ist es dem Priester leicht, die Wahlberechtigten zur gewissenhaften Ausübung ihres Rechtes bei den Reichsrathswahlen anzuleiten. In dem zuletzt angeführten Werke wird ausdrücklich bemerkt: „Priester waren die Seele nicht nur des katholischen sondern auch des gesellschaftlichen Lebens (in Böhmen) überhaupt. Die Priester galten dem Volke alles, und man unternahm nichts, ohne bei ihnen Rath zu erholen". Wie die jungczechische Partei im Reichsrathe zeigt, hat nun der Klerus diesen Einfluß entweder völlig verloren oder zu Gunsten der Wahlen im christlichen Sinne nicht geltend gemacht, weil die nationalen Interessen auch für den Klerus im Vordergrund standen.

Da ein großer Theil des böhmischen bezw. czechischen Volkes regelmäßig genöthigt ist, sein Brot außerhalb der Grenzen Böhmens zu verdienen, müssen dem Freunde des Volkes die socialen und religiösen Bedürfnisse dieser theils gezwungenen theils freiwilligen Auswanderer am Herzen liegen. Nun ist Nieder-Oesterreich und namentlich Wien, im Auslande aber vornehmlich Sachsen und Preußen das gewöhnliche Ziel der Arbeit und Brot suchenden Czechen. Irgend eine Kenntniß des Deutschen neben und nach der Muttersprache kann ihnen daher nur zum Vortheil gereichen. Der sogen. Wechsel der Kinder namentlich an der Sprachengrenze, wodurch deutsche Kinder böhmisch und böhmische mühelos deutsch lernten, war daher von jeher selbstverständlich. Neuestens geht aber das Streben der Nationalczechen dahin, auch die Kinder des Volkes vom Deutschlernen abzuhalten. Der Fortschritt in dieser Beziehung ist bedeutend. In Brünn gab es z. B. vor 30 Jahren noch keine czechische Volksschule, heute existiren daselbst bereits fünf große rein czechische Schulen. Man wird nun die Freude der Nationalczechen an dieser fortschreitenden Pflege der Muttersprache nur begreiflich und berechtigt finden können. Dagegen ist es kaum mehr zu billigen, wenn auf die Meinung, daß doch für viele dieser Kinder ein wenig Unterricht im Deutschen

in den höheren Klassen ein großer Vortheil wäre, die Antwort gegeben wird: „Wenn sie deutsch lernen, gehen sie für uns verloren, und wir sind schon so wenig“.

Immerhin mag diese nationale Ausschließlichkeit im eigenen Lande noch eine Berechtigung haben. Dagegen ist es eine wirkliche Ungerechtigkeit, wenn czechischerseits die also geförderte Unkenntniß des Deutschen bei den czechischen Auswanderern in rein deutschen Gegenden zur Forderung von öffentlichen czechischen Schulen mißbraucht wird. In Wien wird diese Forderung „im Namen der Gerechtigkeit“ täglich stärker betont. Allein daraus, daß das deutsche Wien die Hauptstadt Oesterreichs ist, folgt doch durchaus nicht, daß die Stadt offiziell für die Pflege jeder nicht deutschen Sprache der Eingewanderten sorgen müsse. Die katholische Volkspartei hat in der oben erwähnten Flugschrift eine bedenkliche Kurzsichtigkeit bekundet, wenn sie es für „eine lächerliche Uebertreibung“ erklärte, daß auch in Niederösterreich badenische Sprachenverordnungen „wegen einiger eingesprengt lebenden, eingewanderten Czechen“ für möglich gehalten werden. In Böhmen und Mähren kann man im Gegentheil diese Forderung schon jetzt in der Form hören: Wien ist keine deutsche sondern eine österreichische Stadt. Jeder Oesterreicher hat darin Gleichberechtigung; deshalb können die Czechen von der Stadt ebenso czechische Schulen verlangen, wie die Deutschen deutsche. Die in Wien lebenden Czechen betragen übrigens 5,2 % der Bevölkerung, während in den geschlossenen deutschen Sprachgebieten Böhmens unter tausend Deutschen nur je 12 Czechen wohnen. Noch auffallender benützen die Böhmen das religiöse Bedürfniß der Auswanderer, um das czechische Sprachgebiet zu erweitern und das deutsche einzuschränken. Bereits im Anfang dieses Jahrhunderts hat Kaiser Franz dafür gesorgt, daß die in Wien wohnenden Czechen die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse fänden, insoweit dazu die Muttersprache in An-

wendung kommt.[1]) Dem Fremden gibt heute jeder Fiaker und Packträger auf die Frage Auskunft, wo die böhmische Kirche sei. Thatsächlich wird aber vielfach das Verlangen nach Vermehrung des „böhmischen Gottesdienstes“ mehr im Interesse nationaler bezw. czechisch-sprachlicher Propaganda als aus wahrem religiösen Bedürfniß gestellt. Auf dem 2. österreichischen allgemeinen Katholikentage im Jahre 1889 in Wien brachte ein mährischer Kaplan in viel schrofferer Form seine diesbezüglichen Klagen vor, als sie in dem offiziellen Bericht der Verhandlungen (S. 555) zu lesen sind, wonach der Antragsteller sich dahin äußerte: „Seine Eminenz, der Cardinal von Wien, Präses des Missionsvereins für Afrika, möge nicht so sehr Afrika als die in seiner Diöcese wohnenden czechischen Katholiken in sein Herz schließen“. Damals antwortete hierauf der Alumnatsdirektor Dr. Gustav Müller:

„Da ich mit Sr. Eminenz, dem hochwürdigsten Herrn Cardinal über die Seelsorge der in der Erzdiöcese wohnenden Czechoslaven wiederholt gesprochen, und darum dessen Intentionen in dieser Hinsicht kenne, so kann ich versichern, daß es nicht erst der in den letzten Worten meines unmittelbaren Herrn Vorredners liegenden Erinnerung bedarf, um Seine Eminenz zu vermögen, die czechischen Katholiken in sein Vaterherz zu schließen. Seine Eminenz trägt allen Fragen in Bezug auf die Pastorirung der in seiner Erzdiöcese weilenden Katholiken — ohne Unterschied der Nation — das wärmste Interesse entgegen. Es ist ihm insbesondere Herzenssache, daß den geistigen Bedürfnissen der in Wien und dessen Umgebung wohnenden Czechoslaven Rechnung getragen werde. Aber, meine Herren, nicht Alles, was man als seelsorgliches Bedürfniß bezeichnet, ist thatsächlich ein solches. An einen Pfarrer eines Fabrikortes in der Nähe Wiens wandte sich kürzlich eine Anzahl von Männern mit der Bitte um Einführung von czechischen

---

1) Vgl. Dilgskron, Geschichte unserer lieben Frau am Gestade zu Wien. 1882. S. 151, 160.



Predigten an Sonntagen. Der Pfarrer lehnte die Gewährung der Bitte ab — nicht aus Mangel an Herz, sondern lediglich deßhalb, weil weder die Bittsteller selbst, noch jene Fabriksarbeiter, in deren Namen sie das Ersuchen stellten, je bei Anhörung der heiligen Messe gesehen werden. Der Pfarrer weiß zuversichtlich, daß nicht die Rücksicht auf das Heil unsterblicher Seelen jene Bitte veranlaßte, sondern Motive, die von einem andern als dem heiligen Geiste eingegeben werden".

Ebensowenig waren vom heiligen Hunger nach dem Seelenheile die neuesten Anschuldigungen eingegeben, die unterm 7. September dieses Jahrs das in Prag erscheinende christliche Blatt „Křest'anský Demokrat" brachte.

In einer Uebersicht nämlich über die Thätigkeit des Prager czechischen Katholikentages berichtet dieses Blatt, daß es den czechischen katholischen Arbeitern Wiens nach vielen Kämpfen durch die Methud-Vereinigung gelungen sei, in vier Kirchen Wiens auf Privatkosten czechischen Gottesdienst zu erhalten. „Den Wiener Episcopat", heißt es im Anschluß hieran, „gehen augenscheinlich die Worte Christi: Gehet in die ganze Welt und lehret alle Völker u. s. w. nicht an; die Diplomatie steht bei ihm höher als das Heil der unsterblichen Seelen; vielleicht sind ihm die Seelen der czechischen Arbeiter gar nicht unsterblich". — Die Leidenschaftlichkeit allein schon, womit hier die czechischen Katholiken sich den ununterrichteten Heiden gleichstellen, zeigt, wie richtig ein deutsches katholisches Blatt hierauf antwortete: „Czechische Katholiken wollen so gerne in den Worten des Heilandes einen evangelischen Sprachenparagraphen finden, um die Agitation auch unter dem Deckmantel der Religion betreiben zu können. Jeder Czeche kann ganz sicher in Wiens öffentlichen Kirchen dem vollen Gottesdienste beiwohnen, wo er nur will. Für jeden genügend unterrichteten Katholiken, setzen wir hinzu, besteht der Gottesdienst wesentlich in der Anhörung der hl. Messe. In der Fremde ersetzt ihm die Messe auch die Predigt; sein Katechismus in der Mutter-

sprache oder ein ordentliches Gebetbuch hilft im Nothfall völlig über den Ausfall der Predigt hinweg. Dieser genügende Unterricht scheint aber den auswandernden Czechen nur allzusehr zu fehlen, und hiefür ist die Schuld nicht bei den Deutschen sondern in der Seelsorge in Böhmen selbst zu suchen. Ein sehr seeleneifriger Pfarrer von Berlin klagte darüber, daß unter den vielen aus aller Herren Ländern zuwandernden Katholiken am schwächsten unterrichtet seien und daher am leichtesten abfallen die aus Böhmen und Ungarn. Uebrigens ist in Wien auch für religiösen Unterricht bezw. Predigten in czechischer Sprache gesorgt; die Forderung aber, daß in allen Pfarrkirchen auch czechisch gepredigt werde, geht eben aus dem Streben hervor, Wien und Oesterreich zweisprachig zu machen.

Derselben Intention, das Bedürfniß nach der deutschen Sprache zu Gunsten der czechischen Sprache und im Interesse eines czechischen Nationalstaates in Oesterreich zu vermindern. entspringt auch der Wunsch nach gänzlicher Beseitigung des Parlamentes, wie es in dem Artikel „A. Oest.“ zum Ausdruck gebracht ist. Es ist leicht, jedem Slaven die Hinfälligkeit der Gleichberechtigung der Sprachen in politischer Beziehung und die Nothwendigkeit der deutschen Sprache im Parlamente zu beweisen, wenn man ihm die Frage vorlegt: Können Sie sich einen österreichischen Reichsrath denken, in dem auf Grund der Gleichberechtigung der Sprachen jeder Abgeordnete in seiner Muttersprache redet, wobei also nothwendig vorausgesetzt wird, daß jeder Abgeordnete zugleich deutsch, polnisch, czechisch, slovenisch, ruthenisch, italienisch und rumänisch versteht? Er wird natürlich mit Nein antworten und zugleich zugestehen müssen, daß unter den vertretenen Sprachen nach herkömmlichem Rechte die deutsche Sprache das einheitliche Verständigungsmittel bilden müsse; allein er wird sofort hinzusetzen: „Wir brauchen überhaupt keinen Reichstag; die Landtage genügen“. Der Verfasser von A. Oest. ist von dieser Ueberzeugung so durchdrungen,

daß er bei der Einführung von Landtagen auf der Grundlage der corporativen Organisation sogar das allgemeine Wahlrecht für annehmbar findet, das er zwei Seiten früher bei dem heutigen Parlamentarismus absolut verwirft. Indem wir die schwere Frage nach dem allgemeinen Wahlrecht bei Seite lassen, betonen wir nur den Hauptgrund des czechischen Wunsches nach Beseitigung des Reichsrathes zu Gunsten der Landtage. Mit Zuhilfenahme des „böhmischen Staatsrechtes" soll im ungetheilten und untheilbaren Königreiche Böhmen die czechische Sprache den sicheren Vorrang vor der deutschen und allmählich alleinige Berechtigung erlangen, während die Deutschen in Böhmen zu geduldeten Gästen werden. Die kleinliche Beseitigung der zweisprachigen Straßentafeln in Prag zeigt dieses Ziel deutlich genug. Diesem Ziele steht der Reichsrath im Wege, darum soll er fallen. Die Reichseinheit und der österreichische Staatsgedanke, deren Zusammenhang mit der Geltung der deutschen Sprache als Staatssprache Se. Eminenz Cardinal Kopp im schlesischen Landtage ebenso betont hat wie Prinz Alois Liechtenstein im Reichsrathe am 28. April 1898, würde hiemit vernichtet sein. Allein das Ziel der Czechen ist eben ein czechischer Nationalstaat. Daß nun die badenischen Sprachenverordnungen diesem Herzenswunsche der Czechoslaven die Wege bereiten, ist von Feind und Freund anerkannt. Das Bedürfniß nach der czechischen Sprache ist künstlich vergrößert worden, während dadurch die Nothwendigkeit der deutschen Sprache abnehmen soll beziehungsweise muß.

Die ganze Tragweite der czechischen Bestrebungen, welche beim Erlaß der Sprachenverordnungen zu Tage traten, ist auch der katholischen Volkspartei nicht verborgen geblieben. In ihrem obenerwähnten Flugblatte erkennt sie die extremen Forderungen der Czechen als „ein fast unüberwindliches Hinderniß jedes friedlichen Ausgleiches" an. „Es ist thatsächlich zu fürchten", heißt es darin, „daß czechischerseits versucht wird, auf dem Boden des Erreichten

schrittweise nach den oben gekennzeichneten Zielen (eines czechischen Nationalstaates) vorwärts zu drängen. Würde aber dieser Fall eintreten, dann würde es sich auch zeigen, daß die katholischen Deutschen der Alpenländer in thatsächlicher nationaler Gefahr ihren Platz an der Seite bedrohter Stammesgenossen zu finden und in der Vertheidigung nationaler Rechte ihren Mann zu stellen wissen werden". Die katholische Volkspartei hat nun aber seit dem April 1898 genugsam Gelegenheit gehabt zu erkennen, daß diese Gefahr thatsächlich existirt, daß es sich auch nicht um einzelne Vexationen von Deutschen in Böhmen, sondern um eine Verfassungskrisis handelt, die durch die Sprachenkrisis täglich gefördert wird. Als „Fernestehende" bezeichneten sich damals die Vertreter dieser Partei, welche die Verhältnisse Böhmens nicht endgiltig beurtheilen könnten. Man hat es mit Recht bezweifelt, ob eine ganze Partei im Abgeordnetenhause sich damit entschuldigen könne, daß sie einer solchen Frage fernestehe. Seitdem ist aber so viel geschehen, daß die katholische Volkspartei diese Entschuldigung auf keinen Fall mehr beanspruchen kann. Es handelt sich um die Zukunft Oesterreichs bezw. den Bestand der Habsburgermonarchie in der Zukunft. Wie die Czechen in Böhmen, so streben die Südslaven eine nationale Autonomie an, die mit der österreichischen Staatseinheit unvereinbar ist. Daher wird gegen das Zusammengehen der katholischen Volkspartei mit den Jungczechen in der jetzigen Majorität des Parlamentes mit Recht auch die Aufzeichnung des Feldzeugmeisters Herzogs Wilhelm von Württemberg geltend gemacht, die in der Sitzung des Reichsrathes vom 8. November von dem Abgeordneten Bareuther verlesen wurde.

„Die deutsche Sprache", heißt es darin, „muß als Staatssprache in Cisleithanien anerkannt werden, so wie es faktisch ist und bleiben wird, wenn Oesterreich bestehen soll. Die ungeheure Mehrheit aller denkenden Menschen in Oesterreich-Ungarn erkennt die Nothwendigkeit einer Armeesprache. Niemand leugnet,

daß nur die deutsche Sprache die Armeesprache sein kann, und doch verweigern die parlamentarischen Majoritäten dieser Armeesprache die nothwendige Nahrung und Pflege, treiben und zwingen die Jugend, sich der Erlernung dieser Sprache möglichst zu entziehen... Die particularistische Strömung hat die Oberhand über die centralistische gewonnen, so wie sich aber ein Theil vom Ganzen losgelöst hat, centralisirt er in seinem Kreise. Das Beispiel Ungarns wird mit Erfolg in Galizien nachgeahmt. In sprachlicher Beziehung ist Galizien bereits weiter als Ungarn: es ist polonisirt. In ganz Galizien besteht kein deutsches Blatt. Mit Mühe erhalten sich zwei deutsche Mittelschulen, und deutsche Volksschulen gibt es nur in den geschlossenen reindeutschen Landgemeinden. Lemberg besitzt keine deutsche Volksschule. Böhmen will sich als Staatsganzes constituiren. Gelingt es, so wird das Czechenthum mit der ihm eigenen Zähigkeit centralisiren. Auch eine eventuelle südslavische Gruppe würde sich centralistisch ausbilden". (Seit den 13 Jahren, da diese Worte geschrieben wurden, ist diese Eventualität durch die Bemühungen der Slovenen der Verwirklichung viel näher gerückt.) „Wie sollen aber dann diese vier Centralstaaten unter einander verkittet werden? Durch die Dynastie? — Die Geschichte lehrt, daß jede Dynastie eine Hausmacht braucht, um sich zu erhalten. Noch ist die k. und k. Armee die Hausmacht der habsburgisch-lothringischen Dynastie in Oesterreich-Ungarn. Das Band, welches die Armee zusammenhält, ist die Armeesprache. Die Armeesprache ist aber keine andere als die deutsche, nicht weil sie die Sprache der gebildetsten der verschiedenen Nationen ist, nicht weil sie schöner klingt als die anderen, sondern einfach deßhalb, weil sie noch immer das Ganze durchdringt, und weil sie überall hinreicht, während alle anderen Sprachen nur einen beschränkten Kreis umfassen und große Gebiete des Staates von jeder der anderen Sprachen unberührt sind. Wer das Band schwächt, welches die Armee zusammenhält, der schwächt die Armee, und weil die Armee die Macht für die Dynastie ist, so ist die Pflege der deutschen Sprache vom dynastischen Gefühle unzertrennlich. Wer ein mächtiges Oesterreich-Ungarn will, der muß auch das Band der Armee, die deutsche Sprache wollen. Wer die deutsche Sprache

verdrängt, schädigt die Dynastie, vergreift sich an dem Nerv, der dem Kaiserstaate die Kraft leiht, als mächtige, politische Individualität in Europa dazustehen und in der Welt eine Großmachtstellung einzunehmen".

Wir nehmen diesen Worten nichts von ihrer Bedeutung, wenn wir auch eine noch höhere vereinigende Macht betonen, ohne die das geeinte Oesterreich noch weniger bestehen kann als ohne die einigende deutsche Sprache, nämlich die Religion. Indeß brauchen wir Gesagtes nicht zu wiederholen. Die Zukunft Oesterreichs aber sieht trübe und düster aus, weil die eine wie die andere einigende Macht schwindet. Gegenwärtig arbeiten in Cisleithanien die Slaven und allen voran die Czechen mit aller Kraftanstrengung am Zerfalle der Monarchie, indem sie keineswegs blos mit geistigen Mitteln die deutsche Sprache zu beseitigen suchen. Ihr Bemühen wäre aber vergeblich, wäre nicht deutscherseits gegen die Macht und Bedeutung des Deutschthums in Oesterreich in anderer Beziehung seit langem ebenso sehr gesündigt worden. In den Fehlern der Nationaldeutschen findet die katholische Volkspartei eine wirkliche Entschuldigung für ihre gegenwärtige Stellung; ob diese Entschuldigung genügt, ist eine andere Frage, die wir zu beantworten haben, nachdem wir die Schuld der Deutschen an dem Rückgange der deutschen Sprache und Sache in Oesterreich und an der österreichischen Krisis überhaupt besprochen haben werden. Die Schuld dieser Deutschen datirt aber nicht blos von heut und gestern, und ist nicht innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle allein zu suchen.

LXXVII.

Das Cisterzienser-Nonnenkloster zum hl. Kreuz in Rostock und die Reformation.

(Schluß.)

Den Prädikanten hatten die tapferen Nonnen glücklich in die Flucht geschlagen, aber eines protestantischen Klosterpropstes als Vertreter ihrer weltlichen Angelegenheiten konnten sie sich nicht erwehren. Einen solchen verordnete ihnen der Rath in der Person des Joachim Voß;[1]) der Rath bemächtigte sich damit der Herrschaft über die zeitlichen Güter des Klosters. — Viel später, vielleicht erst nach Aufhebung der Abtei Doberan, wurde der „verlaufene Mönch und Apostat Valentin von Doberan" Klosterpropst. Von demselben berichtet ein Katholik, wahrscheinlich ein Priester, der sich nach Lübeck zurückgezogen hatte, im Jahre 1578, daß derselbe „virginum stuprator war, das Kloster in großen Nachtheil und Schaden brachte und eines bösen Todes starb."[2])

Neue Versuche zur Bekehrung der Nonnen zum Lutherthum sah das Jahr 1534. Am Sonntag nach Petri Kettenfeier sandte der Rath zwei aus seiner Mitte, nämlich den Bürgermeister Nikolaus Beselin und Heinrich Gülzow nebst zwei Bürgern ins Jungfrauenkloster, um den Nonnen zu vermelden, daß sie ferner nicht mehr nach den Regeln des

---

1) Gryse a. a. O.

2) Vgl. Schröder, Evang. Meckl. 3, 467.

Cisterzienser-Ordens, sondern nach den Regeln des göttlichen Wortes sich richten sollten." Die Nonnen erwiderten einfach: sie hätten dem Orden geschworen und wollten nicht meineidig erachtet werden.

Am folgenden Mittwoch kamen dieselben Herren in Begleitung von sechs Prädikanten abermals ins Kloster. Bei den Nonnen war jedoch all ihr Bemühen vergeblich. „Herr Joachim Schröder (Slüter's Nachfolger) fragte sie: wo denn in Gottes Wort geschrieben stände, daß sich Jungfrauen in die Klöster verschließen sollten, um daselbst nicht Gott zu dienen und seinem hl. Worte zu folgen, sondern dem römischen Papste? Darauf haben sie ihm hochmüthig (auerborstigen) geantwortet: Der König David habe solches beides mit Worten und Werken bestätigt; denn im 54. Psalm spreche er: Ecce, elongavi fugiens et mansi in solitudine.[1]) Und im 20. Kapitel des 2. Buches Samuelis (2. Buch der Könige nach der Vulgata) stünde geschrieben: daß, als David wäre wieder nach Hause gekommen, hätte er seine zehn Beifrauen, die er dagelassen das Haus zu bewachen, in absonderliche Oerter verwahren und sie daselbst versorgen lassen. — Hierauf sind sie alle lachend geworden, daß sie ihre Thorheit für Weisheit durften hervorbringen; denn was im gedachten Psalm stand, hatten sie als ‚Barte' (d. h. als Unverständige) gelesen und nicht die nachfolgenden Worte in selbigem Psalm erwogen, darnach sie sich nicht verhielten, indem sie nicht wie David Gott, sondern die verstorbenen Heiligen anriefen. Ja, noch schimpflicher, sie als Jungfrauen verglichen sich Davids Beifrauen, so von Absalom öffentlich geschändet waren. Solches Colloquium und Unter-

---

1) „Wer wird mir Flügel geben gleich der Taube, daß ich fliege und zur Ruhe komme? Siehe, weithin würde ich fliehen und bleiben in der Wüste." (Ps. 54, 7. 8.) Basilius der Große und Hieronymus wenden diese Stelle allerdings auf das Leben der gottliebenden Seele in der Einsamkeit an.

redung hat viel disputirliche Sachen mit sich gebracht, und hat von früh Morgens bis nach zwölf Mittags sich erstrecket, und haben die Nonnen immerdar auf den Psalm Davids sich berufen, welchen sie täglich zu gebrauchen, aber fälschlich auf sich zu deuten pflegen, gleichwie die Mönche die Worte des 133. Psalms (132. Ps. nach der Vulgata): Ecce quam bonum et quam jucundum fratres (nicht sorores) habitare in unum auf sich beziehen und damit triumphiren." So weit Gryse;[1]) leider gibt es keine Aufzeichnungen von katholischer Seite.

Das Ende des Colloquiums war, daß die Nonnen um eine Bedenkzeit von einem Jahre baten; es wurde ihnen aber nur eine solche von acht Tagen gewährt. Wie wenig die Unterredung zur Bekehrung der Nonnen beigetragen hatte, geht schon daraus hervor, daß es nicht acht Tage, auch nicht acht Jahre, sondern 24 Jahre dauerte, bis endlich fünf der Jungfrauen (und zwar wahrscheinlich nur jüngere, die mit protestantischen Anschauungen ins Kloster getreten waren) den Lockungen der Prädikanten und der Verwandten folgten und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahmen.

Die Lorbeeren, welche sich Joachim Schröder und seine Amtsbrüder in diesem Redeturnier gepflückt hatten, scheinen übrigens nicht weit her zu sein. Die Nonnen erwiesen sich als nicht ungebildete Gegner, die sogar etwas Latein verstanden. Wenn sie auch den studirten Herren nicht gewachsen waren, so werden sie ihnen doch auch noch andere Sprüche haben vorhalten können als die beiden, welche Gryse in ihrer ungeschickten Anwendung zu unserer Erheiterung zum Besten gibt. Vielleicht hat auch die Auslegung im Munde der Schwestern ganz anders gelautet, wie in Gryse's Historie. Die Unterredung würde sonst wohl kaum von Morgens früh bis zwölf Mittags gedauert haben. So einfältig waren die Nonnen gewiß nicht, daß sie die falsche Anklage,

1) Gryse, Bl. K. 4.

als ob sie den Papst über Gott stellten, und als ob sie anstatt Gott die verstorbenen Heiligen anriefen, nicht hätten widerlegen können. Gryse, der alte Rostocker Prädikant, der erst im Jahre 1593 seine „Historia van der Lere, Leuende vnd Dode M. Joachimi Slüters“ schrieb, möchte das wohl der Welt weismachen; aber „Gryse war es durchaus nicht darum zu thun, eine sachliche Geschichte zu schreiben“, der Inhalt derselben bedarf vielmehr „einer gründlichen kritischen Revision.“[1]) Ja, mehr noch: die Uebertreibungen, Unwahrheiten und Verleumdungen, deren er sich, besonders auch in seinem „Spiegel des antichristischen Papstthums“, schuldig macht, gehen sogar ins Aschgraue. Glaubwürdig ist nur, wenn Gryse sagt: Solches Colloquium mit den Nonnen „hat viel disputirliche Sachen mit sich gebracht.“

3.

Eine Reihe von Friedensjahren folgten dem Colloquium der lutherischen Prädikanten mit den Klosterjungfrauen im Jahre 1534 im Heiligkreuzkloster. Der Rathsyndikus Dr. Oldendorp, die Seele aller Verfolgungsmaßregeln gegen die Katholiken, entwich heimlich nach Lübeck und wurde dort Jürgen Wullenwebers rechte Hand in dessen weitaussehenden Unternehmungen, welche den ganzen Norden erschütterten. Das kleine Männlein verstand auch Rostock in den Kampf hineinzuziehen. Da hatten Bürgermeister und Rath mehr zu thun, als in Gefolgschaft der Prädikanten sich mit armen Nönnlein herumzuzerren. Der Krieg mit Dänemark lief für Lübeck und fast mehr noch für Rostock überaus schlimm aus; Rostock mußte unter drückenden Bedingungen 1537 den Frieden von den Dänen erkaufen. Ein Gutes hatte der unglückliche Krieg: es kamen in Rostock gemäßigte Elemente ans Ruder, die den Katholiken, auch den katholischen Ordensleuten, vergönnten, im Stillen ihren Glauben aus-

1) Koppmann, Beiträge 1. Bd., 1.

zuüben und in Frieden zu sterben. Nur von Zeit zu Zeit wurde dieser verhältnißmäßige Friede durch die Bekehrungssucht der lutherischen Prediger gestört.

Bei den Kreuzschwestern hatte der rechtmäßige Pfarrer von Liebfrauen und Propst des Domstiftes, der alte M. Nikolaus Franke, wie bereits erzählt, ein Asyl gefunden. Als er hochbetagt zur Ruhe eingegangen war, präsentirten die Nonnen im Jahre 1548, als ob sie im tiefsten Religionsfrieden lebten, für die durch diesen Todesfall erledigte Vikarie in der Heiliggeistkirche den Hauptvertreter des Katholicismus in Rostock, den bischöflichen Official Dethlev Dankwardt. Herzog Magnus aber, der lutherische Inhaber des Schweriner Bisthums, bestätigte den treu-katholischen Priester für die Stelle. Priorin war damals Adelheid Vieregge, Subpriorin Katharina Wedemanns, während Johannes Blaffert als Propst des Klosters fungirte.[1]) — Wenn die Herausgeber des „Rostocker Etwas" bei dieser Gelegenheit ihrer Verwunderung darüber Ausdruck verleihen, daß Herzog Magnus noch „auf papistische Weise" einen „papistischen" Geistlichen investirt, so erklärt sich das sehr leicht aus der Furcht vor dem siegreichen Kaiser Karl V. Derselbe hatte soeben die Schmalkaldischen Fürsten niedergeworfen und ließ genau am gleichen Tage, da Magnus investirte, in Augsburg das Interim verkünden.

Noch bei Gelegenheit einer landesherrlichen Kirchenvisitation vom Jahre 1552 wurde vom Chronisten vermeldet, daß die Kreuzschwestern „bei ihrer alten Weise" beharrten.[2]) Aus den nachfolgenden Ereignissen läßt sich jedoch fast vermuthen, daß das nur von den alten Nonnen Geltung hatte, und daß wahrscheinlich schon damals an der Stelle der verstorbenen Schwestern Töchter aus den Rostocker Geschlechtern

1) Evang. Meckl. 1, 497; Rostocker Etwas 1740, 513.

2) Franck, 9, 267.

sich ins Kloster gedrängt hatten, welche protestantische Anschauungen mitbrachten.

1551 war Luthers Freund und Genosse M. Johannes Drach, gewöhnlich Drakonites genannt, vom Rath zum Seelsorger der Cisterzienserinen bestellt worden. „Die Bürgermeister“, so predigte Drach, vielleicht um das Wohlwollen derselben zu erlangen, „haben von Raths wegen sammt mir bei sechs Jahren den Nonnen vom heil. Kreuz das Urtheil Christi (Matth. 22) über aller Mönche und Nonnen Heiligkeit fürgehalten und so christlich als die Prediger auf der Kanzel sie vermahnet, das Evangelion anzunehmen und einerley Gottesdienst nach der Schrift und Augsburgischen Confession mit allen Kirchen zu halten, bis daß Gott, der alles in allem wirkt, durch sie genannte Jungfrauen am meisten bekehrt hat, das Evangelion anzunehmen und des HErrn wahren Leib in Brod und Blut in Wein darauf zu nehmen, daß sie ohne Werke und Verdienste des Klosterlebens durch den Glauben christlicher Verheißungen vom ewigen Fluche des Gesetzes erlöset, Töchter Gottes sein, die forthin Abgötterei fliehen und christliche Freiheit nach Gottes Wort brauchen sollen“.

Recht deutlich weist M. Drach darauf hin, daß äußerer Einfluß diese Bekehrung zu Stande brachte. Sechs Jahre hat der Prediger, haben die Bürgermeister, haben wahrscheinlich die Verwandten jene armen Nonnen bestürmt, bis sie endlich schwach wurden und sich von ihren Mitschwestern trennten. Dr. Valentin Gerdes war seit 1555 Bürgermeister, Thomas Gerdes aber Rathmann seit 1558 und vielfach in den Streitigkeiten zwischen Dr. Johannes Drach und den übrigen Prädikanten als Vermittler beschäftigt, während unter den bekehrten Nonnen sich eine Anna Gerdes befand.[1]) Als fünf Nonnen endlich 1558 aus Drach's Hand das

1) Grape, Zach., das evangelische Rostock. 1707. S. 94; Koppmann, Beiträge 1 Bd., 3 Heft, 10; Jahrbb. 19, 116 ff.



lutherische Abendmahl empfingen, hielt derselbe voll Jubel über diesen Erfolg seine Predigt „von der gantzen vnd rechten Lere des Gesetzes vnd Evangelii, gethan zum heiligen Creutz vber der Communion der andächtigen Jungfrawen Anna Wedemans, Lucia Wedemans, Agatha Colers, Anna Gerdes, Catharina Schwartes", welche er unter dem Titel drucken ließ: „Das Evangelion Matth. XXII vom Gesetz vnd Evangelion mit einer Apologia. Doctor Johannes Draconites. Gedruckt zu Rostock durch Ludwig Dietz".[1]) Eine Probe des Sermons wurde oben schon gegeben. Derselbe M. Johannes Drach, der darüber triumphirte, daß ein paar arme Nonnen schwach geworden und das lutherische Abendmahl empfangen hatten, scheute sich übrigens nicht, in St. Johannis zu predigen: „Man solle es den Leuten lassen frey seyn, zum Sakrament zu gehen; gehen sie nicht im Monat dazu, so gehen sie im halben Jahre dazu; gehen sie im halben Jahre nicht dazu, so gehen sie im Jahre dazu".[2]) So gering schätzte er das Abendmahl.

Lutherisch wurden damals nur die wenigsten Nonnen. Darum mußte Ende 1562 zum so und sovielten Male zur Reformation des störrigen Klosters geschritten werden. M. Johannes Drach hatte wegen seiner Streitigkeiten mit den übrigen Prädikanten schon 1560 Rostock räumen müssen und sein bitterer Gegner M. Matthäus Flege oder Musca sollte als ordentlicher Prediger des Klosters die Bekehrung der Nonnen bewirken. „Anfang Dezember dieses Jahres 1562", schreibt Lukas Backmeister, „fing man an, durch mich und M. Matthäus Flegius mit dem Rathe über die Reformation des Jungfrauen-Klosters zum heil. Kreuz zu unterhandeln. Die Oberin desselben, Margaretha Beselin, sowie einige der älteren Nonnen hingen nämlich noch der päpstlichen Religion an und verehrten die Götzen (idola colebant)

1) Rostocker Etwas 1741. S. 30.

2) Evangelisches Meckl. 2, 242.

durch Anrufung der Heiligen und andere Gräuel. Es gab auch zu jener Zeit in der Stadt noch etliche Götzenpfaffen (sacrificuli), welche heimlich in den Häusern und auch in diesem Kloster die Messe feierten. Und obwohl M. Matthäus Flegius von den Rathmannen, welche das Patronat beanspruchten, mit dem Amte betraut wurde, das Evangelium Christi lauter zu lehren und das Abendmahl des Herrn nach Christi Einsetzung auszutheilen, auch sein Amt treu verwaltete, so vermochte er doch nicht jene papistischen Weiber (illas Papisticas) zu bekehren, noch in Gemüthern, welche dem alten Aberglauben ergeben waren und hartnäckig widerstrebten, viel fertig zu bringen. Darum erachteten wir für klug, über eine sichere Reformation fleißig zu berathen und unsere Ansichten und Rathschläge niederzuschreiben. So geschah es denn auch später". [1])

Gerathschlagt werden die Prädikanten genug haben; von Erfolg werden sie wenig geschrieben haben. Für die Veröffentlichung ihrer Protokolle würden wir sehr dankbar sein. Die Priorin Margaretha Beselin und die ihr treu verbundenen Schwestern blieben bis zu ihrem Ende auch treue Kinder der katholischen Kirche. Aber eine nach der anderen schied aus diesem Leben, bis schließlich nur noch protestantische Klosterjungfrauen übrig blieben. Den Trost des heil. Meßopfers und der heil. Communion werden sie bis zu ihrem Ende gehabt haben. Sicher ist nämlich, daß M. Heinrich Arsenius, der als Fraterherr ein Freund der verfolgten Schwestern war, erst 1575, kurz vor dem Feste des hl. Martinus, starb und katholisch begraben wurde. [2]) Das katholische Begräbniß dieses letzten bekannten Priesters beweist, daß es noch später katholische Geistliche in Rostock gab, die ihr Amt im Verborgenen ausübten.

1573 wurde die Stiftung der Dänenkönigin Margaretha

---

1) Bacmeister, Hist. Eccl. Rost. p. 1599; Rost. Etwas 1741, 94—96.

2) Lesker, Rostocker Fraterherren (1887) 31.



in eine Versorgungsanstalt für die Töchter der Rostocker Geschlechter und des Adels verwandelt. Man legte diesen protestantischen Klosterjungfrauen die Verpflichtung auf, stets im Kloster zu bleiben und gegen Bezahlung Kinder zu unterrichten. Heute befinden sich nur noch acht sogen. Conventualinen im Kloster, deren jede ihre eigene Wohnung und ihren eigenen Garten inne hat. Dem Kloster gehören aber noch immer die Landgüter Schmarl, Lütten-Klein und Volkenshagen.

Noch steht die Klosterkirche mit ihren drei Schiffen, ein edler frühgothischer Bau; die Kirche jedoch ist leer und verödet, dient nicht einmal mehr dem protestantischen Gottesdienst. Als ich das Gotteshaus besuchte, waren Langhaus und Seitenschiffe mit Scherwänden durchzogen, um der Gemäldeausstellung Platz zu gewähren. Der alte Lettner schloß noch immer das Chor ab und bewahrte es vor schlimmeren Dingen. Noch zierte die Mitte des Lettners nach mittelalterlicher Sitte der Laienalter, ein spätgothisches Schnitzwerk. Die Innenseite trägt in der Mitte Maria mit dem Jesuskinde, von Engeln umgeben, während die Apostel unter Baldachinen zur Seite stehen. Die Außenseite hat Bilder, welche sich auf die Menschwerdung des Sohnes Gottes beziehen. Leider ist der Altar sehr verfallen, am meisten die Bilder der Außenseite. Ueber den Lettneraltar erhebt sich die protestantische Kanzel, welche eine spätere Zeit im Renaissancestil dem gothischen Schnitzwerk zufügte.[1])

Verlassen und verwahrlost sieht auch das Chor aus, obwohl nicht zu profanen Zwecken gebraucht. Noch steht der herrliche Hochaltar, ein gothisches Kunstwerk, das jedenfalls einen gemeinsamen Meister mit dem gleichfalls noch

---

1) Näheres über Kirche und Kloster bei Schlie, Kunst- und Geschichtsdenkmäler Mecklenburgs 1, 186 ff.

vorhandenen Altar der Nikolaikirche hat. Auf der Evangelienseite prangt das schon erwähnte Sakramentshäuschen. An der Nordseite des Chores befindet sich ein zweiter Flügelaltar, der ganz der Verehrung des hl. Kreuzes gewidmet ist; früher stand er im Nonnenchor. Altes wurmstichiges Gestühl, alte Reliquien mit ihren Heiligthümern, das Bild der Stifterin, der Königin Margaretha, mit dem Bild des Klosters in der Hand, erregen noch die Aufmerksamkeit des Fremdlings.

Wehmüthigen Herzens durchwanderte ich von der Kirche aus die Räumlichkeiten des alten Klosters. Den unteren Stock nahmen ehedem das Refektorium und der Kapitelsaal ein; Granitmonolithen tragen das Kreuzgewölbe in denselben. Aber ohne Rücksicht auf architektonische Schönheit hat man die Wohnungen der Conventualinen in diese Räumlichkeiten hineingebaut. Unberührt von der pietätlosen Hand der Neuzeit blieben dagegen die Räumlichkeiten des oberen Stockwerks; aber auch sie sind natürlich verfallen und verwahrlost. In Gängen und Sälen sah man noch Spuren alter Malerei auf den Holzdecken.

Je mehr ich die Räumlichkeiten des oberen Stockes durchwanderte, um so lebendiger trat mir das Bild eines Klosters aus dem Ausgang des Mittelalters vor Augen. Freilich, nicht alle sahen, was ich sah. Meine Führerin z. B. zeigte mir einen Saal, dessen Holzthür mit einem Schalter versehen war, als „Gefängniß des Klosters". Es war augenscheinlich der gemeinsame Schlafsaal der Nonnen, das Dormitorium. Aber ohne „Gefängniß" können sich moderne Menschen, die ihre Wissenschaft von Klöstern aus Romanen und Zeitungen schöpfen, ein Kloster gar nicht denken!

Zwischen dem Klostergebäude und der Kirche dehnte sich der Kreuzgang aus, die Stätte, in der wohl die meisten Ordensfrauen ihre letzte Ruhestätte gefunden. Auch der Kreuzgang, der jetzt blühende Gärten einschließt, ist ein

Bild der Verwahrlosung, und von den Gräbern der Nonnen sieht man keine Spur mehr:

Einsam schallten meine Schritte in des Klosters weiter Leere,
Nur des Windes Hauch erzählte flüsternd alte Trauermäre.
Leis umspielte er die Gräber in des Kreuzgangs öden Hallen,
Wo die Nonnen schlummernd harren, bis die Psalmen neu erschallen.

Geschrieben im Juni 1898. B. Lesker.

Nachtrag.

Im September d. J. hatte der Verfasser dieser Zeilen Gelegenheit, die Heiligkreuzkirche in Rostock wiederum persönlich zu besuchen. Sie war gerade in der Restauration begriffen. Die Scherwände waren entfernt, aber auch der Lettner und die Altäre, die sich beim Kunstschreiner zwecks Wiederherstellung befanden. Sämmtliche Leichensteine waren schon an den Wänden der Kirche und des Kreuzganges aufgerichtet. Möchte doch diese Restauration, die 60,000 Mark, theilweise aus der Klosterkasse, theilweise aus Mitteln der Großherzoglichen Kasse, kosten soll, nicht den mittelalterlichen Reiz des alten Gotteshauses vernichten und es zu einem ganz modernen machen! In Zukunft soll das Gotteshaus den Zwecken des Klosters, der Universität und des evangelisch-theologischen Seminars dienen.

LXXVIII.

Ueber einige Grundfragen der Socialpolitik.

Selten kommt es vor, daß eine Streitschrift nachhaltige Wirkung übt, daß sie während eines längeren Zeitraums gelesen und nach 25 Jahren sogar neu aufgelegt wird. Meist gleichen die im Kampf der Meinungen gezeitigten Abhandlungen Eintagsfliegen, die spurlos vorüberflattern, günstigenfalls erfreuen sie sich eines momentanen, höchst problematischen Erfolges. Nur ganz ausnahmsweise werden in ihnen allgemein gültige Gedanken niedergelegt, Wahrheiten in objektiver Fassung vorgetragen und Theorien aufgestellt, die wissenschaftlicher Begründung nicht entbehren Zu den wenigen gehört die Arbeit, mit der Gustav Schmoller im Jahre 1874 Heinrich von Treitschke entgegentrat und die nun wieder seinem jüngst erschienenen Buche: „Ueber einige Grundfragen der Socialpolitik und der Volkswirthschaftslehre' vorangestellt ist.[1]) Als offenes Sendschreiben an den großen Historiker ging sie in die Welt, um die Irrthümer zu widerlegen, welche diesem bei Bekämpfung der sogenannten Kathedersocialisten unterlaufen waren. Zu einer Zeit, wo die öffentliche Meinung den social-politischen Fragen noch rathlos und zerfahren gegenüber stand, hat Schmoller mit unbedingtem Freimuth Zeugniß abgelegt für das, was er als „das Berechtigte in der Bewegung des vierten

---

1) Schmoller, Gustav: Ueber einige Grundfragen der Socialpolitik und der Volkswirthschaftslehre. Leipzig (Duncker und Humblot) 1898.

Standes ansah." Der andauernde Erfolg seiner Ausführungen, die noch heute als die beste Widerlegung der socialaristokratischen Anschauungen gelten müssen, kann nicht wunder nehmen, denn Schmoller hat nicht nur einzelne falsche Lehrmeinungen seines Gegners zerpflückt, die beklagenswerthen praktischen Folgen klar gemacht, die dessen Vorgehen heraufzubeschwören drohte, er hat weit mehr noch positive Arbeit geleistet, indem er eine Reihe von Grundfragen erörterte, die für den Gang unserer volkswirthschaftlichen Entwickelung von weittragender Bedeutung sind.

In dem ersten, orientirenden Abschnitt wendet sich Schmoller gegen die Unterschiebungen und Mißverständnisse seines Gegners, vertheidigt sich beispielsweise gegen den Vorwurf, daß die Kathedersocialisten von den Irrlehren des 18. Jahrhunderts über die natürliche Gleichheit der Menschen angesteckt seien. Er betont ausdrücklich, daß die Stellung des Individuums innerhalb seiner gesellschaftlichen Klasse in der Hauptsache von der ungleichen individuellen Begabung beherrscht werde und daß nur das Aufsteigen in höhere Klassen noch von anderen Ursachen abhängig sei.

Ueberzeugend wirkt die dann folgende Vertheidigung der kritischen Methode, welche die von der Geschichte gestellten Fragen richtig, maßvoll und praktisch zu beantworten sucht, gegen die dogmatische, abstrakte Auffassung der Dinge, welcher Treitschke zuneigte. Auch die Verschiedenheit der beiderseitigen Ausgangspunkte wird erörtert. Schmoller sieht ein ewig Gleichbleibendes vor allem in den physischen, elementaren Prozessen der Natur, sonst überall glaubt er an Fortschritt und Entwickelung. Auch die einzelnen Institute im sittlichen Leben sind ihm nicht unveränderlich, vielmehr steht die sittliche Idee über allen einzelnen Rechtsinstituten. Das Eigenthum etwa ist eine äußere Form des positiven Rechts, in welchem die sittliche Idee sich darstellt, aber es ist eine Form, die selbst in ewiger Umbildung begriffen ist. So weit sie bei den meisten Culturvölkern einen ähnlichen Charakter trägt, ist nicht eine immanente, sittliche, unveränderliche Substanz die Ursache der Gleichmäßigkeit, sondern diese liegt in den gleichen äußeren Vorbedingungen menschlicher Existenz und der hierdurch hervor-

gerufenen Nothwendigkeit analoger historischer Entwickelung. Das Individualeigenthum wird solange in der Hauptsache dasselbe bleiben, als die menschliche Individualexistenz mit dieser körperlichen Organisation und diesen sittlich-geistigen Bedürfnissen dasselbe bleibt. Das sittliche Element des Eigenthums liegt ausschließlich und allein darin, daß das jeweilige Eigenthumsrecht, die jeweilige Gesetzgebung über zulässige Erwerbsarten, über Einkommenvertheilung, das in der bestimmten Zeit und in dem bestimmten Volk adäquate Gefäß der gerechten und sittlichen Ordnung, der sittlichen Erziehung der Gesellschaft ist. Es kann daher die Frage, ob unser heutiges Recht genügend und richtig sei, nicht durch abstrakte Schulbegriffe, sondern nur durch die historisch-kritische Untersuchung der Rechtsinstitute einerseits, der psychologischen, faktischen, materiellen Zustände und Folgen andererseits beantwortet werden.

Es ist falsch, von Naturgesetzen der Volkswirthschaft, von einer natürlichen Ordnung der wirthschaftlichen Dinge zu sprechen. Es verbinden sich mit diesen Ausdrücken zwei absolut unrichtige Vorstellungen. Einmal die schon von Roscher und anderen nachdrücklich bekämpfte Idee einer constanten, über Raum und Zeit erhabenen Normalform der volkswirthschaftlichen Organisation, über die hinaus es keinen Fortschritt gebe. Zweitens die Vorstellung, daß, obwohl eine vollständige Constanz der volkswirthschaftlichen Organisation nicht anzunehmen sei, doch jedenfalls die äußeren, natürlichen und technischen Thatsachen der Wirthschaftsentwickelung das absolut und allein bestimmende für die Organisation der jeweiligen Volkswirthschaft seien. Dem stellt Schmoller die Betrachtung der Volkswirthschaft in ihrem Verhältniß zu Sitte und Recht, die ethisch-psychologische Auffassung gegenüber. Er betont, daß eine gemeinsame Ideenwelt, eine aus übereinstimmenden psychologischen Grundlagen herausgewachsene, objektiv gewordene gemeinsame Lebensordnung, das gemeinsame Ethos, wie der Grieche das in Sitte und Recht krystallisirte sittlich-geistige Gemeinbewußtsein nannte, alle Handlungen der Menschen, also auch die wirthschaftlichen beeinflußt. Die Organisationsfragen der Volkswirthschaft sind nicht bloß Fragen der Technik, nicht bloß durch natürliche mechanisch wirkende Potenzen beherrscht, sondern es sind ebenso

sehr Fragen der ethischen Lebensordnung. Darum gibt es keine Naturordnung der Volkswirthschaft in dem älteren Sinne. Die Uebelstände, die wir heute im socialen Leben erblicken, sind die Folge einer unvollkommenen wirthschaftlichen Lebensordnung, nicht etwas an sich Nothwendiges, durch die Natur Gegebenes. Darum ist es aber auch weiterhin falsch, die wirthschaftlichen Handlungen in ihren Folgen als sittlich indifferent zu bezeichnen. Darum ist die Lehre von dem Egoismus, als dem psychologischen, steten und gleichmäßigen Ausgangspunkt aller wirthschaftlichen Handlungen nichts als eine bodenlose Oberflächlichkeit. Niemals ist der Egoismus eine feste Potenz, eine gleichmäßige Größe, er ändert sich vielmehr stets unter dem Drucke, den das sittliche Culturleben auf ihn ausübt.

Es ist also daran festzuhalten, daß gewisse Naturthatsachen und technische Wirthschaftsprozesse von Sitte und Recht erfaßt und zu höheren Formen des socialen Lebens erhoben werden. Das leitende Princip aber allen socialen Aufschwunges ist die „vertheilende Gerechtigkeit". Zu jeder Zeit galt es für legitim, Sitte und Recht so umzugestalten, daß die unehrlichen Erwerbsarten erschwert, die ehrlichen gefördert wurden, daß eine gerechtere Vertheilung des Eigenthums für die Zukunft angebahnt und wahrscheinlich wurde. Die Gesetzgebung ist ja allmächtig; sie wird zu jeder Zeit beherrscht von der Art, wie das Princip der Gerechtigkeit in den leitenden Geistern und der öffentlichen Meinung einer Zeit aufgefaßt wird. Der Fleiß des Einzelnen aber nimmt in dem Maße zu, als die Gerechtigkeit der Gütervertheilung wächst, nicht in dem Maße, als der Mensch auf das Glück, auf den Zufall, auf das Erbrecht spekulirt. Deßhalb ist die Frage aufzuwerfen, ob die bestehende Vertheilung des Eigenthums auch nur g a n z u n g e f ä h r mit den Tugenden, Kenntnissen und Leistungen der Einzelnen wie der verschiedenen Klassen in Einklang steht, ob moralisch verwerfliche Erwerbsarten zu ungehindert sich breit machen, ob die großen Vermögen heute mehr durch ehrlichen oder durch unehrlichen Erwerb geschaffen werden? Selbstredend liegt in dem Maßstab, den die vertheilende Gerechtigkeit uns gibt, kein Princip, das ohne weiteres und ohne Schranke durchzuführen wäre. Es ist darauf zu achten, wie das schon von Aristoteles und so

vielen späteren Denkern aufgestellte Ideal durchgeführt werden kann, mit den Mitteln, über die Staat und Recht heute verfügen. Gerade in Außerachtlassung dieses Punktes, in Nichtachtung der formalen Seite aller Rechts- und Wirthschaftsinstitute vielmehr, als in der Ungerechtigkeit seiner Forderungen liegen die Hauptirrthümer des Socialismus. Er will das suum cuique mit falschen gewaltsamen Mitteln verwirklichen, er verkennt die specifische Natur, die Technik des formalen Rechts, die Schwierigkeit, das Princip der Gerechtigkeit überall, sofort und gleichmäßig in formelle Rechts-, Vertrags- und Wirthschaftsinstitute umzusetzen. Immer werden, um ein vielgestaltiges, individuelles Leben zu ermöglichen, gewisse Abstufungen des Besitzes nöthig sein, immer werden auch, wenn das Staatsnothrecht Platz greift, wenn die Lebensfähigkeit des Ganzen nicht anders zu erhalten ist als durch Modifikationen des Princips, solche Platz greifen müssen. Auch kann eine an sich nicht gerechte Begünstigung der Privilegirten gesühnt werden, wenn nachträglich die Begünstigten ihre Stellung weniger zu egoistischem Lebensgenuß als zur Thätigkeit für Staat und Gesellschaft, zur Thätigkeit für die unterworfenen Klassen selbst benutzen. Aber alle derartigen Concessionen und Modifikationen heben das Princip, heben die Grundforderung einer gerechten Einkommensvertheilung als leitende Idee der socialen Reformen nicht auf. Alle zugelassenen Ausnahmen sind aus berechtigten Gefühlen und Zwecken oder aus der Natur des positiven Rechtes zu erklären Solche Ausnahmen rechtfertigen diejenigen Verletzungen des Princips nicht, die allem Rechtsgefühl widersprechen.

Daher muß man bekennen, wie es wahr ist, daß es eine vertheilende Gerechtigkeit gibt, die im wirthschaftlichen Leben durch Sitte und Recht zur Erscheinung kommt, so ist es auch wahr, daß es ein wirthschaftliches Unrecht gibt und daß dieses wirthschaftliche Unrecht eine große Rolle in der Geschichte der Volkswirthschaft spielt. Ganze Zeitalter haben sich bemüht, den Begriff eines gerechten Verkehrs bis in alles Detail hinein zu fixiren. Das mittelalterliche Recht und die Kirche haben Jahrhunderte lang versucht, den Begriff des justum pretium und der Fälschung casuistisch festzustellen. Wenn sie auch ihr

Ziel nicht erreichten, wenn sie auch im einzelnen fortwährend fehlgriffen, so war ihr Kampf doch nicht vergeblich Alle unsere heutigen Ideen über Rechtsgleichheit, über Ehre der Arbeit, über reellen Handel ruhen auf diesem Kampf der christlichen Ideen gegen das wirthschaftliche Unrecht, gegen die Ausbeutung und Uebervortheilung der Schwächeren.

Für die politischen und socialen Fragen kommt es nun darauf an, die Quantität des Unrechts, das jeweils in der Gesellschaft, in dem Staate geschieht, festzustellen. Der aufmerksame Beobachter wird erforschen, wie das strafbare Unrecht zu verschiedenen Zeiten formulirt gewesen und wie es gesühnt wurde; er wird sehen, wie die bestehenden Gesetze gehandhabt wurden und ob der Prozeß genügte und so geordnet war, daß auch der Aermere und Schwächere zu seinem Rechte kommen konnte; er wird endlich zu erkennen suchen, wie es mit dem Unrechte stand, das jenseits allen positiven Rechtes liegt. Er wird sich fragen, ob auf allen diesen Punkten ausreichende Lösungen gefunden wurden, oder ob hier mehr, dort weniger dunkle Flecken übrig blieben, die das öffentliche Gewissen, die bestimmte Klassen verletzten und beschädigten. Ist das Letztere der Fall, dann ist zu achten, daß das Jahrzehnte lang angesammelte Uebermaß des wirthschaftlichen Unrechts nicht zuletzt die Dämme der bestehenden Ordnung zerreißt.

Die volkswirthschaftliche Gegenwart, auch die deutsche, zeigt einzelne Züge, die nicht anders als wirthschaftliches Unrecht im social-politischen Sinne des Wortes zu qualificiren sind. Nie werden solche Gährungen und Bewegungen ganz aufhören, immer wieder werden sie kommen; immer wieder müssen sie entstehen; immer wieder werden sich auch Fährlichkeiten und Kämpfe an dieselben knüpfen. Es handelt sich nur darum, solche Bewegungen richtig zu fassen, sie geistig zu beherrschen, sie wie jede andere natürliche Kraft in ein Bett zu leiten, dessen Schranken aus der Natur- eine Culturkraft machen. Das Schlimme ist nur, wenn man es statt zur Reform durch falsche Behandlung der Frage zur Revolution, zu jenem plötzlichen Bruch mit der Vergangenheit, zu jener Raserei der Leidenschaft, der nichts mehr heilig ist, zu jener brutalen Verachtung alles formellen Rechtes kommen läßt. Es gibt keine Revolution,

die absolut nöthig, absolut unvermeidlich wäre, und der ganze Fortschritt der Geschichte besteht darin, an Stelle der Revolution die Reform zu setzen. Vollends ein Staatswesen wie das deutsche hat solche Wellen, wie sie heute auf dem Meere der socialen Gährungen treiben, in der That nicht zu fürchten. Nur muß es diesen Bewegungen nicht jedes Fahrwasser, in dem sie segensreich wirken können, versagen. Es muß die sociale Reform fest ins Auge fassen, um der socialen Revolution und Reaktion desto sicherer auszuweichen. Was hat aber die sociale Reform zu leisten? Ihr allgemeines Ziel ist klar. Es besteht in der Wiederherstellung eines freundlichen Verhältnisses der socialen Klassen unter sich, in der Beseitigung oder Ermäßigung des Unrechts, in der größeren Annäherung an das Princip der vertheilenden Gerechtigkeit, in der Herstellung einer socialen Gesetzgebung, die den Fortschritt befördert, die sittliche und materielle Hebung der unteren und mittleren Klassen garantirt.

Wie dieses Ziel im Einzelnen erreicht werde, wird man nie mit vollständiger Sicherheit im voraus sagen können. Nur soviel ist gewiß, daß ein successives Verfahren Platz greifen muß, welches die Forderung eines möglichst ungestörten Ganges der Produktion mit in Betracht zieht. Die einzelne sociale Reformmaßregel läßt sich gewiß nicht plötzlich, unvermittelt durch Machtgebot erzwingen. Langsam aber sicher beginnen humanere Organisationsformen der Volkswirthschaft sich durchzukämpfen. Die Ueberlegenheit des Besitzes als solchen über die Arbeit wird in dem Maße abnehmen, als die Arbeit in dem Concurrenzkampf eine günstigere Position gegenüber dem Kapital erhält. Kein Mensch darf nur Mittel zum Zwecke für Andere sein; jeder Mensch muß, wenn er daneben auch als dienendes Glied für andere Zwecke fungirt, zugleich als Selbstzweck für sich anerkannt werden. Die höheren Klassen dürfen nicht blos auf ihr Wissen und ihre Bildung pochen, auch sie müssen Gemüth und Religion behalten, d. h sie müssen Menschen bleiben. Denn nichts scheint thörichter, als die Theorie, auch die höchsten geistigen Funktionen des Menschen sollten arbeitsgetheilt auseinandergehen: Bildung und Wissen für die höheren, Gemüth und Religion für die unteren Klassen.

Auf diesen Gedanken, wie sie ausführlicher zuerst in der genannten Vertheidigungsschrift gegen Treitschke niedergelegt sind, ruht in der Hauptsache die socialpolitische Anschauung Gustav Schmollers. Bei den berührten Principienfragen gründet sich ihm jedes Wort auf eine unerschütterliche Ueberzeugung, im Gegensatz zu dem Urtheil über die einzelnen praktischen Fragen der Gegenwart, bei deren Entscheid auch nach seiner Ansicht Temperament und subjektive Erfahrungen neben den sachlichen Entscheidungsgründen mitwirken, um das Zünglein der Wage auf die eine oder andere Seite zu neigen. Warum wir hier ausführlicher auf sie hingewiesen haben? Weil diese Gedanken, welche einer langsam gereiften, philosophisch-historischen Weltanschauung entstammen, in wesentlichen Punkten mit den Sätzen übereinstimmen, welche die Vertreter der kirchlich-socialen Richtung, vor allem Bischof von Ketteler, geführt durch ihr praktisches Christenthum, ausgesprochen haben; weil sie mit dem damals die Volkswirthschaftslehre ausschließlich beherrschenden liberalen Oekonomismus den Kampf aufnahmen und eine siegreiche wissenschaftliche Gegenbewegung ins Leben riefen, welche der deutschen Nationalökonomie wieder eine sittliche Grundlage gab; weil die Grundzüge dieser socialpolitischen Anschauungen auch noch nach einem Vierteljahrhundert die nämlichen geblieben sind und, wie Schmoller selbst in der Vorrede ihrer Neuauflage betont, man so vieles, was er früher Treitschke entgegenhielt, heute allen denen einwerfen kann, welche die sociale Reform bekämpfen oder zum Stillstand bringen wollen.

Wir stehen ja wieder einmal in einer Zeit socialpolitischer Reaktion. Sind doch in den jüngsten Monaten selbst aus den Kreisen der Hochschullehrer Theorien aufgestellt worden, welche die Socialreform verkennen oder doch gewaltig unterschätzen. Man braucht beispielsweise nur die Aufsätze zu lesen, welche Prof. Julius Wolf unter dem Titel „Illusionisten und Realisten in der Nationalökonomie“ in seiner neugegründeten Zeitschrift veröffentlichte. Er stellt unter anderem die blendende, aber wenig stichhaltige These auf, die Lösung der socialen Frage sei, soweit sie nicht auf dem psychischen und politischen Gebiete liege, nicht eine Frage der Reform, der angewandten

Ethik, sondern im Wesen eine Frage der Entwicklung. Der Stoffwechselproceß des durch das Privateigenthum an Produktionsmitteln und die Concurrenz charakterisirten wirthschaftlichen Körpers verlaufe in der Hauptsache in der Weise, daß der technische Fortschritt sich immer neu selbstthätig umsetze in socialen Fortschritt, d. h. in eine dem technischen Fortschritt ungefähr entsprechende Hebung der Masse, wobei es einer Socialreform höchstens für den vollkommeneren Verlauf dieses Prozesses, nicht aber für seine Inswerksetzung bedürfe. Die sociale Frage wäre demnach Produktions- nicht Vertheilungsproblem. Diese Ideen sind nicht neu. In ihnen liegt ein unverkennbarer Rückschritt zu den Anschauungen der alten manchesterlichen Nationalökonomie, welche ebenfalls lehrte, es sei wichtiger, viel und gut zu produciren als das Produkt richtig zu vertheilen. Das ist nicht richtig. Allerdings sind Socialreform und Mehrproduktion inkommensurable Größen, deren gegenseitiges Verhältniß sich schwer abschätzen läßt. Ihr Werth und ihre Wirkung läßt sich nicht in Zahlen ausdrücken, und es gibt daher ein schiefes Bild, wenn Wolf meint, einer angenommenen „Hebung" von 100 Meter, welche der Fortschritt der Güterproduktivität in einer gewissen Spanne Zeit bewirke, könne die reine Socialreform nur eine solche von 5—20 Meter an die Seite stellen. Gewiß kann die Socialreform nicht alles schaffen, sie kann die wirthschaftlich Schwächeren nur schützen und fördern, nicht aber den allgemeinen wirthschaftlichen Niedergang hemmen. Ein großartiger technischer Aufschwung läßt sich nicht von Staatswegen dekretiren, wohl aber kann das bewußte menschliche Wollen mit Unterstützung des Staates dahin drängen, daß die neugeschaffenen Werthe auf weiteste Schichten der Mitarbeiter sich vertheilen. Dann werden wir sachlich vorwärtskommen, wenn es gelingt mehr zu produciren, aber zugleich auch das Producirte richtiger zu vertheilen, wenn wir unsere Consumtion ebenso in den edleren und höheren als in den niedrigen Bedürfnissen steigern, wenn wir gebildetere, fleißigere, intelligentere, gerechtere Menschen werden. Daß derartige Aenderung möglich sei ohne totalen Umsturz unserer heutigen volkswirthschaftlichen Organisation, das hat Schmoller im Gegensatz zu dem ihm von Wolf vorgeworfenen Pessimismus schon 1873 ausgesprochen, das haben

Brentano, Ad. Wagner und andere „Kathedersocialisten“ in ganz ähnlicher Weise gethan. Den Ausschlag dabei geben aber weder die Conjunkturen noch die technischen und Betriebsänderungen, wenn sie auch für den wirthschaftlichen Aufschwung von noch so weittragender Bedeutung sind. Die letzte Entscheidung liegt vielmehr bei den sittlichen Kräften der Nation. Je höher irgendwo Moral und Religion, Sitte und Recht steht, je vollendeter Kirche und Schule organisirt ist und wirkt, je mehr alle sociale Zucht, der geistig-moralische Hebungs- und Erziehungsprozeß bis in die untersten Kreise reicht, je mehr die verschiedenen Klassen sich verstehen und berühren, die höheren Klassen ihre Stellung als eine höhere Pflicht, nicht als eine Anweisung auf größeren Genuß, auf Machtbethätigung und Vermögenserwerb auffassen, desto leichter wird die immer wieder einsetzende Differenzirung sich immer auch wieder umsetzen in eine Hebung der unteren Klassen und eine neue Mittelstandsbildung. Jede bestimmte volkswirthschaftliche Organisation hat, wie Schmoller so schön sagt, nicht bloß den Zweck, Güter zu produciren, sondern zugleich den, das Gefäß, der Anhalt für die Erzeugung der moralischen Faktoren zu sein, ohne welche die Gesellschaft nicht leben kann.

Mainz. Dr. jur. et phil. Chr. Eckert.

LXXIX.

Aus Ungarn.

Am Ausgang des Jahres 1898.

Seit drei Jahren steht die Erneuerung des volkswirthschaftlichen Ausgleiches zwischen den beiden Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie auf der Tagesordnung, ohne daß die im Gesetz vorgesehene Lösung dieser Frage bisher gelingen konnte. Und doch bildet die befriedigende Erledigung dieses schwebenden Ausgleichs für beide Theile der habsburgischen Monarchie eine Lebensfrage, deren hohe Wichtigkeit von allen ernsten und umsichtigen Männern dies- und jenseits der Leitha anerkannt wird. Hinsichtlich der großen Tragweite dieser Frage stimmen Staatsmänner und Politiker mit den Vertretern des Handels, der Gewerbe und der Landwirthschaft überein. Am zutreffendsten äußerte sich über diesen Punkt die „Denkschrift der Niederösterreichischen Gewerbevereine v. J. 1895“, worin es (S. 68) heißt: „Die Thatsachen lassen sich nicht aus der Welt schaffen, die da beweisen, daß die beiden Reichshälften auf einander angewiesen sind, daß Ungarn ohne den österreichischen Markt in seinem Bodenreichthum ersticken, Oesterreichs Industrie ohne den ungarischen Consum an der Auszehrung leiden würde.“

Wenn die Thatsachen also sprechen, dann begreift man wahrlich nicht, weßhalb der Streit um die Erneuerung des

volkswirthschaftlichen Ausgleichs nicht enden will und weßhalb die beiden Reichshälften in dieser vitalen Frage zu keiner Einigung gelangen können. Der Streit hat hierin bereits einen Umfang und eine Tiefe angenommen, daß er nicht nur den innern Frieden, sondern auch die äußere Machtstellung der Monarchie bedroht; denn die streitenden Theile sind bei dem volkswirthschaftlichen Differenzpunkte nicht stehen geblieben, sondern im Laufe des mehrjährigen Haders und der wachsenden Verbitterung wurden auch andere Fragen und Interessen in Mitleidenschaft gezogen, so daß heute im Grunde das ganze große Problem über Gegenwart und Zukunft des Habsburger Reiches zur Diskussion gestellt ist, für ein Staatswesen stets eine bedenkliche Erscheinung.

Die österreichisch-ungarische Monarchie wurde im Jahre 1867 durch den vielberufenen „staatsrechtlichen Ausgleich“ auf der Basis des Dualismus reorganisirt. Die Voraussetzungen dieses dualistischen Verfassungssystems waren unzweifelhaft fast zum großen Theil in der Geschichte, in den zu Recht bestehenden Gesetzen wie in den thatsächlichen Zuständen und Verhältnissen gegeben. Das Königreich Ungarn und seine Nebenländer besaß unter der Herrschaft der Habsburger unstreitig zu jeder Zeit seine besondere selbstständige Stellung und seine eigene staatliche Verfassung, welche von jener der übrigen Königreiche und Länder der gemeinsamen Monarchie verschieden war. Diese Selbständigkeit der ungarischen Staatsverfassung mußte nach Recht und Gesetz geachtet und aufrechterhalten werden. Das lag zudem in dem Fundamentalgesetz der habsburgischen Monarchie, in der „Pragmatischen Sanktion“ vom Jahre 1722/23, diesem bilateralen Vertrage zwischen König und Nation, tief begründet.

Der „Ausgleich“ vom Jahre 1867 ging jedoch über die Grenzen dieses Grundgesetzes weit hinaus. Er betrat die Bahn der strengen Abscheidung der Monarchie

in zwei selbständige Staaten, deren weitere Entwicklung die beiden „freundnachbarlichen Bundesgenossen“ je länger je mehr auseinander führen mußte. Wer heute einen Rückblick wirft auf den Stand der Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn im Ausgleichsjahr 1867 und der gegenwärtigen Zustände, der wird sofort den ungemeinen Unterschied erkennen. Im Jahre 1867 scheute sich die ungarische Gesetzgebung nicht, im maßgebenden Gesetzestitel XII dieses Jahres von den „unverletzlich zu erhaltenden Lebensbedingungen der Sicherheit und Zusammengehörigkeit des Reiches“ zu sprechen und freudig anzuerkennen, daß Se. Majestät „das constitutionelle Regierungssystem im ganzen Reich einzuführen beschlossen habe“. Ebenso bestimmt dasselbe Gesetz „die gemeinsame diplomatische und commerzielle Vertretung des Reiches“ u. s. w. Heute ist die Anwendung der Bezeichnung „Reich“ für die habsburgische Monarchie in Ungarn streng verpönt; der Gebrauch dieses Ausdruckes wird in Lehrbüchern wie im Parlament ernstlich gerügt. Diese Monarchie soll also kein „Reich“ mehr sein, sondern nur die hauptsächlich durch die Gemeinsamkeit des Herrschers aufrechtstehende staatsrechtliche Verbindung zweier „unabhängiger, selbständiger Staaten“. Daher auch die Aenderung des Titels der Monarchie in: „Oesterreich-Ungarn“ oder die „Oesterreichisch-ungarische Monarchie“.

Mit dieser Spaltung oder Dualisirung von obenher ging dann im Laufe der Jahre allmählich aber unablässig die Auseinanderrückung der beiden Staaten dies- und jenseits der Leitha auf politischem, socialem, culturellem, nationalem und volkswirthschaftlichem Gebiet, so daß schon heute die gesammte staatliche und gesellschaftliche Struktur in Oesterreich und Ungarn eine grundsätzlich und faktisch ganz verschiedene geworden ist. Es würde uns zu weit führen, wollten wir das auf der ganzen Linie des öffentlichen Lebens nachzuweisen versuchen; wir müssen uns mit einigen Hauptmomenten begnügen, hoffen aber, daß die Hervorhebung

hinlänglich ist, um die heutigen bedauerlichen Zustände in allen Theilen der habsburgischen Monarchie zu begreifen.

Die Schöpfer des staatsrechtlichen Ausgleichs vom Jahre 1867 hatten, wie wir oben angedeutet, noch Sinn und Verständniß für die Einheitlichkeit des Reiches, für die Zusammengehörigkeit und Sicherstellung seiner Bestandtheile, für die europäische Rolle, welche diesem Reich zukommt, und deßhalb waren sie bestrebt, die unverletzlichen Lebensbedingungen dieser Position und Macht des Reiches zu erhalten und zu kräftigen. Aber das Ausgleichsgesetz selbst enthält zugleich die Keime zu einer auseinandergehenden Entwickelung, sobald die Erkenntniß von der Nothwendigkeit dieser Einheit, Zusammengehörigkeit und Machtstellung des „Reiches“ verdunkelt, das Gefühl der engen Gemeinsamkeit zwischen den beiden Reichstheilen erschlafft war. Damit traten die Trennungsmomente in den Vordergrund und so bemerkt man, daß in diesen letzten drei Decennien die österreichische und die ungarische „Reichshälfte“ sowohl zu einander als auch in ihrem Innern eine divergirende Richtung eingeschlagen haben.

Während z. B. in der „österreichischen“ Hälfte die „im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder es nicht einmal zu einer gesetzlich einheitlichen Staats-Benennung gebracht haben, so daß der Name „Oesterreich“ im österreichischen Staate keine offizielle Geltung hat, wurde in Ungarn der entgegengesetzte Vorgang beobachtet. In „Oesterreich“ bewahrten die einzelnen Königreiche und Länder ihre autonome, historisch-politische Individualität, in Ungarn beseitigte man dagegen die selbständigen Autonomien, um so einen möglichst unterschiedslosen Einheitsstaat herzustellen. Dem „Förderalismus“ in Oesterreich steht in Ungarn der strengste Centralismus gegenüber. Diesem Centralismus hat man die seit Jahrhunderten bestandene staatsrechtliche Selbständigkeit Siebenbürgens geopfert, ebenso die Militärgrenze und das Temeser Banat; ja dieser cen-

tralistischen Unificirung mußten auch die municipalen Autonomien weichen, die selbständige Nationsverfassung der Siebenbürger Sachsen und der Szekler, ebenso wie die Distrikte der Jazyger und Kumanen, der Serben, der Komitate und der freien Städte. Der Kampf gegen die noch belassene Autonomie der königl. Frei- und Seestadt Fiume ist eben im Zuge, desgleichen arbeiten die centralisirenden Kräfte an der Schwächung und Herabdrückung der gesetzlichen Landes-Autonomie der Königreiche Kroatien-Slavonien. Dem Moloch der Centralisirungswuth sollen dann die ebenfalls gesetzlich gewährleisteten Autonomien der anerkannten Kirchen ausgeliefert werden, und wesentlich aus demselben Grunde verzögert und behindert die nach Omnipotenz strebende Staatsgewalt das Zustandekommen der Katholiken-Autonomie, damit die katholische Kirche ihre Freiheit und Selbständigkeit nicht erlange, sondern in der dienenden Abhängigkeit der jeweiligen Partei Regierung verbleibe.

Die Verschiedenheit in der Entwickelung der beiden Reichshälften greift aber noch weit tiefer. Oesterreich und Ungarn sind polyglotte Länder; Völker verschiedener Abstammung und Sprache wohnen von altersher hier neben- und untereinander, ohne daß diese nationale Mannigfaltigkeit die Entstehung und Fortdauer der Staaten verhindert oder den inneren Frieden gestört hätte. Seitdem aber in unserem Jahrhundert, namentlich seit der Mitte desselben, die Nationalitäts-Idee zur Herrschaft gelangt ist, bildet diese nationale Verschiedenheit in der Bevölkerung Oesterreich-Ungarns ein Moment der Schwäche, die Quelle dauernden Unfriedens, des Streites und der wachsenden Unzufriedenheit. Aber wie weit auseinandergehend sind hierin die Verhältnisse dies- und jenseits der Leitha geworden! Wohl ist die „Gleichberechtigung der Nationalitäten“ hier und dort durch das Gesetz ausgesprochen, aber die Verwirklichung dieser „Gleichberechtigung“ zeigt einen tiefgehenden Unterschied In Oesterreich geht die „Gleich-

berechtigung der verschiedenen Völkerstämme und ihrer Sprache in Amt, Schule und öffentlichem Leben" bis an die äußersten Grenzen der Gleichstellung, so daß dadurch die Einheitlichkeit in öffentlicher Verwaltung und Gerichtspflege bedroht wird; in Ungarn dagegen sind die „gleichberechtigten" Nationalitäten mit ihren Muttersprachen vom öffentlichen Leben gänzlich ausgeschlossen. Die sprachliche Uniformität, die exclusive Herrschaft des Magyarismus tritt uns allenthalben entgegen: in Verwaltung und Rechtspflege, im Parlament und in den Municipien, in Handel und Verkehr, im Unterrichts- und Bildungswesen. Daß die herrschende „Staatssprache" eigentlich die Sprache der Minorität der Landesbevölkerung ist, sei nur nebenher bemerkt. Wie soll aber bei solch diametral entgegengesetzter Behandlung der Nationalitätenfrage in den beiden Theilen der habsburgischen Monarchie ein innigeres Zusammengehen sich entwickeln?

Diese staatlich höchst bedenkliche Auseinander-Entwicklung zwischen Oesterreich und Ungarn offenbart sich mit wachsender Deutlichkeit und Entschiedenheit auch auf den Gebieten der Kirche und der Schule, der Wissenschaft und Literatur, des gesammten geistigen Lebens überhaupt, und es ist Thatsache, daß Ungarn sich auf diesem Gebiete immer weiter von der früheren engeren Verbindung mit Oesterreich entfernt und hier allmählich die bestandenen Bande und Beziehungen gelöst hat. Es vollendet Schritt für Schritt seine völlige Isolirung.

Dieses Streben nach Loslösung und Trennung zeigt sich gegenwärtig ganz besonders energisch auch in Bezug auf die Volkswirthschaft. Dieser Neigung zur „volkswirthschaftlichen Selbständigkeit" Ungarns ist es ja hauptsächlich zuzuschreiben, daß der mit dem Jahre 1897 abgelaufene volkswirthschaftliche Ausgleich mit Oesterreich bis heute noch nicht erneuert werden konnte, trotzdem diese Erneuerung ein Lebensinteresse für beide Theile bildet. Aber auch hierbei wirken in Ungarn die wirthschaftlichen Momente nur in

zweiter Linie; in erster Reihe stehen politische und nationale Aspirationen, deren Verwirklichung man angesichts der trostlosen Zustände in Oesterreich leichter zu erlangen hofft. Der Secessionsgedanke kommt hier mit zunehmender Entschiedenheit zum Ausdruck und ein Gegengewicht vermag sich kaum geltend zu machen.

Die obenerwähnte politische und administrative Centralisation, der herrschende magyarische Chauvinismus und die Niederhaltung selbst der gerechtfertigtsten Ansprüche der Nichtmagyaren stehen im Bunde mit jenen Interessengruppen, denen die materielle Ausbeutung des Landes überantwortet worden ist. Seit dreißig Jahren befindet sich in Ungarn die gleiche politische Partei am Ruder; mit Hilfe unerhörter Wahlmißbräuche behauptet sie im Parlament die Majorität, zwingt sie der Krone jedesmal das Ministerium aus der Mitte dieser „liberalen" Partei auf. Die Tagespresse und das mobile Kapital sind die eifrigsten Stützen dieses Regierungssystems, welches das ungarische Königreich aus einem katholischen Reich zu einem „confessionslosen" Staatswesen umgestaltet hat. Und diese liberalistische Richtung arbeitet fortgesetzt an der Zersetzung der Monarchie. Der Verfasser des Artikels „Aus Oesterreich" in Band CXXII dieser „Blätter" S. 598 hat Recht, wenn er sagt: „So lange in Ungarn die calvinisch-jüdische Allianz das Oberwasser, die alleinige Macht hat, ist auch bei uns (in Oesterreich) nichts zu hoffen". Nur darin befindet sich der Correspondent sehr in Irrthum, wenn er weiter meint: „Diesen Umschwung herbeizuführen, bedarf es nur des festen Willens des Monarchen. Selbst ein Nicht-Ungar, der sich aber die Mühe geben will, ungarische Verhältnisse zu studiren, wird sich überzeugen können, daß der Wille des Königs' heute noch allmächtig ist. Nur der Wille des Königs erhält die heutige Wirthschaft, der Wille des Königs kann sie sofort zu Grabe tragen" . . . .

Zur Widerlegung dieser Ansicht gestatten wir uns den

Hinweis auf einige Thatsachen, welche diesen „allmächtigen Willen des Königs“ eigenthümlich illustriren. Als im Jahre 1892 der damalige ungarische Ministerpräsident, Graf Julius Szapary, der Pression seiner Ministerkollegen, von Sr. Majestät die Zustimmung zur Einführung der obligatorischen Civilehe und der Staats-Matrikel zu verlangen, nicht nachgeben wollte und lieber seine Demission einreichte: da wurde Graf Szapary entlassen und seine Gegner siegten, obgleich der Monarch den Standpunkt des Grafen gebilligt hatte. Es folgten dann die heftigen kirchenpolitischen Kämpfe, während welcher das Kabinet Wekerle im Frühsommer des Jahres 1894 seine Entlassung nahm, weil die Krone die neuen Gesetze über Civilehe und Staatsmatrikel nicht genehmigen wollte. Der Rücktritt des Kabinets wurde angenommen und der Banus von Kroatien, Graf Khuen-Hedervary mit der Neubildung des Kabinets betraut. Was aber geschah? Die herrschende liberale Partei faßte die Resolution, daß sie am Kabinet Wekerle festhalten und kein anderes Ministerium annehmen wolle. Und siehe da! Die Krone war genöthigt, ihren Vertrauensmann fallen zu lassen und das bereits enthobene Ministerium Wekerle abermals zu ernennen. Als dann im Dezember 1894 das Maß dennoch übervoll geworden war, da erhielt zwar das Kabinet Wekerle die definitive Entlassung, doch hatte der Kaiser und König vorher noch die Gesetze über Civilehe und staatliche Matrikelführung sanktionirt und mußte es dann erfahren, daß sein Vertrauensmann, der Banus von Kroatien, zum zweiten Male von der liberalen Partei zurückgewiesen wurde. Die angeblich „allmächtige“ Krone sah sich abermals gezwungen, den ihr von der liberalen Partei präsentirten Mann, den noch am Ruder befindlichen Baron Desiderius Banffy, als neuen Ministerpräsidenten zu acceptiren.

Diese entscheidende Beeinflussung des „allmächtigen Willens des Königs“ erfolgte stets mit der offenen oder

versteckten Drohung, daß anderen Falles die „liberale" Partei den staatsrechtlichen Ausgleich vom Jahre 1867 nicht mehr schützen und vertheidigen werde, wodurch dann die völlige Trennung zwischen Ungarn und Oesterreich unvermeidlich sei. Die Drohung hatte auch Erfolg, namentlich auch auf einem Gebiete, wo man es am wenigsten vermuthen sollte. In der auseinandergehenden dualistischen Entwickelung der habsburgischen Monarchie bildete nebst der Herrscher-Dynastie die gemeinsame Armee bisher den fixen Punkt in der Erscheinungen Flucht. An diesem festen Bollwerk der realen Zusammengehörigkeit von Cis- und Transleithanien versuchten die Trennungselemente immer wieder ihre zerstörende Kraft. Lange vergebens; aber in den letzten Jahren ist ihnen selbst hier Manches gelungen. Aus der „k. k." Armee wurde eine „kaiserliche und königliche", die Errichtung besonderer ungarischer Militärerziehungsanstalten, deren absolvirte Zöglinge auch in das gemeinsame Heer eintreten können, löste die Einheitlichkeit in der Heranbildung des Offizierstandes und gestattete dem nationalen Moment Zutritt, in Folge dessen auch in Oesterreich Czechen und Slovenen für ihre Nationalsprachen Geltung im Heeresdienste beanspruchen. Das Vordringen der Nationalitäts-Idee bedeutet aber die unaufhaltsame innere Zersetzung des Verbandes und der Wehrhaftigkeit dieser Armee.

Damit noch nicht genug. Die Kossuthpartei in Ungarn ist schon seit Langem bestrebt, auch das Ansehen, die Ehre und die Tradition der gemeinsamen Armee in den Staub zu zerren. In Wort und Schrift, im Parlament, auf Volksversammlungen und in der Tagespresse werden die heftigsten Angriffe gegen den „österreichischen" Geist, gegen den „antinationalen, unpatriotischen Charakter" der Armee fortgesetzt wiederholt, und in den jüngsten Tagen gewann diese Feindseligkeit wieder bezeichnenden Ausdruck in der Hetze gegen das sogen. „Hentzi-Monument", d. h. gegen jenes Krieger-Denkmal, welches Kaiser und König Franz Josef I. im

Jahre 1852 auf eigene Kosten zum ehrenden Gedächtnisse der am 21. Mai 1849 bei der Vertheidigung der Ofener Festung gefallenen österreichischen Soldaten auf dem St. Georgsplatz in Ofen errichtet hatte. Diese „Schandsäule" bildete seit Jahren den Anlaß zu wiederholten Ausbrüchen aufgestachelter nationaler Leidenschaften und führte die Störung der öffentlichen Ruhe herbei. Um diesen „Gegenstand des Aergernisses" aus dem Wege zu räumen, bot sich jetzt die Gelegenheit, da an der Stelle des Hentzi-Denkmals das Monument für die Kaiserin-Königin Elisabeth errichtet werden soll. Die Hentzi-Säule wird in der Infanterie-Cadettenschule in Ofen über die dahin überführten Gebeine der gefallenen tapferen Krieger an hervorragender Stelle wieder aufgestellt werden. Dieser Entschluß Sr. Majestät rief bei den Radikal-Nationalen die „größte Entrüstung" hervor; im Parlament und auf der Straße kam es zu wüsten Scenen und Demonstrationen, deren Spitze gegen die Armee und gegen den obersten Kriegsherrn gerichtet war.

Denn von welcher Art bei den lärmenden Patrioten die so gerne betonte „Loyalität" gegen den „gekrönten König" ist, das ergab sich neuerdings anläßlich der Feier des fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläums Sr. Majestät. Der Secessions-Gedanke offenbarte sich dabei in geradezu erschreckender Weise. „Der Kaiser des fremden Staates" feiere dieses Jubiläum, damit habe Ungarn nichts gemein, zudem habe der ungarische Reichstag schon am 7. Dezember 1848 die Thronbesteigung Franz Josef des Ersten als „Usurpation" bezeichnet; wie könne man nun diesen Akt als „Jubiläum" feiern? u. dgl. mehr. In dieser Weise bekämpfte man die überaus bescheidene Huldigungs-Kundgebung, zu welcher das ungarische Abgeordnetenhaus aufgefordert wurde. Diese Kundgebung bestand im Wesentlichen in einem protokollarisch ausgedrückten Danke an die Vorsehung, daß sie der Regierung Sr. Majestät eine so lange Dauer verliehen habe. Und sogar diese minimale Antheilnahme der ungarischen

Volksvertretung an der Jubelfeier des Herrschers mußte durch wiederholte Abstimmungen dem Abgeordnetenhaus abgerungen werden! Wo ist da der „allmächtige Wille" des Königs zu erkennen?

Und welch trostloses Bild bietet dieser Reichsrath auch in anderer Beziehung! Mit dem 5. September d. J. hat er seine Sitzungen wieder aufgenommen und bis zu diesem Tage (2. Dezbr.) außer dem Pietäts-Gesetze für die verstorbene Kaiserin-Königin Elisabeth noch kein einziges Gesetz geschaffen. Die Opposition verhindert durch allerlei Mittel die Thätigkeit des Parlaments, und weshalb? Hauptsächlich aus persönlicher Gegnerschaft gegen den Ministerpräsidenten Baron Banffy, der bei Gelegenheit der letzten Reichsrathswahlen durch Geld und Gewalt die Opposition decimirt, die Regierungspartei zu ungewöhnlicher numerischer Stärke erhöht hat. Den Gipfelpunkt der Angriffe gegen das Kabinet und seinen Chef erreichte diese Aktion in der Einreichung einer Adresse an die Krone, in welcher nach Aufzählung einer langen Reihe von Beschwerden Se. Majestät gebeten wird, dieses Ministerium zu entlassen. weil nur dann wieder normale Zustände im Parlamente, Friede, Recht und Gerechtigkeit im Lande eintreten werden.

Mittlerweile verstreicht die Zeit. Wir stehen im letzten Monate des Jahres und noch hat Ungarn weder ein definitives noch ein provisorisches Staatsbudget für das Jahr 1899. Die Opposition verhindert aber unter Einem die Votirung des Rekruten-Contingents für das nächste Jahr und vereitelt auch das Zustandekommen des volkswirthschaftlichen Ausgleichs mit Oesterreich, dessen provisorische Geltung mit Ende Dezember d. J. abläuft.

Ungarn wird also am 1. Jänner 1899 für diese wichtigen öffentlichen Angelegenheiten kein ordentliches Gesetz haben; es wird ein Zustand der Außergesetzlichkeit oder Gesetzlosigkeit eintreten und die Regierung gezwungen sein, auf ihre Verantwortung, gestützt auf die Majorität ihrer

Partei, mittelst gesetzlich untersagter Verordnungen zu regieren. Das war übrigens hinsichtlich des Ausgleichs schon zu Anfang des laufenden Jahres der Fall. Diesmal wird indessen dieser außergesetzliche Zustand ausgedehnter und tiefer eingreifend sein. Der Constitutionalismus erleidet hier eine Schlappe, welche folgenschwer werden kann.

Rechnet man zu diesen bedauerlichen Verhältnissen noch die dauernde Unzufriedenheit unter den nichtmagyarischen Nationalitäten, die Besorgnisse in den einzelnen Kirchen und Confessionen angesichts der bedrohlichen Wirkungen der kirchenpolitischen Umsturzgesetze, die Zunahme der Confessionslosigkeit, des Nazarenerthums und des Socialismus, die sichtliche Vermehrung des Pauperismus, insbesondere in den mittleren Schichten der Gesellschaft, gegenüber dem auswuchernden Kapitalismus, welcher in den Händen der Juden am Leibe des christlichen Volkes wie ein Krebsschaden verderblich wirkt und breite Schichten der Bevölkerung in sklavenähnliche Abhängigkeit gestürzt hat; endlich die überall zu Tage tretende Mißwirthschaft in der Verwaltung, die erschreckende Anzahl von Defraudationen und Veruntreuungen, das Sinken der Moral und das Anwachsen der Corruption in allen Gestalten und auf allen gesellschaftlichen Stufen — dann erhält man von dem modernen Ungarn ein Bild, welches zu ernstestem Nachdenken mahnt und keineswegs zu jenen parteilichen Lobeshymnen berechtigt, deren man so häufig über Ungarn auch in der ausländischen Presse begegnet. Die Wahrheit über Ungarn ist ein Ruf zur Ein- und Umkehr, zur Reform an Haupt und Gliedern, zur gründlichen Aufräumung mit dem verderblichen Regierungssystem, das insbesondere seit 1876 in diesem Lande herrschend geworden ist.

LXXX.

Der westfälische und der Frankfurter Frieden.

Dieses Jahr (Anfang Oktober) fand in Münster, anläßlich der Jahresversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, eine Denkfeier des westfälischen Friedens statt. Der erste Bürgermeister Jungeblodt schilderte dabei in kurzen markigen Zügen die Blüthe Deutschlands im Mittelalter in Kunst, Gewerbe und Handel, die Vernichtung des gesammten Wohlstandes und des Nationalgefühls durch den dreißigjährigen Krieg und das allmähliche Wiedererstarken Deutschlands unter Führung der hohenzollernschen Fürsten. Erst jetzt, nach 250 Jahren, habe der Wohlstand und besonders der überseeische Handel die gleiche Höhe wieder erreicht, auf der er vor dem großen Kriege gestanden habe. Die eigentliche Festrede hielt der Universitätsprofessor Dr. Finke. Es sei eine Eigenthümlichkeit des deutschen Volkes, nicht bloß der freudigen Ereignisse seiner Geschichte zu gedenken, sondern auch der traurigen, weil man daraus eine Lehre für die Zukunft ziehen könne. Nur dieser Umstand rechtfertige es, daß man ein Ereigniß festlich begehe, das als eines der schmählichsten in der Geschichte unseres Vaterlandes bezeichnet werden müsse. Der Redner schilderte nun das große Elend, das der Krieg über das Land gebracht habe. Er könne nicht die Auffassung derjenigen Historiker theilen, die den Krieg als eine geschichtliche Nothwendigkeit betrachteten, da er die Vorbedingung zu der späteren Entwicklung unseres Volkes bilde.

Sicherlich hat Deutschland ein paar Jahrhunderte bedurft, bis es wieder die Einwohnerzahl erlangte, die vor dem Kriege

vorhanden war. Der Krieg wurde mit entsetzlichen Plünderungen, Mord und Brand geführt. Im Laufe der Weltgeschichte hat es keinen Krieg gegeben, der eine solche Roheit, Gemeinheit und Niedertracht der Soldaten und vielfach auch der Heerführer bekundete. Es bedürfte einer außerordentlichen Darstellerkraft, um ein anschauliches Bild dieser Schreckenszeit zu entwerfen. Es ist die entsetzlichste Zeit unserer Geschichte und der Abschluß derselben, der westfälische Frieden, das traurigste Ereigniß, das Deutschland je betroffen; unsere schlimmsten Feinde, Franzosen und Schweden, waren es, welche das entscheidende Wort führten, die Ausführung der Friedens überwachten. Trotzdem wurde der Friede als ein freudiges Ereigniß begrüßt; für die Schmach, welche durch denselben Deutschland angethan wurde, hatten damals nur wenige ein Gefühl. Das Reich verlor Pommern, ganz Niederland, Elsaß und die Schweiz, über 2000 Flachmeilen; es wurde zu einem Binnenstaat, fast ganz vom Seehandel ausgeschlossen. Die Schelde und der Rhein wurden den Deutschen verschlossen, die den Holländern zinspflichtig wurden.

Durch den dreißigjährigen Krieg sind Kunst, Wissenschaft, Gewerbe und selbst der Ackerbau so in Deutschland vernichtet und zerrüttet worden, daß heute noch nicht alles wiedereingebracht worden ist. Denn erst seit einem Jahrhundert gibt es wieder eine deutsche Kunst, Literatur und Wissenschaft. In gewerblicher Hinsicht stehen wir noch heute theilweise zurück, trotz aller Anstrengungen. Letzten Sommer fand auch in Berlin eine bedeutsame Uhrenausstellung und eine Jahresversammlung des deutschen Uhrmacherbundes statt. Dr. Förster, Professor der Astronomie und Mathematik, hielt einen Vortrag, worin er nachwies, daß im 16. Jahrhundert Deutschland bezüglich der Anfertigung der Präcisions-Instrumente an der Spitze stand, heute aber diese hohe Stufe noch nicht wieder erreicht habe. Das Ausland hat diesen Gewerbezweig aus Deutschland aufgenommen, so daß wir jetzt die in Nürnberg erfundenen Taschenuhren aus dem Auslande beziehen. Die Herstellung der Nadeln ist von Nürnberg nach England verpflanzt worden; nur Aachen hat diesen Gewerbzweig für Deutschland gerettet, aber seine Erzeugnisse müssen meist unter englischer Marke auf den Welt-

markt gehen. Porzellan wurde in Deutschland erfunden, Steingut und Töpferei wurden vorzüglich angefertigt. Erst in unseren Tagen hat man sich hierin wieder etwas emporgeschwungen. Ebenso in Edelschmiederei und Metallarbeiten. Als die Buchdruckerkunst erfunden wurde, schufen Gutenberg, Fust und Schöffer sofort Meisterwerke, die heute noch unübertroffen sind. Gewiß ein Beweis allgemeiner hoher Kunstfertigkeit! Was wäre z. B. aus Mittelpunkten wie Köln, Mainz, Nürnberg geworden, wenn die Kirchenspaltung mit ihren Kriegen nicht so vieles zerstört hätte?

Bürgerkriege sind immer die schlimmsten, grausamsten. Wenn der dreißjährige Krieg hierin alle anderen übertrifft, so ist es in erster Linie der fürchterlichen religiösen Verhetzung zuzuschreiben, welche durch das Treiben der Reformatoren in das Volk getragen wurde. In seinen Schriften, Predigten und Tischreden fordert Luther unzähligemale zur Austilgung der Katholiken und besonders ihrer Priester und Bischöfe, des Papstes auf. Und dann die schauderhaften Aufforderungen, die Bauern zu morden, würgen und todtzuschlagen, welche dieselbe Freiheit üben wollten, welche Luther nur für die Fürsten und den Adel gemeint hatte. Diese blutdürstigen Hetzereien waren von verhängnißvoller Wirkung. Und dabei preisen Protestanten den Lutherzorn als größte Tugend, rufen denselben noch heute oft genug an!

Kein Geringerer als Bismarck hat den westfälischen Frieden als eine geschichtliche Nothwendigkeit, als Vorbedingung der späteren Entwicklung unseres Volkes bezeichnet. Durch diesen Frieden sei die Weltuhr für Jahrhunderte richtig gestellt worden. Daß Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg fast zwei Jahrhunderte in seiner geistigen und sonstigen Entwicklung zurückgehalten, eine wahre Wüste durchwandern mußte, wie sie selten ein Volk zu überstehen hatte, sei nur beiläufig erwähnt. Das Beste ist, daß Bismarck selbst den westfälischen Frieden, trotzdem er ihn als Richtigstellung der Weltuhr bezeichnet, thatsächlich nachdrücklicher verurtheilt hat, als jemals ein Fürst oder Staatsmann vor ihm. In allen französischen Geschichtswerken wird dieser Frieden als das Meisterwerk Richelieus, als der größte Triumph der französischen (von Schweden und

Holland unterstützten) Politik gepriesen. Und bei dem Tode Bismarcks sagten französische Politiker, derselbe habe das Werk Richelieus umgekehrt, zerstört. Ganz richtig. Ist es nicht Bismarck gewesen, der die Dänen und Franzosen aus Deutschland vertrieb, nachdem schon früher die Schweden daraus vertrieben worden waren? Seine ganze Politik, wegen der er ja gefeiert wird, besteht gerade in der Umstülpung des westfälischen Friedens, dessen Nothwendigkeit und Berechtigung also durch dieselbe widerlegt, verläugnet wird. Das deutsche Nationalbewußtsein hat Bismarck bei dieser Politik getragen. Aber, wie ist dasselbe wiedererwacht, nachdem es schon 1648 gänzlich verschwunden war?

Bei der 150jährigen Feier der Universität Göttingen pries der Professor von Willamowitz-Möllendorf die Hochschulen als Pflegstätten des nationalen Geistes und Bewußtseins. Aber bei ihrer Gründung, 1735, habe die Göttinger Hochschule dies nicht sein können, denn damals habe es noch kein deutsches Nationalbewußtsein gegeben, da es nur noch unter sich feindliche Fürstenthümer gab. Der siebenjährige Krieg war auch gewiß alles andere denn ein Ausfluß deutschen Nationalbewußtseins. Er bezeichnet viel eher den Höhepunkt einer gegensätzlichen Gesinnung. Durch ihn wurde die Spaltung Deutschlands vollendet. Erst durch die Vertheidigung gegen Napoleon I. wurden Oesterreich und Preußen wieder zusammengeführt und auch die übrigen deutschen Staaten mitgezogen, das Ganze dann wiederum im deutschen Bund vereinigt. Dieser bot dem deutschen Nationalbewußtsein doch eine Befriedigung, indem er wenigstens die Mittel- und Kleinstaaten verhinderte, sich mit dem Auslande zu verbünden. Der Kampf gegen Frankreich, die Freiheitskriege, haben auch den geistigen vaterländischen Aufschwung hervorgerufen, welcher in der romantischen Schule, einer katholischen Regung, gipfelte, die unsere moderne Literatur mit schaffen half. Dadurch ist, mit der Erinnerung und Bewunderung des alten Reiches und seiner Herrlichkeit, auch das deutsche Nationalbewußtsein und damit das Verlangen nach Einheit, Wiederherstellung des Reiches wieder geweckt worden und erstarkt. 1848 empörte man sich gegen die Fürsten, aber man rief nach dem Kaiser. Gerade in den protestantischen Ländern waren, seit

Beginn der Kirchenspaltung, durch Politik, Schule und Verwaltung der Fürsten die Erinnerungen und selbst der Gedanke an das alte Reich am meisten ausgetilgt und verwischt worden. In den katholischen Fürstenthümern, die ja meist unter dem Krummstab standen, war dies ungleich weniger geschehen; man fühlte sich noch durch die Kirche eins mit dem alten Reich und dem Kaiser. Daß Oesterreich nach 1815 diesen wichtigen Umstand nicht zu benutzen verstand, gehört auf ein anderes Blatt. Hauptsächlich ist daran der Josefinismus schuldig — nebst Gallikanismus und Febronianismus die unheilvollste Einwirkung des Protestantismus auf die Kirche — welcher seinen geistigen Aufschwung und zugleich aber auch die Schwungkraft der Kirche lähmte, durch die Oesterreich den Katholiken Deutschlands näher stand, auf dieselben wirken konnte. Wie Preußen sich zum Hort der Einigkeit, natürlich der kleindeutschen, zu machen gewußt, ist bekannt. Uebrigens hat schon 1848 der große spanische Staatsmann Donoso Cortes vorausgesagt, das preußische Heer werde die deutsche von der Mehrheit verlangte Einheit herstellen und Elsaß-Lothringen zurücknehmen, sobald sich der Staatsmann finde, welcher dasselbe zu gebrauchen wisse.

Wir können die Dinge nun ansehen wie wir wollen, die Wiederherstellung des Reiches, die Einheit Deutschlands ist im Grunde ein katholischer Gedanke, wenn er auch durch die Umstände in protestantische Fassung gekommen ist. Der Protestantismus hat sich gerade in Deutschland mehr denn irgendwo als Sprengstoff, als eine Macht bethätigt, welche spaltet und trennt. Es ist dazu heute Deutschland in eine Verschiedenheit sich befehdender Kirchenwesen und in eine große Zahl Schulrichtungen und Glaubens- und auch Unglaubens-Abstufungen zertheilt, folglich alles andere als eine einige Macht. Nur in dem Gegensatz zur Kirche ist es einig, außerdem fast nur durch Politik und Verwaltung zusammengehalten. Der nationale deutsche Gedanke, das Nationalbewußtsein, ist erst durch die romantische Bewegung und die Ereignisse dieses Jahrhunderts gekommen. Bei den Ostelbiern ist davon heute noch nicht übermäßig viel zu verspüren: sie sind noch vorwiegend protestantisch-preußisch-kleinstaatlich.

Das Jahr 1848, genau zweihundert Jahre nach dem west-

fälischen Frieden, bietet den schärfsten Gegensatz zu demselben. 1648 triumphiren die Protestanten ob der von ihnen bewirkten Zerreißung des Reiches, der Schwächung und Demüthigung des Kaisers; 1848 rufen sie nach Kaiser und Reich, erheben sich gegen ihre Fürsten. Erst zweiundzwanzig Jahre nachher wird ihr und Aller Wunsch erfüllt, mit vereinten Kräften Elsaß-Lothringen wieder erobert, das Reich neu errichtet. Die Rücknahme Elsaß-Lothringens ist deshalb etwas mehr als eine gewöhnliche Eroberung, Befriedigung des Ehrgeizes. Sie ist das nothwendige Ergebniß des wiedererwachten deutschen Nationalbewußtseins, der Schlußstein der neuen Einheit, die Anknüpfung an das alte Reich. Durch die Wegnahme Elsaß-Lothringens wurde ein Glied von dem lebendigen Leibe Deutschlands geschnitten, die Uebermacht Frankreichs gegen Deutschland besiegelt, dieses zur Ohnmacht verurtheilt. Deshalb mußte 1871 Elsaß-Lothringen mit zwingender Naturnothwendigkeit wieder zu Deutschland geschlagen werden. Daß dies auch sonst keine unberechtigte Politik gewesen, ist durch den jetzt 28jährigen Frieden bewiesen, den Europa Deutschland verdankt. Frankreich ist auch in diesem Jahrhundert selten zehn Jahre ohne einen Krieg gewesen. Der Frankfurter Frieden hat es in die Unmöglichkeit versetzt, Europa in der alten Weise zu beunruhigen. Es rüstet seither über die Maßen, zwingt daher auch die andern Mächte zur Verstärkung ihrer Streitkräfte. Da Deutschland seine Probe bestanden, Frieden hält, Europa Vertrauen einflößt, darf man wohl annehmen, daß der Frankfurter Frieden gerechtfertigt ist, eben so lange anhalten wird als der westfälische, das Werk Richelieus. Es wird mit Recht gar vieles an der Politik Bismarcks, an den von ihm gebrauchten Mitteln getadelt. Aber sehen wir einmal die Politik Richelieus, Ludwigs XIV?

Der seit 1871 gemachten Fortschritte wollen wir uns nicht übermäßig rühmen: es sind auch viele Schattenseiten dabei, welche durch eine einsichtige Politik hätten vermieden, vermindert werden sollen, dies noch werden müssen. Wir sind in den 28 Jahren des Friedens und der Einheit inne geworden, welche großartigen Kräfte Deutschland besitzt, welcher Entwickelung es fähig ist. Wegen der Glaubensspaltung, des dreißigjährigen Krieges sind wir bei der Austheilung der neuen Welt aus-

geschlossen worden, haben erst in den letzten Jahrzehnten einige Siedelländer erwerben können, wo wir später wohl einen Theil unserer überschüssigen Kräfte ansiedeln werden. Besonders England hat großes Unrecht, uns derartige Eroberungen erschweren zu wollen, denn je weniger wir uns in überseeischen Ländern ausdehnen können, desto zahlreicher bleibt unsere Bevölkerung in ihrem wirthschaftlichen Kampf gegen England. Die Siedelländer sind eine Ablenkung, Abschiebung unserer Kräfte, ob welcher unsere Nachbarn nur zufrieden sein können. So ganz Unrecht hat Wilhelm II nicht, wenn er sagt, unsere Zukunft ist auf dem Wasser. Denn auf diesem müssen wir uns ausdehnen, auch verhüten, daß Holland, die Mündung unseres nationalen Stromes, fremden Mächten dienstbar wird. Mit seinen überseeischen Besitzungen wird es vielmehr über kurz oder lang in den deutschen Machtbereich einbezogen werden müssen. Wirthschaftlich gehört es ja ohnedies jetzt schon mehr zu Deutschland als zu einem anderen Lande.

Holland wird wohl aus dem spanisch-amerikanischen Kriege einige Lehren gezogen haben. Derselbe hat gezeigt, daß die Vereinigten Staaten in Wettbewerb mit den europäischen Großmächten treten, ihnen es in der Weltpolitik gleich thun wollen. Die Niederlage Spaniens beweist, auf wie schwachen Füßen heute der Siedelbesitz steht, wenn das Mutterland nicht über eine starke Seemacht verfügt. Die Philippinen, Cuba u. s. w. machen den Nordamerikanern jetzt schon viel zu schaffen, werden ihnen künftig gewiß noch böse Schwierigkeiten bereiten. Man schürt nicht ungestraft Empörung und Umsturz beim Nachbar. Die Nordamerikaner werden also wohl noch einige Zeit mit ihren Eroberungen zu schaffen haben, bevor sie an weitere derartige Unternehmungen denken können. Aber dann sind die holländischen Besitzungen in Asien arg gefährdet. Holland wird dieselben nicht besser gegen Nordamerika vertheidigen können, als Spanien die seinigen. Es wird daher gut thun, sich vorzusehen, sich an Deutschland anzuschließen, wenn es seine reichen Besitzungen behaupten will.

Durch sein Wort verurtheilt der Kaiser Wilhelm ebenfalls den westfälischen Frieden, der uns unserer Küsten beraubte und die Bildung einer deutschen Flotte unmöglich machte, so nach-

drücklich als irgend Einer. Damit wird also auch die Politik der protestantischen Fürsten, Richelieus und besonders Gustav Adolfs getroffen. Die Protestanten, welche dieses schlimmste Werkzeug des „Erbfeindes“ vergöttern, bedenkmalen, sehen nicht ein, daß sie den Schwedenkönig verurtheilen, indem sie der deutschen Einheit, der Vertreibung der Schweden und Franzosen aus Deutschland zustimmen.

Es ist hochbedeutsam, daß im Neuen Reich die Katholiken, das Centrum, durch den natürlichen Gang der Dinge der Mittelpunkt unserer politischen Entwickelung geworden sind. Die Katholiken vertreten im Centrum die glorreichen Erinnerungen, Ueberlieferungen des alten Reiches, aber zugleich auch die Einrichtungen, die Entwicklung der Neuzeit. Sie sind vor Allem die Kämpen für Recht und Gesetz, für Erhaltung und Ausbau des geschichtlich Gewordenen. Das Centrum will Staat und Gesellschaft, Recht und Gesetz auf christlicher Grundlage. Es will Recht und Gesetz für alle, im Rahmen der gegebenen Verhältnisse. Das Centrum ist die einzige Partei, welche ganz Deutschland, die Sache aller einzelnen Länder und Berufsstände umfaßt, alle auf gemeinsamer Grundlage zu versöhnen, alles auszugleichen sucht. Alle andern Parteien vertreten mehr gewisse Landschaften und Stände. Die Conservativen finden sich zumeist in den alten preußischen Provinzen, wo Ackerbau und Großgrundbesitz vorherrschen. Sie verlangen Bevorzugung des Protestantismus und ostelbischen Großgrundbesitzes, beanspruchen das ausschließliche Recht auf die höheren Stellen im Heer wie in der Verwaltung. Als zum ersten Male, seitdem Schlesien zu Preußen gehört, ein Katholik, dazu ostelbischer Großgrundbesitzer, zum Oberpräsidenten dieser überwiegend katholischen Provinz ernannt wurde, bekam die Kreuzzeitung, das Sprachrohr der Conservativen, Beklemmungen. Die Conservativen sind eigentlich Kleinstaatler, welche ganz Deutschland in die Zwangsjacke stecken wollen, aus welcher Preußen selbst herausgewachsen ist. Die Nationalliberalen herrschten einst, saßen in allen Theilen Deutschland fest. Aber ihre innere Haltlosigkeit hat sie unwiderruflich zu einer kleinen Partei zusammengeschüttelt, welche sich dazu nach Landschaften abstuft. Alle anderen liberalen Parteien sind ebenfalls mehr landschaftliche oder Standes-

Gruppen, indem sie fast nur das Großbürgerthum, die Städte, Handel, Geldbesitz und Gewerbebetrieb vertreten. Die Welfen, Polen, Demokraten, Elsaß-Lothringer, immer nur Landsmannschaften. Die durch Blindheit und Ungeschick der Regierer über Gebühr zu Bedeutung gekommenen Socialdemokraten vertreten einen Zukunftstaat, an den sie selber nicht glauben können, da sie dessen Gestaltung nicht anzugeben wissen, alle ihre Versuche, die verheißene Beglückung zu verwirklichen, kläglich fehlgeschlagen sind. Sie sind der Ausdruck der Unzufriedenheit, die sie durch boshaft geschickte Ausmalung allgemeiner Mißstände und des Mißgeschickes Einzelner meisterhaft auszubeuten verstehen. Sie sind sozusagen die Protestanten des Protestantismus, der höchste Ausdruck protestirender Ueberhebung und Anmaßung.

Da das Centrum die Sache der Gesammtheit des Volkes vertritt, alle widerstrebenden Strebungen und Forderungen auszugleichen sucht, ist es der Kern und Mittelpunkt geworden, um den sich abwechselnd die anderen Parteien und Gruppen angliedern, anschließen. Das Centrum steht gewissermaßen mit einem Fuße in allen Parteien, in allen Landestheilen des Reiches, daher seine Macht, sein Ansehen, das Vertrauen, welches es auch denen einflößt, die es aus Vorurtheil und Beschränktheit bekämpfen. Als Windthorst starb, gestanden die Blätter aller ihm feindlichen und abgeneigten Parteien: ohne Windthorst, ohne das Centrum wäre es angesichts des herrschgewaltigen Reichskanzlers um unsere Freiheiten und Rechte geschehen gewesen. Aehnlich ist auch heute noch das Centrum der unentbehrlich feste Thurm in der Erscheinungen Flucht.

Die deutschen Regierungen hätten alle Ursache, dem Centrum dankbar zu sein, seine Bestrebungen zu fördern. Dergleichen ist freilich von ihrer Staatsklugheit nicht zu erwarten. Es ist vielleicht auch besser, wenn die Regierungen ihm feindlich, argwöhnisch, mißgünstig gegenüber stehen. Dadurch ist das Centrum nur selbständiger, fester, freier, genießt um so mehr Vertrauen beim Volk. Denn es schützt und vertritt all seine Rechte, alle seine gerechtfertigten Forderungen, sucht sein Wohl, das Wohl der Gesammtheit wie keine andere Partei. Jede Schwächung des Centrums ist ein Nachtheil für das gesammte Volk, ganz abgesehen von der Sache Gottes, der Kirche. Vom

Centrum kann man mit Recht sagen: es gibt Gott, was Gottes, dem Kaiser, was des Kaisers, den Fürsten, was der Fürsten, dem Volke, was des Volkes ist.

Ohne die Katholiken und das Centrum wäre das Neue Reich gerade am schärfsten von den Staaten geschieden, auf welche es in seinen auswärtigen, besonders auch wirthschaftlichen Beziehungen angewiesen ist: Oesterreich, Frankreich, Italien, Spanien, die lateinischen Staaten Amerikas. In den Siedelländern, in China und anderen Gebieten sind die katholischen Missionen eine Stütze Deutschlands. Rußland schließt sich durch seine Ausschlußzölle und seine asiatischen Staatseinrichtungen von Europa ab, England und die Vereinigten Staaten sind die mächtigsten wirthschaftlichen Nebenbuhler Deutschlands, werden dies mit jedem Tage mehr. Frankreich und Oesterreich sind aus verschiedenen natürlichen Ursachen viel weniger furchtbare Rivalen, Spanien und Italien fast gar nicht, werden es nie ernstlich werden können. Aber sie vermögen immer bessere Abnehmer für unseren Gewerbefleiß zu werden, während wir größere Mengen ihrer Boden-Erzeugnisse aufnehmen können. Ganz ähnlich steht es mit Mexiko und Südamerika, deren Entwickelung große Fortschritte macht, seitdem sie durch die Dampfschiffe uns näher gebracht wurden. Diese Staaten sind von den Yankees bedroht, welche stets alle dortigen Umsturzparteien unterstützen, Flibustier nachschicken, ganz wie sie schon mit Mexiko und Cuba gethan haben. Durch europäischen Einfluß, durch Unterstützung der Kirche wie der europäischen Einwanderung kann in diesen Staaten auf Herbeiführung gesunder, haltbarer Zustände hingearbeitet werden Dadurch werden sie wohlhabender, werden uns unsere Erzeugnisse abnehmen für den Kaffee, das Getreide u. s. w., das wir von ihnen kaufen. Deutsche Priester, selbst Bischöfe und Schwestern sind dort schon vielfach und mit Erfolg thätig. Ihre Zahl würde noch größer sein, wenn in Deutschland der Entfaltung der katholischen Schul- und Ordensanstalten nicht so viel Hindernisse entgegenstünden. In Brasilien und Argentinien sind die deutschen Ansiedler eine gute Stütze des deutschen Handels geworden. In Chili, einer der bestregierten der amerikanischen Republiken, haben deutsche Schwestern schon einen großen Theil der höheren

Töchterbildung in der Hand. Deutsche Officiere haben das Heer neu ausgebildet, sind dabei voller Lob der trefflichen sittlichen, bürgerlichen und militärischen Eigenschaften des dortigen Menschenschlages, der aus der Verschmelzung von Spaniern mit den Eingebornen hervorgegangen ist. Deutschland mit seiner sich schnell mehrenden Bevölkerung hat immer Kräfte abzugeben. Uebrigens sind in den letzten Jahrzehnten auch massenhaft Spanier, Italiener, Franzosen und Portugiesen in Mexiko und Südamerika eingewandert Die katholische Kirche ist das Bindeglied all dieser Staaten und Nationen untereinander, wie auch mit Europa. Mehrfach ist berichtet worden, wie die treuen, eifrigen, conservativen Katholiken all dieser Länder durch das Beispiel des Centrums angefeuert wurden.

In Europa ist natürlich die katholische Kirche das Bindeglied Deutschlands und Oesterreichs mit den lateinischen Völkern; sie muß und wird zu deren Erstarkung und Annäherung beitragen, wodurch allein die Sache all dieser Staaten gewahrt werden kann. Das gemeinsame Ziel, die Aufgabe dieser Staaten muß sein, die orientalische Frage in christlichem, europäischem Sinn zu lösen. Marokko muß zu einem Neuspanien werden. In Algier und Tunis sind schon 600,000 Europäer ansässig, die Franzosen haben ihre Posten bis tief in die Sahara vorgeschoben, jenseits derselben Timbuktu und andere Länder besetzt. Die europäische Türkei muß allmälig in christliche Staaten umgestaltet, diese mit der katholischen Kirche ausgesöhnt werden, um Rußland den Weg zu verlegen. Kleinasien wird dann mit der Zeit in gleiche Bahnen geleitet werden können. Die Gemeinsamkeit, der Zusammenschluß des christlichen Abendlandes gegen den Islam wird über kurz oder lang zu einer unabweislichen Nothwendigkeit werden. Vorerst handelt es sich darum, überall das christliche Bewußtsein zu stärken.

Das größte Hinderniß, das Zerwürfniß zwischen Deutschland und Frankreich, ist jetzt schon verringert, wird mit der Zeit schwinden. In Frankreich sieht man jeden Tag mehr, daß gegen Deutschland nicht aufzukommen ist, da zugleich auch gegen England Wache gestanden werden muß. Deutschland hat jetzt schon 15 (53 gegen 38) Millionen Einwohner mehr als

Frankreich, in zwölf Jahren werden es 20 Millionen sein, also 60 Millionen Deutsche gegen höchstens 39 Millionen Franzosen stehen. Da ist kein Mitlauf mehr möglich.

Das Centrum begann damit, daß es für den Schutz des Papstes, die Neuherstellung seines weltlichen Staates eintrat. Dadurch knüpfte es an das alte Reich an, welches die Schirmmacht der Kirche war, brachte die entsprechenden Ueberlieferungen, das Bewußtsein des katholischen Volkes zum Ausdruck. Denn die Katholiken Deutschlands haben nie diese Schutzpflicht vergessen. Hiedurch reichen sie wiederum allen Katholiken der Welt die Hand, welche verlangen, daß dem Oberhaupt der Weltkirche die gebührende äußere Stellung gesichert werde.

Der Kaiser Wilhelm ist für den Schutz der deutschen Katholiken, der katholischen deutschen Missionen in Palästina, China u. s. w eingetreten, ganz im Sinne der hier angedeuteten Politik Er — und wohl die meisten Protestanten — sehen ein, daß es nur eine nationale Ehrenpflicht ist, die Katholiken im Auslande zu schützen. In China beschränkt sich dieser Schutz nicht auf die deutschen Missionen, sondern auch auf die eingebornen Katholiken, in der Türkei auch, vertragsmäßig, auf die Schweizer, welche zum Theil katholisch sind. Das Schutzrecht im heiligen Lande hat in letzter Zeit zu öffentlichen Erörterungen geführt, da Frankreich ein solches Recht über alle Katholiken und katholischen Anstalten beanspruchte. Ein uns vorliegendes umfassendes urkundliches Werk[1]) rühmt französisch-patriotisch die Politik Frankreichs von Franz I. ab, welcher sich mit dem Sultan gegen den Kaiser verbündete, 1535 die erste Capitulation schloß, die nur Handel und Politik bezweckte. Erst die 1604er Capitulation verbürgt den Schutz der Christen. Richelieu führte die Türken nach Ungarn und gegen Spanien, lieferte ihnen Kreta aus. Er erweiterte die Capitulationen, folglich auf Kosten des deutschen Reiches und des Katholicismus, da er gleichzeitig auch die protestantischen Fürsten, Dänemark

---

1) Le Régime des Capitulations, par un ancien diplomate. Paris, Plon. 1898.

und Gustav Adolf gegen Deutschland gebrauchte. Es ist daher ganz selbstverständlich, daß Oesterreich und das neue Reich den französischen Schutz für ihre Unterthanen im türkischen Reich ablehnen. Es hängt alles zusammen, wie man sieht. Unwillkürlich, ganz von selbst, haben das österreichische wie das deutsche Volk diesen Schutz abgewiesen, und dadurch die richtige, aus Geschichte und Ueberlieferung sich ergebende Stellung gegen Frankreich eingenommen.

LXXXI.

Sicilia Sotterranea.

Welch hohe Bedeutung die Katakombenforschung, wie sie namentlich durch und seit de Rossi betrieben wurde und wird, für die Kenntniß des frühchristlichen Lebens hat, bedarf heute keiner näheren Darlegung mehr. Infolge des monumentalen Werkes von de Rossi, der Roma sotterranea, hatte man sich allmählich daran gewöhnt, bei dem Worte Katakomben in erster Linie, ja fast ausschließlich an die unterirdischen Grabstätten der ewigen Stadt zu denken. Allein die Forschung ist über die Grenzen Roms längst hinausgegangen und hat die Untersuchung auch auf anderwärts vorhandene Hypogeen ausgedehnt. Solche finden sich in größerer Zahl freilich vor allem wieder in Mittel- und Unteritalien, Sicilien mit eingeschlossen. In letzterem Lande namentlich hat die Forschung in neuester Zeit unterirdische Grabstätten aufgedeckt, die in der Großartigkeit ihrer Anlage den römischen wohl an die Seite gestellt werden dürften.

Die Ergebnisse dieser Forschungen nun liegen uns seit

Ende vorigen Jahres in einem trefflichen Werke[1]) vor aus der Feder eines deutschen Gelehrten. Derselbe, Dr. Josef Führer, Lycealprofessor in Bamberg, hat mit und neben dem verdienten Direktor des Museo nazionale in Syrakus, Paolo Orsi, kräftig in die sicilianische Katakombenforschung eingegriffen, und da er nach allen Seiten tüchtig vorbereitet an die Arbeit herantrat, auch herrliche Resultate erzielt. Da sein unten verzeichnetes Werk verdient, in weiteren Kreisen Beachtung zu finden, soll über dasselbe in Kürze referirt werden.

Es sind zunächst drei größere Katakombenkomplexe im Osten von Sicilien in der Nähe von Syrakus, welche in genanntem Werke in topographischer Hinsicht, wie nach ihrer inneren Ausstattung beschrieben werden, nämlich S. Giovanni, die Nekropole Cassia und das Coemeterium S. Maria di Jesù. Die topographischen Vermessungen hat Verfasser selbst, theilweise unter großen Schwierigkeiten, ja fast mit Lebensgefahr ausgeführt und für alle drei Katakomben einen genauen Situationsplan ausgefertigt (Tafel I und II). Ein bloßer Blick auf den Plan, namentlich bei S. Giovanni, genügt, um einen Begriff von der Großartigkeit dieser unterirdischen Nekropolen zu bekommen. Hiebei hätten wir nur ein Desiderium namhaft zu machen, daß nämlich die einzelnen Theile, wie decumanus maior, dec. minor, Rotunde Adelfia, Rot. Victoria, capella di Eusebio u. s. w. hätten durch Zahlen, Buchstaben, Namen oder wie immer genau kenntlich gemacht werden sollen. Dadurch wäre die Auffindung beim Studium wesentlich erleichtert, die Herstellung aber sicher nicht erschwert worden.

Das dritte Kapitel behandelt die innere Ausstattung der drei Coemeterien und zwar in sechs Abschnitten: Architektonische Einzelheiten, decorative Malereien der einfachsten Art, Freskogemälde von künstlerischem Charakter, Werke der Plastik, Inschriften der verschiedensten Art und endlich Werke der Kleinkunst und sonstige Gegenstände. Wer weiß, welch verheerende

1) Forschungen zur Sicilia Sotterranea von Josef Führer. Mit Plänen, Sektionen und anderen Tafeln. München 1897.

Kämpfe in dem gewaltigen Völkergemenge der Griechen, Gothen, Vandalen, Sarazenen und Normannen über die Insel dahingezogen und neben dem Zahn der Zeit eifrig an der Zerstörung des Alten mitgewirkt haben, der wird seine Erwartung auf bedeutende diesbezügliche Ueberreste nicht allzuhoch spannen, gewiß aber überrascht sein über das, was er in Führers Publikation, namentlich an Freskogemälden und Inschriften noch vorfindet. In diesen beiden Kategorien nämlich finden sich noch die meisten Ueberreste, und Führer gibt S. 94—115 und S. 140—70 je eine dankenswerthe Zusammenstellung. Leider konnten in dieser Publikation dem beschreibenden Text nur in ganz beschränkter Zahl Abbildungen beigegeben werden; solche sind aber vor allem nothwendig, soll man sich ein Urtheil über Werth und Bedeutung bilden können. Gerade das aber, was hier geboten wird, weckt um so lebhafter das Verlangen nach den noch ausstehenden Bildern, als in dem Wenigen Auffassungen ganz eigener Art gegeben sind. Es liegt uns ferne, hier in eine Kritik des Einzelnen einzugehen, einige Bemerkungen aber können wir doch nicht ganz unterdrücken. In dem zweifelsohne merkwürdigen Freskobild Taf. XI, N. 2, Text S. 112, will Verfasser eine Darstellung Christi und der heil. Eucharistie erblicken, eine Auffassung, gegen die unserer Ansicht nach sowohl der Typus der Gestalt, wie auch die beigegebenen Symbole ganz entschieden sprechen dürften. Haltung, Kleidung, Gesichtsausdruck, nicht am wenigsten auch das goldene Ohrgehänge, machen es geradezu unmöglich, an Christus zu denken; dazu noch der Palmzweig in der linken Hand und die Taube (?) mit dem Oelzweig zur Rechten. So hat sich, das darf man bestimmt sagen, die Kirche Christus nie vorgestellt. Wir verkennen nicht, eine völlig befriedigende Erklärung zu geben, ist nicht so leicht. Am ehesten möchten wir an eine christliche Martyrin denken. Diese Annahme ermöglicht auch der Ort des Freskogemäldes, Nekropole Cassia, deren Entstehungszeit bis ins 3. Jahrhundert hinaufreicht (S. 124), während S. Giovanni kaum über das zweite Drittel des 4. Jahrhunderts zurückgeht, in seinen jüngsten Bestandtheilen aber ins 6. Jahrhundert herabreicht.

Am wenigsten zahlreich sind die Ueberreste der plastischen

Kunst, überragen aber trotzdem an Werth alle anderen. Es gehört nämlich zu ihnen der berühmte Syrakusaner Sarkophag, der 1872 von Cavallari entdeckt wurde und von welchem Verfasser S. 131 ff. eine kurze Beschreibung gibt. Die verschiedenen Scenen auf diesem Sarkophag sind so überaus interessant, einzelne Figuren, so vor allem die Person Christi, so lieblich und anziehend dargestellt, daß wir gerne länger bei diesem merkwürdigen Kunstwerk verweilen möchten, müssen jedoch darauf verzichten. Eine kurze Bemerkung aber müssen wir uns auch hier gestatten: das „breite Band", das die Brust und die linke Schulter des männlichen Reliefbildes in der Mitte des Sarkophages bedeckt, ist zweifelsohne das lorum; kennzeichnet somit den betreffenden Gatten nicht als „Angehörigen des senatorischen Standes", sondern als hohen Staatsbeamten, wahrscheinlich als Consul.

Das Angeführte mag genügen, um den Werth und die Bedeutung oben angeführten Werkes für die christliche Archäologie darzuthun, zugleich aber auch um den Wunsch gerechtfertigt erscheinen zu lassen, es möchte dem begabten Verfasser ermöglicht werden, einerseits sein Talent weiter im Dienste archäologischer Forschung zu verwenden, andererseits die bisher gewonnenen Resultate in einer noch umfassenderen und ausführlicheren Darlegung bekannt geben zu können, wie er solches beabsichtigt (S. 187).

Knöpfler.

LXXXI.

Nachgelassene Gedichte von Emilie Ringseis.[1]

Es geht bereits in's dritte Jahr, seit Emilie Ringseis aus dem Leben geschieden ist. Die geniale Dichterin stand erst im 63. Lebensjahre, als sie abberufen wurde, nach menschlichem Ermessen zu früh für die noch keineswegs erschöpfte Kraft ihrer geistigen Produktion. Das Höchste hatte sie zwar geleistet in dem herrlichen Schwanengesang, der ihr poetisches Schaffen abschloß und nicht mehr überboten werden konnte, „Der Königin Lied", aber von ihrem großen Talent wäre noch manches zu erwarten gewesen, was den Schatz unserer Literatur bereichern half. Ihr Seelenleben war reich und tief genug, daß die dichterische Kraft daraus immer wieder neue Nahrung schöpfte. Neben jenen großen Arbeiten, mit denen sie in den letzten Jahren sich befaßte, gingen so manche kleinere Erzeugnisse nebenher, die dem Bedürfnisse des Augenblicks, den Antrieben und Eindrücken der lebendigen Gegenwart entsprangen und ihrem beweglichen Geiste neue Aufgaben stellten.

Davon zeugen die „Nachgelassenen Gedichte", welche soeben von Bettina Ringseis, der einzigen noch überlebenden Schwester der Dichterin, herausgegeben sind und ein Bändchen von 229 Seiten füllen. Sie enthalten den wesentlichen Ertrag dessen,

---

1) Herausgegeben von Bettina Ringseis. Freiburg, Herder. 1898. (Mk. 2 80; in Goldschnitt Mk. 4.—)

was seit dem Erscheinen der zwei früheren lyrischen Sammlungen (1865 und 1873) in ähnlicher Form entstanden ist. Einzelnes davon ging wohl gelegentlich in Tagesblätter über, die große Mehrzahl blieb ungedruckt und fand sich auf losen Blättern oder in Tagebüchern eingetragen. Die Herausgeberin hat nun diese zerstreuten Poesien mit emsiger Gewissenhaftigkeit zusammengetragen. Nachdem sie vor zwei Jahren die „Erinnerungsblätter", die selbstbiographischen Aufzeichnungen von Emilie Ringseis, mit ergänzenden eigenen Zuthaten veröffentlicht hatte,[1]) hielt sie es an der Zeit, auch diese Nachlese zerstreuter Poesien, so wie sie vorlagen, der Oeffentlichkeit zu übergeben. „Hätte die Dichterin," bemerkt sie, „länger gelebt, so würde sie ohne Zweifel mit der Herausgabe noch gewartet haben, bis die Sammlung reicher und vollständiger geworden; sie würde so manches gefeilt und verbessert, so manche Härten ausgemerzt haben". Die Freunde ächter Poesie werden gleichwohl der Herausgeberin, die das Gedächtniß und Vermächtniß der Heimgegangenen mit so liebender Fürsorge hütet, für dieses Werk schwesterlicher Pietät dankbar sein. Als die eigentliche Vertraute der Dichterin war sie am besten im Stande, die losen Blätter zu sammeln, zu sichten und in die richtige Ordnung zu bringen.

Von den beiläufig 160 Gedichten gehört etwa die Hälfte dem religiösen Gebiete an, ein anderer Theil ist vermischten Inhalts und der Rest besteht aus Gelegenheitsgedichten. In ihrer Gesammtheit Schöpfungen edelsten Gehalts, ausgezeichnet durch den Geist innerer Wahrheit, Reife, Originalität und Gedankenfülle. Sind sie nicht durchgehends formvollendet, so haftet ihnen wenigstens allen der Zug einer ausgeprägten Individualität an. Schon Vilmar hat an Emiliens Talent das Urwüchsige betont; so ganz und gar nichts Epigonenhaftes trage ihre Poesie an sich. Diese starke Sonderart tritt auch in diesem Nachlaß, den Dichtungen ihrer späteren Lebensjahre, dem Leser vor Augen. Das überwiegende und gehaltvollste Element bilden

---

1) Vgl. darüber Histor.-pol. Bl. Bd 118, S. 706 ff.

die geistlichen Gedichte. Das lag, wie sie selbst erkannte, in der natürlichen Richtung ihres Talentes, ihres zur Betrachtung geneigten Geistes. Wie diese dichterischen Ergüsse so recht ihrem innersten Leben entströmten, so dienten sie hinwiederum ihrer Seele zur Stärkung und Förderung. Es ist lesenswerth, was sie hierüber in ihren „Erinnerungsblättern" sagt: „Daß mir hieraus fürs Leben einige Andacht zugeflossen ist, und ich in meinen Gedichten durch ihren objektiven Gehalt, ihren Gegenstand, allmählich frömmer geworden bin, das hoffe ich sagen zu dürfen, — daß Gott sie für mich zu einer Krücke gemacht hat, um weiter zu humpeln, dafür sei Ihm demüthig Dank gesagt. Sie sind mir Antrieb geworden, die eigentlichen Heils- und Gnadenmittel eifriger zu gebrauchen." Zahlreich und tief anmuthend für jedes gläubige Gemüth sind die „Heilandslieder", Poesien, die ihr vor dem Tabernakel und aus der Communion erblühten. So kann nur Einer sprechen und dichten, dem der Glaube nicht bloße Gefühlssache ist, dessen ganzes Denken erfüllt und durchdrungen ist von dem Quell, Inhalt und Ziel des Glaubens. Ich will nur hinweisen auf so ächt und warm empfundene Lieder wie: „Das ewige Licht" (29), „Verspätung" (30), „Zu Haus", „Kommen und Gehen" (33), „Der Hüter des Herdes" (34), „Hie Christ in Ewigkeit" (39), „Daß Du es wirklich bist" (32). Einige Strophen von letzterem als Probe:

...„Daß Du es wirklich bist,
Mein unermeßnes Leben,
Der mir zum Glauben noch
Die Sangeslust gegeben!

Daß Du es wirklich bist,
Der Liebe großer Meister,
In dessen Schönheit sich
Berauschen Himmelsgeister!

Daß Du es wirklich bist,
Oft hab' ich es gesungen
Könnt' ich es singen doch
In allen Erdenzungen!

Daß Du es wirklich bist,
O schmelz' es mich in Thränen
Wie bleicht vor solchem Glück
All künstlerisches Wähnen!

Daß Du es wirklich bist,
Und könnt' ich auch nicht singen,
Ein lallend Wörtlein mag
Ins Herz der Gottheit dringen.

Daß Du es wirklich bist!
In Gottesherzens Mitte
Schieß' ich den mächtigen Pfeil,
Des guten Willens Bitte.

Daß Du es wirklich bist,
Ich bin es glaubend inne;
Laß mich es schauen einst,
Gottmenschensohn, Gott Minne!"

Originell lautet „Im Innern" (S. 40):

„Er ist zu mir gekommen,
Ihr Himmel, schaut auf mich!
Sein Tabernakel bin ich,
Drin weilt Er mildiglich.

Auf eine kurze Weile
Darf ich Sein Himmel sein,
Sein Bethlehem, Sein Krippchen,
Drin Er sich bettet ein.

Joseph von Arimathäa,
Gabst Ihm dein Felsengrab;
Ich aber im eigenen Innern
Den Herrn bestattet hab'!

Nun bet' Ihn an, mein Engel!
Maria, komm geschwind,
Sieh, wie mir hold im Herzen thront
Dein selig süßes Kind!"

Den prächtigen Gesängen der früheren Sammlung über das Fronleichnamsfest lassen sich ebenso lebendige, wenn auch nicht so schwungvolle in der neuen Sammlung an die Seite stellen. Dazu kommt noch eine Anzahl Marienlieder, in denen sich die begeisterte Minnesängerin der hl. Jungfrau nicht erschöpfen kann, und eine gesonderte Reihe „Heiligengedichte“, aus denen ich „Lieblicher Besuch“ (Antonius von Padua) besonders hervorheben möchte.

In der Abtheilung „Vermischtes“ finden sich ebenfalls bedeutsame und gemüthansprechende Ergüsse: fromme Anrufe, Aufblicke und Ausblicke, und dann wieder überraschende Bilder und sinnvolle Betrachtungen in allen Versarten. Darunter eine kunstvolle Ghasele: „Herr, o gieb!“ (70). In Sonettenform folgen tiefsinnige Meditationen über Kunst und Künste, denen die Dichterin schon in ihrer Sammlung vom Jahre 1865 einen Kranz vorzüglicher Sonette gewidmet hat. Sie sind der Ausdruck ihres großen künstlerischen Ernstes. Ihre Disputirlust und Disputirkunst, an der sich der eigene Vater so oft im Stillen ergötzte, entfaltet sie hexametrisch in einem längeren Zwiegespräch und Zwiegefecht mit Alban Stolz (139—157), in dem ihr Scharfsinn alle Lichter spielen läßt. Es ist hier eine thatsächlich durch Jahr und Tag mit Lebhaftigkeit fortgeführte briefliche Discussion Emiliens mit A. Stolz über Kunst und Kunstdarstellung dichterisch concentrirt.

Auch in den Gelegenheitsgedichten findet ihre Muse glückliche Töne, und in den kleinen epigrammatischen Beigaben und Stichworten erkennt man die geistverwandte Tochter des bekenntnißfreudigen Vaters Ringseis. Von dem Spruchartigen dieser Abtheilung ist manches seiner Zeit mit und ohne Namen in Tagesblättern erschienen, Mahnendes und Warnendes, wie es gerade die Stimmung und der Kampf des Tages, der Eindruck des unmittelbar Erlebten eingab. Zu den wohlgelungenen Streitgedichten zählen auch die munter satirischen „Fortschritt“ und „Einseitig“ im Vermischten (S. 82) und in der ersten Abtheilung die gegen gewisse religiöse Schlagworte gerichtete „Antwort“ mit dem köstlich treffenden Kehrreim: „Ja wohl, ich glaube!“ (S. 44). Von den an verschiedene Persönlichkeiten

(Platen, O. v. Redwitz, Döllinger ꝛc.) gerichteten Apostrophen verdient die erste „An König Ludwig I.“ in Lesebücher aufgenommen zu werden. Zu den an den Vater Ringseis gerichteten Festgrüßen der früheren Sammlung gesellt sich jetzt noch der warmherzige und sinnvolle Gruß zum 90. Geburts- und Namenstag des ausgezeichneten, auch durch ein gesegnetes Greisenalter begnadeten Mannes. Daß in den Gelegenheitsgedichten Tutzing und Tutzinger Erlebnisse eine Rolle spielen, ist leichtverständlich. War es ja durch Jahrzehnte hindurch der beliebte Sommersitz der Familie. Die beiden Bausprüche (S. 177—81) erzählen uns in zwanglos gemüthlichen Versen die Entstehung des von den drei Schwestern Ringseis 1890 gegründeten, mit einer Kinderbewahranstalt verbundenen Missionshauses in Tutzing, einer Zweiganstalt von St. Ottilien.

In all diesen Hervorbringungen, kleinen wie größeren, bewährt sich die selbständige, in Ernst und Scherz liebenswürdige Eigenart der Dichterin. So tritt denn die Persönlichkeit der Verewigten in diesen hinterlassenen Poesien uns noch einmal in lebensvoller Frische, wie wir sie gekannt haben, entgegen, und läßt uns, wie ein letzter Geistesgruß, empfinden, was wir Herrliches an ihr besessen und in dem Erbe ihrer tiefgründigen Schaffenskraft unvergänglich besitzen. Möge Mit- und Nachwelt sich dieses Erbe immer mehr zu eigen machen.

F. B.

